

**Familien-Politiken in
Nordosteuropa
(18.–20. Jahrhundert):
Innerfamiliale Hierarchien
und Machtverhältnisse**

**Family-Politics in
Northeast Europe
(18th–20th Century):
Innerfamilial Hierarchies
and Power Relations**



Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Herausgegeben vom
Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e.V.
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –

in Verbindung mit
Andres Kasekamp (Tartu), Nikolaus Katzer (Hamburg),
Claudia Kraft (Wien), Ilgvars Misāns (Rīga),
David J. Smith (Glasgow), Darius Staliūnas (Vilnius),
Robert Traba (Olsztyn) und Elena Zubkova (Moskau)

Familien-politik(en) in Nordosteuropa
(18.–20. Jahrhundert): Innerfamiliale
Hierarchien und Machtverhältnisse /
Family-Politics in Northeast Europe
(18th–20th Century): Innerfamilial
Hierarchies and Power Relations

Herausgeberin dieser Ausgabe:
Anja Wilhelmi, Lüneburg

28. Jahrgang 2019
Lüneburg 2021

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e.V. (IKGN)
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –
Lindenstr. 31, D-21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 40 05 90
Telefax (0 41 31) 40 05 95 9
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
<http://www.ikgn.de>

Umschlagabbildung: Klara Zeidler. Interior. 1921. Watercolour and gouache on paper. Art Museum of Estonia

Redaktion:

Anja Wilhelmi, Agnieszka Pufelska, Kai Willms

Die Beiträge der Zeitschrift „Nordost-Archiv“ werden im Double-Blind-Peer-Review-Verfahren begutachtet. Das „Nordost-Archiv“ ist eine referierte Zeitschrift.

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.

Jahresabonnement € 15,00, Print-Ausgabe € 17,50 zuzüglich Versandkosten; auch als PDF-Download erhältlich. Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf, Mindestlaufzeit 2 Jahre. Das jeweilige Abonnement kann bis zum 30. September des laufenden Jahres gekündigt werden. Die Kündigung bedarf der Schriftform (per Brief oder Fax).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprache, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS

Satz: Adam Pitula, Thorn, Polen

Herstellung: Achim Theiß – Satz & Druck, Grünberg

ISSN 0029-1595

**Familien-Politiken in Nordosteuropa (18.–20. Jahrhundert):
Innerfamiliale Hierarchien und Machtverhältnisse /**

**Family-Politics in Northeast Europe (18th–20th Century):
Innerfamilial Hierarchies and Power Relations**

Editorial:	
Anja Wilhelmi (Lüneburg)	9
Martyn Housden (Bradford): Cosmopolitan Entrepreneurs: Culture, Mobility and Survival among Baltic German Family Businesses in the Twentieth Century	15
Gregor Babelotzky (Cambridge): Die Predigerdynastie Lenz und ihr „Verlorener Sohn“ Jakob Michael Reinhold	34
Denise von Weymarn-Goldschmidt (Basel): Bastarde, Nebenkinder, <i>amis</i> – außereheliche Adelskinder im Baltikum des 18. und 19. Jahrhunderts	51
Maris Saagpakk (Tallinn): Ehe und Scheidung in autobiografischen Texten deutschbaltischer Frauen: Elisa von der Recke und Amalie Christine Jencken	69
Valentina Talerko (Daugavpils): „Tanten“ in ausgewählten Romanen deutschbaltischer Autorinnen und Autoren	89
Kristina Jõekalda (Tallinn): Heinz Pirang’s <i>Das baltische Herrenhaus</i> and the Speaking Stones: Familiarity and Familiarity of Manors in Estonia	109
Baiba Vanaga (Rundāle): Familiendarstellungen in der lettischen Malerei des 19. Jahrhunderts	138
Merili Metsvahi (Tallinn): Die Ehe und das Verständnis von Ehe in der bäuerlichen Bevölkerung Estlands und Livlands im 18. Jahrhundert	162
Andrea Griffante (Vilnius): Scientific Motherhood and National Modernity: Lithuanian Discourses on Infant Feeding from the Late 19th Century to 1940	215
Ineta Lipša (Rīga): In-between Frivolous Women and Prostitutes: Legal Framework and Reality of Prostitution in Soviet Latvia in the Context of Soviet Family Politics, 1950s–1980s	234

Projektvorstellungen

Rüdiger Ritter (Bremen): Namensbildungen als Strategien der Identitätsbildung: Das Beispiel der Familie Frydag / Freytag(h) von Loringhoven / v. Freytag gen. Löringhoff Freytag(h) genannt Löringhoff / Loringhoven 255

Julian Windmüller (Lüneburg): Zum Potential von Dingen als Quelle der Geschichte Nordosteuropas. Ein Bericht zum universitär-musealen Kooperationsprojekt PriMus in Lüneburg 272

Thomas Ehlert (Wilhelmshaven): Prof. Dr. Traugott Hahn (1875–1919) und seine Gedanken zu Ehe und Familie 286

Rezensionen

Bernd Henningsen, Tobias Etzold et al. (eds.): The Baltic Sea Region: A Comprehensive Guide / History, Politics, Culture and Economy of a European Role Model (Daunis Auers) 295

Andreas Kappelmayer: Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken-Kleeburg (1589–1652). Standeswahrung und Fremdheitserfahrung im Schweden Gustavs II. Adolf und Christinas (Stefan Donecker) 297

Peter Hallama: Nationale Helden und jüdische Opfer. Tschechische Repräsentationen des Holocaust (Norman Salusa) 300

Martin Dinges: Bettine von Arnim und die Gesundheit. Medizin, Krankheit und Familie im 19. Jahrhundert (Anja Wilhelmi) 303

Henriette Piper: Der letzte Pfarrer von Königsberg. Hugo Linck zwischen Ostpreußen und Hamburg (Annelore Engel-Braunschmidt) 306

Georg Jäschke: Wegbereiter der deutsch-polnisch-tschechischen Versöhnung? Die katholische Vertriebenenjugend 1946–1990 in der Bundesrepublik Deutschland (Stephan Scholz) 309

Astri Schönfelder: Deutsche Bürger „contra homines novi“. Die städtischen Wahlkämpfe in Estland 1877–1914 (David Feest) 312

Žanna V. Jakovleva: „Marš otsjuda... Cerkov' zakryta. Verujuščie teper' ne verujuščie!“ Antireligioznaja kampanija v Saratovskom Povolž'e (konec 1920-ch – načalo 1940-ch gg.) [„Schert euch hier weg... Die Kirche ist zu! Die Gläubigen sind keine Gläubigen mehr!“: Die antireligiöse Kampagne im Saratover Wolgagebiet (Ende der 1920er – Anfang der 1940er Jahre)] (Victor Dönninghaus) 315

Leontij V. Lannik: Posle Rossijskoj imperii. Germanskaja okkupacija 1918 g. [Nach dem Russischen Reich. Die deutsche Besatzung 1918] (Victor Dönninghaus) 317

Frank Hadler, Matthias Middell (Hrsg.): Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas, Bd.1: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg (Frank Steffen)	320
Benedikt Tondera: Reisen auf Sowjetisch. Auslandstourismus unter Chruschtschow und Breschnew 1953–1982 (Hannah Wadle)	324
Bianca Hoenig, Hannah Wadle (Hrsg.): Eden für jeden? Touristische Sehnsuchtsorte in Mittel- und Osteuropa von 1945 bis zur Gegenwart (Hasso Spode)	328
Die Autorinnen und Autoren der Abhandlungen	331

EDITORIAL

„Familie“ bot und bietet Stoff für Diskussionen, sowohl in einer breiten Öffentlichkeit als auch in wissenschaftlichen Foren.¹ Immer wieder, so scheint es, treten Konjunkturen auf, in denen Familie – oder eben das, was darunter verstanden wird –, neu konturiert oder mittels geschichtlicher Rückgriffe restauriert wird. Die perspektivische Annäherung ist weit gefächert und reicht von „Familie als Glück“ bis „Familie als Bürde“;² Familie wird als kleinste gesellschaftliche Einheit, als Ort der Herkunft oder als soziologische Prägungsinstanz diskutiert. In allen Zugängen wird Familie als diejenige Gruppierung gesehen, die die gesellschaftliche Verortung des Individuums gewährt. Gerade dieser Fokus auf das Ich verleiht ihr hohe Beachtung. Das gesellschaftliche Interesse an Familie spiegelt sich daher mit gutem Grund in ihrer politischen Relevanz wider. Wie jeher, so wird auch heute das Potential der Familie als ein machtpolitischer Faktor erkannt, der von ganz unterschiedlichen Akteurinnen und Akteuren genutzt wird.

„Familienpolitik setzt nicht nur den ordnungspolitischen Rahmen für Familien, sondern greift auch in deren Binnenstruktur ein.“³ Mit diesen Worten weist Irene Gerlach auf die Mehrdimensionalität von Familie hin. Sie beschreibt die Interdependenz zwischen den Kräften, die auf Familienstruktur und Familienleben einwirken und innerfamiliäre Politiken offenlegen. Familienpolitik determiniert in diesem Sinne das Innerfamiliäre und beeinflusst das soziale Gefüge, die hierarchischen Anordnungen in der Familie selbst. Familie als Ort sozialer Praktiken wird somit als ein Raum verstanden, in dem Familienmitglieder Machtpolitiken erfahren, aushandeln und praktizieren.

Für die aktuelle Ausgabe des Nordost-Archivs wurden Beiträge zusammengetragen, in denen diese Familien-Politiken diskutiert, auf hierarchische Strukturen geblickt und gezeigt werden, welche Instrumente den Akteurinnen und Akteuren zur Verfügung standen und inwieweit Handlungsrahmen veränderbar und hierarchische Strukturen verhandelbar waren.

Der gewählte Zeitrahmen setzt im 18. Jahrhundert ein und endet im 20. Jahrhundert. Der Untersuchungsrahmen deckt das heutige Territorium der drei baltischen Staaten ab, von den Ostseeprovinzen des Russischen Reiches bis hin zu den Sowjetrepubliken Estland, Lettland und Litauen. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf der deutschen Minderheit. Die estnische, lettische und litauische Bevölkerung findet jeweils mit einem Beitrag Berücksichtigung. Bei der Auswahl der Artikel wurde bewusst auf Interdisziplinarität geachtet, um ein Spektrum an Fragestellungen, Ansätzen und methodischen Herangehensweisen präsentieren zu können.

Gleichwohl muss an dieser Stelle ausdrücklich darauf verwiesen werden, dass die zusammengetragenen Beiträge lediglich einen kleinen Ausschnitt der möglichen Breite thematischer Zugänge wiedergeben. Insbesondere die Fokussierung auf die deutschbaltische Bevölkerung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass der geografische Raum des Baltikums multiethnische und multikulturelle historische Regionen umfasst. Erst zusätzliche und

1 Jüngst erschienen und hier beispielhaft genannt Isabel Heinemann: Wert der Familie. Ehescheidung, Frauenarbeit und Reproduktion in den USA des 20. Jahrhunderts, Berlin 2018.

2 Hier exemplarisch genannt: Geo Wissen 56 (2015), Themenheft: Familie.

3 Irene Gerlach: Familienpolitik: Geschichte und Leitbilder, in: Informationen zur politischen Bildung 301 (2008), S. 36-53, hier S. 36.

dringend notwendige familienhistorische und -soziologische Studien auch zu russischen, jüdischen oder anderen Bevölkerungsgruppen würden eine Annäherung an die kulturhistorische Vielfalt von Familie im Baltikum gewährleisten.

Die vorliegende Ausgabe des Nordost-Archivs versteht sich trotz der genannten Einschränkungen als ein Mosaikstück innerhalb einer von Vielfalt gekennzeichneten europäischen Familienforschung, einer Forschung, die – wie in jüngster Zeit zu Recht kritisiert – stark am Modell eines westeuropäischen Fortschrittsideals ausgerichtet ist. Die hier zusammengetragenen Befunde möchten in der Debatte um eine „europäische Familiengeschichte“ neue Anregungen liefern.⁴

*

Den Studien liegt ein offenes, in Zeit und Region differenzier- und wandelbares Konzept von Familie zugrunde. Familie stellt keine „feststehende gesellschaftliche Begebenheit“ dar, denn als Produkt theoretischer und rechtlicher Konzepte unterliegt Familie vielmehr zeitlichen Veränderungen und als „historische Kategorie“ einem spezifischen historischen Kontext.⁵

Die Untersuchung von Familien-Politiken in der vorliegenden Ausgabe des Nordost-Archivs rückt das innerfamiliale Geschehen in den Fokus. Familie als Schauplatz komplexer Aushandlungsprozesse⁶ wird in erster Linie unter Berücksichtigung hierarchischer Strukturen betrachtet. Schließlich ermöglichen und bedingen sie Machtverhältnisse und durch sie wird der Rahmen für Aushandlungsmöglichkeiten vorgegeben. Neben Kohortenzugehörigkeit bzw. Alter und Gesundheit sind Differenzkategorien wie Gender, Ethnie, soziale Zugehörigkeit, ökonomische Lage oder auch der Zugang zu Bildungsmöglichkeiten wesentliche Faktoren im „Miteinander“ des innerfamilialen Zusammenspiels.

Familie wird damit zum Aushandlungsraum von Macht und Machtpolitiken ebenso wie zum Konstruktions- und Reproduktionsraum von Macht. So wie Familienmitglieder Macht ausüben, erdulden oder sich ihrer erwehren, können Machtpolitiken auch auf Erhalt und Statussicherung nachfolgender Generationen ausgerichtet sein.

Dieser letzte Punkt findet sich auch im funktionalistischen Ansatz der Familiensoziologie wieder. Familie wird über ihre gesellschaftlichen Funktionen betrachtet, nämlich Si-

4 Vgl. Andreas Gestrich: *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999; oder ders., Jens-Uwe Krause, Michael Mitterauer: *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003, hier die Einleitung von Andreas Gestrich, S. 5.

5 Robert G. Moeller: *Unbenannt und allgegenwärtig. Die Familie in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung*, in: Karen Hagemann, Jean H. Quataert (Hrsg.): *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte*, Frankfurt a.M. u.a. 2008, S. 320; Jana Osterkamp: *Familie, Macht, Differenz. Familienrechte in der Habsburgermonarchie als Herausforderung des Empire*, in: *L'Homme* 32 (2000), H. 1, S. 17-35, hier S. 18.

6 Vgl. Carola Groppe: *„Doing Family“*. Familie als Herstellungsleistung zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert, in: Thomas Brakmann, Bettina Joergens (Hrsg.): *Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch*, Essen 2014, S. 23-41, hier S. 24; Wolfgang Gippert: *Familienkultur oder Kulturgeschichte des Familialen?*, in: Meike Sophie Baader u.a. (Hrsg.): *Familientraditionen und Familienkulturen. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen*, Wiesbaden 2013, S. 33-53, hier S. 46.

cherstellung der Reproduktion, Erziehung und Sozialisierung der Jüngeren, Formung und Verfestigung von Geschlechterverhältnissen sowie Regulierung von Sexualität.⁷

Der funktionalistische Aspekt lässt sich auch mit Pierre Bourdieus Überlegungen zur „männlichen Herrschaft“ auf das Reproduktionsverhalten im 19. Jahrhundert übertragen. Bourdieu schreibt hierin der Familie die tragende Rolle bei der „Reproduktion männlicher Herrschaft und der männlichen Sicht“ zu.⁸ Der Blick auf das 19. Jahrhundert zeigt, dass der heute verbreitete Analyseansatz von Familie als „gesellschaftlicher Zellstruktur“⁹ auf familiensoziologische Diskussionen im 19. Jahrhundert zurückzuführen ist. Insbesondere im deutschsprachigen Raum, und damit auch im Baltikum, wurde Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) als einer der Initiatoren rezipiert, der mit seiner „Naturgeschichte des Volkes“ (1855) Familienpolitik als Sozialpolitik verstand und diese als staatliche Aufgabe mit einer nationalen Mission verband.¹⁰

Historisch ist die Funktionalisierung von Familie weit anzusetzen. Mit ihr wurden über Jahrhunderte Transferleistungen an die Nachwelt verknüpft, die oftmals auf gesellschaftliche Stabilität bzw. Konservierung hinausliefen. Denn als gesellschaftliche Ordnungseinheit gewährte Familie durch ihre Funktion als Ort der Reproduktion vermeintliche Stabilität. Veränderungen innerhalb des Gefüges Familie wurden daher nicht zu Unrecht als Störfaktor für das gesamte gesellschaftliche Ordnungssystem gesehen. Der Blick auf Mikrogeschichten von Familie(n) ist gerade auch deshalb lohnenswert.

Die nachfolgenden Abhandlungen demonstrieren die vielfältigen Lesarten von Familie: Familie als Rechtsraum, als Raum von Machtausübung und -erduldung, als Raum der Überlieferung, als Raum von Gefühlen und Erfahrungen, als Raum von Geheimnissen, als Raum der Erzählungen oder als dingliche Manifestation. Drei Studien zu Familien-Politiken innerhalb deutschbaltischer Milieus eröffnen den Band: Der erste wirtschaftsgeschichtlich angelegte Beitrag stammt von Martyn Housden (Bradford). In „Cosmopolitan Entrepreneurs: Culture, Mobility and Survival among Baltic German Family Businesses in the Twentieth Century“ werden unterschiedliche Strategien von Unternehmenspolitik geschildert. Diskutiert werden, wie traditionelle, transgenerational geführte Familienunternehmen auf die politischen Zäsuren des 20. Jahrhunderts reagierten und wie kosmopolitische Erfahrungen der deutschbaltischen Unternehmensleiter die Firmenpolitik positiv beeinflussen konnten.

Die Wirkungsmacht von Familie als Schauplatz komplexer Aushandlungsprozesse zeigt Gregor Babelotzky (Cambridge) in seinem Beitrag „Die Predigerdynastie Lenz und ihr ‚Verlorener Sohn‘ Jakob Michael Reinhold“ auf. In dieser Fallstudie über eine Sohn-Vater-Beziehung in der livländischen Familie Lenz wird die Verflechtung von Erwartungen und Erfahrungen in ihrer Verankerung an geschlechtergebundene Strukturen deutlich. Es ist der unauflösbare Konflikt zwischen Prediger und Dichter, zwischen den Ansprüchen des Vaters und den Abnabelungsversuchen des Sohnes.

7 Vgl. Cornelia Helfferich: Familie und Geschlecht, Opladen u.a. 2017, S. 59.

8 Vgl. Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M. 2012, S. 148, zit nach Helfferich, Familie (wie Anm. 7), S. 16, 50-59.

9 Ulrich Raulff, Ellen Strittmatter: Einleitung, in: Ellen Strittmatter (Hrsg.): Die Familie. Ein Archiv, Marbach a.N. 2017, unpag.

10 Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, Stuttgart u.a. 1851–1869.

Auch in der Studie „Bastarde, Nebenkinder, *amis* – außereheliche Adelskinder im Baltikum des 18. und 19. Jahrhunderts“ von Denise von Weymarn-Goldschmidt (Basel) stehen Vater-Kinder-Beziehungen im Fokus. Von Weymarn-Goldschmidt richtet ihr Augenmerk auf die Verwandtschaftsbeziehungen zu illegitimen Kindern deutschbaltischer Adelliger. Vor dem Hintergrund bestehender Patrilinearität in den Abstammungsbeziehungen¹¹ des deutschbaltischen Adels untersucht sie, wie Familienzugehörigkeiten manifestiert und gelebt wurden.

Der deutschbaltische Adel steht ebenfalls im Fokus des literaturwissenschaftlich angelegten Beitrages „Ehe und Scheidung in autobiografischen Texten deutschbaltischer Frauen: Am Beispiel von Elisa von der Recke und Amalie Christine Jencken“ von Maris Saagpakk (Tallinn). Die genderorientierte Studie setzt sich mit der eherechtlichen Beziehung in der Familie auseinander. Ehe als religiös begründete Norm wurde von der in den Ostseeprovinzen gültigen evangelisch-lutherischen Kirchenordnung juristisch lizenziert.¹² Es nimmt daher nicht wunder, dass Scheidungsfälle in autobiografischen Schriften der Geschiedenen als „biografische Brüche“ erlebt und geschildert werden. Die Darstellung der „traumatischen Erfahrung“ (Saagpakk) von Scheidung bezieht emotionsgeschichtliche Forschungsergebnisse mit ein.

Wie Saagpakk folgt auch Valentina Talerko (Daugavpils) mit „Tanten‘ in ausgewählten Romanen deutschbaltischer Autorinnen und Autoren“ einer literaturwissenschaftlichen Herangehensweise. Talerko untersucht das literarische Motiv Familie; ihre Aufmerksamkeit gilt der Figur der „Tante“ im innerfamilialen Beziehungsgeflecht – einer Figur, die durch ein spezifisches Kooperations- und Solidaritätsverhalten hervortritt. Die literarische Perspektive auf die Figur der Tante wird dabei über die Erfahrungen von Nichten und Neffen konstituiert. Bemerkenswert ist, dass diese insbesondere unter dem Aspekt der „intergenerational solidarity“ durchaus mit Untersuchungsergebnissen der modernen Familiensoziologie Übereinstimmungen aufweist.¹³

Wie bereits im Beitrag von Weymarn-Goldschmidt beziehen Saagpakk und Talerko einen Verwandtschaftsbegriff mit ein, der neben einer sozialen und politischen besonders auch eine ökonomische Komponente aufweist. Verwandtschaft stellt hier eine Ressource für Unterstützung und Solidarität innerhalb von Familie dar.¹⁴

Die darauffolgenden zwei Abhandlungen stammen von Kunsthistorikerinnen: Kristina Jõekalda (Tallinn) widmet sich „Heinz Pirang’s *Das baltische Herrenhaus* and the Speaking Stones: Familiarity and Familiarity of Manors in Estonia“ und Baiba Vanaga (Rundāle)

11 Zur Patrilinearität und männerrechtlichen Ordnung vgl. Karl Kaser: *Macht und Erbe. Männerherrschaft, Besitz und Familie im östlichen Europa (500–1900)*, Wien 2000, S. 188–198; sowie grundlegend zur Frage der Abstammungsbeziehung: Gestrinch, *Einleitung* (wie Anm. 4), S. 14.

12 Vgl. u.a. Andreas Kappeler: *Russland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall*, München 1992, S. 125–130, 212–214.

13 Zit. nach Johannes Huinink, Dirk Konietzka: *Familiensoziologie. Eine Einführung*, Frankfurt a.M. u.a. 2007, S. 209. Zum Begriff des *social support* vgl. Rainer Diaz-Bone: *Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiäre Beziehungssysteme*, Wiesbaden 1997, hier u.a. S. 11.

14 Vgl. zum Forschungsstand Margarethe Lanzinger, Edith Saurer: *Politiken der Verwandtschaft. Einleitung*, in: dies. (Hrsg.): *Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht*, Göttingen 2007, S. 7–25, hier insbes. S. 11; Ulf Brunnbauer, Karl Kaser (Hrsg.): *Vom Nutzen der Verwandten. Soziale Netzwerke in Bulgarien (19. und 20. Jahrhundert)*, Wien u.a. 2001, hier u.a. S. 14.

den „Familiendarstellungen in der lettischen Malerei des 19. Jahrhunderts“. Jõekalda arbeitet zunächst die Korrelationen zwischen der Erhaltung der Herrenhausarchitektur und der Tradierung von Familiengeschichte innerhalb des deutschbaltischen Adels heraus. Im Fokus der Analyse steht Heinz Pirangs dreibändiges Werk „Das baltische Herrenhaus“, das zwischen 1926 bis 1930 erschien, also wenige Jahre nach den Agrarreformen in Estland bzw. Lettland und den damit einhergehenden Eigentumsverschiebungen. Jõekalda sieht in Pirangs Werk die erste zentrale Studie im Kontext der *Heritage Studies*, die in Estland und Lettland den weiteren Umgang mit der eigenen Architekturgeschichte maßgeblich mitbestimmte. Vanagas Beitrag basiert auf einer Untersuchung der öffentlichen Kunstsammlungen in Lettland mit Blick auf die künstlerische Umsetzung des Motivs Familie. Sie kommt zu dem erstaunlichen Befund, dass – im Vergleich zum europäischen Westen – das Motiv deutlich weniger beliebt gewesen sei und die wenigen vorhandenen Arbeiten von professionell arbeitenden Künstlern aus dem Ausland gefertigt worden seien.

Die „Ehe und das Verständnis von Ehe in der bäuerlichen Bevölkerung Estlands und Livlands im 18. Jahrhundert“ beleuchtet Merili Metsvahi (Tallinn). Vor dem Hintergrund des ausführlich erörterten kirchlichen Rechts (hier insbesondere das schwedische Kirchengesetz von 1686) und weltlicher Rechtsauffassungen analysiert die Verfasserin an verschiedenen Beispielen das Verständnis der estnischen und livländischen Bauernbevölkerung von Heirat und Eheleben im beginnenden 19. Jahrhundert. Metsvahi hebt den Versuch der sozialen Disziplinierung durch die bestehenden Rechtssysteme als zum Scheitern verurteilt hervor, da unter der bäuerlichen Landbevölkerung ein anderes, bisweilen konträres Wertesystem bestanden habe. Einblicke in Alltagsgeschehen und Lebensbräuche vermitteln die große Kluft zwischen Rechtsgebung und Lebenspraxis sowie zwischen dem Adel als Rechtsvertreter und der Bauernschaft als Rechtsbefolgerin.

Um „Scientific Motherhood and National Modernity: Lithuanian Discourses on Infant Feeding from the Late 19th Century to 1940“ geht es im Artikel von Andrea Griffante (Vilnius). Der sowohl von wissenschaftlicher als auch von politischer Seite geführte Diskurs um die Säuglingsernährung sei – so der Verfasser – weit mehr als eine bloße Auseinandersetzung um soziale Fürsorge und Gesundheit gewesen. Er habe vielmehr eine Facette staatlicher Eingriffe in reproduktive Belange dargestellt. Im Falle Litauens, so Griffante, habe sich dieser Diskurs zwischen dem späten 19. Jahrhundert und der Zeit der ersten sowjetischen Besetzung als fundamental wichtig für die Konstruktion der Mutterschaft als Ausdruck einer sich modernisierenden Gesellschaft erwiesen. Seien vonseiten der litauischen Nationalbewegung Mütter zunächst als agierende Subjekte wahrgenommen und propagiert worden, habe sich das Bild im litauischen Nationalstaat diametral umgekehrt: Das Mutterbild sei nunmehr durch das einer passiven Empfängerin staatlicher Pflichtausübung ersetzt worden.

In ihrem Beitrag „In-between Frivolous Women and Prostitutes: Legal Framework and Reality of Prostitution in Soviet Latvia in the Context of Soviet Family Politics, 1950s–1980s“ blickt Ineta Lipša (Rīga) auf das Interesse des Staates an Familie. Die Verfasserin untersucht dabei die Entwicklung legaler Prostitution in Sowjetlettland. Dabei stellt sie die unterschiedlichen Formen staatlicher Kontrolle und die sich im Untersuchungskontext verändernden Motive vor. Sie demonstriert, dass Motivation und Legitimation der staatlichen Vorgaben nicht losgelöst von den Moralvorstellungen gegenüber Frauen zu betrachten seien.

Vielversprechende weitere Ansätze zum Arbeitsfeld „Familien-Politiken in Nordosteuropa“ bieten die Projektvorstellungen von Rüdiger Ritter (Bremen), Julian Windmüller (Lüne-

burg) und Thomas Ehlert (Wilhelmshaven). Während es sich bei Ritter um eine ikonografische Arbeit zu den Siglen der Familie Frydag handelt („Namensbildungen als Strategien der Identitätsbildung: Das Beispiel der Familie Frydag / Freytag[h] von Loringhoven / v. Freytag gen. Löringhoff Freytag[h] genannt Löringhoff / Loringhoven“), präsentiert Windmüller in seinem Teilprojekt „Promovieren im Museum“ zum Münnich-Nolcken’schen Nachlass im Ostpreußischen Landesmuseum („Zum Potential von Dingen als Quelle der Geschichte Nordosteuropas. Ein Bericht zum universitär-musealen Kooperationsprojekt PriMus in Lüneburg“) den musealen Umgang mit dinglichen Familienhinterlassenschaften. Das letzte und bereits monografisch abgeschlossene Projekt dieser Vorstellungsrunde ist eine biografisch angelegte Untersuchung über den Pastor und Theologen Traugott Hahn („Prof. Dr. Traugott Hahn [1875–1919] und seine Gedanken zu Ehe und Familie“) aus der Feder des Theologen Ehlert.

ABHANDLUNGEN

Cosmopolitan Entrepreneurs: Culture, Mobility and Survival among Baltic German Family Businesses in the Twentieth Century

by Martyn Housden¹

Introduction: researching family businesses

Family business history has a highly engaging literature. In the 1970s, Alfred D. Chandler characterised family businesses as vital contributors to early phases of economic development, but as less suited to modern times during which rationally bureaucratic corporations have come into their own.² By the early 1990s, views were becoming more nuanced, with Manfred Kets de Vries addressing not only the potential disadvantages of family firms (such as complicated institutional structures), but also their potential advantages (such as the creation of a family-oriented ethos in the organisation).³ Since de Vries's study, optimistic readings of family businesses have advanced further. So, for example, although Andrea Colli recognises that family firms can be organised idiosyncratically, she insists – amongst other things – that they can provide “the optimal solution when the managerial enterprise faces high transaction and agency costs in a hostile environment.”⁴

Probably the most magisterial study of family business to date is Harold James's discussion of the Wendels, Haniels and Falcks.⁵ His rich narrative highlights the importance of family capitalism as an engine of growth at times of state weakness – a point which often held good in nineteenth-century Europe, but which also transcends that period.⁶ Similar to Colli, James has recognised that family firms can withstand disrupted economic environments and can manage high-risk situations effectively. This image of family firms as strong performers in difficult environments has been underlined by Christof Dejung. Family

1 I wish to thank the following for supporting the research which stands behind this article: the British Academy, the Herder Institute, Marburg, the Nordost Institute, Lüneburg and Greifswald University. I would also like to thank two anonymous readers for their helpful comments.

2 For discussions of Chandler's work, see Andrea Colli: Family Firms between Risks and Opportunities: a Literature Review, in: *Socio-Economic Review* 11 (2013), no. 3, pp. 577-599, here p. 584; idem, Carole Howorth et al.: Long-Term Perspectives on Family Business, in: *Business History* 55 (2013), no. 6, pp. 841-854, here pp. 842 f.; and Andrea Colli: *The History of Family Business 1850–2000*, Cambridge 2003, p. 7.

3 Manfred F.R. Kets de Vries: The Dynamics of Family Controlled Firms: The Good and the Bad News, in: *Organizational Dynamics* 21 (1993), no. 3, pp. 59-71.

4 Colli, *History of Family Business* (see note 2), p. 4.

5 Harold James: *Family Capitalism. Wendels, Haniels, Falcks, and the Continental European Model*, Cambridge, MA 2006.

6 *Ibidem*, p. 8 and p. 12.

businesses are said to perform particularly well in situations where information is ‘sketchy’, markets are ‘volatile’ and property rights are ‘not always guaranteed’. In part at least, this is because business and family relationships can intertwine to give entrepreneurs confidence that deals will be honoured.⁷ Equally, family businesses can display excellent ‘soft skills’ which facilitate the construction of ‘networks of trust’ among associates.⁸

All of these points require rooting in evidence and Andrea Colli has highlighted that case studies are fundamental to family business history.⁹ To date, case studies have dealt especially with the UK, USA, Germany, Italy, France and Japan.¹⁰ It is a good list, but nonetheless incomplete. As yet, there has been relatively little scholarly interest in Eastern Europe or Russia. Given that family businesses have been counted as advantageous in the context of weak states and disrupted economies, this is an important gap because Eastern European and Russian territories have seen more than their fair share of both weak states and disrupted economies. Furthermore, in these lands upheaval often has been associated with population movement, either due to state policy or threat to the person. If family businesses are effective at withstanding crises, East European and Russian experiences should tell us much about business resilience in the face of economic disruption in general, and in the face of physical displacement in particular.

But what of the area’s culture? According to Harold James, there are searching questions to be asked about cultural diversity and entrepreneurial activity.¹¹ For instance, Finnish and American business activities are different, with Finnish businessmen more modest and risk averse than their American counterparts.¹² Networking practices vary by culture too. Historically and distinctively in Finland, for instance, godparents were chosen as a way to foster social connections and to seek out social advantage.¹³ In non-European cultures, connections constructed by gift-giving (such as happens in the systems of *guanxi* in China and *wasta* in Lebanon) can look corrupt to European eyes.¹⁴ So, based on what we know

7 Christof Dejung: *Worldwide Ties: The Role of Family Business in Global Trade in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, in: *Business History* 55 (2013), no. 6, pp. 1001-1018, here p. 1002.

8 *Ibidem*.

9 Andrea Colli: *Business History in Family Business Studies: from Neglect to Cooperation?*, in: *Journal of Family Business Management* 1 (2011), no. 1, pp. 14-25, here p. 15.

10 See James, *Family Capitalism* (see note 5) plus the comments of Colli, Howorth et al., *Long-Term Perspectives* (see note 2), p. 841.

11 James, *Family Capitalism* (see note 5), p. 17.

12 Heli Valtonen: *Does Culture Matter? Entrepreneurial Attitudes in the Autobiographies of Twentieth-Century Business Leaders in Finland and the United States*, in: *Business and Economic History On-Line* 5 (2007), pp. 1-24.

13 Kari-Matti Piilähti: *Climbing up the Social Ladder: Godparental Patterns among New Entrants into the Business Elite in Finland in the Nineteenth Century*, in: *The History of the Family* 17 (2012), no. 1, pp. 51-76.

14 Florin Lucian Isac, Eugen Florin Remes: *Culture and Business Ethics – A Comparative Perspective*, in: *Studia Universitatis “Vasile Goldis” Arad – Economics Series* 27 (2017), no. 3, pp. 54-65, here pp. 54-56; Priyan Khakhar, Hussain Gulzar Rammal: *Culture and Business Networks: International Business Negotiations with Arab Managers*, in: *International Business Review* 22 (2013), no. 3, pp. 578-590; Tony Fang, Shuming Zhao et al.: *The Changing Chinese Culture and Business Behaviour*, in: *International Business Review* 17 (2008), no. 2, pp. 141-145; Kwok Leung: *Chinese Culture, Modernization, and International Business*, in: *International Business Review* 17 (2008), no. 2, pp. 184-187; Yadong Luo: *The Changing Chinese Culture and Business*

already of the importance of culture for the pursuit of business around the globe, there is every chance that study of family business practices in Eastern Europe and Russia will show distinctive cultural traits related to the particular characteristics of those regions.

‘Culture’ runs deep. It frames not only business practices, but the whole business environment (through law, politics and institutions). It even defines what is understood by ‘family’ and hence what constitutes ‘a family business’. This is why Andrea Colli maintains that both the idea of a family firm and its prospects for success are cultural matters.¹⁵ A number of studies have underlined this cultural variability of family firms. We believe, for instance, that family firms have special significance in Italy,¹⁶ that ideas of family firms in China are different to those in Japan¹⁷ and that the Finnish business élite has favoured family businesses with ‘mixed’ approaches to sales, industrial production and local banking.¹⁸ Nonetheless such individual observations only serve to highlight that our understanding of the full cultural variability of family businesses is still in the process of emerging: it is patchy rather than comprehensive.

Once more, closing the gaps requires work on Eastern Europe and Russia. To cite James again, *ancien* regimes were family affairs at every level.¹⁹ If this was true in France, Germany and Italy, how much more true was it in Eastern Europe and Russia? This article, therefore, will begin to address gaps in the history of family business by discussing several cases which originated in the Russian Empire, which operated in interwar Latvia and Estonia, and which (in some cases) moved successfully to the Federal Republic of Germany after 1945. In the process, the paper will indicate some possibly distinctive characteristics of businesses drawn from the Baltic German community. Particular attention will be paid to the way local culture framed family businesses, not least in respect of efforts to influence policy-formation, social engagement and business resilience in the face of profound change.

The Baltic German context for family business

The survival of family firms cannot be separated from the self-understanding of families.²⁰ Among Baltic Germans, ideas of family were, and indeed can remain even today, distinctively strong. There are good historical and cultural reasons for this. Families and their names could be associated with centuries-long inhabitation of the Baltic region and the ownership of landed estates (e.g. the Camphausen and Stackelberg families). They could be associated with important historical events (e.g. the Manteuffel family and the storming of Riga on 22 May 1919). Some families practiced the same vocation generation after generation (e.g. the Hasselblatt family and service in the church). Inter-marriage between élites

Behavior: The Perspective of Intertwinement between Guanxi and Corruption, in: *International Business Review* 17 (2008), no. 2, pp. 188-193.

15 Colli, *History of Family Business* (see note 2), p. 28 and pp. 73 f.

16 *Ibidem*, p. 65.

17 *Ibidem*, p. 46.

18 Juha Kansikas: *The Business Elite in Finland: A Prosopographical Study of Family Firm Executives 1762–2010*, in: *Business History* 57 (2015), no. 7, pp. 1112-1132.

19 James, *Family Capitalism* (see note 5), pp. 12, 22-25, 29.

20 *Ibidem*, p. 13.

consolidated the importance of lineage (e.g. Axel de Vries's marriage to a 'Manteuffel'). Furthermore, the significance of family membership was underpinned by the system of *Ritterschaften* (chivalrous orders), which provided the structure of political organisation in the Baltic Provinces during the Russian Empire. In a system which takes aristocracy seriously, genealogy defines nobility and hence represents a claim to power.

The significance of 'inheritance' – genealogically for some families, but culturally for all – was strengthened further by the Baltic German community's link to the Teutonic Knights who had sought to 'civilise the East'. Even families which arrived late in the Baltic could take strength from joining a community which embodied myths of élite status and world historical purpose. Putting everything together, it is no mere chance that *Ritterschaft* organisations continue to exist 'in exile' in Germany today and at least some of the Baltic German community remain enthusiastic about genealogical research.²¹ This is why the post-war memoirs of even 'ordinary' Baltic Germans sometimes incorporate extensive details of family trees and biological family inheritance.²²

The administration of the Baltic Provinces by the *Ritterschaften* during imperial times meant that aristocratic Baltic German families 'didn't just have a relationship' to the system of political control; they 'were' that system. A parallel system of organisation existed in the economy, namely the guilds. Although membership of the guilds was not heritable as in the case of the *Ritterschaften*, nonetheless it was reserved for specifically Baltic German entrepreneurs and artisans who met as members of an élite imperial national group among a population of non-élite nationalities (e.g. Estonians, Latvians, Russians and Jews). Given the level of autonomy allowed to the Baltic Provinces by St. Petersburg, it followed that the guilds had an important role to play in organising the economic development of this strategically important region. Arguably they were influential players in legitimising the rule of both the Russian Empire and the *Ritterschaften* because they helped deliver prosperity for the local economy. Furthermore, in terms of the traditional 'civilising mission', the guilds could be seen as promoters of 'civilised', 'Christian' economic practices – the latter being reflected in the guilds' social aims (see below). Without doubt, it was a mark of social distinction for an entrepreneur or craftsman to obtain a senior position in a guild.

The historical importance of the Baltic Provinces was emphasised further by their location on old Hanseatic trade routes leading to the Russian heartland and so the region's businesses were well placed to thrive during the economic boom of the late nineteenth and early twentieth centuries.²³ In Eastern Europe, however, historical development – and especially economic development – was not a story of linear progress and untroubled material improvement. All too frequently the region experienced fundamental breaches and discontinuities – not least war, occupation, revolution and decolonisation – which brought substantial economic dislocation. The numerically small Baltic German community was well aware of its vulnerability to change and took practical steps to secure its existence. Hence when, during the Baltic independence period of the 1920s, proponents of education-

21 So there is still a Verband der Baltischen Ritterschaften and there is a Deutschbaltische Genealogische Gesellschaft. See <https://www.baltische-ritterschaften.de/> and <http://www.dbgg.de/> [both accessed 19.11.2018].

22 For example, see Eugen Berg: *Die Familie Wilhelm Hjortd. Riga – Lauda, Lauda 1970.*

23 The point is noted in the family history of a firm discussed later in this paper: *Ibidem*, p. 25.

al and cultural autonomy promoted autonomous schooling for local ethnic Germans, they recognised the need to prepare their young people for practical careers in trade, industry and the crafts.²⁴ Likewise, after 1945, as some Baltic Germans sought to re-build the community away from its historic homeland, a number of leading figures highlighted the need for practical training opportunities for its young members.²⁵ So how did Baltic German family businesses experience their community's history?

Ewald Ammende and the family business

The interwar period as experienced in Central and Eastern Europe should be fascinating for business historians. Across the region, massive old empires were destroyed in favour of much smaller new nation states which were sandwiched between Weimar Germany and the Soviet Union. The transformation brought profound economic consequences. Suddenly the economic dictates of old empire were removed; established markets and supply chains no longer held good; transport and distribution systems experienced deep dislocation; miles of new state borders were drawn up and new protectionist tariffs introduced. The border of the Soviet Union became an all but insurmountable hurdle to western businesses. At the same time, formerly imperial societies experienced processes of decolonisation which subverted the privileges and practices of established business élites.

Consider a family business located in Pärnu (formerly Pernau). Before 1914 it was located at the heart of the Russian Empire's flourishing Baltic Provinces in the northern part of Livonia, whence it looked to Riga as its dominant city. By the peace settlement of 1920, however, it was allocated to Estonia. Now the town was required to look to that state's capital (Tallinn, formerly Reval) and, economically, it was cut off from Riga (Latvia's capital) by a state border and trade tariffs. Worse, now Pärnu's businesses had become part of a small nation state on the fringe of Europe and, thanks to the Russian Revolution, they had lost their traditional access to the opportunity-rich lands further to the East. One member of a family business based in Pärnu, Ewald Ammende (1892–1936), responded with creativity and optimism.²⁶ He attempted to address personal and civic problems through policy proposals, in the process indicating how private and public interests could converge in this time and place.

The Ammendes were among Pärnu's 1,200 ethnic Germans and in keeping with its pre-1914 élite imperial status, the family had a history of community engagement – a background which prepared it well to engage in policy debates about economic futures. Ewald

24 See, for instance, Heinrich Pantenius: Berufswahl und Schule, in: Revaler Bote, no. 220, 29 September 1925. As an imperial élite, historically many ethnic Germans had gone into state employment, such as state administration. In the 1920s, however, increasingly such jobs were being staffed by ethnic Latvians, Lithuanians and Estonians.

25 Richard Kablitz: Fördert unsere Jungen! Die BB besuchen Landsleute, in: Baltische Briefe. Heimatblatt der Deutschbalten, no. 7 (81), Vol. 8, Marburg, July 1955.

26 For a biography which focuses on Ewald Ammende's work promoting the rights of national minorities in the interwar period see Martyn Housden: *On their own Behalf. Ewald Ammende, Europe's National Minorities and the Campaign for Cultural Autonomy 1920–1936*, Amsterdam 2014.

Ammende's grandfather had been a *Ratsherr*, while his father had been a *Stadtrat* and deputy council leader.²⁷ His father was also president of the local School Association which supported the local German school and his mother was involved in the local branch of the Estonian Women's Association.²⁸ Ewald Ammende was active in public affairs too, especially in connection with national minority rights. At the level of the Estonian state, he supported the achievement of cultural autonomy (1925), while internationally he helped establish the Association of German National Minorities in Europe (1922) and later the European Congress of Nationalities (1925).²⁹ His concerns, however, also reflected his family business background.

After he graduated from the German grammar school in Pärnu in 1909, it was decided that Ewald should not continue his education in the thoroughly academic, though rather remote, surroundings of Tartu (then Dorpat) University, but in the more practical and cosmopolitan environment of Riga Polytechnic where he studied trade. He went on to study in Germany, first at the Business High School in Cologne (where he graduated in 1912) and then Tübingen, before diversifying his educational experiences further with a spell at the Institute of Economics in Moscow. After the First World War he returned to Germany to study at universities in Cologne (1919/20) and Kiel (1922). While a student, Ammende wrote a dissertation about Dutch trading history and later a doctorate about German minorities. He made study trips to England, France, the Balkans and northern Russia.³⁰ It appears that the Ammende family had good links with Liverpool and Mukden.³¹

During the First World War, Ewald Ammende began running his father's firm, which appears to have been a general trading house. He learned how to deal with different kinds of administrations when, in 1915, he became Plenipotentiary for Supply to Livonia and when, in 1918 (with the Baltic area now under German occupation), he negotiated with the Hetman of Ukraine for raw materials and food for Estonia and Livonia. He visited Ukraine to procure a shipment of sugar, eastern Moscow to facilitate the movement of a cargo of rice, and St. Petersburg to acquire petrol.³² At this time, being a businessman in the Baltic brought risk. In March 1917, Ewald's father was arrested by Bolshevik authorities.³³ After the war, his brother (Edgar) was imprisoned in Moscow.³⁴

As war drew to an end, so massive social and economic transformations took place across Eastern Europe. Now, in the newly independent Estonia and notwithstanding the fact that Baltic Germans had lost their former status as a colonial élite, Ewald Ammende

27 The figure of 1,200 is cited in: Rund um die kleineren Städte der Heimat, in: Revaler Bote, no. 216, 20 September 1924. It is also cited as the number of members of the town's Nikolai Church community, see H. v. B.: Rund um die kleineren Städte der Heimat, in: Revaler Bote, no. 228, 4 October 1924.

28 B., Rund um die kleineren Städte (see note 27).

29 Housden, *On their own Behalf* (see note 26); also Sabine Bamberger-Stemmann: *Der Europäische Nationalitätenkongreß 1925 bis 1938*, Marburg 2000.

30 A copy of Ewald Ammende's curriculum vitae is located at Russian State Military Archive Moscow (RSMA), 1502-1-30.

31 Housden, *On their own Behalf* (see note 26), p. 379. Also 6.12.35, Ammende to Roediger, R 31832, also Political Archive of the Foreign Office Berlin, 6.12.35, Ammende to Roediger, R 31832.

32 Relevant documents are held at 1502-1-11 and 1502-1-47, RSMA.

33 See RSMA, 1502-1-15.

34 This event is recorded in various letters written in 1921 which are located at RSMA, 1502-1-84.

attempted to become a business opinion-former. As he did so, he drew on his family's wealth and connections. After the First World War, he acquired some shares in the newspaper *Rigasche Rundschau* (edited by the famous liberal, Paul Schiemann) and so began a career in journalism which, in due course, led him to contribute regularly to Estonia's leading Baltic German newspaper, *Revaler Bote*.³⁵

Through journalism, Ewald Ammende gained a number of entrées to European policy circles. For *Revaler Bote*, he attended the Genoa Conference where he interviewed Professor Cassell, an expert in international economics. They discussed how new borders were dividing markets from traditional sources of raw materials and hindering the flow of trade. Ammende warned of the 'Balkanisation of the Baltic'.³⁶ More specifically, at another time he explained how Latvian tariffs were hindering Pärnu's agricultural trade by disrupting the export of flax via the traditional route through Riga.³⁷ Ammende maintained that economic unity was a pre-requisite for Baltic economic success. He favoured the Baltic States becoming a trading unit and, eventually, providing a single efficient transit land between the West and Russia. Predictably, when Ammende met German Foreign Minister Rathenau, they discussed the possible flow of German trade to Russia via the Baltic coast.³⁸

Ammende met several other European statesmen in Genoa, for example President Edvard Beneš (Czechoslovakia) and Foreign Minister Konstanty Skirmunt (Poland). His reporting presented a coherent politico-economic vision. Ammende advocated that Estonia should remain aloof from bloc-based international politics and ally with neutral states such as Switzerland. This would permit less money to be spent on armaments and more on socially useful projects.³⁹ With the economy thus reinvigorated (and no doubt aided by neutral status), in due course the Baltic region could re-engage with Russia, which he considered fundamental to the economic well-being not just of the Baltic region, but of Europe as a whole.⁴⁰

It's at this point we have to remember that Ammende's family was an international trading family, and so it would flourish when the Pärnu region flourished, when Estonia flourished, when the Baltic flourished and when Europe flourished. As a businessman and journalist with a wide spread of cosmopolitan experience, Ammende appreciated how all of the economic levels (from familial, to local, to regional, to national and to continental) fitted together. This was reflected in his discussion of railways. At the time, railways were vitally important trade arteries. The Baltic's rail system had been developed, however, according

35 Ferdinand von Üxküll-Güldenband: Dr. Ewald Ammende [Obituary], in: *Nation und Staat* (1936), pp. 531-537.

36 Ewald Ammende: Professor Cassell über die Konferenz von Genua und das europäische Sanierungsproblem, in: *Revaler Bote*, no. 122, 3 June 1922.

37 Undated article: 'Soll Südostland eine Handelskolonie Rigas werden?', see RSMA, 1502-1-60. Also 'Zur Frage der Zollunion mit Lettland, RSMA, 1502-1-60.

38 Ewald Ammende: Russland, Deutschland und die baltischen Staaten. Ein Gespräch mit Walter Rathenau, in: *Revaler Bote*, no. 119, 31 May 1922.

39 Articles by Ewald Ammende: Die baltischen Staaten und die Genua Konferenz, Abrüstung und Neutralität, in: *Revaler Bote*, no. 78, 3 July 1922; Die baltischen Staaten und die Genua Konferenz. Der Wiederaufbau Russlands und das Prinzip der "offenen Tür", in: *Revaler Bote*, no. 74, 1 April 1922. Die baltischen Staaten und die Genua Konferenz. Unsere Taktik in Genua, in: *Revaler Bote*, no. 80, 8 April 1922.

40 *Ibidem*.

to the needs of the Russian Empire, not those of independent nation states. So, the existing system tended to bind centres such as Riga and Tallinn not to the peripheries of the Latvian and Estonian states, but to Russian hubs. Hence Ammende campaigned to link Pärnu more efficiently to Tallinn by upgrading the existing narrow-gauge railway.⁴¹ Also he promoted the idea of an efficient rail link between Pärnu and the main rail system running towards the Russian heartland because one day this would carry trade between East and West.⁴² Ammende illustrated his argument by referring to old Hanseatic trade routes which ran from the Baltic to Pskov and Novgorod.

In 1921, Ammende's travels took him to Trieste. He found an Adriatic port which had thrived as part of Austria-Hungary but which now, as part of Italy, had lost its old imperial hinterland. Political isolation, high tariffs and assertive trades unions had caused its trade to drop by about 30 percent.⁴³ Ammende maintained that at least some of Trieste's lost trade was being routed through Hamburg. With an eye for an opportunity, he proposed that other northern ports (by implication Riga, Tallinn and, of course, Pärnu) should capitalise on Trieste's difficulties.

In fact, Ammende was able to locate his hometown (and hence his family's economic prospects) even more creatively in prospective economic developments. With Pärnu located half way between Riga and Tallinn, he recommended promoting it as a holiday centre. In the mid-1920s, Pärnu's council was considering the strategy and Ammende 'egged them on'.⁴⁴ He argued that Latvians and Finns would flock to the town to escape their own countries' stringent anti-alcohol laws. He also wanted to attract German tourists, but in this connection recommended marketing the land's Germanic cultural heritage.⁴⁵ Perhaps drawing on experiences from an earlier study trip, he proposed developing Pärnu's sea-front as a French-style *plage* (beach). He wanted better hotels and a *Kurhaus* to make guests feel welcome. Existing spa facilities could be enhanced by using nearby fenland mud for medicinal purposes. Returning to a 'hobby horse', Ammende advised that in order to capitalise on Pärnu's potential, all these developments should be underpinned by improved transport infrastructure. He wanted better rail, road and coach connections to Tallinn and Riga; steamers should run to Riga, Helsinki, Rügen and Stettin; he even floated an air service to Finland.

Despite all of Ewald Ammende's activity, the challenges of the 1920s proved just too much for the family firm which failed in the late 1920s. As a result, the impressive family home (Villa Ammende, Pärnu) was sold to the town council.⁴⁶ The failure, however, followed remarkable policy arguments to enhance the economic prospects of his region,

41 Übernahme der Pernau-Revaler Schmalspurbahn, in: Revaler Bote, no. 257, 2 November 1923. Das Projekt des Umbaues des Revaler Eisenbahnknotenpunktes, in: Revaler Bote, no. 118, 24 May 1924. See also Ammende's papers located at RSMA, 1502-7-19, p. 28, note 62 and p. 15, note 8.

42 Ibidem plus 'Der nordlivländische Handelsweg', 1502-7-35, RSMA.

43 Ewald Ammende: Italien und das tote Triest, in: Revaler Bote, no. 243, 24 October 1923.

44 Rund um die kleineren Städte (see note 27).

45 The issue of Germans and cultural tourism was explored further in an article which was unnamed, but which might well have owed something to Ewald Ammende anyway. Estland als Touristenland, in: Revaler Bote, no. 263, 17 November 1926.

46 See the web site of Villa Ammende, <https://ammende.ee/en/about-us/history/> [accessed 25.11.2018].

home town and family alike. As he argued, the creativity of Ewald Ammende's ideas testified to the long-sightedness and 'never say die' attitude of the Baltic German community; his appreciation of all levels of economic function (from local to continental) testified to the former status of the group as a colonial élite which historically had capitalised on the benefits of a world empire.

Business culture and Ewald Ammende's participation

Despite the disappointing fate of his family firm, Ewald Ammende had attempted to seek out business innovations made possible by Europe's new economic environment. For instance, before 1914 Livonia and Courland could hardly have been major tourism destinations for *Reich* Germans. On the one hand, the age of mass tourism had not yet arrived and, on the other hand, such a trip would have involved movement between two mutually suspicious empires. But Ammende realised that Europe's new political circumstances had opened the way to all kinds of new ways to make money, including through international tourism; and he understood that new technology (such as air travel) would facilitate their exploitation. Here was a mind that, in many ways, understood how a business environment never stands still. As society 'progressed', so 'Ammende the businessman' was anxious to 'progress' too – recognising the need to replace lost markets with new ones and to update anachronistic transport infrastructure. Furthermore, perhaps this 'progress' had a deeper meaning for a member of the Baltic German community. In addition to the benefit that his proposals would offer his family's business, the possibility exists that strategies for the economic transformation, modernisation and arguably Europeanisation of the Baltic region also reflected a variant of the historic 'civilizing mission in the East' adapted to the interwar period.

Ammende's attempts to engage in policy also should be related to the context of the guilds and social responsibility. The guilds had a history stretching back at least to the thirteenth century. In imperial times, Riga's *Große Gilde* (or *St. Marien Gilde*) was a forum for Baltic German trades people, while the *Kleine Gilde* (or *St. Johannes Gilde*) served the artisans.⁴⁷ These were not solely networking centres; they promoted social engagement too. Hence, the *Große Gilde* was supposed to nurture companionship, decent community life, as well as social and spiritual welfare. Other long-established guilds existed in other cities and they too were committed to fulfilling comparable social functions.⁴⁸ This social role of the guilds was reiterated during the interwar period when the new Latvian state passed legislation requiring that the *Große Gilde* reform as a private (rather than public)

47 Dorothee M. Goeze, Peter Wörster: Stadtverfassung im Baltikum: Die Große Gilde zu Riga, https://www.herder-institut.de/servicebereiche/dokumentesammlung/archivale-des-monats/2010/m_aerz.html [accessed 26.10.2018].

48 See for example: Gildebruderschaft der Schwarzhäupter will ihr Haus in Tallinn zurück, in: Die Baltische Rundschau. Online-Redaktion, 6.01.2013, <https://baltische-rundschau.eu/gildebruderschaft-der-schwarzhaupter-will-ihr-haus-in-tallinn-zurueck/> [accessed 26.10.2018]; Eid der Großen Gilde aus Tartu ist unser Archivale des Monats, in: Aktuelle Nachrichten, Termine und Veranstaltungen, https://www.herder-institut.de/no_cache/aktuelles/detailansicht/calendar/event/termin/2018/02/12.html?tx_cal_controller%5Buid%5D=17964&cHash=e1fa494b5f7ad9171d0353a968c63090 [accessed 26.10.2018].

organisation. In its revised terms of reference, the organisation undertook to address the welfare of the community, offer mutual support and promote the common good.⁴⁹ Although it's unclear whether Ewald Ammende was a member of a guild, his commitment to seeking out ways to promote the general welfare of his home region fitted well within the guilds' established terms of reference.

A contribution to social leadership by senior business figures was part of Baltic German culture. As we have seen, the Ammende family was very much engaged in Pärnu's social affairs. A Baltic German industrialist discussed below (Wilhelm Hjardt) was a senior member of the *St. Marien Gilde* and belonged to 26 social organisations in Riga; Kurt Brieger (see below) was also engaged in a guild and social projects.⁵⁰ In addition, take the case of Oscar Jaksch.⁵¹ Before 1939, he was member of the trading house *J. Jaksch and Co.* and served as Spanish Consul in Riga as well as being a member of the *Große Gilde*. After 1945 he was active in charitable work organised by the Protestant Church in western Germany which assisted Baltic refugees.

In the intricately constructed Baltic German world (where businessmen had been members of an imperial élite, where they were used to thinking in terms of social-political engagement and where they had experienced either international trade or trade with far-flung parts of the Russian Empire), it was obvious that after 1918 they would try to influence the emerging business and economic environments at every possible level. Based on the durability of the Baltic German community over the centuries, they might even have had some grounds to hope for success.⁵² As family business representatives, such as Ewald Ammende, offered policy ideas to help drive economic development, they blurred the lines between the interests of their private firms and those of civic society. In their minds, the categories flowed together seamlessly, creating perhaps the idea of a state with hybrid business and political components in which individual and common benefit amounted to the same thing (for the élites at least). An important variable which they couldn't control by the 1920s, however, was the extent to which the new powerbrokers in the post-war Estonian and Latvian nation states were open to their lobbying.

Family Businesses and refugee experience

Introduction

If the post-1918 peace settlement created problems which at least some Baltic German family businesses did not survive, less than 30 years later, the Second World War posed a fresh set of major challenges. First, the 'dictated option' of the *Umsiedlung* uprooted businesses

49 Ibidem.

50 Berg, Familie Wilhelm Hjardt (see note 22), p. 22; Ältester Dr. Ing. Kurt Brieger, in: Baltische Briefe. Heimatblatt der Deutschbalten, no. 12 (26) Vol. 3, Marburg, December 1950.

51 See Baltische Briefe. Heimatblatt der Deutschbalten, no. 2 (40) Vol. 5, Marburg, February 1952.

52 For a discussion of circumstances in which business, and perhaps in particular family firms, can influence society, see Colli, History of Family Business (see note 2), p. 25. Also Colli, Family Firms (see note 2); also Cassis quoted in Colli, History of Family Business (see note 2), p. 25.

to *Warthegau*; later, the approach of the Red Army forced flight further westwards.⁵³ Consequently, in this connection, we can use the Baltic Germans as a prism through which to view the implications of war and different kinds of displacement – including displacement – for family businesses.⁵⁴

There are, however, problems associated with the study of conflict and flight, not least that emergency and turmoil can lead to the loss of historical evidence. This paper takes some evidence from the post-war Baltic German community newspaper, *Baltische Briefe*. It has been assisted tremendously, however, by the Baltic German community's interest in family history because, once established in the Federal Republic, some families produced their own business histories.

Mixed success: Brieger and Prindull

Naturally, not all Baltic German family firms survived the turmoil of 1939–1945. The business *H.A. Brieger* was founded in 1849 in Riga to manufacture high-class soap and perfume. Kurt Brieger was born in Riga in 1888 and trained in chemistry at the Technical High School, Zürich before returning to his home city to work in the family firm.⁵⁵ After the First World War, Kurt worked alongside his father (Wilhelm) and his uncle, before taking over sole leadership of the business. According to reporting in *Baltische Briefe*, he was a 'friendly patriarch' who was appreciated by his Latvian workers. He was also a senior member of the *Große Gilde* and gave time to local social organisations. He left Riga with the *Umsiedlung*, returned to run the family business again (presumably under the German occupation), only to leave for a final time in 1944. Thereafter he and his wife settled in Göttingen. Once in the Federal Republic, he appears never to have tried to re-establish the firm and his obituary implies that the loss of the Baltic homeland sapped the motivation of a man who previously had been renowned for his work ethic. Kurt Brieger died in Göttingen in 1950.⁵⁶

Other family firms fared better, even if they failed to regain all of their former success. In August 1889, Nikolai Prindull founded a shop selling specialist optical equipment in Riga.⁵⁷ The business thrived and, in July 1918, Alfred Prindull took over a dynamic enterprise. Before 1914, Alfred had studied chemistry at Riga Polytechnic before undertaking work experience at optical firms in St. Petersburg and Stuttgart. While in the latter city, in 1922 he gained his diploma in optometry from the professional high school. The family firm prospered to such an extent that in 1928 Alfred opened a second branch in Riga. By 1939 it was certified by Zeiss (Jena) and handled 80 percent of that firm's sales in Latvia.

53 Dietrich André Loeber: *Diktierte Option. Die Umsiedlung der Deutsch-Balten aus Estland und Lettland 1939–1941. Dokumentation*, Neumünster 1972.

54 On the need for more studies of entrepreneurs crossing borders, see James, *Family Capitalism* (see note 5), p. 384.

55 Ältester Dr. Ing. Kurt Brieger (see note 50).

56 Ibidem.

57 Die BB besuchen Landsleute (II). Fernoptik – nah gesehen, in: *Baltische Briefe. Heimatblatt der Deutschbalten*, no. 2, Vol. 3, Marburg, March 1950.

1939 changed everything. Alfred Prindull relocated to Poznań (Posen) and ran the firm as independently of the Nazi administration as possible. Hopes of return to Riga were dashed by the Red Army's eventual military success, so the family fled to Goslar (in western Germany) to stay with relatives. There, in December 1946, Alfred opened an optical shop in *Rosentorstraße*. The new venture was aided by business contacts which he had developed over the years in Germany's optical industry. The new business did not, however, compare to what had been lost in Riga. A family enterprise once based in an imperial hub was transformed according to the more limited opportunities of a provincial home. The family's circumstances changed too. When they left Riga, the Prindulls had only been able to take two suitcases, and so retained only a few reminders of home (e.g. Baltic table linen, cutlery and crockery). The journalism about the family suggests they lived in rather cramped circumstances after 1945. Nonetheless, Alfred's professional specialism enabled him to continue making a living for his family.

But there's an addendum to this story. If you google *Prindull Optik*, you are taken to a current business, *Schmidt-Augenoptik und Hörakustik* which has the address of *Rosentorstraße 10*, Goslar.⁵⁸ A small banner notes 'Formerly Prindull Optics (*Ehemals Prindull Optik*)'. The web site explains that, although the Schmidt family has run the firm since 2002 (and is currently in its second generation), formerly the firm was *Prindull Optik* which was founded in 1889.⁵⁹ A simple paragraph omits a great deal of information about the firm's past, but it is still interesting to see that the Prindull family business lasted until 2002 and that its new owner values the long business heritage which it created.

Success across the generations: the Hjort family's obsession with lacquer

Today, a firm called *Hjort Lacquer and Colours* (*Hjort Lacke und Farben*) is based in Lauda, near Rothenburg ob der Tauber and is owned by Werner Schütz.⁶⁰ It was, however, founded in Riga by the Hjort family and had its history unveiled first in a report carried by *Baltische Briefe* in 1951 and later in a short book.⁶¹ The book is a testament to Baltic German culture in its own right because it comes complete not only with a timeline of family history stretching back to 1674, but also with notes about ancient family members and family trees. The family trees show how some firm members married into the business.

In the late eighteenth century, Carl Frederik Hjort left Denmark for the Baltic lands.⁶² He was a skilled woodworker who made notes about ways to preserve and paint wood. It was natural, therefore, that his son Alexander (with the surname now spelled Hjort – the name is derived from the Danish word for 'deer') joined a lacquer factory, *IC Koch*, which had been founded in Riga in 1842. He worked there for 50 years and, in time, was joined in the work by his son, Wilhelm (1863–1935). In 1901, Wilhelm used the 700th

58 See <https://optik-akustik-goslar.de/> [accessed 20.10.2018].

59 See <https://optik-akustik-goslar.de/index.php> [accessed 20.10.2018].

60 See <http://www.hjort-lacke.de/kontakt> [accessed 5.12.2018].

61 50 Jahre Firma Wilh. Hjort KG, in: *Baltische Briefe*. Heimatblatt der Deutschbalten, no. 7 (33) Vol. 4, Marburg, July 1951; Berg, Familie Wilhelm Hjort (see note 22).

62 The following discussion of the family firm is based mostly on Berg, Familie Wilhelm Hjort (see note 22).

anniversary of Riga as an opportunity to strike out on his own and establish the *Russian-Baltic Lacquer Factory: Wilhelm Hjordt*. Appropriately enough, the firm's logo featured the picture of a deer. The firm won critical acclaim for its products in 1928, 1930 and 1932. Buoyed up by this success, Wilhelm joined the supervisory committee of Riga's Association of Producers. He also displayed considerable commitment to social engagement, becoming a member of multiple local organisations and a senior guild member.

The firm was based in the Thorensberg suburb of Riga and served the Latvian market. It made its fortune, however, by supplying lacquers more widely – especially to the Russian heartland. A bright new lacquer developed in 1910 (the same year the factory was electrified) sold particularly well in the lands to the east of the Baltic Provinces. In the empire, however, sometimes enterprise had to be underpinned by political lobbying and on occasion Wilhelm and his wife Elise Hjordt (1869–1952) had to travel to St. Petersburg to lobby government figures to ensure helpful business conditions.

During the First World War, some of the factory's machinery and personnel were relocated to St. Petersburg and Moscow. Other machines, however, remained in Riga so the facility could re-open quickly after the war. Now the firm had to operate in a small independent nation state; it had to respond to wartime technical innovations in the field of lacquer; it had to take account of how the business was changing from a craft to a field of chemistry; and it had to assess how to meet the needs of new kinds of products (such as automobiles – since new products required new kinds of lacquer). The firm dropped reference to Russia from its name (since Soviet markets were closed to it); it diversified its production and began to import necessary materials via Hamburg.

The interwar period was busy. Recent technical developments in lacquer highlighted that the firm required its own research laboratory and the need to innovate impelled Wilhelm's son, Alexander (born 1902), to work for a while with BASF in Germany. Moreover, the adoption of protectionist policies by the new nation states meant that the Thorensberg factory could no longer export to Lithuania. In order to exploit the Lithuanian market, therefore, it opened a new factory in Klaipėda (Memel). On top of all of this, when a washing-powder firm began to produce lacquer, Hjordt responded by buying a washing-powder firm, *Borsil*.

According to the Hjordts, a businessman working in the Baltic had to be a diplomat. If he made a phone call, he had to be ready to talk in one of several languages. There was nothing diplomatic about the events of 1939, however. The firm had to relocate to *Wartheland*, where it developed facilities in Włocławek (Leslau) and Poznań (Posen). In 1941, the German occupation of Latvia enabled the factory in Riga to be re-opened. Throughout all of this upheaval, money appears to have kept rolling into the firm, first thanks to the continuity afforded by the Klaipėda facility and also due to military orders (for instance, lacquer used to coat munitions boxes for the army). True, as the war went on, the *Warthegau* workforce became increasingly de-motivated, but the real crisis came in 1944/45. Then, the facility relocated to Ústí nad Labem (formerly Aussig – today in the Czech Republic) before everyone had to flee in disorder. Eventually the family came to rest in a small town near Rothenburg ob der Tauber. It was located near to both a communications node and a camp for displaced persons; it was called Lauda.

Family folklore maintains that Alexander Hjordt decided to re-establish the firm on 20 August 1948, the day of currency reform. It was resurrected in a cattle shed and (when the weather was good) production moved outside to a farmyard. Initially the firm focused on its

core business, namely coatings for wood, and soon it won a contract to supply lacquer for school equipment. In due course, the Hjordts benefited from a federal loan supplied through the Lauda town council and in January 1956 the family firm expanded into larger premises. Its solid economic performance was, in fact, built on a base of reliable specialists including two people linked to the firm before 1939 (Karl Marx, born 1902, married to Olga Hjordt and a senior employee; also Ernst Ankinewitsch, born 1924 whose father had been a senior employee and who was married to Sophie Hjordt) plus a chemist drawn from a well-known Baltic German family (Georg Girgensohn). The resilience of the firm ensured that when a revolutionary new lacquer was discovered that could coat both wood and metal, the firm was able to respond by enlarging its facilities again.

The family firm adapted, survived and prospered. In 1961 it celebrated its 60th anniversary and, six years later, expanded its facilities further. Now it was managed by Sven Hjordt (born 1935) who had been trained at the *Karl Woerwag* lacquer factory in Stuttgart and *Cellon* in Kingston upon Thames. By this point, the family was settled in Lauda and inhabited several houses in nice parts of the town. This was its new, adopted *Heimat*. But when the short book about the Hjordts likens them to a flock of birds, all held together by their instincts, it does not tell the whole story. They were bound together by the ties to the family business as well; and this provided for their material needs and career successes.

The Hjordt lacquer firm truly was a family business. Key businessmen, such as Karl Marx and Ernst Ankinewitsch, were bound in through marriage. Other family members, including the matriarch Elise Hjordt, participated in many different ways, both formal and informal. With family members training at home and abroad, the Hjordts evidenced a commitment to lacquer and coatings' technology which spanned the generations. The family displayed a remarkable ability to adapt to new political-economic circumstances as well as to the business's technical innovations. For this family of refugees from the Second World War, chemistry and industrial expertise, supplemented perhaps by 'softer' business skills learned in the Baltic region (such as diplomacy and lobbying) became portable resources which could be deployed to good effect when it had to re-establish itself in Lauda.

More success: Richard Kablitz and inventive engineering

The firm *Richard Kablitz und Mitthof* is also based in Lauda. Currently it is owned by an Italian concern, *Engitec Technologies*,⁶³ but the enterprise was founded in Riga by Richard Kablitz himself (1868–1959).⁶⁴ In time, like the Hjordts, Kablitz became the subject of a brief study;⁶⁵ he is also included in the *Baltisches Biographisches Lexikon*.⁶⁶ As with the Brieigers, Prindulls and Hjordts, journalists from *Baltische Briefe* visited Richard Kablitz in the early 1950s to document the achievements of a man who was then in his mid-eighties.

63 Page: <http://www.kablitz.de/management-change.html> [accessed 18.10.2018].

64 See <http://www.kablitz.de/jubilaeum.html> [accessed 18.10.2018].

65 Richard Kablitz und sein Werk, in: *Baltische Briefe*. Heimatblatt der Deutschbalten, no. 10 (60) Vol. 6, Marburg, October 1953; Richard Kablitz: Fördert unsere Jungen! (see note 25); Richard Kablitz: ein Leben im Dienste der Wärmetechnik. 1869–1958, Lauda 1959.

66 See *Baltisches Biographisches Lexikon* (hereafter BBL), <https://bbld.de/0000000386303258> [accessed 6.12.2018].

The firm, at the time called *The German Richard Kablitz Society for Cost-Effective Steam Production and Furnace Control (Deutsche Richard-Kablitz-Gesellschaft für Ökonomie der Dampferzeugungskosten und Feuerungskontrolle mbH)*, was identified by the journalist as an integral part of Baltic history – true praise indeed.

Kablitz was born in 1868 on his father's estate of Eichhof, located near Võru (Werro, Estonia). He went to school in Tartu (Dorpat) before studying mechanical engineering at Riga Polytechnic, where, aged 23 he became an assistant and taught his subject.⁶⁷ For two years he worked in Moscow and St. Petersburg, but returned to Riga to take up a post in Richard Pohl's engineering firm, where he had already worked while a student. In 1896 he won a gold medal at the World Exhibition in Nižnij Novgorod for two petrol engines and from 1897 until 1901 he played a leading role in the Riga firm *Motor*, where he developed especially his two-stroke engine. For the next three years he worked as a civil engineer until, in 1904, he co-founded and later ran alone *The Society for Cost-Effective Steam Production and Furnace Control*. Apparently one of his main concerns was to help produce cheaper heating and electricity for ordinary people, but the enterprise was disrupted by the 1905 disorders and Kablitz fled to Germany for a short time. Further disruption followed during the First World War when, to prevent everything falling into enemy hands, Kablitz and his undertaking were relocated to the Russian town of Čerepet' (Kaluga district).

He re-established the firm in Riga in 1918 and in the 1920s designed a path-breaking heat exchanger which aroused considerable international interest. His business was so important that it was granted a major concession to supply technology to the Soviet Union, but the concession ended in 1930. After this, the firm tried to market its heating products to countries all over the world which had an interest in using fuel sparingly (including Western Europe, South America, Congo and China). Kablitz's firm collapsed, however, as a result of 1939/40. He was forced to move to Łódź where he began to run a mechanical engineering factory and an iron smelting works as a *Treuhandstelle*. By 1945 he was employing 800 people. The advance of the Red Army, however, forced Kablitz to flee towards the West and, with the assistance of American occupation authorities, he came to rest first in Marbach and then Lauda.

The close proximity of iron industry facilities and an appreciation of Kablitz's skills by both the Baden *Land* government and the government of Luxemburg meant that in 1950 he received a German government loan to help acquire buildings and machinery. Former employees of the firm were brought from around western Germany and out of the eastern zone in order to help build a skilled workforce. At the time of his newspaper interview, Kablitz was employing over 150 people, many of whom were Baltic refugees. By 1954 the firm had a turnover of over 3 million *Deutschmarks*, with over 80 percent of its products going abroad. It had strong links with engineering firms in Paris and Wakefield (England).

Richard Kablitz was always inventive and dynamic. Soon after the Second World War, a group of German industrialists went to see some of Kabilitz's most innovative technology being used in Switzerland and as a result of the trip he won a major commission from the Bavarian government. The real post-war breakthrough, however, was a contract to supply hot air heating systems for 24 tankers belonging to the Onassis shipping line. Despite all of

67 The biography is compiled from the articles in *Baltische Briefe*, from the BBL entry and from the Kablitz firm's web pages.

this personal success, Richard Kablitz still thought about more than just his own ventures. Aged 87, in his interview for *Baltische Briefe*, he displayed a clear sense of responsibility towards his Baltic German community. With an emphasis on the difficult financial realities experienced by many refugee families, he explained all of the advantages that training and a career in engineering could bring a young Balt.

Conclusion

So what concluding comments can we make about Baltic German family businesses in the twentieth century? The first thing to acknowledge is that this essay has relied heavily on materials created by the Baltic German community itself. As a result, there is a danger that it does not present a fully-rounded view of the past; hopefully further work can correct this imperfection. Under the circumstances, however, it is particularly appropriate to acknowledge the failures and disappointments contained in this short study.

'Negative' themes – plus a comparative angle

Take Ewald Ammende and his family's trading house. Ammende discussed many business policy proposals in Baltic German newspapers and he appears to have contributed to some positive changes. So for example, during the interwar period, Pärnu was indeed modernised as a pleasant seaside resort.⁶⁸ Nonetheless, the family trading house still collapsed. The precise reasons for this are unknown; however, two factors in particular must have been significant: first, the loss of trading access to the Russian hinterland; and second, the replacement in the Baltic area of old imperial Baltic German policy circles by fresh nation state élites.

In the first connection, it is likely that the family business struggled (and ultimately failed) to replace lost imperial trading streams with adequate new ones. This challenge can only have been complicated by the second point. For centuries the Baltic German community had run the Baltic territories and their business networks benefitted as a result. The post-war construction of the new nation states of Estonia and Latvia, however, ushered in new élites which drew heavily on ethnic Estonian and Latvian ethnic groups who expected to make policy for themselves.⁶⁹ In this light, we have to wonder about the exact status of many of the policy discussions which occurred in Baltic German newspapers during the 1920s. From being policy 'insiders' in the Baltic lands, the Baltic Germans had become much more 'outsiders'; so how much influence were they likely to wield? To put the point more bluntly: when someone such as Ammende discussed national and international business policy in *Revaler Bote*, was he doing more than holding a conversation among 'yesterday's men'? The failure of the Ammende family business implies that despite his substantial enthusiasm

68 Tourism web sites are beginning to use Pärnu's historical character for marketing. So, for instance, the mud baths highlights the development work that was done in 1926/27: <https://www.hedonspa.com/en/historical-mud-baths/> [accessed 2.07.2019].

69 Thank you to an anonymous reader for making this point.

for new economic possibilities (and notwithstanding some contribution to the modernisation of Pärnu), Ewald Ammende's purchase with Estonia's new policy circles was limited.

These comments raise a number of potentially interesting avenues for further research. For example, there is a 'big' question: how was business policy developed in the new states of Central and Eastern Europe during the 1920s – and who exactly was developing it? More modestly, we can also wonder how the experiences of formerly élite Baltic German businesses compared to those of Estonian- and Latvian-owned counter-parts in the new states. If Baltic German businesses, generally speaking, found it easier to prosper before 1914 than after 1918, was the reverse true for Estonian and Latvian businesses? Did the latter struggle under Baltic German imperial hegemony but flourish within the framework afforded by independent nation states? Attempts to address such questions would require us to find out more than we know at present about Estonian and Latvian history, since few relevant business studies exist.⁷⁰

Regarding post-1945 business experiences, some Baltic German business people found it impossible to recover from the Second World War. The combined effects of losing family members, losing one's homeland, having to re-build a business from scratch, and growing old, must have had fatal consequences for more family businesses than just *H.A. Brieger*. Even in the context of the post-war environment, however, it would be interesting to see how the experiences of Baltic German businesses compared to those of Estonians and Latvians.

'Positive' themes—including an appreciation of Riga Polytechnic

With all of this said, a variety of more positive observations still have to be made about Baltic German businesses; not least, the businessmen discussed here were cosmopolitans. They were born in Courland or Livonia and so, from the outset, experienced linguistic and cultural diversity. Brought up as German-speakers, they must also have been exposed to Russian, Latvian and (in some cases) Estonian. Until 1939, the region had a thriving Jewish business community too. In a place like this, businessmen had to be linguists and diplomats. Cosmopolitanism flowed through their training and early careers, with professional development routinely involving exposure to ways of working in Riga, Russia and Central Europe.

Here, incidentally, the impact of Riga should not be under-estimated. Of those mentioned in this article, Ammende, Prindull and Kablitz were educated at Riga Polytechnic. Evidently the institution was making a substantial contribution to the economic development of the Baltic region and deserves study in its own right. What made Riga Polytechnic so successful? In particular, how did it prepare its students to engage with the wider world?

All of the individuals discussed here enjoyed education beyond the Baltic region and, as a result, certainly encountered multiple opportunities for intellectual and technical stimulation. They must have been able to enhance the 'soft skills' necessary to smooth negotiations

70 For an exception, see Nicholas Balabkins, Arnolds P. Aizsilnieks: Entrepreneur in a Small Country. A Case Study against the Background of the Latvian Economy, 1919–1940, Hicksville, NY 1975. This provides a case study of Roberts Hiršs (1895–1972), the founder (1925) and owner of RĪgas Audums (Riga Textiles). I am thankful to an anonymous reader for this reference.

with fellow businessmen wherever there was a deal to be done. These people were brought up and educated to think locally and internationally alike; to look east and west for business; to be ready to deal with people regardless of cultural and linguistic background. Maybe this broad education also equipped a number of Baltic German family business people to deal well with disruption, perhaps even including the experience of becoming refugees. By early adulthood they had acquired a considerable repertoire of skills and experiences on which to draw at a time of crisis and movement.

They were helped by membership of the German cultural group. The characteristic conferred definite privilege in the Baltic Provinces of the Russian Empire and a basic kind of opportunity in *Wartheland*. It facilitated adaptation to life in the Federal Republic of Germany, not least because some had family members there already. After 1945, refugees in western Germany could also find a number of support mechanisms to help them re-establish businesses, whether interventions by Allied authorities or the provision of government loans tailored to reconstructing the German economy.

At least some of the examples cited here emphasise how resilient family firms can be. The mixture of family bonds, substantial educational experiences and the build-up of all kinds of specialist know-how could create an amalgam with the potential strength to weather even deep crises. In the face of upheaval and displacement, in some cases at least family ties pulled businesses back together with considerable effectiveness and enabled them to re-enter the marketplace relatively quickly. This observation illustrates the well-established idea that when a state is weak, family relationships provide an important resource for economic construction.

Culture, mobility and survival

A number of further comments about family business history flow naturally from this paper. Existing studies of variation among different business cultures have focussed on, for instance, leadership, networking and ethics.⁷¹ Of course, far more variables than these differ by culture, for example: the role of the state in the economy, processes of decision-making, access to decision-makers, senses of entitlement, sense of social responsibility, attitudes to borders and the definition and perception of business opportunities – the list could go on and on. In multiple ways and at every level, cultural differences can influence business behaviour just as they do any other kind of human conduct. So the history of family businesses in the Baltic is about much more than bare profit and loss; it is about everything that goes into and provides a context for economic performance. Dealing with the world before 1914, it is a tale of how family businesses operated in a large continental, multinational empire. During the interwar period, it is a story of how family businesses responded to the rise of independent nation states in Central and Eastern Europe. From 1939 on, it becomes a tale of business resilience in the face of conflict, calamity and displacement. Through all of this, Baltic German family business history reflects the culture of a very specific group. Apart from everything else, it is a story about how one community conceived itself and the methods it adopted to survive for as long as possible. In this light (and given the outstanding

71 See, for example, Isac, Remes, Culture (see note 14).

success of some of the firms), Baltic family business history cannot be overlooked as an important part of Baltic – and perhaps to some extent even German – economic history.⁷²

The richness of material informing this article highlights the need for further studies of family businesses originating in the Russian Empire, Eastern Europe and the Baltic. There should be scope for studying further how such firms were framed by their environment and how they responded to it. Given the history of the region, there should be more stories about resilience in the face of disruption. Furthermore, the phenomenon of family businesses relocating from the east to the west after 1945 provokes a whole additional series of questions, not least: what did they contribute to post-war economic reconstruction in the West?

Implicit in this paper are also themes (raised elsewhere by Hofstede *et al.*) concerning the challenges facing refugees as they start to function in ‘new’ social environments.⁷³ Which characteristics assist the transfer of businesses from one cultural milieu to another and, by implication, which business skills are valuable universally and which are place- or time-specific?⁷⁴ Clearly the capacity to innovate (like Richard Kablitz), to build a strong family team (like the Hjordts), to cultivate good professional connections (like Alfred Prindull) all helped firms withstand displacement – as did the cosmopolitan backgrounds of the businessmen in question and cultural connections between the lands of origin and of destination. But to draw to a close, hopefully this paper has highlighted a truism of Baltic history: the Baltic Germans were few in number and took many characteristics from their status as a privileged élite, but nonetheless their experiences prove generally interesting and instructive.

Zusammenfassung

Dieser Artikel trägt zur Geschichte der Familienunternehmen in Zentral- und Osteuropa bei. Indem ein besonderer Schwerpunkt auf Beispiele aus der deutschbaltischen Gesellschaft gelegt wird, kann gezeigt werden, wie die lokale Kultur dazu beitrug, einen Rahmen für diese Unternehmen zu bilden und wie sie sich auf die Reaktion der Unternehmen auf den Zusammenbruch des Russischen Reichs auswirkte. Die Untersuchung berücksichtigt auch die tiefgehenden Veränderungen, die sich zunächst aus der Umsiedlung und später aus der Flucht aufgrund der Kriegsniederlage Deutschlands ergaben. Welche Eigenschaften tragen zum Erhalt von Familienunternehmen unter extremen und äußerst schwierigen Umständen bei?

72 Michael North: *Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen*, München 2011.

73 Geert Hofstede, Gert Jan Hofstede et al.: *Cultures and Organizations. Software of the Mind*, New York, NY ³2010, pp. 396-398.

74 Valtonen, *Does Culture Matter?* (see note 12).

Die Predigerdynastie Lenz und ihr „Verlorener Sohn“ Jakob Michael Reinhold

von Gregor Babelotzky

Die Familie Lenz¹ hat eine ganze Reihe bemerkenswerter Theologen, Künstler und Gelehrter hervorgebracht. Im Folgenden soll es aber primär um Jakob Lenz, den Dichter des Sturm und Drang, und sein Verhältnis zu den nächsten Verwandten gehen, unter denen der Bruder Friedrich David und der Vater Christian David diejenigen sind, mit denen er die größten Konflikte austrägt.² Jakob Lenz nimmt innerhalb der Familie eine Sonderrolle ein; so stellt auch Lenz' Moskauer Freund Nikolaj Michajlovič Karamzin im Jahr 1789 zwei Lenz-Brüder einander gegenüber, den „unglücklichen“ Dichter Jakob Lenz und dessen älteren Bruder, den Landprediger Friedrich David Lenz:

„In Dorpat lebt der Bruder des unglücklichen L[enz]. (Lenz, ein deutscher Schriftsteller, welcher einige Zeit mit mir in einem Hause wohnte. Eine tiefe Melancholie, die Folge vielen Unglücks, hatte seinen Geist zerrüttet, aber selbst in diesem Zustande setzte er uns alle in Erstaunen durch seine poetischen Ideen und rührte uns häufig durch seine Gutherzigkeit und Geduld.) Er [Friedrich David; G. B.] ist Oberpastor, wird von allen geliebt und hat eine gute Einnahme.“³

In seinem älteren Bruder Friedrich David findet Jakob Lenz ein Vorbild, an dem er sich ein Leben lang abarbeitet. Friedrich David Lenz (1745–1809) besucht mit zwölf Jahren das Collegium Fridericianum⁴ in Königsberg, ehe er Theologie an der Universität Königsberg studiert. Im Jahr 1764 folgt die Rückkehr in die Heimat; er wird zunächst Hauslehrer in Reval, dann 1767 Pfarrer zu Tarvast. 1779 tritt er die Nachfolge des Vaters in Dorpat

- 1 Vgl. zu einem detaillierten Überblick über die weit verzweigte Lenz-Familie: Theodor Falck: Der Stammbaum der Familie Lenz in Livland, nach einem neuen System, Nürnberg 1907. Das Familien-Wappen, und das ist wie alles bei Falck mit Vorsicht zu rezipieren, zeige „im blauen Schild einen Baumstamm mit grünenden Zweigen, auf denen eine weiße Taube sitzt. Die Helmdecke ist weiß-blau, mithin in den pommerschen Farben gehalten. Der Dichter Lenz mag das Wappenbild [...] mit seinem Freunde Herder entworfen haben.“ (Friedrich Lenz: Die pommerschlivländische Familie Lenz. Ein Beitrag zur baltischen Kulturgeschichte, in: Baltische Hefte 4 [1958], H. 2, S. 121-131, hier S. 126). Die folgende Darstellung basiert in Teilen auf Gregor Babelotzky: J.M.R. Lenz als Prediger der „weltlichen Theologie“ und des „Naturalismus“, Göttingen 2019.
- 2 Während das Verhältnis zum ältesten Bruder Friedrich David zunehmend belastet ist, steht Jakob dem Bruder Johann Christian besonders nahe. Die Schwestern Dorothea Charlotte Maria, Elisabeth Christine und Anna Eleonora heiraten Pastoren, die Brüder Johann Christian und Carl Heinrich Gottlob sind Juristen, Benjamin Gottfried ist Kaufmann.
- 3 LIU 1, S. 346 [Peter Müller unter Mitarbeit von Jürgen Stötzer (Hrsg.): Jakob Michael Reinhold Lenz im Urteil dreier Jahrhunderte. Texte der Rezeption von Werk und Persönlichkeit 18.–20. Jahrhundert, 4 Bde., Bern u.a. 1995–2005, Bd. 1, S. 346].
- 4 Gegründet 1698 wurde die höhere Schule bald zu einer der renommiertesten Lehranstalten Deutschlands, die zum Studium hinführte.

als Oberpastor der St.-Johannis-Gemeinde an, 1781 wird er dann Assessor des Dorpater Stadt-Konsistoriums und Inspektor der Stadtschulen. Im Jahr 1803 ist er der erste Lektor der estnischen und finnischen Sprache an der Universität zu Dorpat.⁵ – An Jakob Lenz' Lebenslauf werden vom Vater ähnliche Erwartungen wie an den Bruder gestellt, die er aber im Gegensatz zu Friedrich David nicht erfüllt.

In seiner „Predigt am Tage der Eröffnung der Kaiserl. Universität in Dorpat, den 21sten April 1802“⁶ hebt Friedrich David Lenz hervor, dass es besser für die „Moralität“ der Kinder sei, wenn sie im Heimatland studierten.⁷ Denn:

„Diese [die Moralität; G. B.] ist auf einheimischen Universitäten bey weitem nicht so vielen Gefahren ausgesetzt, als wenn sie durch Länder und Meere von ihnen entfernt sich selbst überlassen sind. Hierher reicht eher ihr Auge; hier hat der Jüngling Freunde und Verwandte in der Nähe, deren sorgsamer Blick ihn auch bewacht. Hier hält ihn die Rücksicht auf das verscherzte Glück seines künftigen Lebens von manchen jugendlichen Thorheiten zurück; denn jede, die er sich hier zu Schulden kommen läßt, geschieht im Angesicht des Vaterlandes, von welchem sein künftiges Schicksal abhängt.“⁸

Friedrich David Lenz kommt im Anschluss daran indirekt auf seine eigene Lebensstation als Landprediger – und auf die auch dem Bruder Jakob zugedachte Berufswahl – zu sprechen:

„Der auf einer ausländischen Universität gebildete junge Theolog kann vielleicht viel theoretische Theologische Gelehrsamkeit, kann viele Kenntnisse der morgenländischen alten Sprachen, und andere dahin einschlagende Wissenschaften mitbringen; aber wie er hier als Landprediger mit dem armen Bauer umgehen, wie er sich zu seinem Fassungs-Vermögen herablassen, und wie er ihm die Lehren der Religion anschaulich und herzeingreifend vortragen, und wie ihn auf seinem Krankenbette trösten, und ihn zu einem moralisch guten Menschen und Christen bilden soll, das muß er oft noch erst in seinem Amte mühsam lernen, und bis er dies gelernt hat, kann denn doch der Nutzen seines Amtes nur sehr beschränkt seyn. Zu allen diesen practisch theologischen Kenntnissen kann er hier auf einer einheimischen Universität schon vorbereitet werden.“⁹

5 Friedrich David Lenz schrieb auch gelegentlich poetische Texte, z.B. „Ein Spaziergang am Ostermorgen“ (Dorpat 1796), eine Reflexion auf die Sterblichkeit des Menschen, wie der folgende Auszug illustriert: „Hier schlummert meine Mutter, dort mein Freund, dort ein braver nützlicher Mann, dort ein edles Weib, eine gute Gattin und Mutter, dort ein blühender Jüngling, dort ein reizendes Mädchen, dort ein hoffnungsvolles Kind. – Mit wie manchen unter ihnen verlebte ich so manchen frohen Tag, freute mich seines Umganges, seines Witzes, seiner schönen Kenntnisse und Talente!“ (Friedrich David Lenz: Ein Spaziergang am Ostermorgen, Dorpat 1796, S. 125).

6 Friedrich David Lenz: Predigt am Tage der Eröffnung der Kaiserl. Universität in Dorpat, den 21sten April 1802, in: Gottlieb Benjamin Jäsche: Geschichte und Beschreibung der Feyerlichkeiten bei Gelegenheit der am 21sten und 22sten Apr. 1802 geschehenen Eröffnung der neu angelegten kaiserlichen Universität zu Dorpat in Lievland, Dorpat 1802, S. 6-17.

7 Ebenda, S. 11.

8 Ebenda.

9 Ebenda, S. 11 f.

Das Studium im Ausland – Jakob Lenz ging 1768 erst nach Königsberg, wo er Theologie studierte, und dann 1771 nach Straßburg, wo er sich seinem poetischen Schaffen widmete – führe zwangsläufig zur Entfremdung vom Vaterland, fährt Friedrich David Lenz fort: Die Freiheiten und Annehmlichkeiten machten den auswärtigen Studenten „das Ausland zu einem Elysium, wo sie ewig zu bleiben wünschten, wenn es nur immer auf Kosten des Väterlichen Beutels ohne eigene Sorgen und Anstrengungen hätte geschehen können.“ Doch selbst, wenn die Studenten dann in die Heimat zurückkehrten, hätten sie Schwierigkeiten: „Mit dieser Vorliebe fürs Fremde, kehrte nun der rasche feurige Jüngling in sein Vaterland zurück, und hier war ihm alles fremd, allenthalben stieß er an, alles drückte und rieb ihn, alle Convenienzen Ordnungen und Gesetze seines Vaterlandes, die er mit seinem Freyheits-System nicht zusammen paßten, dünkten ihm zu engherzig.“¹⁰ Auf die Rückkehr von Jakob Lenz hatten Vater und Bruder lange gedrängt. Erst nach seinem geistigen Zusammenbruch 1778 aber kehrt Jakob Lenz in seine Heimat Livland zurück. Vergeblich versucht er hier dann nach Jahren im Ausland, Fuß zu fassen.

Jakob Lenz' Vater Christian David (1720–1798) ist auf dem Höhepunkt seiner Karriere Generalsuperintendent von Livland in Dorpat (Tartu). Im Jahr 1758 wird Christian David Lenz zunächst Stadtprediger der deutschen St.-Johannis-Gemeinde zu Dorpat. Er lebt in ständigem Konflikt mit anderen Pfarrern, der Gemeinde und der Stadt Dorpat. Es geht in den Streitigkeiten um die Predigten, um den Unterricht der Kinder und um den Umgang mit den Armen. Die Predigten werden scharf und streng im Ton; Obrigkeitseingehorsam ist ihr Ziel. Straf- und Bußpredigten werden zur Regel. „Laß den Herzen seinen Vortrag lauter Speiß und Nägel seyn“, wünscht bereits der junge Jakob seinem Vater.¹¹

Der Gemeinde die Verfehlungen vorzuhalten und sie zur Besserung, also Gehorsam, anzuhalten, ist der zentrale Punkt in Christian David Lenz' Predigten. Im Jahr 1756 veröffentlicht er eine Sammlung von Buß- und Gnadenpredigten: „Evangelische Buss- und Gnadenstimme in dreyzehn erwecklichen Buss-Predigten.“¹² Es gebe zu wenig Bußpredigten auf dem Lande, gibt er unter anderem als Begründung für die Herausgabe seiner Schrift an. Und selbst denen mangle es oft an der wahren Form: Viele Predigten seien „mit so viel Rednerschmuck aufgepruncket, daß dadurch die Kraft der Wahrheit ersticket wird.“ So bliebe das Herz des Zuhörers aber „tot und unempfindlich.“¹³

Gut seien solche Predigten, die „mit der Gründlichkeit auch eine recht kräftige Erbauung verknüpfen“ und eine tatsächliche Erkenntnis beim Zuhörer hervorriefen. Predigten brauche man,

10 Ebenda, S. 13.

11 SD 3, S. 7 [Sigrid Damm (Hrsg.): Jakob Michael Reinhold Lenz: Werke und Briefe in drei Bänden, Leipzig 1987, Bd. 3, S. 7].

12 Christian David Lenz: Predigers zu Sesswegen in Liefland, Evangelische Buss- und Gnadenstimme in dreyzehn erwecklichen Buss-Predigten deren zehn über wichtige und zum Teil schwere prophetische Texte drey aber über die liebliche Geschichte von Zachäo Luc. 19, v. 1-10 gehalten und darauf zur allgemeinen Erbauung für alle Arten erlöseter Sünder sehr vermehrt zum Druck befördert worden, Königsberg u.a. 1756.

13 Ebenda.

„welche einfältig und nach dem schwachen Begriff auch der geringsten Leser und Zuhörer eingerichtet, dabey aber doch lehrreich und saftig sind, welche mit ganz deutlichen Worten dennoch die herrlichsten Lehren des Evangelii in ihrem Reichtum und Schönheit ja in lebendiger Kraft vortragen, welche die Seelen in eine gründliche und lebendige Erkenntniß ihres tiefen Elendes, sonderlich des schändlichen Unglaubens führen.“¹⁴

Die Bußpredigten sind als Lektüre für jeden Tag bestimmt; sie sollen mit großer Innerlichkeit gelesen werden: „Gib insonderheit auf die Wirkungen des Geistes GOTTes, so du unter Lesung dieser Zeugnisse an meinem Herzen verspürest, vil Achtung, führe sie ins Gebeth und bewahre sie in deinem Herzen.“¹⁵ Die Buße ist die tägliche Aufgabe für das Herz des reuigen Sünders, die durch die Predigten in Erinnerung gerufen werden soll.

Schon vor der Publikation seiner Predigten hat sich Christian David Lenz als Bußprediger einen Namen gemacht. Als er 1748 nach einem verheerenden Brand eine Predigt in Wenden (Cēsis) hält, wird sie zu einer dreistündigen Strafpredigt, die ein Beschwerdeverfahren nach sich zieht. Die Predigt ist in ihrer Anklage der sündigen Gemeinde dermaßen hart, dass sie deren Protest und einen Prozess der Stadt Wenden beim Oberkonsistorium und beim Hofgericht veranlasst. Dennoch sieht Christian David Lenz in dem verheerenden Brand in Wenden weiterhin eine göttliche Strafe für Verfehlungen und ausbleibende Buße. Seine Predigt lässt er drei Jahre danach drucken: „Das schreckliche Gericht Gottes über das unglückselige Wenden an dem Bilde des ehemals zerstörten Jerusalems“ (Riga 1751) – in dem Jahr, in dem auch Jakob Lenz zur Welt kommt.

Hervorgehoben worden sei seine Entscheidung, die Predigt drucken zu lassen, „durch die sträfliche Erneuerung des vorigen sichern und fleischlichen Wandels und der alten schwehren Sünden, womit ihr vor dem erlittenen Brand den Zorn des Allmächtigen gereizet hattet, eine so schwehre Rache an euch auszuüben“. Christian David Lenz vergleicht Wenden mit Jerusalem: „Hat der HErr Jerusalems Strafen über uns ergehen lassen; so muß Er auch wol diejenigen Sünden Jerusalems bey uns angetroffen haben“.¹⁶ Ein Mangel an Bußfertigkeit sei die Ursache für den Brand gewesen: „Zu eurem Frieden hätte es gedient, wenn ihr eure natürliche Feindschaft gegen GOTT, euern fleischlichen Sinn, euere Finsterniß, euern Unglauben, eure verderbten Neigungen, eure bösen Gedanken, Worte und Wercke und die damit verdienten Strafen Gottes bußfertig erkannt hättet“.¹⁷

Der Vater wird zum berühmten Bußprediger und zum obersten Mann in der livländischen Kirche. Sein schriftstellerisches Schaffen theologischer Abhandlungen ist enorm. Dichtung dagegen ist im Vaterhaus nur geduldet, wenn sie zur religiösen Erbauung dient. Die schriftstellerischen Erzeugnisse seines Sohnes Jakob und der damit verbundene Lebenswandel bereiten ihm daher große Sorgen. Aber auch auf dem Feld der Theologie führen Jakob Lenz' Ansichten zu Kontroversen im Elternhaus.¹⁸

14 Ebenda.

15 Ebenda, Vorrede, §10.

16 Christian David Lenz: Das schreckliche Gericht Gottes über das unglückselige Wenden an dem Bilde des ehemals zerstörten Jerusalems, Riga 1751, Vorrede.

17 Ebenda, S. 24.

18 Vgl. Thomas Schnaak: Das theologische Profil des Vaters in einigen Grundzügen, in: Wolfgang

Am 20. Januar 1776 – Jakob Lenz ist bereits seit fünf Jahren in Straßburg – berichtet der jüngere Bruder Johann Christian Lenz (1752–1831) dem Vater von Jakob Lenz' im Jahr davor erschienener Schrift „Meynungen des Layen und Stimmen des Layen“ und nimmt Bezug auf den Brief des Bruders vom November 1775, in dem Jakob bekräftigt hatte, mit den Eltern einig zu sein. Er wiederholt seine Hoffnung, dass der schriftstellerisch tätige Bruder seine Auffassungen noch verändern werde. Er hofft, „daß diese Epoche der Schwärmerei, welche doch mehrenteils die Folge einer guten gefühlvollen Seele ist, nur eine Zeitlang dauern“ werde und der Bruder bald ein Ziel in seinem Leben finde: „Schade wohl, daß er auf den verderblichen Abweg geraten, die schönen Wissenschaften zu seinem Studio zu machen, ohne sich ein gewisses Ziel zu stecken.“ Das und „die Sucht die Welt zu sehen – im Grunde gelehrte Windbeutelei“ seien die Gründe für die Flucht aus Livland.¹⁹

Der Bruder teilt mit, dass Jakob die „Meynungen“ selbst geschrieben habe. So wie er es – da er selbst „Laie“ sei – sehe, habe Jakob „die Partei wider die heterodoxen Neuerer mit Eifer [...] ergriffen.“ Darauf spiele Jakob wohl an, wenn er im vorausgehenden Brief sage, dass er mit dem Vater „in allen Stücken einerlei Meinung sei.“ Zwar taugen die „Meynungen“ nicht dazu, die Familie vollends zu besänftigen, sie erregen aber immerhin weniger Anstoß als Jakob Lenz' sonstige literarische Produktion.

Die „Meynungen“ sind Ausdruck des Versuches, Literarisches und Theologisches in einer fruchtbaren Synthese zusammenzuführen. Zentral darin ist die angestrebte Versöhnung von Theologie und Literatur; die „Meynungen“ stellen selbst eine poetische Predigt über exegetische, moralische und ästhetische Fragen dar.

Aber was die Schriftstellerei angehe, sei Jakob Lenz mit dem Vater wohl kaum einig:

„Nur über den Punkt des Theaters und der schönen Wissenschaften mag er es wohl nicht sein, weil er sich darüber nicht ausläßt, und das ist freilich schlecht von ihm. Doch vielleicht hat er gefürchtet, Sie durch Verteidigung seines Geschmacks und der Sekte, zu der er geschworen (die Herder-Goethe'sche und zum Teil Klopstock'sche), weil er Sie vielleicht derselben abgeneigt glaubet, zu beleidigen.“²⁰

Es tröste den Bruder aber, „daß diese Sekte durchgängig den Ruhm behauptet, Verteidiger unserer heiligen Religion, der Sitten und Tugend zu sein, aus welchem Grunde sie der Wieland'schen so konträr ist.“²¹ Auch Jakob Lenz' eigene Komödien gelten den Verwandten als verwerflich: „Ueber das, was dem ohngeachtet in seinen Komödien anstößig ist, wage ich nicht ihn loszusprechen. Goethe mit seiner neuen freien Sprache hat ihn verdorben.“²²

Der Familie gegenüber muss sich Jakob Lenz für seine theologischen Ansichten, für seine Abwesenheit aus der Heimat und seine schriftstellerischen Ambitionen immer wie-

Albrecht, Ulrich Kaufmann u.a. (Hrsg.): „Ich aber werde dunkel sein“. Ein Buch zur Ausstellung Jakob Michael Reinhold Lenz, Jena 1996, S. 15-23; ders.: Zum Bildungsgang des jungen Lenz, ebenda, S. 11-14.

19 LIU 1, S. 169.

20 Ebenda.

21 Ebenda, S. 169 f.

22 LIU 1, S. 170.

der rechtfertigen.²³ Der Lieblingsbruder Johann Christian Lenz²⁴ schreibt bereits am 24. September 1772 an Jakob:

„Gott weiß, daß ich Dein Glück wünsche, und so sehr wünsche, als es vielleicht keiner außer mir thut. Könnte ich zu Deiner Zufriedenheit was beytragen, wie sehr würde meine eigne vergrößert werden. [...] Sollte vielleicht Deine Rückreise durch kleine Verwickelungen aufgehalten werden, so entdecke Dich mir, vielleicht kann ich Mittel erfinden, Dir zu helfen? [...] Unser guter alter Vater, ich weiß, daß er Dich sehr liebt, es würde ihn tief beugen, wenn Du Hülfe nöthig hättest, und er Dir nicht helfen könnte. Verschone ihn also, wenn Du in Verlegenheit bist, eben so wie unsere Geschwister, die selbst in Schulden, eben so wie er begraben sind. Wende Dich an mich, mich wird die Last nicht niederdrücken, die ich für meinen Bruder trage, den meine ganze Seele liebt. [...] Was für ein Verdienst, Dich unserem Vaterlande, unsern frommen Eltern, unsern frohen Geschwistern und Freunden wiederzugeben, wie weit überwiegt es allen Ungemächlichkeiten!“²⁵

Auch Johann Christian Lenz drängt auf Jakobs Rückkehr nach Livland: „Eile mein Bruder. Du bist Dich Deinem Vaterlande schuldig – mir – und o wie vielen anderen. Der Himmel wird Dir hier schon Brodt geben, und vielleicht, gleich sobald du ankömmst.“²⁶ Am 7. November 1774 antwortet Jakob Lenz und kommt auf den Brief vom September 1772 zurück; der Bruder hat ihn zwischenzeitlich von seiner Heirat unterrichtet:

„Was soll ich dir viel drüber sagen? Glückwünsche zeigen von einer armen Seele, deren Leerheit der Witz und strafbare Gefälligkeit zu bepappen sucht, aber das wahre Gefühl bindet die Zunge, kehrt die Augen gen Himmel und läßt Tränen reden. Verstehst du diese Sprache mein Brüderchen! Einziger aus meiner Familie, der mich versteht.“²⁷

23 Vgl. zur literarischen Verarbeitung des Vater-Sohn-Konflikts z.B. Achim Geisenhanslüke: Verstümmelte Klassik. Zum Vater-Sohn-Konflikt bei Goethe, Moritz und Lenz, in: *Der Deutschunterricht* 52 (2000), 5, S. 13-20; ders.: Monströse Väter und missratene Töchter. Familiendramen und andere Katastrophen in Lessings ‚Emilia Galotti‘ und Lenz’ ‚Der Hofmeister‘, in: Inge Kroppenberg, Martin Löhnig (Hrsg.): *Fragmentierte Familien. Brechungen einer sozialen Form in der Moderne*, Bielefeld 2010, S. 185-206; Stefan Hermes: Der fremde Sohn. Hybridität und Gesellschaftskritik in J.M.R. Lenz’ interkulturellem ‚Familiendrama‘ ‚Der neue Menoza‘, in: Michaela Holdenried, Weertje Willms (Hrsg.): *Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven*, Bielefeld 2012, S. 197-214; Dagmar von Hoff: *Familie*, in: Julia Freytag, Inge Stephan u.a. (Hrsg.): *J.M.R. Lenz-Handbuch*, Berlin 2017, S. 367-374; Martin Kagel: Briefe an den Vater. Figurationen des Vaters in den Schriften von J.M.R. Lenz, in: *Text + Kritik* 146 (2000): Jakob Michael Reinhold Lenz, S. 69-77.

24 Heinrich Bosse: J.M.R. Lenz. Leben, in: Freytag, Stephan u.a. (Hrsg.), *J.M.R. Lenz-Handbuch* (wie Anm. 23), S. 1-34, hier S. 3.

25 LIU 1, S. 47 f.

26 Ebenda, S. 49.

27 Ebenda, S. 83.

Jakob Lenz rechtfertigt seine Lebensweise im Elsass, wo er literarische und moralphilosophische Schriften verfasst:

„Mein Herz geht nicht müßig. Ich hab einige vorzügliche Freunde und Freundinnen und denk auch oft an Euch. Wiewohl mir Papa und der Tarwaster²⁸ das zum Verbrechen machen wollen. Grüße Papa! Sag ihm nur daß es mir ein wenig fremd vorkam, da ich nichts von ihm forderte – nichts von ihm erwartete, als Erwidern meiner wahrhaftig zärtlichen Gesinnungen für ihn und meine Blutsfreunde, mich dafür von ihm und Fritzen mit Ruthen abpeitschen zu sehen.“²⁹

In diesem Brief berichtet er auch über seine publizierten Schriften; er kündigt das Erscheinen der „Meynungen“ an, der Verfasser solle jedoch ungenannt bleiben.

Auch in den folgenden Jahren drängt seine Familie weiterhin auf Jakob Lenz' Rückkehr nach Livland, etwa im Brief an Johann Christian der Bruder Carl Heinrich Gottlob Lenz (1757–1836) am 22. Mai 1776; Jakob Lenz ist seit April des Jahres am Weimarer Musenhof³⁰ und hofft, sich dort als Schriftsteller etablieren zu können: „Dass Br. Jacob vielleicht auf eine Verschwägerung mit Göthe alludiere, wird Papa schon gemeldet haben.“³¹ Im Dezember 1776 verlässt Jakob Lenz nach dem Bruch mit Goethe Weimar und wandert nach einem Aufenthalt in Emmendingen durch die Schweiz. Am 1. Juni 1777 bemerkt Johann Christian Lenz gegenüber dem Vater:

„Das ganz ungebundene Leben unseres Jakobs ist nicht nach meinem Sinn. Wenigstens ist es wider alle Zwecke der Menschheit und der gesellschaftlichen Verbindungen; so wie ich die Gesellschaft der wohlthätigen Menschen, oder wie sie sich sonst nennen, zwar in ihrer Absicht für löblich und gut halte, der Ausführung aber nicht sonderlich viel zutraue. Bei solchen excentrischen Plänen lehrt die Erfahrung, daß es meist bei der schwärmerischen Idee bleibt.“³²

28 Gemeint ist der Bruder Friedrich David, in Tarwast (Tarvastu) lebend.

29 LIU 1, S. 84.

30 Der Musenhof wird für Lenz rasch zu einer Enttäuschung; sein Leben bleibt „radikale Unsicherheit“, wie sie José Ortega y Gasset Goethe gewünscht hätte: „Und nun möchte ich Sie bitten, sich ein Leben Goethes ohne Weimar vorzustellen; einen Goethe, eingesenkt in das Dasein des damaligen Deutschlands, das ganz Gärung, brodelndes Element, geöffnete Poren war; einen Goethe, allen Unbilden preisgegeben, ohne die Basis materieller, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Sicherheit, ohne wohlgeordnete Schubladen voller Mappen mit Radierungen, über die vielleicht nie ein interessantes Wort gesagt wurde –, kurz das Gegenteil jenes Goethe, der mit fünfundzwanzig Jahren unter die sterile Glasglocke von Weimar gesetzt [...] wird. Das Leben ist die Antwort des Menschen auf die radikale Unsicherheit, aus welcher es seinem Wesen nach besteht. Darum ist es höchst bedenklich für einen Menschen, wenn ihn ein Übermaß scheinbarer Sicherheit umgibt. Das Bewusstsein des Geborgenseins tötet das Leben. [...] Wie beglückend wäre für die Menschheit ein Goethe gewesen, der in *Unsicherheit*, von der Umwelt bedrängt und unter dem Zwang gelebt hätte, die wunderbaren, in ihm schlummernden Kräfte auszuströmen.“ José Ortega y Gasset: Um einen Goethe von innen bittend, Stuttgart 1951, S. 37.

31 LIU 1, S. 211.

32 Ebenda, S. 274.

Zwar widmet sich Jakob Lenz der Philosophie und der Literatur, die Theologie aber bildet für ihn dabei die Basis seines Denkens und Schreibens – für ihn ist das ganz und gar nicht „wider alle Zwecke der Menschheit und der gesellschaftlichen Verbindungen“, wie ihm vorgeworfen wird. Im Laufe seines Lebens schreibt und hält er nicht nur einige Predigten, er versteht sich selbst als literarischer Prediger. Jakob Lenz interessiert sich zwar sein Leben lang rege für theologische Fragen, er bearbeitet sie aber vorwiegend literarisch; Prediger, wie der Vater es erwartet, will er nicht werden. Jakob Lenz verfasst neben theoretischen Schriften weiterhin auch literarische – die in ästhetischer Form theologische Diskurse aufgreifen:³³

In Jakob Lenz' Werk taucht nicht nur eine Vielzahl von Predigerfiguren auf, er reflektiert auch immer wieder die Aufgabe des Dichters, die für ihn analog zu der des Predigers zu begreifen ist, so auch in seiner Erzählung „Der Landprediger“. Die Erzählung erscheint in drei Teilen im April, Mai und Juni 1777 im „Deutschen Museum“.³⁴ Versteht man den „Landprediger“ als Teil eines Versuchs, das eigene Schaffen als Schriftsteller gegenüber dem Vater zu rechtfertigen, so scheint selbst diese Erzählung den Erwartungen des Adressaten nicht ganz genügt zu haben. Christian Dingelstädt, ein Freund des Vaters, findet noch immer Anstößiges in der Erzählung. Er schreibt an Christian David Lenz, dort „kommen manche Äußerungen über die Religion vor, die ich gerne heraushaben möchte“.³⁵

In der Erzählung geht es um die Frage der Reformierung des Predigeramtes, aber zugleich auch um die biografische Krise des Verfassers, die sich literarisch objektiviert, ohne sich auf Autobiografisches reduzieren zu lassen.³⁶ „Der Landprediger“ ist die Geschichte der Emanzipation des Protagonisten Mannheim von der Predigt des Vaters. Schon die theologische Ausbildung der Hauptfigur – Mannheim stellt das Amt des Predigers nicht an sich als Lebensweg infrage – weicht von den Vorstellungen des Vaters ab. Früh entwickelt er

33 Vgl. eingehender zu den Wechselwirkungen von Literatur und Predigt in Lenz' Biografie und poetischem Werk: Gregor Babelotzky: J.M.R. Lenz als Prediger der „weltlichen Theologie“ und des „Naturalismus“, Göttingen 2019.

34 Jakob Michael Reinhold Lenz: Der Landprediger, in: Deutsches Museum 1 (1777), S. 289-307, S. 409-439, S. 567-574.

35 Christian Adolf Ludwig Dingelstädt an Christian David Lenz, 24. Oktober 1777, zit. nach LIU 1, S. 286.

36 Nämlich um „sein Selbstkonzept, seine Selbstdeutung, seine Neuortung nach dem Weimarer Debakel“ (Franz Werner: Bettelnder Dichter oder dichtender Bauer. „Der Landprediger“ von J.M.R. Lenz – eine literarische Folge seiner Verbannung aus Weimar?, Heidelberg 2009, S. 206). Daher sind auch die Probleme, mit denen Mannheim konfrontiert ist, keine realen Widerstände, sondern solche des eigenen Bewusstseins; vgl. Hartmut Dedert: Die Erzählung im Sturm und Drang. Studien zur Prosa des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1990, S. 67. Was in der Forschung oft übersehen wird, was aber u.a. von Winter stark gemacht wird: „Obwohl der Landprediger den Mittelpunkt der Erzählung bildet, wird die Identifikation des Lesers mit seiner Geschichte immer wieder durchbrochen durch Erzählerräsonnements, die meist ironisch-kritische Distanzierungen beinhalten.“ (Hans-Gerd Winter: „Andern Leuten Brillen zu schleifen, wodurch sie sehen können“. „Der Landprediger“, gelesen als ambivalenter Erinnerungstext, in: Inge Stephan, Hans-Gerd Winter [Hrsg.]: „Die Wunde Lenz“. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption, Bern 2003, S. 109-127, hier S. 112.) Werner sieht dagegen in Mannheim das uneingeschränkt nachahmenswerte Vorbild; vgl. Franz Werner: Landlebenidylle oder Intellektuellenutopie? J.M.R. Lenz: „Der Landprediger“, in: Lenz-Jahrbuch 12 (2002/2003), S. 31-67, hier S. 38 f. Zu Lenz' Haltung zum Erzählten bemerkt Werner: „Kaum etwas ist bei ihm auf Distanz, fast alles auf Identifikation angelegt.“ (ebenda, S. 41).

ein Interesse an ökonomischen Fragen und richtet auch sein theologisches Interesse darauf hin aus, was er den Bauern als zuträglich erachtet. Handeln im Alltag soll den Hauptgegenstand der Predigt bilden, sodass sie nicht „an aristotelischen oder andern theologischen Spizfindigkeiten hängenzubleiben“³⁷ droht.

Doch nach und nach genügt Mannheim das Wirken im kleinen Kreis nicht mehr. Mannheim hat das Verlangen, „ein Mann zu seyn, der mehrern Menschen seine Existenz zu fühlen gibt.“ „Kurz, es war – der schlimmste Sauerteig, der seit Adams Fall im menschlichen Herzen gegärt hat – es war der Autor, der das Haupt in ihm emporhob.“³⁸ Mannheim versteht Autorschaft nicht derart, dem anderen die eigene Sicht aufzuzwingen, sondern sieht ihre Funktion darin, anderen neue Perspektiven zu eröffnen: „Aber die Autorschaft – andern Leuten Brillen zu schleifen, wodurch sie sehen können, ohne welche ihnen tausend Sachen verborgen blieben. – Es ist doch groß das, meynte er.“³⁹

In einem „Selbstgespräch“ reflektiert Mannheim die Tradition schreibender Prediger. Es sei nun an der Zeit, als Theologe auch durch literarisches Schreiben nützlich zu werden: „warum sollte ein Prediger nicht auch durch Romanen und Schauspiele nützen können, wie durch Predigten und geistliche Lieder? Der Nutzen müste noch weit grösser seyn, weil dergleichen Bücher in weit mehrere Hände kommen, weit begieriger gelesen werden, wenn es dem Verfasser an Wiz nicht mangelt.“⁴⁰ Wenn Mannheim davon spricht, dass ein Prediger auch durch Romane und Schauspiele der Gemeinschaft nützen könne, spiegelt sich hier auch Jakob Lenz' eigene Schriftstellerei wider. Von einem Prediger geschriebene Literatur verfehlt nicht den Sinn einer Predigt, steht nicht zu der Aufgabe des geistlichen Amtes, der Verkündigung, in Widerspruch, sondern transformiert diese nur in eine andere Form, die – so überlegt Mannheim – sogar wirkmächtiger und damit nützlicher sein kann.

Doch Mannheim scheitert daran, tatsächlich einen Roman zu schreiben, weil er in seinem Amt und bisherigen Leben verharrt. Er will Prediger und Literat zugleich sein, was ihn von beidem gleichermaßen fern und im Widerspruch gefangen hält: „Die Begierde, ein Romanschreiber zu werden, drückte und folterte ihn Tag und Nacht, wo er ging; was er sah, was er anrührte, wollte er alles in seinen Roman bringen und der arme Mann saß beständig in seiner fröhlichen Gesellschaft da, wie ein Elephant mit einem Ring in der Nase“.⁴¹ Als die Situation unerträglich wird, sagt er sich von der Schriftstellerei wieder los. Literarisches Schreiben erscheint als Ablenkung von seinem geistlichen Amt und seiner Verantwortung der Familie und der Gesellschaft gegenüber. Mannheim schreibt fortan nur noch praktische Schriften, über Landwirtschaft etwa oder über das Klima. Der Landprediger entscheidet sich somit gegen das Genre der schöngeistigen Literatur.

Mit der Darstellung des „Landpredigers“ in einem poetischen Bild objektiviert Lenz sein Problem, ohne es damit aber literarisch oder lebenspraktisch bewältigen zu können. „Der Landprediger“ markiert dabei zugleich eine Etappe in der Zuspitzung des sich verschärfenden Konfliktes zwischen Prediger und Dichter. Nach Jakob Lenz' Rückkehr nach Livland im Jahr 1779 und noch während er sich bemüht, in seinem Beruf als „Theologe“ Anerkennung

37 Lenz, Der Landprediger (wie Anm. 34), S. 301.

38 Ebenda, S. 424.

39 Ebenda.

40 Ebenda, S. 425.

41 Ebenda.

zu finden, überarbeitet Jakob Lenz die Erzählung vom Landprediger und widmet sie seinem ältesten Bruder Friedrich David, dem Tarwaster Pfarrer. Dazu verändert Jakob Lenz die Druckvorlage für das „Deutsche Museum“, die in dem Manuskript überliefert sind. Lenz scheint mit der Entscheidung, die überarbeitete Erzählung seinem Bruder Friedrich David zu widmen, gerungen zu haben. Zweimal schreibt er die Widmung nieder, zweimal streicht er sie aus. Erst beim dritten Mal bleibt sie stehen.⁴²

Im Steintal beim Landprediger Friedrich Oberlin,⁴³ dem großen Reformator auf dem Gebiet der Bildung, der dem Prediger Mannheim als Figur Pate gestanden hat, manifestiert sich dann Anfang des Jahres 1778 die psychische Krise von Jakob Lenz, die von dem Zwiespalt zwischen Predigeramt und Dichterdasein ihren Ausgang nimmt. Der Pfarrer Oberlin, bei dem Jakob Lenz im Steintal untergekommen ist, predigt heftig gegen den Müßiggang an: „Gott will keine Nichtstuer und Müßiggänger, nicht einmal im Paradies.“⁴⁴ In der Korrespondenz seiner Freunde findet der Gedanke in der Vermengung von „Lenz“ und „Faulenz“ seinen Niederschlag. So formuliert auch Johann Caspar Lavater an Jakob Sarasin⁴⁵ schon im August 1777: „Lenz Lenzelt noch bey mir.“⁴⁶ Katharina Elisabeth Goethe schreibt an Christoph Martin Wieland im November des gleichen Jahres: „Es ist sehr unverantwortlich von Lentzens Vater seinen Sohn so zu verlassen und dessen Freunden mit moralischen Brühen und Chrien aufzuwarten. Auch ist schlecht von Lentz daß Er lieber Faulentz und seinen Freunden beschwerlich wird, als daß Er zu seinem Vater nach Hauß ginge.“⁴⁷

42 Biblioteka Jagiellońska Kraków, Lenziana 2, eigenhändige Originale: Der Landprediger, Varianten zu der Erzählung im Deutschen Museum, 3 Bl. (6 S.); vgl. Gesa Weinert: Verzeichnis der Lenziana in Kraków, in: Stephan, Winter (Hrsg.), „Wunde Lenz“ (wie Anm. 36), S. 467-487.

43 Johann Friedrich Oberlin (1740–1826) wirkte als evangelischer Prediger und Sozialreformer in Waldersbach in den Vogesen.

44 Zit. nach Gustave Koch: Wichtige Etappen im Leben Oberlins, in: Evangelische Kinderpflege, Witten 1968, S. 9-15, hier S. 13; vgl. auch John W. Kurtz: Johann Friedrich Oberlin. Sein Leben und Wirken, Metzingen 1976, S. 86 f.: „Der Hang zum Nichtstun war die Eigenschaft, die ihn in den ersten Wochen in Waldersbach am stärksten beunruhigte. Jeder Augenblick, den ein Mann oder eine Frau untätig verbrachte, war seiner Ansicht nach Vergeudung einer Gelegenheit, etwas für die Verbesserung der eigenen Lebenslage oder der von anderen zu tun. [...] Gegen diese Gefahr kämpfte er denn auch mit allen Mitteln, nicht nur in seinen Predigten und in den Donnerstag-Andachten [...], sondern auch durch sein praktisches Vorbild, von dem er hoffte, daß es seine Gemeinde zu praktischer Nachahmung anregen werde. In mancher Predigt zog er scharf über die Faulheit her und kritisierte sie als offene Einladung an den Teufel selbst, die Seelen anzufallen und selber in Besitz zu nehmen, die doch von Rechts wegen Gott dem Herrn gehörten.“; vgl. auch Oberlins explizites Urteil über Jakob Lenz: „u. es durchbohrte u. zerschnitt mir das Herz, wan ich an seiner Seite, die Folgen der Principien die so manche heutige Mode bücher einflößen, die Folgen seines Ungehorsam gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unwekmäsigen Beschäftigungen, seines häufigem Umgang mit Frauenzimmern – durch empfinden müßte.“ LV, S. 155, Dok. 85; Burghard Dedner, Hubert Gersch u.a. (Hrsg.): „Lenzens Verrückung“. Chronik und Dokumente zu J.M.R. Lenz von Herbst 1777 bis Frühjahr 1778, Tübingen 1999, S. 155.

45 Johann Caspar Lavater (1741–1801) war ein Theologe und Schriftsteller in Zürich, der v.a. für seine Publikationen zur Physiognomik bekannt war. Jakob Sarasin-Battier (1742–1802) stand mäzenatisch in engem Kontakt mit vielen Vertretern der Aufklärung.

46 LV, S. 63, Dok. 6.

47 LIU 1, S. 287 f.

Nach dem psychischen Zusammenbruch von Jakob Lenz ist es an seinen Freunden, für ihn zu sorgen. Lenz selbst ist sich seines Namens nicht mehr sicher: „Vater! ich habe gesündigt im Himmel u. vor Dir und bin fort nicht werth, daß ich dein Kind heiße, Jacob Lenz.“⁴⁸ Er schreibt diesen Satz in einen Brief hinein, den Johann Georg Schlosser am 9. März 1778 in Emmendingen an den Vater richtet. Jakob Lenz greift das Motiv des Verlorenen Sohnes auf, der es nicht wert sei, wieder beim Vater aufgenommen zu werden – wohl zugleich in der Hoffnung, dass genau das geschähe. Schlosser fährt nach diesen Zeilen im Brief fort: „Sie sehen die Schwermuth Ihres Sohnes. Ich bitte Sie, trösten Sie ihn bald.“ Der Vater aber lässt sich Zeit. Am 25. Mai 1778 berichtet dann Georg Wilhelm Petersen an Christoph Friedrich Nicolai am Rand eines Briefes: „Lenzens Vater, ein Pred. in Liefland, scheint seinen Sohn ganz abandonnirt zu haben. Wenigstens hat er auf Schlossers Briefe nicht geantwortet.“⁴⁹

Fast ein halbes Jahr später dann, am 8. November 1778, berichtet Schlosser aus Emmendingen, wo Jakob Lenz sich zu der Zeit aufhält, Johann Gottfried Herder über dessen weitere Pläne: „Lenz ob er gleich besser ist, will doch nicht heim, so gut er könnte, und seine Verwandten machen keine Anstalten ihn abzuholen.“⁵⁰ Das bezieht sich vor allem auf das ausweichende Verhalten des Vaters: „Sein Vater schreibt mir Bogen lange Predigten und immer nichts drin, das mich von der Last befreyte.“⁵¹ Auch Schlosser erhebt den Vorwurf des Faulenzens. Es sei ungerecht, „daß Lenz hier faulenzten soll, da er gesund und stark ist, und wohl zu seinem Vater kann, und unerträgl: daß sein Vater, gar nichts für ihn thut als Predig-briefe schreiben.“⁵²

Während der Vater noch zögert, wollen die Brüder aktiv werden. Die Lenz-Brüder beschließen, Geld zu sammeln, um Carl Heinrich Gottlob Lenz auf die Reise zu schicken, damit der „unsern Bruder Jakob aus Emmendingen nach Jena bringe, ihn auf seine Stube nehme, an einem guten Tisch verdinge, und kurz alle Ausgaben mit ihm gemeinschaftlich habe“ und „sich bemühe, ihn heiter und bei gutem Mute zu erhalten.“⁵³ Doch zunächst „müßte vorläufig Papa und [...] Jakob von diesem Entschlusse Nachricht gegeben und er mit väterlich- und brüderlich-zärtlicher Schonung gutwillig disponiert werden, seinem Bruder fürs erste nach Jena zu folgen.“⁵⁴

Johann Christian Lenz schreibt dann an Friedrich David am 13. November 1778: „So viel ich denken kann, ist kein Vorschlag vernünftiger und geratener als der Deinige, und ich bitte Dich inständigst, auch meinetwegen unserm lieben Altem, dem etwas Unschlüssigkeit in solchen sein Vaterherz so stark erschütternden Begebenheiten wohl zu verzeihen ist, zu Annehmung desselben zu determinieren.“⁵⁵ Am Rande der bald anstehenden zweiten Hochzeit des Vaters solle ein „Familien-Reichstage“ zur weiteren Beratschlagung stattfinden. Es sei „Jakobs Brief [...] ein Beweis seiner Genesung; ich finde nichts unkluges darin;

48 LV, S. 168, Dok. 99.

49 Ebenda, S. 183, Dok. 121.

50 Ebenda, S. 186, Dok. 126.

51 Ebenda.

52 LV, S. 187, Dok. 126.

53 LIU 1, S. 322.

54 Ebenda.

55 Ebenda, S. 322 f.

außer daß er bei einigen langen Perioden den Faden verloren. Seine Abwesenheiten, über die er klagt, schrecken mich, das pflegen schwer zu heilende Gebrechen der Seele zu sein.“

Die Brüder haben genaue Vorstellungen davon, wie die Zukunft des unglücklichen Bruders doch noch glücklich gewendet werden könne. Es solle alles so eingerichtet werden,

„daß Jakob in Jena förmlich zur juristischen Fakultät trete, die notwendigsten Collegien [...] *cursorie* höre, einige Autores nicht studiere, sondern zum Vergnügen lese, wodurch seine sonst unglaublich starke Memorie eine Sammlung von Kenntnissen erhalten kann, bei der er in kurzer Zeit mit seinem eleganten und durchaus litterarischen Style für ein großes Licht unter unsern Advokaten gelten wird.“⁵⁶

Obzwar Jakob Lenz' Interesse an dem Fach bekannt war, sollte er dennoch kein Jurist werden.

Im April 1779 schließlich wendet sich Jakob Lenz' Vater direkt an Herder:

„Ich glaube wohl, dass die Weimarschen edlen Freunde überflüssig genug und mehr als ich jemals verdanken, vielweniger ersetzen kann, für das Jammer-Kind zur Abzahlung seiner drückenden Schulden und übrigen Unterhalte aus lauter barmherzigen Mitleiden gethan haben. [...] Wie könnte und sollte ich wohl gleichgültig dabei sein, mein oft gedachtes irrendes Schaf in der Wüste wandern und von Höh zu Höh gehn zu lassen? Wäre es möglich, ihn bei der weiten Entfernung durch die Luft hierher in Sicherheit zu versetzen, so würde mein Vaterherz dies mit dem grössten Eifer thun. [...] Und dieser mein armer Sohn, dem der Leidenkelch so voll eingeschenkt worden, bricht mir vollends mein Herz in Stücke, sooft ich seiner gedenke und dies Andenken ist mir nur leider gar zu unverrückt gegenwärtig.“⁵⁷

Gleichzeitig scheint der Vater aber nicht von der Möglichkeit einer Genesung überzeugt: „Sähe er [Gott; G. B.] aber in seinem ewigen Lichte voraus, dass die Herstellung seiner Ruhe und Zurechtbringung in dieser Welt nicht mehr möglich wäre, o möchte er ihn dann doch bald lieber durch ein seliges Ende in seine ewige Ruhe versetzen.“ Das Schicksal seines Sohnes sei nicht allein dessen Verantwortung: „Schon lange habe ich alles tausendfach verziehen, wenn er vorher meine väterlichen Warnungen und Erinnerungen nicht befolget hat; Ich habe nun den Grund davon in der unglückseligen Beschaffenheit seines Kopfes, nicht aber Herzens gefunden.“⁵⁸

56 Ebenda, S. 323.

57 Ebenda, S. 327 f.

58 Ebenda. Christian Soboth zeigt die theologischen Grundierungen von Vater und Sohn auf und identifiziert diese auch als Konfliktpotential: „Die Ablehnung, die der Vater vom Sohn erfahren mußte, wird nicht (nur) auf Unverständnis, sondern auf Erinnerung, Spiegelung und Identifikation beruht haben.“ Es ist zu vermuten, „daß die vom hallischen Pietismus [...] nachdrücklich betonte Heilsordnung von Reue, Buße, Bekehrung und Wiedergeburt von Jakob als eine für sein biografisches und literarisches Grundproblem einer im sozialen Kontext vollzogenen und gelungenen Individuation wesentlichen Lösung betrachtet wird.“ Christian Soboth: Christian David Lenz und Jakob Michael Reinhold Lenz zwischen Halle und Herrnhut, in: Pietismus und Neuzeit 29 (2003), S. 101-133, hier S. 132; vgl. auch Johannes Kirschfeldt: Der Pietismus des Christian Da-

Carl Heinrich Gottlob begleitet Jakob Lenz dann schließlich, wie von den Geschwistern geplant, im Juni 1779 nach Riga. Er schreibt in einem Brief an Salzmann⁵⁹ am 3. Juli 1779 über das Wiedersehen mit seinem Bruder: „Ich fand ihn, bis auf eine unglaubliche Schüchternheit, völlig wiederhergestellt, und auch diese verliert sich von Zeit zu Zeit.“⁶⁰ Er hoffe, „dass vaterländische Luft und geschwisterliche Pflege das Letzte zu seiner völligen Genesung beitragen werden.“⁶¹ Sein Lebenswandel scheint an dem Schicksal Schuld zu haben, wie Carl Heinrich dann 1816 schreibt: „Der Dichter und die schönwissenschaftliche Laufbahn galt damahls (wie leider in Liefland auch noch jetzt,) für kein Brodt-Studium, sondern war, nächst dem Soldaten- und Komödianten Leben sehr verrufen“.⁶²

Im Januar 1780 ist Jakob wohl das letzte Mal bei seinem Bruder Friedrich David in Dorpat zu Gast, ehe er nach St. Petersburg weiter zieht. Im Frühjahr 1780 bittet er aus St. Petersburg in mehreren Briefen um die Hilfe seines Bruders, da er Empfehlungsschreiben von seinem Vater benötigt: „Überhaupt macht es eine unfreundliche Miene, daß ich von meinem Vater hier keinen Brief vorweisen kann – weil in den seinigen von Versinken in Schulden, Gefängnis Verfaulen in der Polizei u. s. f. die Rede ist“.⁶³ Wenig später beklagt er sich über das Stillschweigen seines Bruders, über den er nichtsdestoweniger weiterhin seine Post besorgt.⁶⁴

Noch als Jakob in der Heimat sich zu etablieren versucht, schwankt der Vater zwischen Einsicht in die psychische Verfassung seines Sohnes und der rigorosen Forderung, er solle selbst für sich sorgen. So führt er in dem Brief vom 1. Oktober 1781 an den Moskauer Gönner seines Sohns den Grund für die finanziellen Schwierigkeiten Jakobs an (Jakob Lenz ist im Sommer des Jahres nach Moskau übersiedelt): „Diese ist nicht, daß ers verprasset, vertrunken, vertractiret, und zu dem Ende verkauft, oder versetzt hätte. O nein!

vid Lenz, in: Baltische Blätter für allgemein-kulturelle Fragen 2/3 (1924/1925), S. 99-105. Indrek Jürjo schließt sich Ottomar Rudolf an (Ottomar Rudolf: Lenz: Vater und Sohn. Zwischen patriarchalem Pietismus und pädagogischem Eros, in: Karin A. Wurst [Hrsg.]: J.R.M. [sic!] Lenz als Alternative? Positionsanalysen zum 200. Todestag, Köln u.a. 1992, S. 29-45) und differenziert das Bild des Vaters weiter; vgl. Indrek Jürjo: Die Weltanschauung des Lenz-Vaters, in: Inge Stephan, Hans-Gerd Winter (Hrsg.): „Unaufhörlich Lenz gelesen ...“. Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz, Stuttgart u.a. 1994, S. 138-152. Jürjo beschreibt das Verhältnis Jakobs zum Vater darüber hinaus wie folgt: „Einerseits macht Ch. D. Lenz sich von dem seelischen Zustand des Sohnes, der zu keiner konzentrierten geistigen Arbeit fähig ist, ein ganz klares Bild; seine Lebensumstände, das sagt er selbst, verdienen wirklich Mitleid. Andererseits enthält er ihm sein Mitleid vor und presst ihn in das Bild eines arbeitsfähigen jungen Mannes, den man dazu bringen muss, auf eigenen Füßen zu stehen. Das Mitleid, das der Vater dem Sohn entzieht, bezieht er auf sich selbst zurück, er ist der Bedauernswerte, nicht Jakob.“ Indrek Jürjo: Ein Archivfund in St. Petersburg. Briefe von Christian David Lenz an Gerhard Friedrich Müller [1781/1782], in: Lenz-Jahrbuch 13-14 (2004–2007), S. 163-182; zu weiteren Briefen vgl. ders., Heinrich Bösse: Hofmeister gesucht. Neun Briefe von Christian David Lenz an Gotthilf August Francke, in: Lenz-Jahrbuch 8-9 (1998/1999), S. 9-49.

59 Johann Daniel Salzmann (1722–1812) war ein Popularphilosoph in Straßburg, in dessen Umkreis sich viele deutsche Gelehrte versammelten.

60 LIU 1, S. 329.

61 LV, S. 188, Dok. 128.

62 LIU 2, S. 31.

63 SD 3, S. 595.

64 Ebenda, S. 596.

er hat vielmehr bey dem allen immer Noth gelitten und auf seinem eignen Leib- Mund und Magen so wenig gewandt, daß es fast umbegreiflich ist, wie er damit noch das Leben erhalten können.“⁶⁵

Während der biblische Verlorene Sohn sein ausgezahltes Erbe verprasst, habe Jakob selbst bei größter Sparsamkeit immer Not gelitten, sich mit dem Notwendigsten zufriedengegeben. Das aber spricht ihn in den Augen des Vaters nicht frei von Schuld. Zwei Ursachen für die permanente wirtschaftliche Not seines Sohnes seien ihm bekannt; die eine sei „seine ewige Zerstreung und Tiefsinnigkeit in Gedanken, Projecten, Planen u. s. w., die nie zur Wirklichkeit kommen, noch kommen können“. So habe Jakob „seine Sachen, wo er nur hin gekommen, teils vergessen, teils ausgeliehen, ohne zu wissen, wohin und ohne sich zu bekümmern, ob er sie wieder bekäme, oder nicht.“⁶⁶

Für ein solches Verhalten verdiene der Sohn seines Erachtens kein Mitleid. Mit dem einstigen Lieblingssohn geht der Vater nun hart ins Gericht.⁶⁷ Mitleid verdiene er aber für die andere Ursache, für die von Jakob nicht verantworteten Umstände seines Lebens, für das Schicksal, das ihn zum „Tantalus“ macht: Dasjenige, was „wirklich Mitleiden verdient, ist die wirkliche Härte des Schicksals; so ihn nach dem allezeit weisen und heiligen Rat Gottes, verfolge.“⁶⁸ So habe der Sohn in Livland all seine Habe durch einen Brand verloren; aussichtsreiche Versuche, endlich Anstellung zu finden, seien fehlgeschlagen.

Der Vater resümiert, dass die eigenartige Ambivalenz im Charakter seines Sohnes ihm alles verdorben habe („Kaprize, Zerstreung, Aufdringung und Ungestüm einerseits, und kriechende Schmeicheley andererseits, sonderlich Nichtbefolgung des Rathes seiner Freunde“).⁶⁹ Durch falschen Lebenswandel und unstetes Handeln, durch unverbesserlichen Eigensinn, sei der unbelehrbare Sohn in Armut und Schulden geraten – und er als Vater müsse nun dafür bezahlen. Besonders dass Jakob Kleidung weggeschenkt hat, erzürnt den Vater: „Aber welcher Wahnsinn, daß er, als ein Bettler, sein altes noch brauchbares Kleid weggeschenkt hat! Was für eine törichte Großmuth!“⁷⁰

In Moskau sucht Jakob in den folgenden Jahren nach seinem Platz und einem Lebensunterhalt. Am 18. November 1785 bittet er seinen Vater um finanziellen Beistand. Jakob Lenz berichtet über seine sozialen Beziehungen in Moskau und seine Berufstätigkeit, er wolle sich eine „Moralische Existenz“ erschaffen und habe auch eine Stellung in Aussicht:

„Wollte Gott, theurester Vater! ich könnte Ihren Seegen zu irgend einer Art von fixer Existenz in dieser Mütterlichen Stadt herüberholen! [...] Sprechen Sie wenigstens schriftlich ein Wort des Trostes über mich, werden Sie zum andernmal ein schöpferischer Vater meiner Ruhe und meines Glücks, zu dem ich in der Güte so vieler um mich verdienter Edlen einige Anstalten zu entdecken hoffe.“⁷¹

65 Zit. nach Jürjo, Archivfund (wie Anm. 58), S. 172 f.

66 Ebenda, S. 173.

67 Ottomar Rudolf: Jacob Michael Reinhold Lenz. Moralist und Aufklärer, Bad Homburg u.a. 1970, S. 26.

68 Jürjo, Archivfund (wie Anm. 58), S. 173.

69 Ebenda, S. 173 f.

70 Ebenda, S. 176.

71 MSB 1, S. 14 (Heribert Tommek [Hrsg.]: J.M.R. Lenz. Moskauer Schriften und Briefe, Text- und Kommentarband, Berlin 2007, Bd. 1, S. 14).

Jakob Lenz will seinen Vater von seinem ernsthaften Lebenswandel überzeugen: Mit der Kontamination von „Lenz“ und „Faulenz“ soll Schluss sein.⁷² Wie sehr ihn diese Nebenbedeutung des eigenen Namens umtreibt, zeigt einer der Moskauer Briefe an Karl Ivanovič Burner⁷³ aus dem Jahr 1789. Namen und Benennungen – da sie oft aus heidnischen Zeiten stammen – sind für Jakob Lenz Quelle von Aberglauben und Missverständnissen: „Sollten unsre Benennungen aus heidnischen Zeiten, die dem Volk soviel wunderliche Ideen in den Kopf bringen, nicht abzuändern seyn?“ Dem müsse man durch aktive Veränderung der Sprache begegnen: „Ich unterschreibe mich gern Linz oder Lunz nur damit man bey meinem Namen nichts als meine Person denkt und auf keine albernern Nebenbegriffe kommt.“⁷⁴

Der Kontakt zum Vater gestaltet sich zunehmend schwieriger. Jakob schreibt im Mai 1789 an den Bruder Johann Christian in Riga: „Lebt unser Vater noch? Ist er gesund munter? Denkt er noch an den 10ten Julius und liest er bisweilen in den Büchern Mosis vom zehnten Tage des siebenten Monden?“⁷⁵ In Anlehnung an 3 Mose 23,26 f. („Am zehnten Tage in diesem siebenten Monat ist der Versöhnungstag“) wünscht er sich eine Versöhnung mit dem Vater. Er erzählt von seinen Projekten und will die Unterstützung des Bruders gewinnen: „Siehe lieber Bruder! den Menschen der unter allen die mißverstanden worden, am meisten mißverstanden wird und den die Hand Gottes noch erhält – ihm Freunde und Beschützer zuwendet und in keiner Noth gänzlich untergehen ließ.“⁷⁶

Im November 1790 wendet sich Jakob Lenz dann in einem Brief wieder direkt an den Vater: „Theurester mit unsterblichem Ruhm von oben geschmückter verehrungswerther Papa!“ Er bedankt sich für den Brief des Vaters als „neuen Beweis Ihres Andenkens“⁷⁷ und klagt sich selbst an: „Ich habe gefehlt, 1000mal gefehlt. Am meisten in Liefland – gegen Sie, gegen meinen ältesten Bruder der ungefähr mein Herz kannte und viel in demselben voraus las.“ Sein Bruder Karl erfülle alle patriotischen Erwartungen, er dagegen nicht: „Nein, ich war nicht für Liefland gemacht und mein zärtlich geliebter Bruder Carl wird vielleicht eine neue Springfeder des Daseyns erhalten, wenn er alle Ansprüche die Liefland auf mich machen konnte, durch sein Daseyn vernichtete.“⁷⁸ Nun spreche man ihm sogar „seinen Taufschein“ ab: „Helfen Sie mir bethen, theurester Vater! und alle Schimären weg und ins Fegfeuer bethen, die das Verhältniß in welchen ich mit Ihnen meinen theuren Verwandten Freunden u.s.f. stehe, zerstören, trüben und zu einem wahren Sklaven Joch machen.“⁷⁹

Doch die Hilfe des Vaters bleibt aus. Auch im Brief an Johann Christian Lenz (Moskau, 9. November 1790) bittet Jakob erneut um den väterlichen „Seegen“ und berichtet wieder

72 John Osborne bemerkt zu einer Passage in der Geschichte des Felsen Hygillus (1776–78) die Parallele von „Faulenz“ und Lenz selbst „in seiner Funktion als Erzähler von Geschichten [...], der seiner dichterischen Freiheit genauso bewußt ist, wie der Grenzen, die dieser Freiheit durch die untergeordnete Stellung des Dichters gegenüber einem mächtigeren Auftraggeber gesetzt sind“. John Osborne: Zwei Märchen von J.M.R. Lenz oder ‚Anmerkungen über die Erzählung‘, in: Stephan, Winter (Hrsg.), „Wunde Lenz“ (wie Anm. 36), S. 334.

73 Karl Ivanovič Burner (Lebensdaten unbekannt) war Pfarrer und Pädagoge in Moskau.

74 MSB 1, S. 50.

75 Ebenda, S. 36.

76 Ebenda.

77 Ebenda, S. 58.

78 Ebenda, S. 59.

79 Ebenda.

einmal von dem Wunsch, sich eine „neue und andere Existenz“ zu schaffen“. Der Bruder Johann ist der letzte Vertraute in der Familie:

„Ich fürchte nur daß die Briefe nicht eher in des Derptschen Bruders als in Eure Hände lieben Geschwister gerathen, deswegen ich eines und das andere davon hier einführe, das wichtigste aber diesem Brief nicht anvertrauen kann, welches meine ganze irdische und vielleicht zukünftige Existenz betrifft. Ich glaube bemerkt zu haben daß meine Rigischen Geschwister über diesen Punkt weit einsichtsvoller und menschenfreundlicher denken, als die andern deren Herz umzulenken ich dem lieben Gott allein überlassen muß, weil ich kein Herzenskündiger bin“.⁸⁰

Erneut schreibt Jakob Lenz an Johann Christian am 11. Juni 1791 und berichtet über sein schlechtes Verhältnis zum älteren Bruder: „ich hätte gern hierüber den Bruder in Derpt [Friedrich David; G. B.] geschrieben, wenn nach dem Inhalt seines letzten Briefes zu urteilen überhaupt es rathsam wäre, Feuer in Pulver zu thun, so wenig scheint er mich – und ich ihn zu verstehen.“⁸¹ Und weiter: „Ich habe ihn nie zu lieben und zu schätzen aufgehört – allein es dünkt mich, Haussorgen machten ihn ein wenig zu mißmuthig und heftig in allen seinen Briefen und Äusserungen gegen mich und wiesen ihm alles was ich that aus einem falschen Lichte.“⁸² Er selbst sei „nicht wenig an Leib und Seel angegriffen worden und von allerley wunderlichen Sorgen“.⁸³

Das Intelligenzblatt der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ meldet im Jahr 1792 – es ist der einzige unmittelbar folgende Nachruf – Jakob Lenz’ Tod: „Moskau, den 24. May. Heute starb allhier Jac. Mich. Reinh. Lenz der Verfasser *des Hofmeisters, des neuen Menoza* etc. von wenigen betrauret, und von keinem vermisst.“⁸⁴ Kurz und bündig wird das Leben von Jakob Lenz in dem Nachruf zusammengefasst:

„Dieser unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der schönsten Geisteslaufbahn eine Gemüthskrankheit aufhielt, die seine Kraft lähmte, und den Flug seines Genies hemmte, oder demselben wenigstens eine unordentliche Richtung gab, verlebte den besten Theil seines Lebens in nutzloser Geschäftigkeit, ohne eigentliche Bestimmung.“⁸⁵

Selbst im Tod entkommt Lenz nicht der moralischen Beurteilung seines Lebens: Er wird zum anschaulichen Exempel für eine gescheiterte Existenz. Wenig später, am 24. Juni 1792, begeht die Familie Lenz in Riga die 50-jährige Predigtamtsfeier des Vaters Christian David. Die Feier fällt zusammen mit dem 25-jährigen Amtsfest von Friedrich David, mittlerweile

80 Ebenda, S. 63.

81 Ebenda, S. 64.

82 Ebenda, S. 65.

83 Ebenda, S. 67.

84 Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung vom Jahre 1792, 18. August 1792; zit. nach LIU 1, S. 349.

85 Ebenda.

Oberpastor und Nachfolger des Vaters in Dorpat.⁸⁶ Gleichzeitig wird ein Enkel Christian David Lenz', der Sohn von Tochter Charlotte, in geistliches Amt und Familientradition ordiniert, denen sich der „Verlorene“ und nie recht heimgekehrte Sohn Jakob gleichermaßen entzogen hat.⁸⁷

Summary

The above reports describe the Lenz family in 18th century Livonia, and above all, the „almighty father“, Christian David, and his „prodigal son“, Jakob Michael Reinhold. There is an antinomy in the biography of Jakob Lenz, a writer of the Sturm und Drang period, an antinomy which is crucial to his literary production: the insoluble conflict between the preacher and the writer, which is at the same time the conflict between the expectations and demands of the father and his son's attempts to escape them. Jakob Lenz searches for a means to fulfil his family's demands that he should become a preacher. At the same time, however, he evades this expectation by seeking to reconcile the profession of the preacher with the calling of a writer.

86 Drei Söhne von Friedrich David Lenz, Christian Heinrich Friedrich, Alexander Magnus Karl und Gottlieb Eduard, werden ebenfalls Pastoren.

87 Herbert Kraft: J.M.R. Lenz. Biographie, Göttingen 2015, S. 361.

Bastarde, Nebenkinder, *amis* – außereheliche Adelskinder im Baltikum des 18. und 19. Jahrhunderts

von Denise von Weymarn-Goldschmidt

1. Fragestellung, Forschungsstand und Quellen

Verschiedene Gesellschaften fanden in der Vergangenheit unterschiedliche Wege, wie sie mit dem Phänomen von unehelichen Kindern umgingen. Gemeinsam war den verschiedenartigen Umgangsformen die Ungleichbehandlung mit den ehelichen Kindern. In den heutigen westlichen Gesellschaften, die Verwandtschaft primär über Blutsverwandtschaft und gemeinsame DNA definieren, werden außereheliche und eheliche Kinder als biologische Geschwister betrachtet, unabhängig davon, wie ihr persönliches Verhältnis ist. Historisch zeigt sich jedoch ein breites Spektrum an Familienvorstellungen, man denke nur an Otto Brunners Konzept des ganzen Hauses, das einen Großteil der Hausgenossen zur Familie zählte,¹ im Gegensatz zu bürgerlichen Familienvorstellungen des 19. Jahrhunderts. Ebenso vielfältig wie Familien- waren und sind Geschwisterkonzepte (auf die unterschiedlichen Geschwisterkonzepte wird weiter unten eingegangen).

In dieser Studie wird der Umgang der deutschbaltischen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts mit den illegitimen Kindern adliger Herkunft untersucht. Es wird auch der Frage nachgegangen, ob die deutschsprachige Adelsschicht der Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland bereit war, außereheliche Kinder als Geschwister zu betrachten. Der Umgang mit diesen „Bastarden“, „Hurkindern“, natürlichen oder illegitimen Kindern soll darüber Auskunft geben, welche Lebensformen gesellschaftlich als Familie akzeptabel waren. Als Hauptquellen dienen publizierte und unveröffentlichte, handschriftliche Autobiografien.

Die Anzahl der historischen Arbeiten, die Familien untersuchen, ist kaum mehr zu überblicken.² Im Zentrum der meisten Arbeiten steht eine vertikale Sichtweise auf die Familie, insbesondere auf die Eltern-Kind-Beziehung; die horizontale Ebene der Geschwisterbeziehungen wird mehrheitlich ausgeblendet. Mit dem Aufkommen von demografischen Arbeiten in den 1970er Jahren rückten vorwiegend Themen wie das durchschnittliche Heiratsalter,

1 Vgl. Otto Brunner: Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“, in: Ders.: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen ²1968, S. 103-127.

2 Vgl. Heide W. Whelan: Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility, Köln u.a. 1999; Christine Fertig, Margareth Lanzinger (Hrsg.): Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung, Köln u.a. 2016; Michael Mitterauer: Historische Verwandtschaftsforschung, Wien u.a. 2013; Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause u.a.: Geschichte der Familie, Stuttgart 2003; David Warren Sabean, Simon Teuscher u.a. (Hrsg.): Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900), New York, NY u.a. 2007; Hans Medick, David Sabean (Hrsg.): Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984; Rudolf Dekker: Family, Culture and Society in the Diary of Constantijn Huygens Jr. Secretary to Stadholder-King William of Orange, Leiden 2013; Dorothea Nolde, Claudia Opitz (Hrsg.): Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der Frühen Neuzeit, Köln u.a. 2008, und viele mehr.

die Lebenserwartung, Wiederverheiratung, die durchschnittliche Anzahl an Kindern, das generative Intervall, die Kindersterblichkeit oder die Illegitimitätsrate ins Blickfeld. Das demografische Material wurde unter anderem in der „Historischen Verwandtschaftsforschung“ von Michael Mitterauer³ – und in der „Geschichte der Familie“ von Andreas Gestrich⁴ – aufgearbeitet und um die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung und der Kinderausbildung erweitert. Bildungschancen von Mädchen und Frauen,⁵ Eheanbahnungsmöglichkeiten oder erlaubte und verbotene Formen der Sexualität⁶ sind Themenkomplexe, die die Geschlechtergeschichte in die Familiengeschichte eingebracht hat. David Warren Sabean hat aufgezeigt, dass sich Emotionen und materielle Interessen nicht ausschließen müssen.⁷ Seit 2011 fokussieren er und Forschende in seinem Umfeld auf Geschwisterbeziehungen.⁸ Alle erwähnten Arbeiten konzentrieren sich auf West- und Mitteleuropa und blenden Russland weitgehend aus. Seit ca. 2005 erhalten Geschwisterbeziehungen vermehrt Aufmerksamkeit, unter anderem mit den Arbeiten von Leonore Davidoff zum englischen Mittelstand des „langen 19. Jahrhunderts“.⁹ Ein bewusst zeitlich und geografisch großräumig angelegter französischsprachiger Sammelband verdeutlicht, dass zwischen den Geschlechtern die Vererbungspraxis wesentlich ausgeglichener war, als die normative Ebene der Gesetzestexte vermuten lässt.¹⁰

Forschungsarbeiten zu illegitimen Kindern waren zuerst ein Bestandteil der historischen Demografie. Bei späteren Einzelstudien rückte vor allem das Verhältnis von Hochadligen zu ihren Bastarden in den Fokus. Heutige Arbeiten sind stark von der Rechtsgeschichte geprägt und untersuchen, inwiefern Väter ihren Verpflichtungen nachkamen und wie mit den unverheirateten Frauen umgegangen wurde. Mithilfe von Gerichtsakten wird gezeigt, wie Mütter um Unterhaltsbeiträge für ihre Kinder kämpften oder welche Wege Väter fanden, um ihre natürlichen Kinder im Testament zu berücksichtigen, was zu Konflikten mit den legitimen

3 Vgl. Michael Mitterauer: *Historische Verwandtschaftsforschung*, Wien u.a. 2013.

4 Vgl. Andreas Gestrich: *Neuzeit*, in: Ders., Krause u.a., *Geschichte der Familie* (wie Anm. 2), S. 364-652.

5 U.a. Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd.1: *Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*, Frankfurt a.M. 1996.

6 Z.B. Susanna Burghartz: *Zeiten der Reinheit – Orte der Unzucht. Ehe und Sexualität in Basel während der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1999.

7 Vgl. Hans Medick, David Sabean (Hrsg.): *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen 1984; Sabean, Teuscher u.a. (Hrsg.), *Kinship* (wie Anm. 2).

8 Vgl. Christopher H. Johnson, David Warren Sabean (Hrsg.): *Sibling Relations and the Transformations of European Kinship, 1300–1900*, New York, NY u.a. 2011.

9 Vgl. Leonore Davidoff: *Thicker than Water. Siblings and their Relations, 1780–1920*, Oxford 2012; dies.: *Kinship as a Categorical Concept: A Case Study of Nineteenth Century English Siblings*, in: *Journal of Social History* 39 (2005), H. 2, S. 411-428; Erica Bastress-Dukehart: *Sibling Conflict within Early Modern German Noble Families*, in: *Journal of Family History* 33 (2008), S. 61-80; Susan Broomhall, Jacqueline Van Gent: *Corresponding Affections: Emotional Exchange Among Siblings in the Nassau Family*, in: *Journal of Family History* 34 (2009), S. 143-165; Naomi J. Miller, Naomi Yavneh (Hrsg.): *Sibling Relations and Gender in the Early Modern World. Sisters, Brothers and Others*, Aldershot 2006; Eva Labouvie (Hrsg.): *Schwwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation*, Köln u.a. 2009.

10 Vgl. Didier Lett: *Conclusions*, in: Fabrice Boudjaaba, Christine Dousset u.a. (Hrsg.): *Frères et sœurs du Moyen Âge à nos jours / Brothers and Sisters from the Middle Ages to the Present*, Bern 2016, S. 605-626, hier S. 613 f.

Kindern führen konnte.¹¹ Noch immer ist es wichtig, auf die bereits 1973 von Peter Laslett getroffene Unterscheidung von vorehelichen und außerehelichen Kindern hinzuweisen.¹² Für die Kirche und infolgedessen auch für die Jurisprudenz stellte es einen wesentlichen Unterschied dar, ob die Eltern eines Kindes zum Zeitpunkt der Zeugung hätten heiraten können oder ob ein Kind in einer nebenehelichen oder inzestuösen Beziehung gezeugt wurde.¹³ Kinder, die vor einer Eheschließung gezeugt worden waren, konnten vielfach mit einer Heirat der Eltern legitimiert werden, wonach sie als gewöhnliche ehrbare Mitglieder der Gesellschaft galten. Bei Kindern aus außerehelichen oder inzestuösen Verbindungen oder bei Kindern von Priestern entfiel diese Möglichkeit der Legitimierung, weshalb diese Kinder stets mit dem Stigma des Verbotenen konfrontiert waren.¹⁴ Dieses Stigma kontrastiert mit dem Ruf, dass illegitime Kinder besonders hübsche, kluge und tapfere Kinder seien, weil sie in einem besonders intensiven, harmonischen Liebesakt gezeugt worden seien.¹⁵ Neben Gerichtsakten und Testamenten stellten Briefe mögliche Quellen für die Beschäftigung mit Bastarden dar, so bearbeiteten Sophie Ruppel und Corinna Schulz auch Korrespondenzen von Fürsten und Fürstinnen mit ihren außerehelichen Kindern sowie ihren illegitimen Nefen und Nichten.¹⁶ Neben Prestigegründen erfüllte die Wahl der Taufpaten eine wichtige Funktion in der Zukunftsabsicherung eines Kindes. Daher ist es umso überraschender, dass dieser Aspekt der sozialen Unterstützung bei der Beschäftigung mit illegitimen Kindern neben Gourdon und Robin kaum Beachtung fand.¹⁷ Zwar etabliert sich der Themenkomplex der Geschwisterbeziehungen allmählich in der Familiengeschichtsforschung, doch muss er noch um das Verhältnis mit den illegitimen Kindern erweitert werden. Daher wird im Folgenden sowohl auf Taufzeugen als auch auf das Verhältnis zwischen legitimen mit illegitimen Kindern eingegangen.

Bei der Wahl der Quellengattung lassen sich in der Familiengeschichtsforschung vier Strömungen unterscheiden: erstens demografische Erhebungen anhand von Volkszählungen, Steuerverzeichnissen oder Auswertungen von Kirchenbüchern etc., zweitens die Untersuchung normativer Texte wie Gesetze oder Traktate, drittens die Arbeit mit Gerichtsakten sowie viertens die Beschäftigung mit Selbstzeugnissen (Briefen, Tagebüchern, Autobiografien etc.). In den Arbeiten zu Geschwisterbeziehungen werden beinahe ausschließlich die

- 11 Vgl. Matthew Gerber: *Bastards. Politics, Family, and Law in Early Modern France*, Oxford 2012. Gerber berücksichtigt beinahe ausschließlich Rechtsquellen, ohne dabei auf die zwischenmenschlichen Beziehungen einzugehen.
- 12 Z.B. Peter Laslett, Karla Oosterveen: Long-term Trends in Bastardy in England. A Study of the Illegitimacy Figures in the Parish Registers and in the Reports of the Registrar General, 1561–1960, in: *Population Studies* 27 (1973), H. 2, S. 255–286, hier S. 255.
- 13 Vgl. Carole Avignon: Pour une histoire sociale et culturelle de la bâtardise, in: Dies. (Hrsg.): *Bâtards et bâtardises dans l'Europe médiévale et moderne*, Rennes 2016, S. 11–32, hier S. 12.
- 14 Vgl. Sylvie Steinberg: Nés de la terre? Les bâtards dans leurs familles au XVIIe siècle, in: Anne Defrance, Denis Lopez u.a. (Hrsg.): *Regards sur l'enfance au XVIIe siècle*, Tübingen 2007, S. 343–358.
- 15 Vgl. Corinna Schulz: *Von Bastarden und natürlichen Kindern. Der illegitime Nachwuchs der mecklenburgischen Herzöge 1600–1830*, Köln u.a. 2015, S. 40.
- 16 Vgl. Sophie Ruppel: *Verbündete Rivalen. Geschwisterbeziehungen im Hochadel des 17. Jahrhunderts*, Köln 2006.
- 17 Vgl. Vincent Gourdon, Isabelle Robin: Le baptême des illégitimes, XVI^e–XXI^e siècle, in: Avignon (Hrsg.), *Bâtards* (wie Anm. 13), S. 225–241.

Verhältnisse von erwachsenen Personen untersucht, obwohl Geschwisterschaft eine lebenslange Verbindung darstellt, die in der Kindheit beginnt und unter Umständen das gesamte Leben einer Person prägt. Da Zeugnisse aus Kinderhand jedoch Seltenheitswert haben und Kinder damit quellenmäßig schwerer zu fassen sind, wird mehrheitlich mit Materialien von Erwachsenen über sie gearbeitet.¹⁸ Die Erinnerungen der hochbetagten Emilie Colline (1791–1893),¹⁹ illegitime Schwester des Generalfeldmarschalls Friedrich Rembert Graf Berg (1794–1874), gewähren einen seltenen Einblick in die Kinderwelt einer vorehelichen Tochter.

Im Bewusstsein, dass es verschiedene konkurrierende Baltikumskonzepte gibt, liegt der Fokus der vorliegenden Studie auf dem im 18. und 19. Jahrhundert zum Russischen Reich gehörenden Territorium der Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland. Im Weiteren werden unter deutschbaltischen Adligen Familien verstanden, die in die Matrikel der baltischen Ritterschaften aufgenommen wurden und Deutsch als Verwaltungssprache benutzten.

Als Vertreter einer Randzone Europas – im heutigen Verständnis – wird der deutschbaltische Adel nicht für die europäische Adelforschung berücksichtigt. Doch fand aus deutschbaltischer Provenienz eine intensive Beschäftigung mit der einstigen sozialen Position dieses Standes statt, primär mit der Rolle des Adels in Militär, Diplomatie oder der zaristischen Regierung.²⁰ Gekoppelt an den Machtverlust des Adels sind auch die Beschäftigung mit den adligen Versuchen des „Obenbleibens“, der „Verbürgerlichung“ und letztlich der „Umsiedlung“ (1939) nahezu der gesamten deutschsprachigen Bevölkerung aus den Staaten Estland und Lettland. Geschlechtergeschichtliche Fragestellungen werden sukzessive in die deutschbaltische Geschichtsschreibung aufgenommen. So befasste sich Anja Wilhelmi²¹ mit der Rolle der deutschbaltischen Frau in der Oberschicht der Ostseeprovinzen, während Heide W. Whelan²² frauenspezifische Perspektiven in ihre Familienbetrachtungen integrierte. Allgemein stehen in Arbeiten zur Geschlechtergeschichte vorwiegend die Beziehungen der Eheleute im Mittelpunkt, die Geschwisterebene wird nicht betrachtet. Über das Alltagsleben berichten diverse autobiografische Schriften oder literarische Arbeiten deutschbaltischer Autoren.²³ Sind für England und Deutschland Autobiografien aus dem 17. Jahrhundert bekannt, setzt die Autobiografieüberlieferung in den Ostseeprovinzen erst im 18. Jahrhundert ein.²⁴

18 Vgl. Arianne Baggermann, Rudolf Dekker: *Child of the Enlightenment. Revolutionary Europe Reflected in a Boyhood Diary*, translated by Diane Webb, Leiden u.a. 2009.

19 Vgl. G. Berg: *Les souvenirs de Mlle. Emilie Colline (1791–1893)*. Handschrift 1895 (Privatbesitz).

20 Z.B. Gert von Pistohlkors (Hrsg.): *Baltische Länder*, Berlin 1994; Ilse von zur Mühlen (Hrsg.): *Glanz und Elend. Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum*, Lindenberg i.A. 2012.

21 Vgl. Anja Wilhelmi: *Lebenswelten von Frauen der deutschen Oberschicht im Baltikum (1800–1939)*. Eine Untersuchung anhand von Autobiografien, Wiesbaden 2008.

22 Vgl. Whelan, *Adapting* (wie Anm. 2).

23 Z.B. Verschiedene Arbeiten von Else Hueck-Dehio oder Siegfried von Vegesack; Carl von Bremen: *Die Kinder am Meer oder so ist das Leben in Tizo*, Berlin 1933.

24 Vgl. Mari Tarvas: *Autobiografie. Frühe Neuzeit*. Tallinn. Eine Art Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): *Autobiografisches Schreiben von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart*, Frankfurt a.M. 2009, S. 7–15, hier S. 7; Denise von Weymarn-Goldschmidt: *Von Konkurrenten und Lieblingen – Geschwisterbeziehungen im deutschbaltischen Adel des 18. und 19. Jahrhundert*, unveröffentl. Diss. an der Universität Basel, 2017.

Neben Anja Wilhelmi setzt sich vor allem Maris Saagpakk mit deutschbaltischer Erinnerungsliteratur auseinander.²⁵

Vereinfacht gesagt, sind Selbstzeugnisse Texte, in denen eine Akteurin, ein Akteur selbst über ihr bzw. sein Leben schreibt.²⁶ Bei Autobiografien, die eine Untergruppe der Selbstzeugnisse bilden, gelten als wesentliche Charakteristika der Wahrheitsanspruch und die Identität von Autor und Erzähler. Insbesondere bei Niederschriften von alten Akteuren und Akteurinnen ist eine kollektive Autorschaft, meistens in Form eines Diktats an einen Schreiber, nicht auszuschließen. Auch der Wahrheitsanspruch ist zu relativieren, denn die Beteuerung, die Wahrheit zu erzählen, ist nicht gleichbedeutend damit, „alles“ zu berichten.²⁷ Auslassungen sind einer Selbstzensur oder schlicht einem nachlassenden Gedächtnis geschuldet und werden zudem von der Adressaten- und Themenwahl sowie der Schreibmotivation beeinflusst; so macht es einen erheblichen Unterschied, ob die Lebenserinnerungen als gedruckte Rechtfertigungsschrift für die Öffentlichkeit, als nicht zu publizierende Lebensklärung für die eigenen erwachsenen Kinder oder als lehrreiche Unterhaltung für die Enkelkinder gedacht sind. In der Autobiografieforschung ist es inzwischen Konsens, dass lebensgeschichtliche Texte nicht real gelebte Beziehungen wiedergeben, sondern ein Bild von Beziehungen zeichnen, wie es die Autorinnen und Autoren überliefert haben wollten. „Autobiografie“ selbst ist ein Begriff, der erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts²⁸ populär wurde, weshalb die untersuchten Texte auch mit „Souvenirs“, „Memoiren“ oder „Erinnerungen“ betitelt sind und längst nicht immer den hohen formalen Ansprüchen der Literaturwissenschaftler genügen.²⁹ Um diesen noch weniger streng formalisierten Textformen gerecht zu werden, wird der Begriff der „autobiografischen Schriften“ verwendet.

Die untersuchten autobiografischen Schriften liegen unter anderem gedruckt vor, befinden sich als Maschinenabschriften oder Handschriften in den Ritterschaftsarchiven des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg oder befinden sich im Privatbesitz. Besonders bemerkenswert sind die „Souvenirs“ der Emilie Colline, ein Text, in dem sich ein illegitimes Kind an seine legitime Verwandtschaft wandte, sowie die „Erinnerungen“ des Alexander Archibald von Igelströms, die 1970 in den „Baltischen Heften“ publiziert wurden. Um ein vollständigeres Bild zu erhalten, ergänzen die genealogischen Handbücher der baltischen Ritterschaften, Kirchbucheinträge und Testamente das Quellenkorpus.

25 Vgl. Maris Saagpakk: Betrachtungen zu den deutschbaltischen Autobiografien im Dienst der Identitätspflege, in: Mari Tarvas (Hrsg.): Tradition und Geschichte im literarischen und sprachwissenschaftlichen Kontext, Frankfurt a.M. 2008, S. 49-58; Maris Saagpakk: Deutschbaltische Autobiographien als Dokumente des Zeit- und Selbstempfindens: Vom Ende des 19. Jh. bis zur Umsiedlung 1939, Tallinn 2006.

26 Uneinigkeit herrscht bei der Verwendung respektive der Differenzierung der Begriffe „Selbstzeugnis“ und „Ego-Dokument“. Vgl. Kaspar von Greyerz: Ego-Documents: The Last Word?, in: German History 28 (2010), H. 3, S. 273-282.

27 Vgl. Natalie Zemon Davis: Enthüllen und Verbergen: Autobiographische Erzählweisen in der Frühen Neuzeit, in: L'Homme 24 (2013), H. 2, S. 103-118, hier S. 109 f.

28 Vgl. Klaus Weimar (Hrsg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Neubearbeitung, Bd. I, Berlin 1997, S. 169.

29 Z.B. im Sammelband von Niggel: Günter Niggel (Hrsg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt 1989.

2. Die Nebenkinder des Großvaters

Geschwister sind die gemeinsamen Kinder eines (Ehe-)Paares, so die weitläufige einfachste Erklärung. Dieses geschlechtsunabhängige Verständnis gilt erst seit dem 16. Jahrhundert, zuvor diente „Geschwister“ ausschließlich als Kollektivbildung für Schwestern.³⁰ Neben dem chronologischen Vergleich offenbart ein Blick auf andere Kulturen den Konstruktionscharakter von Verwandtschaftsbezeichnungen: Die Personengruppe, die im deutschsprachigen Raum als Cousins oder Vettern bezeichnet wird, wird von den Ureinwohnern Hawaiis,³¹ aber auch im Polnischen und Russischen zu den Geschwistern gezählt. Ein geschlechterdifferenzierendes System kennen einige nordamerikanische Indianer, so zählen gewisse Irokesenstämme die Kinder der Mutterschwester und jene des Vaterbruders zu den Geschwistern – diejenigen von Mutterbruder und Vaterschwester allerdings nicht.³² Damit setzen sie auf ein gleichgeschlechtliches Verwandtensystem, das rein weiblich-mütterliche und männlich-väterliche Linien mit ihren Nachkommen bevorzugt. Für diese Arbeit wird die im deutschsprachigen Raum übliche Definition beibehalten: Als Brüder und Schwestern gelten Kinder gleicher Eltern. Dieses Verhältnis wird auch als Vollgeschwisterschaft bezeichnet.

Krankheiten, Unfälle oder Kindbett endeten im 18. und 19. Jahrhundert deutlich häufiger mit Todesfällen als heute. Starb eine Ehefrau, gingen Männer – insbesondere wenn Kinder vorhanden waren – häufig rasch wieder eine Ehe ein. Brachte die neue Partnerin Kinder mit in die Ehe, wird im Folgenden das Verhältnis der Kinder zueinander als Stiefgeschwisterschaft bezeichnet. War die neue Partnerin indes kinderlos und es gingen aus der neuen Beziehung gemeinsame Kinder hervor, wird das Verhältnis der Kinder als Halbgeschwisterschaft benannt. (Diese Klassifizierungen gelten *vice versa* für Wiederverheiratungen von Witwen mit Kindern.) Nicht in allen Sprachen werden diese beiden Konzepte getrennt: Während im deutschen Sprachraum sowohl die Unterscheidung wie auch die Gleichsetzung der beiden Konzepte unter dem Begriff „Stiefgeschwister“ Anwendung finden, lauten im Französischen für beide Verwandtschaftsverhältnisse die Begriffe *demi-sœur* und *demi-frère* (wörtlich Halb-Schwester, Halb-Bruder), wobei in der Rechtssprache Verwandtschaftsbeziehungen zwischen mütterlicher oder väterlicher Seite unterschieden werden.³³

Setzt man bei Halbgeschwisterschaft einen gemeinsamen Elternteil voraus, so bilden illegitime Kinder eine Untergruppe der Halbgeschwister, gekennzeichnet dadurch, dass die Eltern nicht miteinander verheiratet sind. Diese Kinder werden mit verschiedenen Namen versehen, etwa Bastard, Bankert, Hurkind, illegitimes, leibliches oder natürliches Kind. Während „illegitim“ den rechtlichen Status des Kindes betont und auf den Umstand auf-

30 Vgl. Duden Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim³2001, S. 271 f.

31 Vgl. Martine Guichard, Günther Schlee: Einblick in die Verwandtschaftsethnologie, in: Johannes F.K. Schmidt, Martine Guichard u.a. (Hrsg.): Freundschaft und Verwandtschaft. Zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme, Konstanz 2007, S. 249-260, hier S. 250 f.

32 Vgl. ebenda.

33 Der Duden führt sowohl die Gleichsetzung von Halb- und Stiefgeschwistern als auch die Unterscheidung der beiden Konzepte an. „Stiefgeschwister“ in Duden, <http://www.duden.de/rechtschreibung/Stiefgeschwister> [letzter Zugriff: 17.02.2020]. Französische Rechtssprache: Verwandtschaft über die gemeinsame Mutter „frère ou sœur utérin/e“, über den gemeinsamen Vater „frère ou sœur consanguin/e“, Michel Ducet, Klaus Fleck: Wörterbuch der Rechts- und Wirtschaftssprache, Bd. II: Deutsch-Französisch, München 1994, S. 551.

merksam macht, dass ein Kind außerhalb einer bestehenden Ehe gezeugt wurde, verweist die Umschreibung „leiblich“ auf die Blutsverwandtschaft mit einem Elternteil. Beides sind gegenwärtige Ausdrücke. Dem auch heute gebräuchlichen „leiblich“ entspricht das zeitgenössische „natürlich“, wobei in vielen Fällen, aber nicht zwingend die Bedeutung „illegitim“ mitschwingt.³⁴ Deutlich pejorativ gemeint ist der Begriff „Huhrkind“, wie ihn der Laische³⁵ Pastor Johann Heinrich Maximilian Mylius in den 1760er Jahren benutzte, um das Verhalten der Mütter zu verurteilen und die Kinder mit dem Tage ihrer Taufe zu stigmatisieren.³⁶ Das Zedler Universallexicon (1731–1751) führt sowohl ein eigenes Lemma „Bastardus“ als auch „Nobilium bastardi“. Obwohl darauf hingewiesen wird, dass der Vater ungewiss sei, werden im selben Eintrag Beispiele aufgezählt, in denen außereheliche hochadlige Kinder die Bezeichnung Bastard wie einen Titel führten, z.B. Corneille, Bastard de Bourgogne (ca. 1420–1452).³⁷ Vergleicht man den Zedler mit weiteren Lexika, werden Bedeutungsnuancen sichtbar: In Adelungs Wörterbuch (1793–1801), im Brockhaus Conversations-Lexikon (1809–1811) und in Pierers Universal-Lexikon (1857–1865) wird im Eintrag zu Bastard als erste Bedeutung ein Kind genannt, dessen Mutter einem niedrigeren Stand als der Vater angehört. Neben dieser als veraltet bezeichneten Verwendung wird in den zeitgenössischen Lexika als zweite Bedeutung „außereheliches Kind“ angeführt.³⁸ Im Adelung ist die Rede davon, dass der Vater bekannt ist, eine Verurteilung im adligen Milieu findet hingegen nicht statt. Im Brockhaus werden keinerlei Hinweise auf den Vater angegeben und im Zedler und Pierer wird implizit auf einen adligen Vater verwiesen, während die adlige Vaterschaft im Duden von 2001 explizit genannt wird. Somit wird von der Mehrheit der berücksichtigten Nachschlagewerke von der Bekanntheit des Vaters eines Bastards ausgegangen, häufig wird dieser im adligen Umfeld lokalisiert.

Für eine Analyse des Familienverständnisses ist es wichtig, alle drei Konzepte von Halbgeschwisterschaft, Stiefgeschwisterschaft und illegitimer Geschwisterschaft voneinander zu trennen. Als erstes lässt sich festhalten, dass der deutschbaltische Adel das Konzept der Halbgeschwisterschaft kannte, jene Schwestern und Brüder aber als Stiefgeschwister be-

34 Vgl. Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste* (1731–1751), Artikel: natürliche Kinder, Bd. 23, Sp. 1001–1007, hier Sp. 1001 f., <http://www.zedler-lexikon.de> [letzter Zugriff: 17.02.2020].

35 Lais im livländischen Kreis Dorpat, estnisch Laiuse kihelkond, vgl. Heinz von zur Mühlen (Hrsg.): *Baltisches historisches Ortslexikon: Estland* (einschliesslich Nordlivland), Köln u.a. 1985, S. 285.

36 Vgl. Laisches Kirchen Buche worinne die Teutschen Handlungen Getauft, Copuliert und Verstorbener enthalten sind, in: *Eesti Ajalooarhiiv, sagaa* [EAA, Estnisches Historisches Archiv, digitalisiertes Archiv saaga], Sünni-, abielu- ja surmameetrika, muud andmed koguduse tegevuse kohte, EAA.2434.2.2, <http://www.ra.ee/dgs/explorer.php> [letzter Zugriff: 17.02.2020].

37 Vgl. Zedler: *Universallexicon* (wie Anm. 34), Artikel: Bastardus, Bastart, Bd. 3, Sp. 644 f.; Artikel: Nobilium bastardi, Bd. 24, Sp. 1131 f. [letzter Zugriff: 17.02.2020]. Der Zedler wurde von verschiedenen mehrheitlich unbekanntenen Autoren verfasst, weshalb es auch zu Widersprüchen in thematisch verwandten Artikeln kommt.

38 Vgl. „Bastard“ in Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Leipzig ²1793–1801, Bd. 1, S. 745 f.; Brockhaus: *Conversations-Lexikon oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenständen mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit*, Amsterdam 1809–1811, Bd. 7, S. 89 f.; Pierer's *Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Altenburg ⁴1857–1865, Bd. 2, S. 387 f.

zeichnete.³⁹ Damit folgten die Deutschbalten der Anwendung, wie sie auch gemeinhin im deutschen Sprachgebrauch üblich war. Wie die Einträge im Zedler und Adelung belegten, war die Gleichsetzung der beiden Konzepte weit verbreitet.⁴⁰ Einzig im Pierer wird auf eine Unterscheidung bestanden und die verbreitete Gleichsetzung der Konzepte beklagt.⁴¹ Im Gegensatz zu den Kirchbucheinträgen von Pastor Mylius fielen die Begriffe des „Bastards“ oder „Hurkinds“ für außereheliche Kinder in keinem untersuchten Selbstzeugnis. Diese Kinder wurden in den autobiografischen Schriften deutschbaltischer Adliger als „natürliche“ Kinder bezeichnet.

Der baltische Rechtsgelehrte Friedrich Georg von Bunge ging in seinen Ausführungen zum liv- und estländischen Privatrecht (Erstauflage 1838) auch auf die Situation illegitimer Kinder ein. In diesen Ausführungen zeigte Bunge die Unterschiede in den Provinzialrechten auf, so gehörte ein außereheliches Kind nach livländischem Recht dem Bauernstand der Mutter an, es sei denn, der adlige Vater ließ es in seinem Stand erziehen, während es nach estländischem Recht gerade nicht dem Bauernstand angehören sollte.⁴² Eine Legitimierung unehelicher Kinder war jedoch nicht so einfach, da seit Zar Peter I. (1672–1725) die Aufnahme in den Adel verweigert wurde.⁴³ Damit waren adlige Väter auf ein Gnadengesuch an den Zaren angewiesen, das jedoch nur Günstlingen oder hohen Würdenträgern gewährt wurde. Andere Väter versuchten, mithilfe gefälschter Papiere für ihre außerehelichen Kinder offizielle Dokumente zu erhalten.⁴⁴ Erst Zar Paul lockerte 1797 die Politik seiner Vorgänger und erlaubte allen Adligen, eine Petition für die Legitimierung ihrer unehelichen Kinder am russischen Heroldsamt einzureichen.⁴⁵ Zahlreiche Väter, insbesondere aus niederem Adel, nutzten die Chance und ersuchten um die Legitimation ihrer Söhne. Illegitime Töchter seien in der Regel nur legitimiert worden, so die Historikerin Olga E. Glagoleva, wenn keine anderen Kinder vorhanden waren.⁴⁶ Im Vergleich dazu wurde im Frankreich des 18. Jahrhunderts rund ein Drittel der Legitimationen für Mädchen und Frauen angestrebt.⁴⁷ Insgesamt wurden in Russland 1801/02 die meisten Legitimationen gewährt.⁴⁸ Die adligen Väter reichten für außereheliche Töchter viel weniger Petitionen ein, da diese mit einer

39 Das oben verwendete analytische Verständnis von Stiefgeschwistern wurde in den untersuchten autobiografischen Schriften nur einmal aufgegriffen und umständlich beschrieben, einen eigenen Terminus hatte die Autorin, Ernestine von Schoultz-Ascheraden, nicht dafür. Vgl. Ernestine von Schoultz-Ascheraden: *Memoiren der Baronin Ernestine Schoultz-Ascheraden geb. Baronesse Campenhausen*, Riga 1908, S. 21.

40 Vgl. „Stief-Eltern“ in Zedler, *Universallexicon* (wie Anm. 34), Bd. 40, Sp. 24 f.; „Halbbruder“ in Adelung: *Wörterbuch* (wie Anm. 38), Bd. 2, S. 913.

41 Vgl. „Halbbürtige Geschwister“ in Pierer: *Universal-Lexikon* (wie Anm. 38), Bd. 7, S. 863.

42 Vgl. Friedrich Georg von Bunge: *Das liv- und estländische Privatrecht*, wissenschaftlich dargestellt, zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage, zweiter Theil das Familien- und Erbrecht enthaltend, Reval 1848, S. 160. Der entsprechende Paragraf befindet sich beim Familienrecht und verweist auf das Bauernrecht. Bunge geht also davon aus, dass die Kindsmütter Bäuerinnen sind.

43 Vgl. Olga E. Glagoleva: *The Illegitimate Children of the Russian Nobility in Law and Practice, 1700–1860*, in: *Kritika* 6 (2005), H. 3, S. 461–499, hier S. 470.

44 Vgl. ebenda.

45 Vgl. ebenda, S. 471 f.

46 Vgl. ebenda, S. 493.

47 Vgl. Gerber, *Bastards* (wie Anm. 11), S. 112.

48 Vgl. Glagoleva, *Illegitimate Children* (wie Anm. 43), S. 473.

ordentlichen Erziehung und einer großzügigen Mitgift auch ohne Legitimation an einen Adligen verheiratet werden konnten.⁴⁹

Bekannte sich ein Vater nicht zu seinem Kind, hatte die Mutter nur die Möglichkeit, über die Vornamenswahl eine Verbindung mit der väterlichen Familie herzustellen. Erreichte ein Vater die Legitimation oder Adoption seiner natürlichen Kinder, erhielten diese damit das Recht, den väterlichen Familiennamen zu tragen. Auch wenn ein adliger Vater keine offizielle Legitimierung anstrebte, gab es Wege, ein natürliches Kind indirekt anzuerkennen. Eine beliebte Alternative bestand in der Wahl eines Familiennamens, der auf den leiblichen Vater anspielte. Auf diese Praxis verweisen die Historiker Robert von Lemm und Erik Amburger. Sie sammelten einige Beispiele: Der Pflegesohn von Wilhelm Zoege von Manteuffel (1745–1816) hieß Heinrich Mandevil,⁵⁰ die Tochter von Friedrich Johann von Manteuffel (1755–1812) Christine Euffel. Einen Teil des väterlichen Familiennamens wegzulassen, war ein beliebtes Vorgehen, zu dem auch bei Harriet Stern (1825–1917) gegriffen wurde.⁵¹ Als Pflөгetochter von Eduard von Ungern-Sternberg heiratete sie Paul von Ungern-Sternberg. Durch die Heirat mit einem namenstragenden Verwandten wurde Harriet Stern ganz offiziell in die Familie integriert und erhielt gleichzeitig ihren Vatersnamen als Familiennamen. Ein spielerischer Umgang mit den Familiennamen zeigte sich bei Alexander Woldemar Osteneck (1781–1864), bei dem die elterlichen Namen von Osten gen. Sacken und Eck⁵² zusammengezogen wurden oder bei den Brüdern Karl (1809–1832) und Julius (1817–1862) Bergstern, den Pflegesöhnen des ledigen Barons Fabian Reinhold von Ungern-Sternberg.⁵³ Bei beiden Kindern wurden die Namensteile des Vaters vertauscht, ein sogenannter Chiasmus vollzogen. Indem die Väter mehreren illegitimen Kindern den gleichen Familiennamen gaben, schufen sie eine Art Ersatzfamilie. Peter Otto (von) Goeze (1791–1880) erhielt sowohl die gleichen Vornamen wie sein Vater als auch einen durch ein Anagramm nur leicht verstellten Familiennamen (Zoege wurde hier zu Goeze).⁵⁴ Peter Otto (von) Goeze war der natürliche Enkel des oben erwähnten Wilhelm Zoege von Manteuffel. Vater und Sohn Zoege von Manteuffel hatten ihre illegitimen Kinder inoffiziell anerkannt, was darauf hinweist, dass eine Anerkennung nicht nur vom Willen des Kindsvaters abhing, sondern auch von den Werten einer Großfamilie⁵⁵ und ihrer Bereitschaft, für außereheliche Kinder die Verantwortung zu übernehmen. In den von Amburger und Lemm zusammengetragenen Beispielen besaßen nicht nur die oben erwähnten Personen einen adligen Pflegevater mit ähnlichem Familiennamen. Offenbar konnte man eine Vaterschaft hinter einer Pflegevaterschaft verstecken, um für ein nicht standesgemäßes natürliches Kind die Verantwortung übernehmen zu können. Diese Praxis scheint von weiten Kreisen der deutschbaltischen Gesellschaft befolgt und

49 Siehe auch die folgenden Beispiele von Harriet Stern oder den Schwestern Gelström.

50 Vgl. Erik Amburger: Erfundene Familiennamen für illegitime Kinder insbesondere in den baltischen Provinzen und in Russland. (Mit Verwendung hinterlassenen Materials von Robert von Lemm), in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 41 (1993), H. 4, S. 562-577, hier S. 565.

51 Vgl. ebenda, S. 567.

52 Vgl. ebenda, S. 565.

53 Vgl. ebenda, S. 567.

54 Vgl. ebenda, S. 569.

55 Während eine Kernfamilie Eltern und ihre Kinder beinhaltet, gehören zur Großfamilie weitere Verwandte. Häufig werden mindestens drei Generationen und/oder Seitenverwandte wie Tanten, Onkel, Nichten und Neffen dazu gezählt.

anerkannt gewesen zu sein. Auch als offizielle Pflegekinder wurden jedoch nur die allerwenigsten natürlichen Kinder in die genealogischen Handbücher der baltischen Ritterschaften aufgenommen. Eine solche Ausnahme stellt die bereits genannte Harriet Stern dar.⁵⁶

In autobiografischen Schriften nehmen in der Regel illegitime Kinder Randpositionen ein, wenn sie überhaupt erwähnt werden. Eine Ausnahme bilden die Erinnerungen von Alexander Archibald von Igelström, die daher ein ergiebiges Dokument darstellen.⁵⁷ Alexander Archibald von Igelströms Großvater, Harald Gustav von Igelström, heiratete nach dem Tod seiner ersten Frau deren Schwester Sophie Friederike von Münnich. Aus seiner ersten Ehe gingen zwei Töchter hervor, aus der zweiten weitere zwei Töchter und ein Sohn. Neben seiner zweiten Ehe unterhielt der Großvater eine außereheliche Beziehung und zeugte drei Töchter und einen weiteren Sohn, die alle den Familiennamen Gelström erhielten.

Familie (I)Gelström:⁵⁸

Harald Gustav von Igelström (1733–1804)

∞ Anna von Münnich (1732–1760)

Elisabeth (*1758)

Friederike Auguste (*1760)

∞ Sophie Friederike von Münnich (1727–1782)

Christine (*1766)

Juliane (*1769)

Alexander (*1770–1855), Vater von Alexander Archibald (*1807)

Nebenfrau

Sophia Gelström (1772–1803) ∞ Woldemar von Brackel

Eleonora Gelström (1773–1867) ∞ Gotthard von Budberg

Margarethe Gelström (1776–1816) ∞ Woldemar von Brackel

Gustav (I)Gelström (?)

Auch in diesem Fall wählte der Vater für seine natürlichen Kinder einen Familiennamen, der einen deutlichen Hinweis auf seine Vaterschaft lieferte, darüber hinaus erhielt der Sohn den gleichen Vornamen wie der Vater und Großvater. Harald Gustav übernahm die Verantwortung für seine Töchter und erreichte eine Verheiratung mit adligen Männern. Dieser Schritt war nur möglich, wenn illegitime Töchter vorher die entsprechende gesellschaftliche Einführung und Sozialisation erhalten hatten. Trotz dieses Bekenntnisses zur Vaterschaft

56 Vgl. D.M. von Stackelberg: *Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften*, Teil: Estland, Bd. I-III, Görlitz 1930, S. 457 f. Bd. I u. II, http://www.personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/Band_bsb00000600.html [letzter Zugriff: 17.02.2020].

57 Vgl. Alexander Archibald Igelström: *Erinnerungen des Grafen Alexander Archibald Igelström*, in: *Baltische Hefte* 16 (1970), S. 6-148.

58 Igelström in: Stackelberg, *Genealogisches Handbuch* (wie Anm. 56), S. 70 f.; Brackel in: Astaf von Transehe-Roseneck: *Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften*, Teil: Livland, Bd. I, Görlitz [1929], S. 77, http://www.personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/Band_bsb00000558.html [letzter Zugriff: 17.02.2020]; Budberg in: Astaf von Transehe-Roseneck: *Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften*, Teil: Livland, Bd. II Görlitz [ca. 1935], S. 652, http://www.personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/Band_bsb00000559.html [letzter Zugriff: 17.02.2020].

fanden die Töchter Gelström keine Aufnahme beim Igelström'schen Eintrag im genealogischen Handbuch. Sie tauchten erst als Partnerinnen ihrer Ehemänner auf, dort allerdings ohne jeglichen Hinweis auf ihren Vater. Der später legitimierte Gustav (I) Gelström wurde in den genealogischen Handbüchern gänzlich verschwiegen.

Alexander Archibald von Igelström berichtete in seinen Erinnerungen ausführlich über die häusliche Situation, in der sein Vater Alexander aufwuchs. Er schrieb von einem Vater und Onkel, die sich für die illegitimen Kinder der Familie einsetzten, und verurteilte insbesondere die weitreichende Unterstützung des Onkels, General Heinrich von Igelström, für seinen im Militär dienenden Neffen Gustav Gelström.⁵⁹ Alexander Archibald zeichnete das Bild eines Konkurrenzkampfes zwischen zwei Halbbrüdern, bei dem der legitime Sohn und Neffe Alexander nicht der eindeutige Gewinner war. In seiner Erinnerungsschrift versuchte er, die „richtige“ Ordnung wiederherzustellen und die aus seiner Sicht erfahrenen Demütigungen zu kompensieren. Dies tat er, indem er nur von den Nebenkindern seines Großvaters sprach und sie nie Geschwister seines Vaters nannte, indem er die legitimen Halbschwestern seines Vaters namentlich nannte, die illegitimen Halbschwestern aber namenlos blieben oder er seinen Vater Alexander als einzigen Sohn bezeichnete und damit deutlich machte, dass der illegitime Gustav für ihn nicht zählte.

Der Stammhalter Alexander scheint im Familiengefüge eine eher schwache Rolle besetzt zu haben, worauf auch die Taufeinträge seiner Kinder deuten. Für Patenschaften wurden Verwandte und möglichst prestigeträchtige Personen angefragt, dennoch übernahmen mehr Verwandte seiner Frau als direkte Familienangehörige von Alexander eine Patenschaft.⁶⁰ Die in den „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ erschienene Todesanzeige für Harald Gustav nutzte er nochmals, um der gesamten Gesellschaft zu verdeutlichen, dass er, Alexander, der einzige legitime Vertreter der Familie sei, indem er als einziger im Namen sämtlicher Geschwister unterschrieb.⁶¹

Ein wesentlich entspannteres Verhältnis zwischen legitimen und illegitimen Kindern entwarfen die „Souvenirs“⁶² der Emilie Colline. Emilie Colline und ihre Schwester Adèle waren die vorehelichen Töchter von Friedrich von Berg und die illegitimen Halbschwe-

59 Gemäß A.A. von Igelström setzte sich der General sogar für die Namensänderung von Gustav Gelström ein. Amburger sieht jedoch die Namensänderung im Zusammenhang der Heirat des Vaters mit der Mutter der illegitimen Kinder (1783). A.A. Igelströms Version scheint wahrscheinlicher zu sein, weil sie in die Regierungszeit von Zar Paul fällt. Amburger, *erfundene Familiennamen* (wie Anm. 50), S. 566. Igelström, *Erinnerungen* (wie Anm. 57), S. 25 f.

60 Im Kirchbuch der Gemeinde Ampel klafft eine Lücke von 1814 bis 1834, sodass nur acht der Kinder gefunden wurden. Die deutlich der väterlichen Familie zuordenbaren Namen trugen die Paten des ersten Kindes, Sophie, und des einzigen Jungen unter diesen acht Kindern, Alexander Archibald. Das erste Kind und der erste Junge waren gleichzeitig diejenigen Geburtspositionen, bei denen man sich kaum der Ehre einer Patenschaft entziehen konnte. Für Sophies Taufe: [Kirchbuch, welches das Gut Alp beinhaltet – ohne Titel], EAA, Sünni-, abielu-, surmameetrika jaandmed koguduse tegevuse kohta, EAA.1234.2.3; 1740–1829, (fol. 166v) [23.07.1799]. Die anderen Kinder befinden sich in: [Kirchbuch von Ampel – ohne Titel], EAA, Meetrikaraamat ja andmed kogudus tegevuse kohta, EAA.1248.1.12; 1796–1813, (fol. 66r) [12.01.1802], (fol. 73v) [6.01.1803], (fol. 84v) [12.01.1804], (fol. 101v) [1.10.1805], (fol. 115r) [30.07.1807], (fol. 143r) [18.11.1811], (fol. 154r) [22.04.1813].

61 Vgl. TLÜ AR XIII-2 Revalsche Wöchentliche Nachrichten (1805), 3. Stück, Tallinna Ülikooli Akadeemiline Raamatukogu (TLÜ AR, Akademische Bibliothek der Universität Tallinn).

62 Vgl. Berg, *Souvenirs* (wie Anm. 19).

stern des späteren Feldmarschalls Friedrich (Fedor) Graf Berg. „Colline“ bedeutet wörtlich übersetzt Hügel, was dem deutschen „Berg“ nahekommt und damit einen klaren Hinweis auf die Vaterschaft liefert. Dass für die Familie von Berg die Verwandtschaft außer Frage stand, belegten die Beisetzungen von Adèle und Emilie auf dem Familienfriedhof und ein Begleitbrief zu Adèles Testament, in welchem sie ausdrücklich als uneheliches Kind von Friedrich von Berg bezeichnet wurde.⁶³

Familie Berg/Colline:⁶⁴

Friedrich von Berg (1763–1811)

Mutter unbekannt

Adèle Colline (1789–1883)⁶⁵

Emilie Colline (1791–1893)

∞ Wilhelmine d’Ermes (1775–1841)

Friedrich/Fedor Graf Berg (1794–1874)

Gustav (1796–1861)

Magnus/Max (1799–1879)

Alexander (1803–1884)

Die Colline’schen „Souvenirs“ zeichnen sich schon alleine dadurch aus, dass sie die einzigen gefundenen Erinnerungen sind, in denen sich ein illegitimer Spross äußerte. Wie viele andere zeitgenössische Verfasserinnen und Verfasser autobiografischer Erzählungen fühlte sich Emilie Colline verpflichtet, die Niederschrift ihrer Erinnerungen zu rechtfertigen. Dazu berief sie sich auf den gütigen Charakter ihres legitimen Halbbruders Gustav, welchen sie seinen Nachfahren als Vorbild erhalten wollte. Trotz der Aufforderungen ihres Neffen (Georg von Berg) aus ihrem langen Leben zu erzählen, benötigte die Frau und unehelich Geborene ihren legitimen Halbbruder als Argument, um über sich selbst reden zu können.

Die „Souvenirs“ umfassten den ganzen Lebensbereich, doch nahm ihre Schwester Adèle in den Aufzeichnungen viel weniger Raum ein als die legitimen Halbbrüder. Über Adèle berichtete Emilie, dass sie eine hübsche Jugendliche mit vielen Verehrern war.⁶⁶ Wie bei den Schwestern Gelström war auch bei den Schwestern Colline die Illegitimität kein Hindernis, um in den Adelskreisen zu verkehren. Wesentlich ausführlicher beschrieb Emilie ihr Verhältnis zu den legitimen Halbbrüdern Fedor und Gustav. Als Neunjähriger hatte Fedor den unverschlossenen Gewürzschrank mit Leckereien entdeckt und schmugelte Abend für

63 Vgl. Akte in Testamentssachen der Adele Elisabeth Colline: EAA.995.1.13848.

64 Stackelberg, *Genealogisches Handbuch* (wie Anm. 56), S. 662.

65 Laut Sterberegister wurden Adèle und Emilie in Kortenhof geboren. Die Altersangaben im Sterberegister ergeben die von der Familienchronik abweichenden Jahrgänge 1791 und 1794. Unter beiden Jahrgängen findet man sie in den Taufbüchern von Kortenhof weder unter den Deutschen noch den Letten. Das deutsche Verzeichnis der unehelichen Kinder fängt allerdings erst Mitte 1791 an, während Adèle wahrscheinlich 1789 und Emilie im Februar 1791 geboren wurden. Schwanenburg Traubuch 1796–1800 [1789–1802], in: *Latvijas Valsts vēstures arhīvs (LVVA, Historisches Staatsarchiv Lettland, digitales Archiv RADURAKSTI)*, LVVA 235 f[ond], 3 apr[aksts], 84 l[ieta]; Gulbenes, vacu [Kirchbuch 1835–1920], in LVVA, LVVA 235 f., 4 apr., 983 l, fol. 273v, 274r und fol. 281v, 282r, <http://www.lvva-raduraksti.lv/de.html> [letzter Zugriff: 17.02.2020].

66 Vgl. Berg, *Souvenirs* (wie Anm. 19), S. 9.

Abend eine kleine süße Überraschung unter Emilies Kissen, erschreckte sie aber auch als Gespenst.⁶⁷ Sie erzählte von gemeinsamen Gartenspielen und (geschwisterlichen) Machtkämpfen,⁶⁸ in denen vorwiegend Emilies Position als älteres Kind mit Fedors Position als Stammhalter konkurrierte. Emilie und Adèle nahmen im Familiengefüge wichtige Stellungen ein, so vermittelten sie zwischen dem jüngeren Halbbruder Max und der restlichen Familie, als jener gegen den Willen der Familie eine wenig vermögende Frau heiratete.⁶⁹ Auch mit den finanziellen Situationen ihrer legitimen Halbbrüder waren die Schwestern Colline vertraut, unter anderem weil sie immer wieder Güter für ihre Halbbrüder verwalteten. Als sich die Familie nach Veruntreuungen ihres Bankiers mit finanziellen Problemen konfrontiert sah, waren es die drei älteren „Geschwister“ Emilie, Fedor und Gustav, die die Situation besprachen und Entscheidungen trafen. Die Vertrautheit zwischen den „Geschwistern“ ging so weit, dass Emilie Fedor Egoismus vorwerfen konnte, weil er von Gustav die Aufgabe seiner Expeditionspläne verlangte und gleichzeitig seine eigene diplomatische Karriere vorantreiben wollte.⁷⁰

Viele Jahre später saßen Fedor, Max und Emilie nach Gustavs Beerdigung zusammen. Fedor und Max wünschten sich, dass sich einst niemand anderes als Emilie um ihre Beerdigung kümmern sollte.⁷¹ Einerseits zeigten die legitimen Halbbrüder damit erneut ihr Vertrauen, andererseits lässt die Szene vermuten, dass man eher ledige Schwestern mit den unerlässlichen Aufgaben nach einem Todesfall konfrontieren wollte als die frisch verwitweten Frauen, um diese möglichst zu entlasten.

Emilies Darstellung des vertrauten Verhältnisses zu ihren legitimen Halbgeschwistern lässt sich mit diversen Schriftstücken aus den Federn ihrer Halbbrüder belegen. Doch zeigt dieses Beispiel auch Grenzen auf: Ein geschwisterliches Aufwachsen und Kontakt zwischen illegitimen und legitimen Kindern war durchaus möglich, wurde aber nicht auf der sprachlichen nominellen Ebene umgesetzt. So nannte Emilie einzig Adèle *sœur*, während ihre legitimen Halbbrüder immer als *mes amis* bezeichnet wurden, was sowohl „Verwandter“ wie auch „Freund“ bedeuten kann. Selbst von ihrem Vater sprach sie stets nur von *Monsieur Berg* und niemals von „Vater“ oder gar „Papa“. Wurden die Colline-Schwester von den Gebrüdern Berg nicht als Schwestern bezeichnet, nannte doch Minni, Gustavs Tochter, ihre illegitimen Tanten Tante Minette und Tante Adèle.⁷² Allerdings ist die Bezeichnung Tante ein eher unspezifischer Begriff, weil häufig Freunde des Hauses, die nicht blutsverwandt sein mussten, die Ehrenbezeichnung Onkel oder Tante erhielten. Neben der auf sprachlicher Ebene verweigerten Familienzugehörigkeit gab es immer wieder Situationen, in denen die Standesgrenzen durchbrachen, beispielsweise wenn für die Neffen und Nichten nur standesgemäße Paten infrage kamen, stellten Paten doch eine Prestigefrage dar. Trotz dieser Nichtberücksichtigung als Patentante erwartete Max ganz selbstverständlich, dass eines Tages seine beiden Töchter Emilies Vermögen erben würden, hatte Emilie sich doch immer in den Dienst der Familie gestellt.⁷³ Als ihren Testamentsvollstrecker hatte Emilie

67 Vgl. ebenda, S. 6 f.

68 Vgl. ebenda, S. 7 f.

69 Vgl. ebenda, S. 44-47.

70 Vgl. ebenda, S. 41.

71 Vgl. ebenda, S. 130.

72 A ja E Colline saadetud kijad [A und E Colline, geschickte Briefe], EAA.1874.1.741.

73 Vgl. Toimik Wilhelmine Eleonore Minette Colline päranduse asjus [Testament etc. der

Gustavs Sohn Friedrich eingesetzt und sie schien sich blind darauf zu verlassen, dass er ihr Vermächtnis in ihrem Sinne regeln würde. Die Testamente der Gebrüder Berg belegen auch, wie fest illegitime Kinder von der Gunst ihrer legitimen Verwandten abhängig waren, wenn es um ihre finanzielle Absicherung ging.

Wie unterschiedlich der Umgang der Frauen mit den natürlichen Kindern ihrer Männer war, zeigen die Beispiele Elisa von der Reckes (1754–1833) und Isa von Ungern-Sternbergs (1846–1915). Als Elisa von der Recke nach der Hochzeit auf das Gut ihres Mannes zog, bemerkte sie, dass einige Bauernjungen, die Gänse und Schweine hüteten, von der Recke sehr ähnlich sähen. Sie empörte sich über von der Reckes fehlende väterliche Unterstützung und meinte, wenn es Mädchen gewesen wären, hätte sie versucht, sie ins Herrenhaus zu holen.⁷⁴ Ihre Empörung verdeutlicht, dass sie auch bei nicht standesgemäßen Kindern von einer väterlichen Verantwortung ausging. Weshalb sie nur bereit gewesen wäre, Mädchen zu unterstützen, erläuterte sie nicht. Rund hundert Jahre später berichtete Theophile von Bodisco (1873–1944), wie auf den Gesellschaften Isa von Ungern-Sternbergs die Hausherrin Texte von Rudolf Stratz vorlas. Rudolf Stratz war offiziell das Taufkind des Hausherrn Rudolf von Ungern-Sternberg, doch wusste man in der Gesellschaft um seine Vaterschaft. Theophile von Bodisco umschrieb Isa von Ungern-Sternbergs Verhältnis zu Rudolf Stratz folgendermaßen: „Sie war geschmeichelt, dass einer, der ihr nahe stand, auf dem Wege war, ein bekannter Schriftsteller zu werden.“⁷⁵ Isa von Ungern-Sternberg pflegte also eine persönliche Beziehung zum vorehelichen Sohn ihres Mannes, war stolz auf ihn und förderte ganz offen seine Schriftstellerkarriere. Und Rudolf Stratz war kein Ersatzkind, dessen Aufnahme aus einem kinderlosen Ehepaar eine Familie hätte machen sollen, denn das Ehepaar von Ungern-Sternberg hatte gemeinsam einige Kinder. Offen bleibt, ob sie auch so begeistert gewesen wäre, wenn eines ihrer eigenen Kinder eine finanziell unsichere Schriftstellerkarriere angestrebt hätte oder ob diese Freiheit der Berufswahl das Privileg des illegitimen Kindes war.

3. Das Schweigen über illegitime Kinder

Die obigen Beispiele belegen eine mehr oder weniger intensive Beziehung der Väter (und Stiefmütter) zu ihren illegitimen Kindern. Was man aus den autobiografischen Schriften nicht erfährt, ist, wie viele Männer sich nicht um ihre natürlichen Kinder kümmerten. Aus der Quellengattung der autobiografischen Schriften erhält man weder Auskunft über die Anzahl der unehelichen Adelskinder noch über das Schicksal der nicht anerkannten Kinder. In den untersuchten Lebenserinnerungen äußert sich niemand über Zwangsverheiratungen

W.E.M. Colline], EAA.1874.1.742 (fol. 44rv). Es werden nicht immer die gleichen Namen angegeben: Der Kosename von Emilie, wie sie in den Lebenserinnerungen genannt wird, ist Minette. Minette taucht teilweise auch in anderen Dokumenten auf. Name laut Sterberegister: Wilhelmine, laut Aktenverzeichnis (EAA.1874.1.742) Wilhelmine Eleonore Minette Colline, das Testament von 1878 ist mit Eleonore Wilhelmine Colline unterschrieben.

74 Vgl. Paul Rachel (Hrsg.): Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen, Leipzig 1900, S. 190-194.

75 Vgl. Henning von Wistinghausen (Hrsg.): Theophile von Bodisco. Versunkene Welten. Erinnerungen einer estländischen Dame, Weissenhorn 1997, S. 155 f.

von schwangeren Dienstmädchen oder Bäuerinnen, über Kindsmord, Findlingsheime oder mögliche Praktiken des Kindervertragens, also des geheimen Verschickens von Kindern an ein Kinderheim in einem anderen Land.⁷⁶ Dieses Schweigen betrifft aber auch andere Quellengattungen wie das genealogische Handbuch, indem nicht einmal so integrierte illegitime Halbgeschwister wie die Colline-Schwester Aufnahme fanden. Es fehlen auch Todesanzeigen der Jahrhundertwende,⁷⁷ die nur für legitime Verwandte aufgegeben wurden. Sowohl die genealogischen Handbücher als auch Todesanzeigen und manche Autobiografien gehören zu den repräsentativen Dokumenten, in denen man das Ansehen der Familie nicht schmälern möchte. Daher sind Informationen über außereheliche Kinder in anderen, weniger öffentlichen Quellen wie Briefen zu suchen. Hinweise auf exaktere Zahlen zu illegitimen Adelskindern könnten systematische Auswertungen von Kirchenbüchern ergeben.

Die Historikerin Loraine Chappuis hat anhand von Prozessakten, Legitimationsanträgen und weiteren Quellen die Situation von Genfer Bastarden untersucht und kommt zum Schluss, selbst wenn nach der Geburt des Kindes sich zahlreiche Verwandte gegen das außereheliche Kind aussprachen, die Zurückweisung nicht definitiv sein musste.⁷⁸ In den untersuchten autobiografischen Texten werden illegitime Kinder entweder am Rande erwähnt oder es wird gänzlich über sie geschwiegen. Bedauerlicherweise reflektiert keiner der deutschbaltischen Autoren und Autorinnen über die Lebenssituation der außerehelichen Kinder und wie sich ihr Verhältnis zur legitimen Verwandtschaft im Laufe ihres Lebens entwickelte.

Das Schweigen betrifft aber auch die mütterliche Verwandtschaft der illegitimen anerkannten Kinder; so erfahren wir nichts über den sozialen Hintergrund der Mütter. Dass Mütter aus den Quellen heraus schwer zu erfassen sind, stellte auch die Adelsforscherin Corinna Schulz bei ihrer Arbeit über die Bastarde der mecklenburgischen Herzöge fest.⁷⁹ Eine weitere große Leerstelle bilden mögliche Halbgeschwister mütterlicherseits und die Frage, ob Kontakte zu ihnen bestanden. War eine adlige Erziehung nur zum Preis des Kontaktverlusts zur Mutter zu erhalten?

Über außereheliche Kinder von adligen Männern wird in der deutschbaltischen Erinnerungsliteratur vereinzelt berichtet, in der Regel ohne die Väter zu verurteilen. Über außereheliche Kinder von adligen Frauen wird hingegen möglichst der Schleier des Schweigens gezogen. Elisa von der Recke und Alexander Archibald von Igelström machten je in einem Fall Andeutungen, dass sie an der Vaterschaft eines Ehemanns zweifelten.⁸⁰ Inoffizielle Anerkennungsmuster, wie sie zu Beginn dieser Arbeit präsentiert wurden, gab es für diese Kinder nicht. Mit dem Verweis auf die einst herrschenden „leichten“ Sitten berichtete

76 Vgl. Markus Lischer: Kinder vertragen, in: Marie Meierhof-Institut für das Kind (Hrsg.): Männer – „Väter“ – Mütter und Kinder 16 (1996), Nr. 56, S. 33-37.

77 Vgl. Denise von Weyarn-Goldschmidt: *De mortuis nil nisi bene* oder was uns die Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ über die deutschsprachige Gesellschaft der Ostseeprovinzen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verraten, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 14 (2019), S. 114-135.

78 Vgl. Loraine Chappuis: „La pomme de discorde“? L'intégration des bâtards à Genève au XVIIIe siècle, in: Avignon (Hrsg.), *Bâtards* (wie Anm. 13), S. 345-356, hier S. 355.

79 Vgl. Schulz, *Bastarde* (wie Anm. 15), S. 22.

80 Vgl. Rachel (Hrsg.), Elisa von der Recke (wie Anm. 74), S. 95; Igelström, *Erinnerungen* (wie Anm. 57), S. 21 f.

Sophie von Hahn (1804–1863) über eine *Ménage à trois* eines Ehepaars von Brunnow und eines Onkels von Hahn. Und sie stellte fest, dass die von Brunnow'schen Kinder eigentlich von Hahn'sche Kinder wären.⁸¹ Dieses Beispiel stimmt mit einer Aussage von Michael Mitterauer überein, dass es eine Ausnahme darstelle, wenn außerhalb der Ehe empfangene Kinder verheirateter Frauen als unehelich geführt würden.⁸² Offen bleibt trotzdem, weshalb die von Brunnow'sche Verwandtschaft nicht intervenierte wenn für die von Hahn'sche Verwandtschaft die Situation so offensichtlich war, ging es doch letztlich um das Vererben von Familienbesitz.

Die Schweigepraxis galt demnach auch für Fragen der Erbfolge, welche die unterschiedlichen Verwandtschaftsverhältnisse von Voll- und Halbgeschwistern insbesondere von illegitimen Halbgeschwistern nach sich zogen. Matthew Gerber untersuchte die Situation von illegitimen Kindern im frühneuzeitlichen Frankreich und hielt fest, dass außereheliche Kinder nicht erben konnten, weil sie per Definition keine Verwandten hatten (*nec genus, nec gentem habent*).⁸³ *Vice versa* hatten illegitime Kinder keine Verwandten, weil sie nicht erben können.⁸⁴ Für den Untersuchungsraum Baltikum ist die Situation zu differenzieren: Einerseits wurde den natürlichen Kindern auf der sprachlichen Ebene der Verwandtschaftsbezeichnungen eine Familienzugehörigkeit verweigert, andererseits war es nicht unüblich, wenn Väter über eine Pflegevaterschaft oder Taufpatenschaft eine Quasiverwandtschaft herstellten. Hinzu kommt, dass nicht erbberechtigt nicht gleichbedeutend ist mit nicht erbfähig. Die Testatoren konnten auf alternative Formen wie Legate, Renten oder eine Mahnung an die ehelichen Kinder, für uneheliche Verwandte zu sorgen, ausweichen.

4. Schlussbemerkungen

In der Selbstzeugnisforschung werden Autobiografien als Lebensrekonstruktionen, Lebensinszenierungen und kommunikative Akte betrachtet. Autobiografische Schriften sind Texte, die den eigenen Nachkommen oder einer ganzen Gesellschaftsschicht ein bestimmtes Bild vergangener Ereignisse vermitteln und Bedeutungszuschreibungen vornehmen sollen.⁸⁵ Im vorliegenden Fall entwarfen die Autobiografinnen und Autobiografen das Bild eines pragmatischen Umgangs mit den illegitimen Kindern deutschbaltischer Adelsmänner. In den Erinnerungsschriften wurde aber auch ganz gezielt über gewisse Themenkomplexe geschwiegen, etwa wie verbreitet außereheliche Adelskinder waren, welche ethnische Zugehörigkeit die Mütter hatten, ob die illegitimen Kinder Kontakte zur leiblichen Mutter pflegen durften oder was mit jenen Kindern geschah, die keine väterliche Unterstützung erhielten.

Im Rahmen dieses Artikels muss offen bleiben, wie repräsentativ die vorgestellten Beispiele Colline und Gelström sind. Die beiden Fälle belegen jedoch, dass die Beziehungen von illegitimen zu legitimen Kindern genauso konfliktbeladen oder harmonisch sein konnten

81 Otto Freiherr von Taube (Hrsg.): In Gutshäusern und Residenzen. Denkwürdigkeiten der Freifrau Sophie von Hahn geb. de Graimberg, Hannover-Döhren 1964, S. 179 f.

82 Vgl. Michael Mitterauer: Ledige Mütter. Zur Geschichte illegitimer Geburten in Europa, München 1983, S. 68 f.

83 Vgl. Gerber, Bastards (wie Anm. 11), S. 3 f.

84 Vgl. ebenda, S. 34.

85 Vgl. Monika Kubrova: Vom guten Leben. Adelige Frauen im 19. Jahrhundert, Berlin 2011, S. 37.

wie Beziehungen unter Vollgeschwistern. Vater und Onkel, die Gustav (I)Gelströms Militärkarriere förderten, Harriet Stern, die einen namenstragenden Verwandten von Ungern-Sternberg heiratete oder Wilhelmine von Berg und Isa von Ungern-Sternberg, die die vorehelichen Kinder ihrer Männer unterstützten – diese Beispiele zeigen, dass illegitime Kinder, sofern der Vater sie anerkannte, eine Beziehung zur erweiterten väterlichen Familie pflegen konnten.

Beim Lesen der autobiografischen Schriften entsteht der Eindruck, dass es für den deutschbaltischen Adel einfacher war, außereheliche Mädchen als außereheliche Jungen zu versorgen, denn die Ausbildung eines Mädchens konnte weniger kostspielig realisiert werden und Mädchen stellten keine direkte Konkurrenz für den offiziellen Namens- und Stammhalter dar. Bei fehlendem oder prekärem Stammhalter bildeten natürliche Söhne gar eine Option, den Namen weiterzureichen oder das Vermögen gezielt vererben zu können.⁸⁶

Anerkannte natürliche Töchter konnten an Adelsprivilegien partizipieren, waren aber weiterhin subtilen diskriminierenden Codes ausgesetzt. Eine Form der Stigmatisierung zeigte sich jedenfalls in der verweigerten Bezeichnung „Schwester“ oder „Bruder“ für die illegitimen Kinder. Emilie Colline wich auf *mes amis* aus und Alexander Archibald von Igelström sprach von den Nebenkindern seines Großvaters, um sie nicht als Geschwister seines Vaters bezeichnen zu müssen. Auf der sprachlichen Ebene der Verwandtschaftsbezeichnungen wurde nicht nur den illegitimen Kindern deutschbaltischer Adliger des 18. und 19. Jahrhunderts die Familienzugehörigkeit vorenthalten, sondern auch anderen illegitimen Adelskindern. Mit Blick auf andere Untersuchungsräume war diese Exklusion noch im 16. Jahrhundert nicht zwingend: Margarete von Parma (1522–1586), voreheliche Tochter Karls V., und der Thronfolger bzw. spätere König Philipp II. nannten sich „Schwester“ und „Bruder“;⁸⁷ König Henri VI. (1553–1610) rügte seinen Sohn Louis XIII., weil er sich von den älteren, illegitimen Halbbrüdern mit *monsieur mon maître* ansprechen ließ, auch habe Louis sie *ses frères* zu nennen.⁸⁸

Jenseits der Bezeichnungsebene konnten natürliche Kinder eines fürsorgenden deutschbaltischen Vaters im gelebten Familienalltag jedoch Positionen einnehmen, die mit denjenigen von legitimen Vollgeschwistern vergleichbar waren. Somit erweisen sich Familie und Verwandtschaft, einschließlich der Geschwisterschaft, als soziokulturelle Konstrukte: Jede Generation muss für sich aufs Neue klären, welche Personengruppen man in diesen Kreis aufnimmt und welche nicht.

86 Diesen Punkt verarbeitete Siegfried von Vegesack in seiner Geschichte „Jaschka und Janne. Eine Liebesgeschichte aus dem alten Dorpat“ in: Siegfried von Vegesack: Jaschka und Janne. Drei baltische Erzählungen, München u.a. 1965, S. 7-80, hier S. 76-78.

87 Vgl. Véroniques Garrigues: Faux frères – Âmes sœurs? Les relations ambiguës entre les bâtards royaux et les héritiers de la Couronne (XVIe – XVIIe siècles), in: Boudjaaba, Dousset u.a. (Hrsg.), Frères/Brothers (wie Anm. 10), S. 77-97, hier S. 80.

88 Vgl. ebenda, S. 85.

Summary

The current work investigates autobiographical writings in order to establish how the Baltic German aristocracy in the tsarist Baltic provinces (Estonia, Livonia and Courland) dealt with their illegitimate children. The behaviour of the fathers ranged from total denial to the creation of a quasi-family relationship, and from indirect recognition (giving the child a similar-sounding family name) to legitimation. On a linguistic level, the German Baltic nobility denied their illegitimate children family membership by rejecting the use of kinship terminology such as „brother, sister or sibling”. With a caring father, however, it was possible to maintain in everyday life the kind of relationship we would view today as brotherly or sisterly. The image which emerges from the autobiographies, then, is one of a pragmatic attitude towards the illegitimate children of Baltic German aristocrats.

Ehe und Scheidung in autobiografischen Texten deutschbaltischer Frauen: Elisa von der Recke und Amalie Christine Jencken

von Maris Saagpakk

Einleitung¹

Die Verschriftlichung des eigenen Lebens ist eine ordnende und deutende Tätigkeit, bei der aus den vielen Rollen und Parallelitäten des Lebens eine Auswahl getroffen wird, um die eigene Identität zu konstruieren und dem Leben Sinn zu stiften. Deswegen lassen autobiografische Texte eine reiche Vielfalt an narrativen Schreibtechniken erkennen, mit denen Kohärenz hergestellt und beim Leser für Verständnis geworben wird. Im vorliegenden Beitrag werden anhand zweier Texte deutschbaltischer Autorinnen, die zu den frühesten ihrer Art gehören, zentrale Metaphern und Deutungsstrategien aufgezeigt, die bei der Darstellung eines biografischen Schlüsselereignisses eingesetzt werden.

Elisa Charlotte Constantia von der Recke (1754–1833) und Amalie Christine Jencken (1785–1878) waren Zeitgenossinnen und gehörten dem baltischen Adel an. Elisa wurde in einer bedeutenden und vermögenden kurländischen Familie geboren. Ihre Eltern waren Graf Friedrich von Medem und Louise Dorothea, geb. von Korff. Jencken kam auf dem Gut Raasiku (Rasik) in Estland als Tochter von Hermann Ludwig von Löwenstern und seiner Frau Hedwig Margarethe, geb. von Staël von Holstein, zur Welt.

Es ist nicht überliefert, dass die genannten Frauen einander gekannt hätten. Ihre Lebensgeschichten verliefen unterschiedlich, sie verkehrten nicht in denselben Kreisen. Es gibt jedoch zwei verbindende Momente zwischen Elisa und Jencken: Sie beendeten beide ihre erste Ehe mit einer Scheidung und haben beide über ihre Leben auf eine Art und Weise geschrieben, in der das Ereignis der Scheidung als ein emanzipatorischer Akt erscheint.

Diese autobiografischen Texte verdienen allein durch das frühe Geburtsdatum der Autorinnen einen Platz in der deutschbaltischen Literaturgeschichte, was im Falle Elisas auch eine unbestrittene Tatsache ist.² 1795 verfasste Letztere ihre Autobiografie, in der sie ihr Leben von ihrer Kindheit bis hin zu ihrer Verlobung beschreibt. Dieser Text gelangte auf Wunsch der Autorin in den Besitz der königlichen Bibliothek in Berlin, um dann 1900 erstmals von Paul Rachel veröffentlicht zu werden. Die Ausgabe enthält neben dieser „Selbstbiographie Elisas von der Recke“ – so der Titel bei Rachel – auch eine Auswahl von Briefen an ihre Freundin Caroline Stoltz und an die Familienmitglieder aus den Jahren vor und nach der Scheidung, die Elisa selbst 1793 zusammengestellt hatte und die Rachel dann „Briefe Elisas von der Recke. Aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe“ betitelt

1 Der Artikel enthält bereits publizierte Teile meines Artikels „Die unglückliche Ehefrau. Der Weg zur Ehescheidung in den autobiographischen Texten von Elisa von der Recke und Christine Amalie Jencken“, in: Valérie Leyh, Adelheid Müller u.a. (Hrsg.): *Elisa von der Recke. Aufklärerische Kontexte und lebensweltliche Perspektiven*, Heidelberg 2018, S. 25-44.

2 Vgl. Gero von Wilpert: *Deutschbaltische Literaturgeschichte*, München 2005, S. 124.

hat. Dem Herausgeber stand in beiden Fällen keine Originalhandschrift Elisass zur Verfügung, seine Veröffentlichung beruhte auf Abschriften ihres Kammerdieners Johann Heinrich Pappermann („Selbstbiographie“).³ Rachel lässt im Vorwort der Ausgabe auch die Frage anklingen, ob er das Recht habe und ob es „statthaft“ sei,⁴ die Texte durch den Druck einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren, und beantwortet die Frage damit, dass die Autorin die Texte zur Veröffentlichung bestimmt habe, „wenn alle Personen, die darin genannt werden, gestorben seien“.⁵

Der Text von Amalie Christine Jencken wurde sehr viel später geschrieben, im Jahr 1869. Er war lange Zeit im Familienbesitz und wurde 1982 von einem Nachkommen der Familie, Arthur John R. Yencken, in einer englischen Übersetzung unter dem Titel „Grandmother’s Story: A Look at the Past: Memoirs of Amalie Christine Jencken“ im Selbstverlag publiziert. 2017 wurde die englische Übersetzung von Victoria Joan Moessner im Selbstverlag in New York zusammen mit weiteren zeitgenössischen Texten veröffentlicht, die auf die damals skandalöse Ehegeschichte ein Licht werfen.⁶ Dem vorliegenden Beitrag liegt eine Abschrift des Originals zugrunde, sie trägt den Titel „Blick in die Vergangenheit. Großmutter’s Erzählung“ und das Datum 1869.

Somit war die Publikationsgeschichte beider Texte ähnlich – erst lange Zeit nach dem Tod der betroffenen Personen wurden sie einem breiteren Publikum zugänglich gemacht, wobei die primäre Zielgruppe im Fall Christines die Familie geblieben und ein beschränktes Interesse durch zwei unabhängige Forscherinnen – Victoria Moessner in Alaska und die Verfasserin dieses Beitrages in Estland – erst in den letzten Jahren sichtbar geworden ist.

In der vorliegenden Abhandlung werden beide Texte nebeneinandergestellt, weil in beiden eine kritische Darstellung der Ehe und des Wegs zur Scheidung vorkommt, die zeitgeschichtlich interessant ist. Um jedoch diese Autobiografien als Quellen der Sozialgeschichte in Augenschein zu nehmen, müssen sie zuerst als Texte ernst genommen werden. Die Fokussierung auf die Ehekonflikte und die Scheidung in den Texten erlaubt es uns, einen Einblick in die weiblichen und männlichen Handlungsspielräume in den Ehen zu gewinnen und die Möglichkeiten der Wahrnehmung, Gestaltung und Infragestellung der geschlechterspezifischen Rollen innerhalb der Ehebeziehungen zu verstehen. Beide Autorinnen berühren in ihren Schriften zeitgenössische gesellschaftliche Tabus und sind dabei darum bemüht, griffige Metaphern und Deutungsstrategien zu finden, um biografische Kohärenz herzustellen. Es werden im Folgenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Narration des persönlichen Entwicklungsweges von der Kindheit bis zur Scheidung bei Elisa und Christine aufgezeigt, wobei nur diejenigen Aspekte beleuchtet werden, die in beiden Texten thematisiert werden.

3 Vgl. Kairit Kaur: *Dichtende Frauen in Est-, Liv- und Kurland, 1654–1800. Von den ersten Gelegenheitsgedichten bis zu den ersten Gedichtbänden*, Tartu 2013, S. 24.

4 Paul Rachel (Hrsg.): *Elisa von der Recke: Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen*, Leipzig 1900, S. VII. Hier wurde die zweite, unveränderte Ausgabe aus dem Jahr 1901 verwendet.

5 Ebenda, S. VII f.

6 Victoria Joan Moessner: *Amalie Christine Jencken 1785 to 1878. From Estonia to Ireland to Australia and Inbetween*, New York, NY 2017.

1. Der Scheidungsdiskurs im Baltikum zu Lebzeiten der Autorinnen

Die Scheidung von Elisa von der Recke fand im Jahr 1781 statt, die von Amalie Christine Jencken im Jahr 1820. Wie Katrin Iffert in ihrer Untersuchung der Scheidung des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg im Jahr 1817 betont, waren die Ehen zwischen den Vertretern des adeligen Standes in dieser Zeit „gesellschaftliche Ereignisse mit ökonomischer, machtpolitischer und dynastischer Folgewirkung“.⁷ Auch wenn die Bedeutung der Eheschließung eines Prinzen folgenreicher war als die der Nachkommen eines Grafen oder Barons, kann man festhalten, dass Ehen auch im Baltikum dazu dienen sollten, soziale Bande zu bekräftigen und materiellen Besitz zu sichern oder zu mehren. Trotzdem hatte man den Anspruch, in der Ehe persönliches Glück zu finden, wobei die Zufriedenheit der Frau über die ökonomischen Fähigkeiten des Mannes „als Ausdruck der ehelichen Liebe gewertet“ wurde.⁸ Heide Whelan findet dieselben Tendenzen mit dem Einzug der Moderne auch im Baltikum vor: „The ideal marriage was based on friendship, companionship, and lifelong mutual affection. This conjugal style of marriage had taken hold in the Baltic by the third part of the eighteenth century and increasingly replaced the patriarchal style of marriage.“⁹

Whelans These steht im Widerspruch zu den Texten der hier behandelten Autorinnen sowie anderer Autorinnen, die die Wahl des Ehegatten keineswegs als reine Gefühlsangelegenheit beschreiben. Auch noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts akzeptierte die überwiegende Zahl der Töchter „das Mitspracherecht ihrer Eltern oder verließ sich ganz auf deren Urteil“.¹⁰ Johann Gottlieb Fichte betont in seinen philosophischen Ausführungen zur Ehe, diese sei keine „bloß juridische“, sondern eine „natürliche und moralische Gesellschaft“.¹¹ Die Frau könne die „moralische Gleichheit“ mit ihrem Ehemann nur erreichen, wenn sie sich diesem hingebend und „zum Mittel der Befriedigung des Mannes“ werde.¹² Diesem patriarchalischen Weltbild stellte sich die wachsende und – wie im Folgenden gezeigt werden wird – durch literarische Werke gestärkte Vorstellung von einer romantischen Liebesehe in den Weg.

Sollte die Ehe den Erwartungen der Ehepartner aus welchem Grunde auch immer nicht entsprechen, war eine Scheidung zwar selten, aber nicht unmöglich. Das geltende kirchliche Recht kannte folgende Gründe für eine Scheidung: „ehelicher Treuebruch“, „böswillige Verlassung“ eines Ehepartners, „über fünf Jahre währende Abwesenheit eines Ehepartners“, „Nichterfüllung der ehelichen Pflicht“, „Krankheitsgründe“, „lasterhaftes“ Leben, „harte und lebensgefährliche Behandlung“, „vorsätzliche Entehrung eines Partners“ und „schwere

7 Katrin Iffert: Gescheiterte Ehen im Adel. Trennung und Scheidung des Herzogspaares Alexius Friedrich Christian und Marie Friederike zu Anhalt-Bernburg (1794–1817), in: Eva Labouvie (Hrsg.): Adel in Sachsen-Anhalt: Höfische Kultur zwischen Repräsentation, Unternehmertum und Familie, Köln u.a. 2007, S. 95–120, hier S. 95.

8 Ebenda, S. 96.

9 Heide Whelan: *Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*, Köln u.a. 1999, S. 199.

10 Anja Wilhelmi: *Lebenswelten von Frauen der deutschen Oberschicht im Baltikum (1800–1939). Eine Untersuchung anhand von Autobiographien*, Wiesbaden 2008, S. 213.

11 Zit. nach: Andreas Gestrich: *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999, S. 28.

12 Ebenda.

Verbrechen¹³ sowie die mit dem Nachwuchs verbundenen Gründe wie „Abtreibung“ oder „Empfängnisverhütung“.¹⁴

Mathias Mesenhöller gibt in seiner statistischen Untersuchung zu Eheschließungen in Kurland in der Geburtenkohorte von 1751 bis 1775, zu der Elisa von der Recke gehörte, bei den Frauen eine Scheidungsrate von zwei Scheidungen auf 49 Ehen an.¹⁵ Laut Anja Wilhelmi liegt eine statistische Erhebung der Anzahl der Scheidungsklagen, Scheidungsverfahren und tatsächlicher Scheidungsvollstreckungen für das 18. und 19. Jahrhundert in Estland nicht vor.¹⁶ Zweifellos aber berührte die Scheidung die Grenzen der gesellschaftlichen Toleranz und wurde sowohl in Kurland als auch in Estland für skandalös gehalten.¹⁷ Aus diesem Grund war das im Vergleich zur heutigen Zeit seltene Phänomen der Scheidung ein innergesellschaftlich diskutiertes Thema.

Die diskursive Wende hin zum Anspruch auf individuelles Glück in einer Partnerschaft deutet sich im baltischen Raum dieser Zeit unter anderem durch die literarischen Werke und gesellschaftlichen Aktivitäten August von Kotzebues an. Es ist möglich, dass Kotzebue die Idee einer auf romantischen Gefühlen basierenden Beziehung im Baltikum anregte oder dazu verhalf, die Diskussion in den bürgerlichen Kreisen Deutschlands auf das Baltikum auszuweiten.¹⁸ Bereits in Christian Fürchtegott Gellerts „Das Leben der schwedischen Gräfin von G“ (1747) wird ein Beispiel für romantische Liebe im Baltikum dargestellt. In seinem Werk lebt die Stieftochter eines kurländischen Landadligen nach dem Verschwinden ihres Gatten mit einem bürgerlichen Mann zusammen. Vermutlich nutzte Gellert das Baltikum als einen exotischen Raum.

In jedem Fall trug Kotzebue mit seinen in Reval (Tallinn) geschriebenen und vorgetragenen freimütigen Stücken wie „Menschenhass und Reue“ (1789), in dem der Ehemann seiner Frau nach einer Affäre mit einem Charmeur vergibt, oder der außerhalb Europas mit anderen gesellschaftlichen Normen spielenden Utopie „Moritz der Sonderling oder die Colonie für die Pelew-Inseln“ (1791) zur Erweiterung und Nuancierung des Themas bei. Daher wurden von nicht wenigen Zeitgenossen seine Stücke als unmoralisch aufgefasst.¹⁹ Dabei bewahrten seine Werke stets Bezug zur Gegenwart: Otto-Heinrich Elias hat auf den biografischen und zeitgeschichtlichen Bezug der Scheidungsthematik in den Revaler Stücken Kotzebues hingewiesen – zum einen heiratete Kotzebue selbst zweimal geschiedene Frauen, zum anderen ereigneten sich im Kreise des Liebhabertheaters weitere Scheidungsaffären.²⁰

13 Wilhelmi, *Lebenswelten* (wie Anm. 10), S. 76.

14 Sylvia Möhle: *Ehekonflikte und sozialer Wandel*, Frankfurt a.M. 1997, S. 20.

15 Vgl. Mathias Mesenhöller: *Ständige Modernisierung. Der kurländische Ritterschaftsadel*, Berlin 2009, S. 487.

16 Vgl. Wilhelmi, *Lebenswelten* (wie Anm. 10), S. 64.

17 Vgl. ebenda, S. 64 und 266.

18 Vgl. Rebekka Habermas: *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1830)*, Göttingen 2002, S. 268.

19 Klaus Gerlach: *Transgression und Norm. Liebe und Ehe in Kotzebues Werken*, in: Klaus Gerlach, in: Ders., Harry Liivrand u.a. (Hrsg.): *August von Kotzebue im estnisch-deutschen Dialog*, Hannover 2016, S. 165–182, hier S. 165.

20 Vgl. ebenda, S. 168; sowie Otto-Heinrich Elias: *August von Kotzebue, baltischer Beamter und Dichter*, in: Carola L. Gottzmann (Hrsg.): *Deutschsprachige Literatur im Baltikum und in Sankt Petersburg*, Berlin 2010, S. 74–105, hier S. 85; und Henning von Wistinghausen: *Die Kotzebue-Zeit in Reval im Spiegel des Romans „Dorothee und ihr Dichter“ von Theophile von Bodisco*, in:

Durch reale sowie auch durch literarisch verarbeitete Scheidungen schleichen sich somit (weibliche) Ehebruch und Ehescheidung gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die Sphäre des Denkbaren, ja Anziehenden und Reizvollen ein.²¹

Neben der konkreten Thematisierung der Scheidung in den gesellschaftlichen und den literarischen Diskursen der Zeit muss auch die literarische „Anerkennung des weiblichen Gefühlslebens“²² als Entstehungshintergrund der analysierten Texte erwähnt werden. Seit der Empfindsamkeit wurde das Konzept und die dadurch erweckte Sehnsucht nach der romantischen Liebe unter Frauen immer stärker.²³ Auch Whelan zeichnet diese Wende in der Auffassung von Liebe und Paarbeziehung in der behandelten Zeit nach: „This new ethos of family characterized by emotion and sentiment suggested that an important shift had taken place away from the previously dominant role of familial interests and expectations in favor of individual family members’ emotional needs and concerns.“²⁴

Doch obwohl neue Vorstellungen von einem veränderten Eheideal kursieren, zeigte sich die baltische Familie als konstituierende Größe, die sich nicht so leicht verändern ließ – und so können wir mit Whelan resümieren „In the Baltic German noble family, however, the shift was more apparent than real.“²⁵

2. Schreiben als Identitätskonstruktion

In der Einleitung des vorliegenden Beitrags werden die hier behandelten Autorinnen als adelige baltische Frauen zuerst und vor allem durch ihre Herkunft definiert. Dies ist hier dadurch begründet, dass es sich um autobiografische Texte handelt. Gerade die gehobene Stellung der Verfasserinnen als Adelige sicherte die Aufmerksamkeit einer breiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit. So trägt von der Recke als Autorin den Namen ihres Mannes, Georg Magnus von der Recke (1739–1795), mit dem sie vor allem unglückliche Jahre verbanden, und schreibt damit diesen Namen in die Kultur- und Literaturgeschichte des Baltikums und Deutschlands ein. Christine trägt dagegen den Namen ihres zweiten Ehemannes Ferdinand Johann Jencken (1785–1865).

Obwohl es große Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Autorinnen gerade in Bezug auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ihrer Entwicklung gibt, bestehen zugleich signifikante Unterschiede bei der Gegenüberstellung der beiden Frauen. Vor allem der Bildungsstand sowie die Auffassung von der eigenen Rolle als Frau differieren. In Elisass Aufzeichnungen wandelt sich das Bild der Frau: Aus einem für dumm gehaltenen „Entlein“ wird ein intellektueller „Schwan“. Elisa unterstreicht, wie wenig man von ihren geistigen Kapazitäten im Haus ihrer Großmutter hielt und wie rasch sie das Versäumte nachholte,

Otto-Heinrich Elias, Indrek Jürjo u.a. (Hrsg.): *Aufklärung in den baltischen Provinzen Russlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit*, Köln u.a. 1996, S. 255-304, hier S. 282.

21 Vgl. Gert von Pistohlkors: *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Baltische Länder*, Berlin 1994, S. 306.

22 Vgl. Paul Kluckhohn: *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik*, Tübingen 1966, S. 196.

23 Ebenda.

24 Whelan, *Adapting* (wie Anm. 9), S. 124.

25 Ebenda.

als sich die Möglichkeit im Haus ihres Vaters bot. Christine dagegen sagt von sich: „Alles Lernen wurde ihr schwer, ein gutes Gedächtnis fehlte ihr, weshalb Schulunterricht keine Wurzeln fasste.“²⁶ Sie habe dies aber durch ihre Heiterkeit ausgeglichen, sodass ihre Eltern sich an ihren schlechten Lernergebnissen nicht störten. Christine stellte keine hohen Ansprüche an sich, und es wird klar, dass sie ihre positive Lebenseinstellung höher einschätzte als eine formale Bildung.

Aus den Autobiografien geht hervor, dass Elisa nach einer geistigen und seelischen Balance strebte, viel las und literarische Vorbilder besaß. Sie stellte sich als eine vielrezipierte Repräsentantin der Aufklärung dar. Christine hatte an ihrer traditionellen Frauenrolle wenig auszusetzen, sie wollte innerhalb der vorgegebenen Rahmenbedingungen glücklich werden. In ihrer zweiten Ehe blühte sie trotz erheblicher finanzieller Schwierigkeiten als Frau und Mutter auf. Elisa dagegen schloss für sich die Rolle der fügsamen Ehefrau nach dem Scheitern der ersten Ehe aus. Jenseits dieser grundlegend verschiedenen Haltungen wirkte sich die Ehescheidung jeweils anders auf das weitere Schicksal der Frauen aus: Elisa verkehrte auch nach der Scheidung in höheren Gesellschaftskreisen und verfügte über ein eigenes, wenn auch teilweise bescheidenes Einkommen. Christine erlebte durch die Scheidung einen erheblichen sozialen und wirtschaftlichen Abstieg. Auch wurde sie von ihren Kindern getrennt. Durch die Übersiedelung nach London gab sie ihrem Leben eine grundlegende Wende.

Während die deutschbaltische Autobiografie im 20. Jahrhundert häufig die Geschichte eines „typischen deutschbaltischen Lebens“ erzählt und vor dem Hintergrund der wachsenden Bedrohung für die gesellschaftliche Dominanz der Deutschbalten das Kollektive im Zentrum des Erzählens steht,²⁷ stellt sich die Situation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch anders dar. Autobiografische Texte schrieben im 19. Jahrhundert nur diejenigen unter den Deutschbalten, die von sich annehmen konnten, dass ihr Leben außerordentlich und im baltischen Kontext untypisch war. Scheidung ist auf jeden Fall als ein Beweggrund zum Schreiben zu betrachten, weil sie einen biografischen Bruch darstellt. Dieser Bruch erfolgte auf mehreren Ebenen: Einerseits bedeutete Ehescheidung eine Herausforderung für die eigene emotionale Verfassung, andererseits verlangte sie nach einer Redefinition der eigenen gesellschaftlichen Rolle. Die Betroffenen mussten ihr gesamtes Selbstbild neu definieren und mit teilweise veränderten Bedeutungen versehen. Die Einbettung des eigenen Ichs in der Rolle der Ehefrau bot eine sichere, gesellschaftlich akzeptierte Identität. Die Konstruktion der eigenen Identität als geschiedene Frau, die die Scheidung selbst herbeigeführt hatte – im Fall von Elisa unter anderem durch Verweigerung der sogenannten ehelichen Pflichten, im Fall von Christine durch Ehebruch – war aber ein weit komplizierteres Unterfangen. Autobiografisches Schreiben ermöglichte es den Autorinnen, sich eine Stimme zu geben, die Gedanken zu ordnen und eine lebenssinnstiftende Kohärenz herzustellen. Wegen des Bruchs mit den gesellschaftlichen Konventionen war die Stimme einer geschiedenen Frau eine Stimme der Opposition, der Nichtangepassten – wenn man so will: einer Rebellin. Durch das autobiografische Schreiben konnten die Autorinnen das

26 Amalie Christine Jencken: Blick in die Vergangenheit. Großmutter Erzählung, Manuskript im Familienbesitz, o.O. 1869, S. 5.

27 Vgl. Maris Saagpakk: Koloniale Identitätskonstruktionen in den Erinnerungen einer deutschbaltischen Adelligen aus dem 20. Jahrhundert, in: Anna Babka, Axel Dunker (Hrsg.): Postkoloniale Lektüren. Perspektivierungen deutschsprachiger Literatur, Bielefeld 2013, S. 89-110, hier S. 95.

eigene Leben als eine kohärente *Story* präsentieren. Schreibend konnten Schritte gerechtfertigt werden, die aus der Außenperspektive nicht nachvollziehbar waren oder verurteilt wurden. Das Schreiben kann als eine Art Traumabewältigung interpretiert werden, da man sich über das Erlebte stellte und aus der Position des Erzählers eine Gestaltungsmacht über das eigene Leben wiedergewinnen konnte, die im Fall unserer Autorinnen in den jungen Jahren ihres Lebens sicherlich nicht gegeben war. Es ist daher wichtig festzuhalten, dass beide Autorinnen den Weg zur Scheidung in ihren Texten aus dem Rückblick schilderten und so eine logische Argumentationskette aufbauen konnten, die den Entscheidungsprozess für den Leser nachvollziehbar macht. Obwohl bei Elisa ein Teil des Textes aus den im Erlebniszeitraum geschriebenen Briefen besteht, finden wir die Schilderung der Kindheit und der Eheschließung in Form eines nachträglich komponierten, geschlossenen Narrativs vor. Eine gewisse Atemlosigkeit und Unausgewogenheit, die die Texte auf der stilistischen Ebene charakterisieren, können als das formale Pendant zu der seelischen Verfassung und der Schreibmotivation der Autorinnen interpretiert werden.

Bei Christine äußert sich die Schwierigkeit, die eigene Geschichte zu Papier zu bringen, unter anderem darin, dass die Autorin von sich meistens in der dritten Person spricht. Sie begründet dies wie folgt: „Ich will, um die Erzählung mir zu erleichtern, von ihr [von sich selbst; M. S.] wie von einer dritten Person sprechen, von der ich manche gute Eigenschaften erwähnen werde, aber auch manche Fehler und Fehlritte, die einen großen Einfluss auf mein ganzes Schicksal ausübten.“²⁸ Zwar ist Christine bei ihrem Vorhaben, in der dritten Person zu schreiben, sehr inkonsequent und verfällt häufig in das „ich“ beziehungsweise „mein“ zurück, um dann beim Berichten über die späten Jahre ganz darauf zu verzichten. Hinsichtlich der Beschreibung der jungen Jahre kann dieses Stilmittel jedoch als eine bewusste Distanzierung interpretiert werden, die der Verfasserin das Schreiben über die emotional belastenden Perioden des eigenen Lebens erleichtert.

Die Texte von Elisa und Christine lassen sich somit als Rechtfertigungstexte lesen: Beide Frauen zeigen Schritt für Schritt den Weg auf, der sie zur Scheidung führte, wobei im Fall Elisas noch hinzukommt, dass sie sich in ihrem Text als Entscheidungsträgerin zeigen kann.²⁹ Im Folgenden werden die wesentlichen Gemeinsamkeiten in der Argumentationslinie der Autorinnen dargelegt.

28 Jencken, Großmutter (wie Anm. 26), S. 3.

29 Es sollte hier erwähnt werden, dass die Nachwelt dies durchaus nicht eindeutig sieht. So heißt es in der frühesten Anthologie baltischer Dichter, dass ihre Ehe unglücklich gewesen und „nach Verlust der einzigen Tochter“ aufgelöst worden sei, vgl. Jeannot von Grotthuß (Hrsg.): Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands mit einer litterathistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien, Reval 1895, S. 389. Gero von Wilpert sagt in seinem Standardwerk zur deutschbaltischen Literaturgeschichte, dass ihr Ehemann sie „nach fünfjähriger Ehequal wegen Verweigerung verstieß“, von Wilpert, Deutschbaltische Literaturgeschichte (wie Anm. 2), S. 124. Bei Carola L. Gottzmann heißt es: „Ihre Ehe war überaus unglücklich, da von der Recke viele Mätressen hatte und statt der schöngestig und belesenen Elisa eine gestandene tatkräftige Gutsherrin erwartet hätte.“ Carola L. Gottzmann: Elisa von der Recke, in: Dies., Petra Hörner (Hrsg.): Lexikon der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs, Bd. 3, Berlin u.a. 2007, S. 1052-1058, hier S. 1053. Kairit Kaur vertritt die Auffassung, die Ehe sei für beide Seiten ein Martyrium gewesen, vgl. Kairit Kaur: Baltisaksa naiste esimesed luulekogud ja –põimikud [Die ersten Almanache deutschbaltischer Frauen], in: Keel ja

3. Kindheit

Das Trauma der Ehe und der Kritik an der Aufhebung dieser Beziehung zeigt sich bereits in der Darstellung der Kindheit. Die Autorinnen beschreiben – Elisa im vollen Bewusstsein und teilweise in ironischer Überhöhung, Christine als Ergebnis naiver Betrachtungen – die zeitgenössische Mädchenerziehung, die selbstverständlich davon ausging, dass Mädchen kaum Bildung benötigen würden, da sie in ihrem Leben vor anderen Aufgaben als Jungen stehen würden. Elisa rebelliert dagegen und empfindet eine große Genugtuung beim Ausbruch aus diesem Denkmuster, als sie im Hause ihrer Stiefmutter ankommt. Christine beschreibt hingegen eine heitere und erfüllte Kindheit, fehlende geistige Anstrengungen und Unterforderung prangert sie nicht direkt an:

„Es war, als sollt ich durchaus ungebildet den schweren Kampf des Lebens betreten, denn auch bei meiner Tante [nach dem Tod der Mutter; M. S.], die doch eine Gouvernante für ihre Töchter hatte, wurde ich, was den Unterricht anbelangt, vernachlässigt. Es war mir überlassen, ob ich den Stunden mit beiwohnen wollte oder nicht. Nun frage ich, ob wohl ein Kind von meinem Kaliber freiwillig in die Schule gehen würde? – Ich sage, nein, unter tausenden vielleicht zwei. – Und so blieb ich denn recht dumm, nur meine Musik, so viel ich davon gelernt habe, vernachlässigte ich nicht.“³⁰

Es ist auffallend, dass beide Autorinnen in der Darstellung ihrer Kindheit eine Reihe von Versuchungen und Charakterprüfungen präsentieren, um ihre persönliche Stärke zu beweisen. Elisa führt sogar – damit auf adelige Traditionen zurückgreifend – eine Genealogie des außerordentlichen Charakters der Frauen ihrer Familie vor, indem sie der eigenen Geschichte die Geschichten der Mutter und der Großmutter voranstellt. Auf den ersten Seiten ihrer Autobiografie beschreibt sie, wie ihr Großvater seine Frau, die Großmutter, Folgsamkeit und Gehorsamkeit testete und mit dem Finger der Großmutter seine Pfeife stopfte: „Er rief sie zu sich, nahm ihre Hand und sagte zu ihr, seine künftige Frau müsse auch mit fröhlichem Sinne Schmerzen aushalten können – und so stopfte er seine brennende Pfeife ganz kaltblütig mit ihrem Finger zurechte.“³¹ Trotz des grausamen Anfangs erfährt der Leser aber schon bald, dass diese Ehe durchaus nicht unglücklich geworden ist.³² In diesem Punkt folgt Elisa einem typischen Muster familiärer Beziehung in den deutschbaltischen autobiografischen Darstellungen aus späterer Zeit: Die gelegentlich extremen – wie hier gewaltsamen – Vorfälle werden damit entschuldigt und gerechtfertigt, dass die Familie als solche intakt war.³³

Kirjandus 8/9 (2011), S. 614-627, hier S. 618. Nur bei Ulrike Plath findet man die Bemerkung, Elisa habe 1776 beschlossen, ihren Mann zu verlassen, vgl. Ulrike Plath: *Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750–1850*, Wiesbaden 2011, S. 210.

30 Jencken, Großmutter (wie Anm. 26), S. 29.

31 Recke, Aufzeichnungen (wie Anm. 4), S. 15.

32 Vgl. ebenda.

33 Vgl. Maris Saagpakk: Kindheit in den unveröffentlichten deutschbaltischen autobiografischen Texten, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums* 52 (2005), S. 144-152, hier S. 152.

Als eine weitere Prüfung wird ausführlich über eine Geschwisterposse gegenüber ihrer Mutter berichtet: Ihr Bruder hatte Elisa versprochen, sie so zu frisieren wie die älteren Geschwister, um ihr dann jedoch absichtlich die Haare zu verschneiden. Zuvor hatte er ihr das Versprechen abgenommen, behaupten zu müssen, sie habe sich selbst die Haare geschnitten. Wenn nun die kleine Schwester trotz harter Strafe ihr Wort hält, wird dies vom Bruder als Dummheit ausgelegt.³⁴ Die Darstellungen der Charakterprüfungen enden mit einem Erlebnis, bei dem die von Elisa geliebte Wärterin aus Versehen eine Haarnadel in Elisas Kopf sticht.³⁵ Elisa behauptet, dass sie sich selbst an den Kopf gestoßen habe, um die Strafe von der Wärterin abzuwehren, was ihr jedoch nicht geglaubt wird. Als Folge dieser Lüge werden beide – Elisa und die Wärterin – streng bestraft. Die beiden Geschichten Elisas, die um die Haare kreisen, weisen unter anderem auch auf die ultimative Pflicht eines Mädchens hin, einem Schönheitsbild zu folgen. Denn die Schönheit einer Frau ist nicht nur ihr eigenes Kapital, sondern das Kapital der gesamten Familie.

Auch bei Christine wird eine Charakterprüfung beschrieben, die zwar nicht mit einer körperlichen Strafe verbunden ist, wohl aber mit innerer Integrität. Christines Darstellung nimmt auf den biblischen „Apfel der Versuchung“ Bezug: Die „kleine Christine“³⁶ habe demnach einmal, als das Haus zum Empfang von Gästen geschmückt war, lange vor einer schön zurechtgemachten Schale voller Äpfel gestanden. Dann habe sie den obersten Apfel genommen und sei in ihr Zimmer gelaufen. Aber noch bevor sie einen Bissen vom Apfel habe nehmen können, habe sie den Apfel zurückgebracht und sei den Tag über so froh und vergnügt gewesen wie noch nie. Ihre Mutter habe die Szene heimlich beobachtet und sei sehr stolz auf ihre Tochter gewesen.³⁷ Die junge Christine zeigte sich also stärker als Eva, indem sie der Versuchung widerstand. Tamara Heller und Patricia Moran bemerken über das Essen in den frühen Texten von Frauen zugespitzt: „In the Genesis narrative of the fall, sin and death enter the world when a woman eats.“³⁸ In dieser Interpretation hat die „kleine Christine“ der christlichen Sünde Einhalt geboten und Gehorsam bewiesen.

Die Geschichte mit dem Apfel,³⁹ aber noch mehr die brutalen Geschichten, die Elisa erzählt, beschreiben eine Atmosphäre der Spannung zwischen äußerer Kontrolle und weiblicher Selbstbestimmung. Charakterprüfungen beziehungsweise ihre Darstellungen, die traditionell ein Teil der Adoleszenznarrative sind, dienen hier eher der Anpassung als zur Herausbildung der eigenen Individualität.

Die von Elisa in der „Selbstbiografie“ beschriebene Kindheitsperiode, die sie bei ihrer Großmutter Constanze Ursula von Korff verbrachte, ist in ihrer Darstellung von Herrschaft, Grausamkeit und Intrigen durchzogen und als solche in der Forschung bereits mehr-

34 Vgl. Recke, Aufzeichnungen (wie Anm. 4), S. 19 f.

35 Vgl. ebenda, S. 29.

36 Jencken, Großmutter (wie Anm. 26), S. 7.

37 Vgl. ebenda, S. 25.

38 Tamara Heller, Patricia Moran: Introduction: Scenes of the Apple. Appetite, Desire, Writing, in: Dies. (Hrsg.): *Scenes of the Apple. Food and the Female Body in Nineteenth- and Twentieth-Century Women's Writing*, Albany, NY 2003, S. 1-44, hier S. 1.

39 Zur feministischen Sicht auf die Apfelgeschichte vgl. Sally Frank: *Eve Was Right to Eat the „Apple“: The Importance of Narrative in the Art of Lawyering*, in: *Yale Journal of Law & Feminism* 8 (1995), S. 79-118.

mals beschrieben worden.⁴⁰ Durch die Auswahl und Betonung der dargestellten Ereignisse lässt Elisa den Eindruck einer lieblosen und unterdrückten Kindheit entstehen und unterstreicht auf diese Weise die fehlende unterstützende Umgebung, die sie für das Reifen ihres Geistes benötigt hätte.

Christine schildert ihre Kindheit zwar als glücklich, doch stets betont sie, dass sie selbst naiv und empfindsam gewesen sei, bis zur Selbstaufgabe anhänglich und unfähig zu Intrigen und Tücke. Somit stellt sie sich als eine Person dar, die von einer unterstützenden Umgebung besonders abhängig ist, die aber in entscheidenden Momenten durchaus Rückgrat zeigt. Durch die Stilisierung der besonderen, im Fall Elisas auch harte körperliche Strafen nach sich ziehenden Charakterprüfungen zu Kernszenen der kindlichen Entwicklung präsentieren die Autorinnen sich als starke Charaktere, die bereit sind, für ihre Überzeugungen einzustehen. Gleichzeitig aber stellen sich die Frauen als ein Gegenbild zu ihrer intriganten Umgebung dar, allerdings unfähig, auf diese einzuwirken.

Zur Kindheit beider Frauen gehörte der frühe Verlust der Mutter: Elisa verlor ihre Mutter im Alter von vier, wenn man sich auf die Datierung der Erinnerungen stützt, Christine im Alter von elf Jahren. Vermutlich war Elisa aber doch etwas älter, nämlich 14 Jahre alt,⁴¹ als ihre Mutter starb. Durch die Herabsetzung ihres Alters betont sie die eigene Empfindung, sehr jung gewesen zu sein.⁴²

Die Figur der Mutter gewinnt in beiden Texten eine ätherische, engelsgleiche Gestalt, weil die Autorinnen ihre Mütter nicht als erwachsene Frauen erleben und kennen lernen konnten.⁴³ Elisa durfte auch nicht über die verstorbene Mutter sprechen, ihre Großmutter hielt es für besser, „jeden unabänderlichen Schmerz soviel als möglich aus der Seele zu vertilgen“.⁴⁴ Sie beschreibt lange Selbstgespräche vor dem Bild ihrer Mutter und entdeckt einen Widerspruch darin, dass die Familie sie für einfältig gehalten habe, die Dienerschaft sie aber sehr geschätzt habe.⁴⁵ Anna Gajdis misst dem guten Andenken der Bediensteten an die Mutter eine große Bedeutung in der eigenen Selbstfindung bei: „Diese Tatsache bildete den wesentlichen Orientierungspunkt für das heranwachsende Mädchen.“⁴⁶ Hier darf aber daran erinnert werden, dass es sich um die Zeit der Leibeigenschaft handelt und die Meinung der Diener über die Mitglieder der Familie in autobiografischen Texten in der Regel nicht thematisiert wird. Daher verdienen „emotionale Inszenierungen“⁴⁷ in den Texten eine besondere Beachtung. Die Darstellung der angeblichen oder wirklichen Zuneigung der Dienerschaft zu bestimmten Teilen der Familie in den Autobiografien aus dieser Zeit muss einerseits als ein Stilmittel zur Unterstreichung bestimmter Charaktereigenschaften wie Mil-

40 Ortrun Niethammer: *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*, Tübingen 2000, S. 47.

41 Hedwig Margaretha Stael von Holstein (1756–1799). *Genealogisches Handbuch der estländischen Ritterschaft*, bearb. v. O.M. von Stackelberg, Görlitz 1931, S. 366.

42 Ebenda.

43 Zur Religiösität von Elisa von der Recke vgl. Anne Conrad: „Die schwankenden Religionsbegriffe“: Reflexion und Erleben von Religion bei Elisa von der Recke, in: *Aufklärung 21* (2009), S. 253-274.

44 Recke, *Aufzeichnungen* (wie Anm. 4), S. 23.

45 Vgl. ebenda, S. 30.

46 Anna Gajdis: *Baltische Sirenen. Repräsentanz, Relevanz und Identitätsbildung der deutschen Autorinnen im östlichen Ostseeraum um 1800*, Leipzig 2014, S. 53.

47 Plath, *Esten* (wie. Anm. 29), S. 208.

de und Gerechtigkeit aufgefasst werden,⁴⁸ andererseits ermöglichen diese Szenen Einblicke in die familienähnliche Komponente des „transkulturellen, ständischen Miteinanders“ auf dem Gutshof.⁴⁹ So beschreibt Christine die Beisetzung der Mutter, bei der die Bauern erschienen waren, um die Mutter von der Kirche, wo ihr Sarg aufgebahrt lag, auf ihren Schultern zu dem 24 Werst entfernt gelegenen Friedhof zu tragen. Diese Szene wird mit folgenden Worten eingeleitet: „Wie sehr unsere Mutter von ihren Untergebenen geliebt und verehrt wurde, wird Folgendes ein [sic] Beweis geben.“⁵⁰ Elisa schildert eine vergleichbare Szene nach der Trennung von ihrem Ehemann: „Über 20 Bauern waren von allen Gebieten Elisás zu mir abgeschickt, um mich zu bitten, den Wünschen ihres Herrn Gehör zu geben. [...] Alle 20 Bauern stürzten auf die Knie und riefen schluchzend: ‚Verzeiht – Verzeiht unserem Herrn!‘“⁵¹ Man muss Ulrike Plath zustimmen, die daran erinnert, dass auch das baltische Ständesystem nicht allein als Herrschaftsmacht interpretiert werden darf, sondern auch als „emotionaler Bezugsraum, der gebildet wurde von persönlichen Empfindungen, ritualisierten Inszenierungen und diskursiven Darstellungsformen“.⁵² In beiden Schilderungen übernehmen die Bauern die Funktion eines anonymen antiken Chors: Mitten in das Hausgeschehen mit Bällen, Beziehungskummer, Limonade und gelegentlichen Hustenanfällen erscheint auf einmal eine graue Masse von mürrischen, grauen, ernsten Männern, die ein gemeinsames Anliegen hervorbringen.

Eine wesentliche Komponente in der Darstellung der Kindheit stellt das Verhältnis der Natur dar. Elisa durfte, im Haus ihrer Großmutter wohnend, nie das Haus verlassen⁵³ und fühlte sich „wie im Himmel“,⁵⁴ als sie ins Haus ihres Vaters übersiedelte und bereits auf der Reise zum neuen Wohnort in den Genuss des bisher verbotenen unverhüllten Anblickes der Natur kommen konnte. Bei Christine hingegen gibt es viele idyllisiert dargestellte Naturszenen:

„Am glücklichsten war die kleine Christine; einer Lerche ähnlich, wenn sie sich singend hoch dem Himmel zu erhebt, erschallte des kleinen Mädchens Stimme im Wald, weit über den See hin und kam als ein dreifaches Echo wieder. Blumen vom feinsten Wohlgeruch und reicher Verschiedenheit wurden gesammelt, und die gute geliebte Mutter umkränzt. (Die Blumenflora ist sehr reich bei uns in Estland).“⁵⁵

Die Freude an der Natur lässt Christine träumen: „Oft äußerte sie den Wunsch, als ein Bauernkind geboren zu sein, weil sie dann ungehindert den ganzen Tag in der freien Luft sein durfte, Blumen von den Wiesen sammeln und Kränze winden.“⁵⁶

48 Vgl. Maris Saagpakk: *Christine Jencken's Großmutter's Erzählung (Grandmother's Story) and the Aspect of Power in Baltic-German Autobiographical Writing*, in: *Interlitteraria* 19 (2014), 1, S. 167-176.

49 Vgl. Plath, Esten (wie Anm. 29), S. 210.

50 Jencken, Großmutter's (wie Anm. 26), S. 30.

51 Recke, Aufzeichnungen (wie Anm. 4), S. 414.

52 Plath, Esten (wie Anm. 29), S. 208.

53 Vgl. Recke, Aufzeichnungen (wie Anm. 4), S. 60.

54 Ebenda.

55 Jencken, Großmutter's (wie Anm. 26), S. 7.

56 Ebenda, S. 5.

Die Natur wird mit Freude und Freiheit assoziiert und steht im Kontrast zu stark reglementierten Alltagsritualen im Leben der adeligen Mädchen, die seit ihrem fünften Lebensjahr ständig mit Handarbeit, Musik und Tanz beschäftigt wurden und einen strukturierten Tagesablauf hatten.

Von der Natur lernte sie aber auch Machthierarchien kennen, die auf Geschlechterbeziehungen übertragbar waren. Die folgende Szene beruht auf einer Beobachtung, die Christine in einem Bauernkrug anstellte, als sie sich auf dem Weg vom Gut Neuenhoff (Aruvalla), das ihrem Bräutigam und damit der Familie Riesenkampff gehörte, in das etwa 50 km entfernt liegende Jendel (Jänedä) der Familie Löwenstern befand:

„Der stolze Hahn tritt herein mit seinen Hennen, einem türkischen Sultan ähnlich. Er schlägt bedächtlich mit seinen Flügeln, kräht ein paarmal, sammelt kratzend die reichlich fallenden Brotkrümel, lockt seine Weiber, vergißt aber auch sich selber nicht, was wir lachend bemerkten. – Ja so ist es bei den Thieren wie bei den Menschen, der Stärkere nimmt was er kann, recht oft mit wenigem Recht und sagt: ‚Gieb mir das deine und laß mir das Deine‘.“⁵⁷

Spaßhaft wird hier die Machtkonstellation durch die Anspielung auf die Geschichten aus „Reineke Fuchs“ – „Gieb mir das Deine, laß mir das Meine“⁵⁸ – überspitzt in Szene gesetzt. Das Geschehen wird in der folgenden Darstellung nicht weiter kommentiert. Dennoch hinterlässt die Schilderung beim Leser einen Eindruck von der gesellschaftlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeit.

4. Verlobung und Eheschließung

Kindheit, Verlobung und Eheschließung werden übergangslos dargestellt. Die Autorinnen waren am Tag ihrer Hochzeit 15 (Christine, knapp vor ihrem 16. Geburtstag) und 17 (Elisa) Jahre alt. Das lutherische Kirchenrecht sah als Heiratsalter für Mädchen 16 Jahre und für Jungen 18 Jahre vor.⁵⁹ Eine Frau wurde durch die Ehe aus der elterlichen Vormundschaft entlassen.⁶⁰ Lawrence Stone hebt in seiner Abhandlung zur englischen Familie drei Kontrollfragen hervor, nach denen man beurteilen kann, wie frei die Wahl des Ehepartners war: Geht die Initiative von den Kindern oder von den Eltern aus? Haben beide Partner das Recht, einen Antrag abzuschlagen? Welche Möglichkeiten des Kennenlernens unter jungen Leuten gibt es und von wem werden sie kontrolliert?⁶¹

Die oben geschilderte Pfeifenszene von Elisa, die sich an dem Tag ereignete, als sich die Großeltern von Elisa kennen lernten, ist Teil einer längeren Geschichte, deren Grundaussage darin besteht, dass die Hintergründe für Eheschließungen von gesellschaftlichen

57 Ebenda, S. 45.

58 Dietrich Wilhelm Soltau: Reineke Fuchs, Berlin 1803, S. 227.

59 Vgl. Whelan, Adapting (wie Anm. 9), S. 132.

60 Vgl. ebenda.

61 Vgl. Lawrence Stone: The Family, Sex and Marriage in England 1500–1800, New York, NY 1977, S. 270.

Missverständnissen begleitet und zufällig sein konnten. Mit dieser Darstellung legt Elisa den interpretatorischen Rahmen für die spätere Schilderung ihrer eigenen Eheschließung fest.⁶²

Sowohl Elisa als auch Christine betonen, dass die Männer weder von ihnen gewählt noch wirklich gebilligt waren: Man habe einzig und allein den Eltern zuliebe in die Heirat eingewilligt. Wie oben beschrieben, war beiden Autorinnen auch gemeinsam, dass sie in jungen Jahren ihre Mütter verloren hatten und dass das Verhältnis zu ihren Stiefmüttern ein zwiespältiges gewesen war. Beiden Frauen fehlte eine wirkliche Vertrauensperson und beide hatten das Bedürfnis, es allen recht zu machen. Laut Whelan war dieses Handlungsmuster weit verbreitet. Junge Frauen identifizierten sich mit ihren Müttern oder suchten andere weibliche Vorbilder, von denen sie nicht nur „weibliches“ Rollenverhalten lernten, sondern auch wesentliche Charaktereigenschaften übernahmen.⁶³ Von ihnen wurde erwartet, dass sie ihre eigene Persönlichkeit und Natürlichkeit verbargen und sich genauso kontrolliert verhielten wie ihre Mütter.⁶⁴

Unter diesen Umständen kann davon ausgegangen werden, dass Elisa und Christine auf eine Ehe kaum vorbereitet sein konnten. Um ihre Unreife zu betonen, spricht Elisa über die vielen Verehrer, die sie hatte, und darüber, wie es ihr schmeichelte, von Männern umworben zu sein, ohne selbst den tieferen Sinn in dem Bemühen der Männer zu verstehen. Stilistisch ist die Wiedergabe eines Gespräches mit ihrer Stiefmutter besonders eindrucksvoll, die im Modus des *stream of consciousness* erfolgt:

„Nun fragte sie, wie mir Herr von Behr gefiele; ich sagte, ich wäre ihm sehr gut, weil er mich bei Großmama oft aus der Kinderkammer hinausgerufen hätte, auch schmeichle es mir, daß er mich schon als Kind der Ropp vorgezogen habe; aber lieber hörte ich den 13jährigen Fritz Medem sprechen, und noch lieber lese ich dessen Gedichte, die er an uns beide richte, doch am besten gefiele mir ein junger Herr von Heyking, der in Straßburg studire und der mich schon habe heirathen wollen, als ich kaum 10 Jahre alt gewesen sei; auch dessen Vater wünsche mich zur Schwiegertochter; ich glaube, sogar Großmama würde nichts gegen die Heirat haben, obzwar Tante Kleist mich zur Schwiegertochter wünsche, seit sie hoffe, daß meine Stiefmutter mich reich machen würde.“⁶⁵

Das Geschilderte klingt nach einem Gesellschaftsspiel, wobei kaum zu unterscheiden ist, was real und was gespielt ist. Man erkennt das Bestreben von Elisas Umgebung, den unbeschwerten Flirt mit den vielen jüngeren und älteren Männern möglichst schnell in eine Ehe münden zu lassen, die für Elisa und für die ganze Familie gesellschaftliche und finanzielle Vorteile mit sich bringen würde. Bei der Entscheidung für eine frühe Verheiratung junger Frauen können viele Momente mitgespielt haben: die aus der Sicht der Eltern passende Partie gefunden zu haben; der Wunsch, möglichst schnell die Zukunft der Tochter zu besiegeln; aber möglicherweise auch die Bestrebung, die Sexualität der Mädchen gleich von

62 Vgl. Gajdis, *Baltische Sirenen* (wie Anm. 46), S. 47.

63 Vgl. Whelan, *Adapting* (wie Anm. 9), S. 199.

64 Vgl. ebenda, S. 175.

65 Recke, *Aufzeichnungen* (wie Anm. 4), S. 72.

Anfang an in eine geordnete und kontrollierte Bahn zu lenken. Auch die Gefahr, unverheiratet zu bleiben, musste stets mitbedacht werden. Im Zeitraum von 1750 bis 1799 waren 80 Prozent der Frauen über 20 und 77 Prozent der Männer im Alter von über 20 verheiratet; 50 Jahre später, von 1800 bis 1849, lagen die entsprechenden Zahlen bei 62 Prozent und 72 Prozent.⁶⁶

Dazu passt die Aufforderung von Elisass Eltern an ihre Tochter, bei Begegnungen mit Männern stets eine mögliche Heiratsabsicht mit zu bedenken. Zu Elisass eigenen verwirrten Gefühlen kamen die noch konfuseren Ratschläge der Stiefmutter hinzu, die von der Ehe zwar als von einem Joch sprach, jedoch „als nothwendiges Joch, welches man sich bloß durch Klugheit leidlich machen könne, und welches oft am drückendsten würde, je inniger man liebte“.⁶⁷ Es wurden stets mehrere Männer in Betracht gezogen, auch als Elisa ihren späteren Ehemann kennen lernte. Dieser war ihr jedoch ausgesprochen unangenehm, sodass sie ihre Eltern bat, sie nicht mit ihm zu verheiraten. Und doch wird sie Recke versprochen. Ohne ihre Stiefmutter direkt zu verurteilen, schreibt Elisa, wie diese die Einwilligung zur Heirat mit Georg Magnus von der Recke von ihr im wahrsten Sinne des Wortes „ertrickst“ habe. Ihre einzige Forderung, die Hochzeit dürfe nicht vor ihrem 20. Lebensjahr stattfinden, wurde sofort vergessen. Elisa beendet den autobiografischen Teil ihrer Erinnerungen mit ihrem „Ja-Wort“ vor Recke.⁶⁸ Die Schilderungen der Ehe kennen wir aus den „Briefen aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe“. Die formelle Punktsetzung auf den Tag, an dem ihre Zukunft besiegelt wurde, korrespondiert mit dem biografischen Bruch, den die Ehe mit sich brachte.

Christine diffamiert ihr junges Ich im Alter von 16 Jahren als „diese vernachlässigte dumme Christine“.⁶⁹ Als Baron von Tiesenhausen⁷⁰ um ihre Hand anhielt, „wußte [die Hauptperson; M. S.] von alledem nichts, lachte, scherzte und spielte mit den Kindern und Puppen“.⁷¹ Der Brautstand sei ihr deswegen auch „etwas lästig“⁷² gewesen, weil sie sich nicht mehr so frei bewegen konnte wie vorher und auch die Gründe für diese Einschränkung nicht verstand. Damit macht die Autorin klar, dass sie keineswegs in der Lage war, selbst zu entscheiden und oder gar wirklich zu verstehen, was um sie geschah.

Den Tag der Hochzeit schildert Christine ausführlich. Sie beendet die Beschreibung mit dem Satz: „Sie weinte, ein kalter Schauer überlief sie, zittert [sic] am ganzen Körper, weinte, – weinte sie, bis sie nicht mehr konnte.“⁷³ Mit diesem abschließenden, hastig-holprigen Satz des ersten Teils ihrer Autobiografie wird eine formelle Zäsur gezogen, ähnlich wie bei Elisa.

Bereits als Ehefrau hatte Christine 1819 in Dresden die Möglichkeit, der Trauung der sächsischen Prinzessin Maria Josepha mit dem spanischen König Ferdinand VII. beizuwoh-

66 Vgl. Whelan, *Adapting* (wie Anm. 9), S. 151.

67 Recke, *Aufzeichnungen* (wie Anm. 4), S. 98.

68 Vgl. ebenda, S. 154.

69 Jencken, *Großmutter* (wie Anm. 26), S. 39.

70 Carl (Karl) Gustav Andreas Tiesenhausen (1779–1854). Vgl. *Genealogisches Handbuch der estländischen Ritterschaft*, Estland, Bd. 2, S. 400.

71 Jencken, *Großmutter* (wie Anm. 26), S. 38.

72 Ebenda, S. 42.

73 Ebenda, S. 48.

nen, die jedoch in Abwesenheit des Königs stattfand. Sie beschreibt, wie bemitleidenswert die Prinzessinnen seien, weil sie als politische Waren verkauft würden. Eine Parallele zu ihrem eigenen Schicksal als einer „einfachen“ Adeligen sieht sie hier nicht.

Die Autorin trennt demnach zwischen der „normalen“ adeligen Konvenienzehe und den Verbindungen im Hochadel. Bei aller Ablehnung und Kritik beschreibt sie die eigene Eheschließung nicht als eine Zwangsheirat. In sowohl Christines als auch in Elisas Fall wird ausdrücklich betont, dass die Mädchen gefragt wurden und ihre Zustimmung zur Heirat gegeben hatten. Da beide jedoch in ihrer Ehe unglücklich wurden, dient die Autobiografie zur Schaffung eines Narrativs, bei dem die Umstände der Eheschließung einen neuen Interpretationsrahmen zulassen. Bei Elisa wird ebenfalls im Kontext der eigenen Eheschließung von der Konvenienzehe gesprochen und dies im Zusammenhang mit ihrer möglichen Verbindung mit Graf Franz von Kettler. Sie gibt ein Gespräch zwischen Kettler und der Stiefmutter wieder, bei dem die Stiefmutter betont, dass sie nicht bestrebt sei, dem Herzen ihres Kindes Zwang anzutun, und es allein Elisas Entscheidung sei, wen sie heirate. Damit präsentiert sie ein interessantes Selbstverständnis. Die jungen Frauen wurden nicht zwangsverheiratet, es wurde aber von ihnen erwartet, über die Entscheidung der Eltern glücklich zu sein.

Versucht man, die am Anfang des Unterkapitels aufgelisteten Analyse Kriterien von Stone anzuwenden, ergibt sich folgendes Bild: Das Kennenlernen beider Paare entsprach den üblichen Gepflogenheiten, im Rahmen der gesellschaftlichen Kontakte der Eltern. Die Initiative ging in beiden Fällen von den Männern aus, die Eltern hießen den Antrag gut und legten ihren Töchtern nahe, den Antrag, da er das Beste für sie sei, anzunehmen. Die Mädchen hatten das Recht, den Antrag abzulehnen. Doch unter den gegebenen Umständen war dies lediglich eine theoretische Möglichkeit. Eine besondere Rolle spielte hier das Vertrauensverhältnis der Töchter zu ihren Eltern, ihr Glaube darauf, dass die Eltern wüssten, was das Richtige für sie sei. Wie aus den hier analysierten und anderen zeitgenössischen autobiografischen Texten hervorgeht, wurden Töchter nicht dazu erzogen, eine eigene Meinung in Konflikten auszufechten. Die Ablehnung des Heiratsantrages wäre nicht nur einem Konflikt mit den Eltern gleichgekommen, sondern hätte eine viel grundlegendere Identitätsfrage zutage gebracht.

5. Ehe und Scheidung

Die erste Ehe von Christine verlief der Beschreibung nach eintönig: Christine wird nach wie vor als „Naturkind“ beschrieben, sie ist mit ihren acht Kindern beschäftigt. Im Kapitel „Christine als Mutter und Gattin“ wird vor allem auf die neue Situation als weiblicher Hausvorstand eines großen Haushaltes eingegangen, es werden darüber hinaus politische Ereignisse wie die Regentschaft Pauls I. sowie einige gesellschaftliche Ereignisse beschrieben. Das Verhältnis der Eheleute wird wenig thematisiert. Es wird ein Kontrast zwischen dem innigen Verhältnis, das Christine zu ihren Brüdern, Kindern und Bediensteten hatte und dem Verhältnis zu ihrem Mann aufgebaut. Damit wird betont, dass sie eigentlich eine liebenswürdige Person, Frau und Mutter war, auch wenn ihr Gatte wenig Notiz davon nahm: „Sie mit ihrem warmen, lebhaften Herzen bedurfte der Liebe [der Brüder; M. S.], die sie oft zu ihrem Kummer bei dem Baron nicht erringen konnte. Er war mehr zurückstoßend als

anziehend. Ja, seine Gegenwart wirkte oft lähmend auf ihr sonst so unbefangenes Gemüt.⁷⁴ Die Schreibende führt aus, wie sehr sie sich um eine gute Beziehung bemüht, aber dass der Mann ihren „kleinen Talenten“⁷⁵ wenig Interesse geschenkt habe. Infolgedessen habe sie sich oft gefragt, „weshalb ihr Gemahl sie sich als Lebensgefährtin auserwählt hatte“.⁷⁶ Es wird außerdem betont, dass Christine die Hobbys und Vergnügungen ihres Mannes nicht verstand. Sie verurteilte seine Lust an der Jagd und missbilligte etwa seine Entscheidung, eine Truppe Schauspieler für mehrere Wochen einzuladen. Die Geschichte mit den Schauspielern ist auch deshalb erwähnenswert, weil Christine durch diese Gäste in die Welt der Musik und des Theaters eintauchte und das Schauspielerleben als alternatives Lebensmodell wahrnahm. Christine betont, dass sie die Gäste trotz ihrer anfänglichen Ablehnung gut bewirtete, wobei ihre „anerzogene feine Sitte“⁷⁷ ihr dabei zugutegekommen sei. Später habe sie zusammen mit den Gästen musiziert. Einer der Schauspieler, „Herr Oman“,⁷⁸ der ihr Gesangsunterricht gab, war vermutlich Anton Ludwig Heinrich Ohmann (1775–1833), einer der bedeutendsten Sänger im Revaler Theaterleben in dieser Zeit.⁷⁹ Auch mit den Schauspielerinnen versöhnte sich die Autorin schnell und fand Worte der Anerkennung für ihr Können: „Madame Oman[,] eine ausgezeichnete Schauspielerin [...]“.⁸⁰

Der Text gibt interessante Einblicke in das Alltagsleben eines estländischen Gutshauses, in die Aufgaben der Hausherrin, das Verhältnis zu den Bediensteten und Bauern und in die Machtkämpfe unter den weiblichen Familienmitgliedern. Außerdem fällt der Blick der Betrachterin auch auf andere Frauen aus dem eigenen Umfeld. Christine beschreibt zum Beispiel die Geschichte einer Schweizer Gouvernante, die bei ihrer Schwägerin im Geheimen ein Kind zur Welt gebracht hatte und später bei einer anderen deutschbaltischen Familie die Stellung antrat.⁸¹ Christine war diejenige, die ihrer Schwägerin dazu geraten hatte, die Geburt des Kindes vor den Dienstherrn zu verheimlichen. Sie ermöglichte auf diese Weise der jungen Frau eine zweite Chance: „Wie glücklich war Christine im stillen Bewussten [sic], den rechten Rath ihrer Schwägerin gegeben zu haben, und wie dankte sie im inbrünstigen Gebet den [sic] lieben Gott, der ihr diese menschenfreundlichen echt christlichen Gedanken eingegeben hatte.“⁸² Damit distanziert sich die Autorin von den herrschenden strengen Moralvorstellungen und nennt ihre Vorgehensweise, mit der sie gesellschaftliche Konventionen umging, eine „echt christliche“ Tat. Wie in anderen zeitgenössischen Texten, sehen wir auch hier einen Hinweis auf das Vorhandensein einer moralisch einwandfreien Scheinwelt und einer tatsächlichen, durch menschliche Fehler einiger und das Wegschauen anderer geprägten Welt. Im bereits erwähnten Drama „Menschenhaß und Reue“ von Kotzebue versucht Major von der Horst den betrogenen Ehemann zu einer Versöhnung mit seiner Frau zu bewegen und sagt: „Und was that sie, als *ein* Augenblick die erste und letzte Schuld auf

74 Jencken, Großmutter (wie Anm. 26), S. 76.

75 Ebenda.

76 Ebenda.

77 Ebenda, S. 71.

78 Ebenda.

79 Kristel Pappel: Ludwig Ohmann, rahutu teatrihing [unruhige Theaterseele], in: Teater. Muusika. Kino 6 (2000), <http://ares.nlib.ee/TMK/2000/06/b14065010.html> [letzter Zugriff: 20.06.2019].

80 Jencken, Großmutter (wie Anm. 26), S. 69.

81 Vgl. ebenda, S. 74.

82 Ebenda, S. 75.

sie gewälzt hatte? ergab sie sich dem Laster? oder täuschte sie dich, wie tausend andere an ihrer Stelle gethan haben würden.“⁸³ Durch die Hyperbel „tausend andere“ wird hier unterstrichen, wie gewöhnlich ein von der gesellschaftlichen Norm abweichendes Handeln in Liebesangelegenheiten war.

Christines zweiter Ehemann Ferdinand Johann Jencken war, ehe er Christine ehelichte, über mehrere Jahre der Hausarzt der Familie. Es wird an mehreren Stellen betont, dass Christine dem Arzt gegenüber sehr negativ gesinnt gewesen sei, obwohl alle anderen ihn gelobt hätten. Einer Freundin teilte sie ihre Gefühle ihm gegenüber mit: „[...] ich habe eine wahre Furcht vor dem Mann und möchte ihn lieber nicht um mich haben. Ich kann’s mir selbst nicht erklären, weshalb ich ihn meide, wie’s nur halbwegs schicklich ist.“⁸⁴ Hier wird Christines Bemühung deutlich, zu zeigen, dass keine Beziehung hinter dem Rücken des ersten Ehemannes geführt wurde, da dies für die moralische Beurteilung der Lebensgeschichte als gewichtig angesehen wird. Der Textstelle, in der Christine ihre Liebe zu dem Arzt eingesteht, wird mit einer Bitte an den Leseadressaten verknüpft: „Ihr lieben Leser, verdammt nicht zu streng die arme Christine, sie hat viel, sehr viel gelitten.“⁸⁵

Im September 1820 schließlich wurde die Ehe geschieden. Im Text heißt es schlicht: „Christines Hand wurde frei“.⁸⁶ Aus anderen Quellen geht hervor, dass die vorhergehende Trennung ziemlich spektakulär gewesen sein muss. In einer etwas später verfassten autobiografischen Quelle (1877) von Eugenius Baron von Rosen wird im Kontext der Überlegungen zum Thema Ehe von einem Skandal, der sich „in neueren Zeiten“ ereignet habe, gesprochen.⁸⁷ Rosen berichtet von einem Ehepaar, welches mit seinen Kindern und einem befreundeten Arzt nach Deutschland gereist sei. Als der Ehemann alleine weitergereist sei, habe sich die Tragödie ereignet: „In dieser Zwischenzeit entschloss sich die Frau, mit diesem Arzte ihren Gemahl zu verlassen. Beide gingen zu Schiff nach Dänemark, und von da weiter nach London.“⁸⁸ Der Autor kommentiert das Geschehene folgendermaßen:

„Diese Geschichte machte ein halbes Jahr in Reval und auf dem Lande die Runde. Sie ereignete sich in einer der ältesten und ausgebreitetsten Familien; man konnte es der Mutter, einer angenehmen, lebhaften Frau, nicht vergeben, ihren Mann und die erwachsenen Töchter⁸⁹ verlassen zu haben und noch dazu mit einem verheiratheten Mann sich auf diese Weise in Verbindung zu setzen. Genug, es geschah zur Kränkung der Familie und zum Aerger aller rechtlichen Frauen.“⁹⁰

83 August von Kotzebue: Menschenhass und Reue, Wien 1831, S. 83.

84 Jencken, Großmutter (wie Anm. 26), S. 78.

85 Ebenda, S. 82.

86 Ebenda, S. 86.

87 Eugenius von Rosen: Die sechs Decennien meines Lebens oder mein 61ster Geburtstag, Reval 1877, S. 249. Hinweise auf die hier zitierten Quellen in Henning von Wistinghausen: Freimaurer und Aufklärung im Russischen Reich und Revaler Logen 1773–1820. Bd. 3, Wien 2016, S. 140 f.

88 Rosen, Decennien, S. 250.

89 Eigentlich hatte Amalie Christine mit ihrem ersten Mann acht Kinder, von denen drei jung starben. Genealogisches Handbuch (wie Anm. 70), S. 400.

90 Ebenda.

Doch wird auch beim Mann einige Schuld gesehen – eine erwachsene Frau mit einem „noch rüstigen Mann“ hätte diesen Schritt bestimmt nicht getan, „wenn nicht ganz eigene Ursachen zu einem so grossen Fehltritt [sic] verleitet hätten.“⁹¹ Außerdem wird Jencken vorgeworfen, dass er die Frau „als Naturphilosoph“ mit seiner „Ueberredungskunst“ verführt habe.⁹²

Eine weitere Quelle, ein Manuskript aus dem Jahr 1869, beschreibt dieselbe Geschichte mit einigen Abweichungen – hier ist von drei Familien die Rede, die gemeinsam nach Deutschland gezogen seien, um „am Rhein ein idyllisches Leben zu führen“.⁹³ Dann aber „fand [Jencken; M.S.], daß Tiesenhausens Frau ihm besser gefiele als seine und flüchtete mit dieser nach Sylt, von wo aus er an den Consul Mayer schrieb und bat, die beiden Scheidungen zu besorgen, was auch nach langen Schwierig[keiten] zu Stande gebracht wurde.“⁹⁴ Somit haben wir aus zwei unabhängig voneinander vorliegenden Quellen Berichte über die mutmaßlichen Scheidungsgründe, deren außergewöhnliche und abenteuerliche Umstände die Gemüter der Landsleute noch ein halbes Jahrhundert später erregten.

Bei Elisa wird der Prozess ihrer Ehetrennung weit ausführlicher beschrieben; die Reflexionen und Erwartungen des gesamten Umkreises werden einbezogen. Die Autorin greift stilistisch auf die direkte Rede zurück, die durch den an dieser Stelle eingeführten formalen Übergang von der konventionell erzählenden Autobiografie zu einer Briefautobiografie begünstigt wird. So werden etwa einzelne Dialoge ausführlich und detailliert wiedergegeben, hässliche Szenen beschrieben – der Tod von Elisas Katze durch die Hunde ihres Mannes, die Bauernkinder im Dorf, die Recke ähnlich sehen. Es werden Unterhaltungen geschildert, bei denen Elisa betont, wie sehr sie bemüht war, Recke zu gefallen, sowie einige Briefe in den Text eingebaut, in denen Elise von Recke als „meinem lieben Mann“ spricht. Manche Opfer, die sie ihrem Mann zuliebe bringt, sind für den heutigen Leser erheiternd, zum Beispiel, den Ehemann ohne Hut in den Stall zu begleiten.⁹⁵ Kurland, wo Reckes wohnten, war auch im 18. Jahrhundert nicht nur Provinz – hutlos in den Stall zu gehen, widersprach Elisas Erziehung.

Als Ursache der Eheprobleme gibt Elisa die Verschiedenheit der Charaktere an. Sie betont ausdrücklich, dass die Untreue ihres Gatten nicht der Hauptgrund ihrer Abneigung gegen ihn sei, anders als die anderen in ihrer Umgebung geglaubt hätten.⁹⁶ Wegen Elisas Bekanntheit finden sich ihre Aussagen in Abhandlungen zu Familienverhältnissen im früheren Baltikum wieder,⁹⁷ in denen die Untreue von Ehemännern thematisiert wird.

Beide Autorinnen betonen den rohen Charakter und das geringe Empathievermögen des jeweiligen Ehegatten als Grund der Abneigung. Eine solche Begründung weist auf ein romantisches Verständnis von einer Ehebeziehung hin. Beide Frauen denken aber auch über eigene Versäumnisse nach: Vielleicht hätte sich die Schildernde mehr für die Hauswirtschaft interessieren oder noch nachgiebiger zeigen sollen. Besonders bei Elisa ist die Beschreibung der Eheschwierigkeiten durchaus von Selbstreflexion und -zweifeln begleitet. Trotz der har-

91 Ebenda.

92 Ebenda.

93 Carl Friedrich Wilhelm Russwurm: *Revalensia*, Manuskript in der Baltica-Abteilung der Bibliothek der Universität Tallinn 1869, S. 228.

94 Ebenda.

95 Vgl. Recke, *Aufzeichnungen* (wie Anm. 4), S. 184.

96 Vgl. ebenda, S. 314.

97 Whelan, *Adapting* (wie Anm. 9), S. 123.

ten Worte, die in ihren Briefen über ihren Mann anklingen, kommentiert sie ihre Briefe mit dem neu gewonnenen Eindruck, dass sie „bei reiferem Geiste und mehrerer Welt- und Menschenkenntnis mit diesem biedern und mich nach seiner und nicht nach meiner Art liebenden Manne glücklich hätte leben können, wenn ich mich mit Klugheit in seinen Charakter zu schicken gewußt hätte und statt mit von 15 von 30 Jahren seine Lebensgefährtin geworden wäre.“⁹⁸

Beide Autorinnen litten auch körperlich, es wird von mehreren Krankheitsfällen berichtet. Psychische Schmerzen manifestierten sich in körperlichen Problemen. Bei Christine findet sich dazu der Satz: „ein stiller innerer Gram nagte an ihrem Herz“.⁹⁹ Sowohl Christine als auch Elisa reisten zur Linderung ihrer körperlichen Beschwerden in Kurbäder.¹⁰⁰ Über die reine Schilderung des Krankseins werden die Reaktionen der Ehegatten auf die Krankheiten ihrer Frauen genannt. Elisa berichtet beispielweise von einer Szene, in der ihr Husten ihren Mann veranlasste, sie nach der Geburt der Tochter Friederike in ein anderes Schlafzimmer zu schicken, um selbst nicht gestört zu werden.

Ein weiterer Punkt der Ehebeziehung in der Familie Recke ist die äußere Erscheinung der Ehefrau, auf die der Ehegatte großen Wert legte. Die Anpassung an die Wünsche ihres Mannes nahm Elisa daher als eine Pflicht wahr. Anders verhielt es sich in der Paarbeziehung von Christine, denn sie geht weder auf ihr Aussehen noch auf ihre Kleidungsgehnheiten ein.

Christine fährt nach der Scheidung mit dem neuen Ehemann nach London, fängt dort ein neues Leben an und lässt alles hinter sich. Der Kontrast zur vorigen Ehe wird ausdrücklich betont: Obwohl die Trennung sehr belastend gewesen sei, sei die Neuvermählte in der Folge sehr glücklich gewesen. Als schwierig wird allein der Neuanfang in London beschrieben.

Bei Elisa dauert der Weg von der Trennung bis zur Scheidung mehrere Jahre. Ausführlich werden die Erwartungen ihres Umfelds an sie geschildert. Letzteres forderte ihre Wiederverheiratung und machte konkrete Vorschläge, wen sie heiraten könnte. Elisa aber zögerte die Scheidung lange hinaus, weil sie wusste, dass die Verwandten vehement auf eine erneute Heirat drängen würden. Schon jetzt wurden Besitzfragen diskutiert.

Die im Text folgende ausführliche Beschreibung unterschiedlicher Heiratsanträge zeugt von weiblicher Eitelkeit, vermittelt aber auch ein interessantes Bild der damaligen Verhältnisse: So berichtet Elise etwa von dem Antrag des Barons Carl Gustav Simolin, Kaiserlich Russischer Minister in Kurland, der Charlotte von Medem unter Verzicht auf ihr Vermögen geheiratet hätte und sogar bereit gewesen sei, ihr Vermögen zu verdoppeln. Oder das aus späterer Zeit stammende Angebot ihres Mannes nach dem Tod der gemeinsamen Tochter Friederike im Sommer 1777: „Recke will meine Pension um dreimal erhöhen, falls ich ihm wieder einen Erben oder eine Erbin schaffe, und [...] wenn Recke nur ein Kind von mir hätte, so könnte ich nachher auch wieder entfernt von ihm leben – er wolle mir auf diesen Fall noch 1200 Thlr. mehr zu verzehren geben, als mir jetzt ausgesetzt ist.“¹⁰¹ Besonders

98 Recke, Aufzeichnungen (wie Anm. 4), S. 160.

99 Jencken, Großmutter (wie Anm. 26), S. 86.

100 Zur Instrumentalisierung der Krankheitsthematik vgl. Vera Viehöfer: „Und ist ein kranker Leib mein Theil.“ – Krankheit und Aktivität im Selbstentwurf Elisa von der Reckes, in: Leyh, Müller u.a. (Hrsg.), *Elisa von der Recke* (wie Anm. 1), S. 46-68.

101 Recke, Aufzeichnungen (wie Anm. 4), S. 415.

erwähnenswert ist auch der Streit um die Möbel von Elisas Mutter, der in der Familie ausbrach, als Elisa sich von ihrem Ehemann getrennt hatte: Sie musste ihrem Vater versichern und quittieren, dass sie für die Möbel Geld erhalten hatte, obwohl sie dieses selbst gar nicht einfordern wollte.

Zusammenfassung

Es kann hier resümiert werden, dass diese beiden frühen Texte über das Leben der deutsch-baltischen Frauen sehr wertvolle Quellen der baltischen (Literatur-)Geschichte sind. Der Text von Elisa von der Recke ist mehrfach als historische Quelle zum baltischen Leben herangezogen worden (von Wilhelmi, Plath, Whelan und anderen); der Text von Christine Jencken ist vor allem im Familienkreis diskutiert worden, in jüngster Zeit erst ist er dann auch durch eine englische Übersetzung von Victoria Moessner in die Öffentlichkeit gelangt.

Die Autobiografien schildern ungewöhnliche Frauenschicksale, eröffnen dem Lesepublikum aber auch Einblicke in die Schreibmotivation der Autorinnen. Der biografische Bruch, der in dem Leben der Protagonistinnen durch eine Scheidung nachzuzeichnen ist, wirkte sich auf das Selbstbild der Autorinnen aus und führt dazu, dass sich beide Frauen genötigt sahen, sich selbst und ihr Verhalten zu erklären. Bei der Heranziehung der untersuchten Texte muss daher berücksichtigt werden, dass sie in ihren Autobiografien traumatische Erlebnisse verarbeiteten, indem sie sich – mit Erfolg – schreibend ihrer eigenen Lebensgeschichte zu bemächtigen versuchten.

Summary

In summary, these two early texts about the life of Baltic German women represent highly valuable sources of Baltic (literary) history. The text by Elisa von der Recke has been used several times (by Wilhelmi, Plath, Whelan and others) as a historical source of information on Baltic life; the text by Christine Jencken has been discussed primarily in family circles and has only recently gained more public attention thanks to a translation into English by Victoria Moessner.

The autobiographies portray the unusual destinies of these women writers but also provide readers with an insight into the motivation which prompted them to write. The rift in their biographies, in the form of a divorce in the life of the protagonists, affected the authors' self-perceptions to the extent that both women felt obliged to explain themselves and their behaviour. When consulting these texts it must thus be borne in mind that the authors were processing traumatic experiences by, successfully, attempting through their writings to gain control over their own life histories.

„Tanten“ in ausgewählten Romanen deutschbaltischer Autorinnen und Autoren

von Valentina Talerko

Siegfried von Vegesack, einer der bedeutendsten deutschbaltischen Schriftsteller, behauptete 1934: „Die Welt ist voller Tanten“¹ und wies zugleich darauf hin, dass es überall Tanten gebe, die immer nur temporär das Familienleben bereicherten.² Die Tanten gehören nicht zu den Hauptfiguren in deutschbaltischen Romanen. Die Hauptfiguren sind diejenigen, zu denen die Tanten in Verwandtschaft stehen, vor allem Eltern und ihre Kinder, d.h. Nichten und Neffen oder auch Patenkinder. Diese Tatsache begrenzt die Anzahl der Tantenfiguren wesentlich, denn nicht in jedem Roman kommen sie vor, oder wenn doch, so spielen sie nicht in jedem Roman eine wesentliche Rolle im Leben der Protagonisten. Der Roman „Die kleine Schneiderin Pauline“ (1950) von der kurländischen Pastorentochter Elsa Bernewitz gehört zu den seltenen Romanen, in denen die Tante am stärksten das Leben der Protagonistin beeinflusst: Sie gewährt dem jungen Bauernmädchen Obdach in der Großstadt, begleitet die berufliche Laufbahn ihrer Nichte und bestattet sie letztlich sogar. Das Mädchen teilt mit seiner Tante seine Freuden und Sorgen.³

Fragestellungen

Eine ausführliche Erörterung des Themas „Tanten“ in der deutschbaltischen Gesellschaft findet man in der Forschung vor allem bei Anja Wilhelmi, deren Untersuchung auf Lebenserinnerungen von Deutschbaltinnen fußt. Laut dieser Studie war eine „hierarchisierte“⁴ Gesellschaftsorganisation für die deutsche Minderheit in den Ostseeprovinzen des Russischen Reiches bestimmend, die auch die Rolle der Frau in vieler Hinsicht vorgab. Demnach waren die Deutschen lange Zeit in der Oberschicht überrepräsentiert, sowohl in den Städten als auch auf dem Land. Ihre gesellschaftlichen Regularien bezogen sich auf Vorstellungen von Familie und Bildung; sie diktierten, was „sich ziemt“. Im Allgemeinen orientierten sich unverheiratete Frauen an ihren Elternfamilien, verheiratete Frauen an den Wünschen ihrer Ehegatten, denn sie waren finanziell und vor dem Gericht nicht selbstständig. „Tanten“ jedoch waren „keineswegs immer ledigen Standes und abhängig von der Wohlfahrt der Großfamilie“.⁵

„Tanten“ lassen sich in Romanen und Erzählungen typologisieren, beschreiben und analysieren. Vor allem kann man zwischen der Figur der „Tante“ und der „Großtante“ unterscheiden, denn auch „Großtanten“ kommen in Romanen deutschbaltischer Autoren vor. In vielen Romanen, wie etwa in der Romantrilogie „Baltische Tragödie“ (1933–1935) von

1 Siegfried von Vegesack: Die baltische Tragödie. Eine Romantrilogie, Graz 2004, S. 57.

2 Ebenda, S. 76.

3 Vgl. Elsa Bernewitz: Die kleine Schneiderin Pauline, Heilbronn 1950, S. 222.

4 Anja Wilhelmi: Lebenswelten von Frauen der deutschen Oberschicht im Baltikum (1800–1939), Wiesbaden 2008, S. 39.

5 Ebenda, S. 293.

dem eingangs zitierten Vegesack (1888–1974) kann man die Verwandtschaftsstufe genau feststellen, vor allem äußerlich: „Als Tante Leocadie dies sagte, sah sie fast wie Großtante Ernestine aus: dieselben rosigen Wangen, dasselbe leuchtende Lächeln“.⁶ In dieser Episode geht es um Mutter und Tochter, deshalb sehen sie ähnlich aus. Der Inhalt des Romans soll den Leser in dem Gedanken überzeugen, dass die dargestellte „Tante“ dieselbe Lebensweise wie ihre Mutter geführt hätte, wenn die historischen Ereignisse den gewohnten Lebensstil nicht verletzt hätten. An dieser Stelle sei an einen oft formulierten Wahlspruch unter Livländern erinnert, um sich ein tradiertes Lebenskonzept der Deutschbalten vorzustellen: „Es bleibt beim Alten“.⁷ Wie die älteren Generationen gewohnt haben, so wollten und sollten auch die jüngeren Menschen leben – diesen Wunsch kann man als roten Faden in allen zu analysierenden prosaischen Werken deutschbaltischer Autoren erkennen; sie alle berichten von den „verlorenen guten Zeiten“. Die Betonung der äußeren Ähnlichkeit und der gemeinsamen Charakterzüge einzelner Familienglieder dient vor allem der Schilderung von Großfamilien – einer Lebensform, die für deutschbaltische Familien der Oberschicht lange charakteristisch war. Großtanten bildeten einen festen Bestandteil der Großfamilien. Als weiteres Beispiel kann auch das Buch von dem einzigen deutschbaltischen Schriftsteller aus Lettgallen Alexis von Engelhardt (1868–1954) „Die Kavaliers von Illuxt“ (1949) angeführt werden, in dem Gewohnheiten, Bräuche und Kuriositäten beschrieben werden, die mit der Großfamilie Engelhardt verbunden waren.⁸

Im vorliegenden Beitrag werden vor allem Romane und einzelne Erzählungen von deutschbaltischen Autoren behandelt, die im 20. Jahrhundert geschrieben worden sind und die Eindrücke vom Weltbild deutschbaltischer Familien vermitteln. Die Erzählungen dienen dabei als Illustrations- und komparatistisches Material zu den Romanen. Die ausgewählten prosaischen Werke sind deshalb aufschlussreich, weil in ihnen die Menschen in ihrem Familienkreis dargestellt werden und weil in ihnen Erlebnisse und Gefühle der Figuren zentral verhandelt werden. Ziel des Beitrags ist es nicht nur, die Tanten- und Großtanten-Gestalten in den Werken deutschbaltischer Autoren zu erörtern, ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten aufzudecken und zu erklären, sondern vor allem, die Vorstellungen der Autoren über die Tanten und ihre familiäre Funktion zu entschlüsseln. Die Auswahl der literarischen Quellen trägt einen exemplarischen Charakter. Zunächst werden die Gemeinsamkeiten in der äußeren Beschreibung der Tanten aufgedeckt, ihre gemeinsamen Charaktereigenschaften präzisiert, der dargestellte Alltag analysiert und schließlich die Aufgaben der Tanten- und Großtanten-Gestalten in Romanen erörtert.

Kurze Darstellung der ausgewählten literarischen Werke

„Schnaps mit Sakuska“ (1986) ist ein Band mit Erzählungen Werner Bergengruens (1892–1964). Gesammelt und herausgegeben wurden die Erzählungen von der Tochter des Ver-

6 Vegesack, *Tragödie* (wie Anm. 1), S. 187.

7 Else Hueck-Dehio: *Die Brunnenstube. Tante Tüttchen*. Baltische Erzählungen, Heilbronn 2003, S. 8.

8 Vgl. Alexis von Engelhardt: *Die Kavaliers von Illuxt*. Erinnerungsblätter aus dem Gottesländchen gesammelt von einem alten Kurländer, München 1949, S. 5-79.

fassers, gut zwanzig Jahre nach dessen Ableben. Bergengruen ist Verfasser zahlreicher Erzählungen, Romane und Gedichte. Im Band „Schnaps mit Sakuska“ geht es um literarische und autobiografische Aufzeichnungen zum Lebensalltag im Baltikum vor 1939.

„Die kleine Schneiderin Pauline“ (1950) von der aus Riga stammenden Pastorentochter Elsa Bernewitz (1880–1962) ist ein Roman, in dem das kurze Leben eines lettischen Bauernmädchens dargestellt wird. Besonders hervorzuheben ist die Schilderung der sich verschärfenden nationalen Frage in der lettischen Hauptstadt Riga um die Jahrhundertwende.

„Helmut sucht einen Freund“ (1949) ist ein Kinderbuch der Kurländerin Gertrud von den Brincken (1892–1982). Brincken ist Verfasserin vieler Gedichte, Erzählungen, Romane und Schauspiele. In dem Kinderbuch berichtet die Schriftstellerin vom Erwachsenwerden eines einfachen Jungen Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie lenkt dabei die Perspektive auf die Großfamilie des Protagonisten.

Den Roman „Ostseekinder“ (1955) bezeichnet die Autorin Herta Burmeister (1890–1980) als „Erinnerungen“. Es geht nicht nur um die Freundschaft zwischen deutschen und deutschbaltischen Jugendlichen kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Im Buch findet man zahlreiche landeskundliche Informationen über das Baltikum, die den Begriff „Erinnerungen“ rechtfertigen und erklären sollen: Sehenswürdigkeiten, Naturbeschreibungen, Volkstraditionen u.a.m

„Die Kavaliere von Illuxt“ (1949) des Journalisten und Schriftstellers Alexis von Engelhardt (1868–1954) ist eine Sammlung von Anekdoten und Geschichten um ein kleines lettgalisches Städtchen in Lettland und seine deutschen Einwohner.

„Das Holzpferdchen“ (1942) ist ein Roman der Schriftstellerin Dina von Foelkersam (1893–1942) aus Riga. Er schildert das verwickelte Leben einer Großfamilie vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges.

In den Erzählungen unter dem Obertitel „Die Brunnenstube. Tante Tüttchen“ (1954) von Else Hueck-Dehio (1897–1976) werden vor allem Menschen dargestellt, die als Sonderlinge bezeichnet werden können. Der retrospektive Blick gibt viele Informationen zur Organisation des Familienlebens preis. Die Schriftstellerin verfasste zahlreiche Erzählungen und Romane für Jugendliche und Erwachsene. Hervorgehoben werden kann hier auch die Jugendgeschichte „Liebe Renata“. In ihr werden die politischen Ereignisse in Estland vor dem Ersten Weltkrieg aus der Sicht eines jungen deutschen Mädchens wiedergegeben. Ein weiteres Werk derselben Verfasserin stellt „Tipsis sonderliche Liebesgeschichte“ (1959) dar. Von Hueck-Dehio als „Eine Idylle aus dem alten Estland“ bezeichnet, erzählt es die Jugendgeschichte eines deutschen Mädchens um die Jahrhundertwende. Auch diese Handlung spielt in Estland und gewährt Einblick in die Familienstruktur.

„Unter dem wechselnden Mond“ ist ein Roman in sechs Bänden, verfasst von der Schriftstellerin und Musiklehrerin Mia Munier-Wroblewska (1882–1965) aus dem lettischen Goldingen. Die im Laufe von fünf Jahren verfassten Bände können auch als einzelne Romane gelesen werden. Im Untertitel des Gesamtwerkes wird das Hauptmotiv der Familientragödie deutlich: das „Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts“.

„Die baltische Trilogie“ von Siegfried von Vegesack besteht aus drei Romanen, die 1934–1935 entstanden sind: „Blumberghof“, „Herren ohne Heer“ und „Totentanz in Livland“. Wie im umfangreichen Roman Mia Munier-Wroblewskas geht es um Ereignisse in der Zeit vor und während des Ersten Weltkrieges am Beispiel einer deutschbaltischen Familie. Im Gegensatz zu dem Werk von Munier-Wroblewska entwickelt sich die Handlung in der

Romantrilogie Vegesacks in einem breiteren Handlungsfeld. Der Handlungsraum erweitert sich von einem kleinen Landeshaus bis ins ganze Baltikum; die Familientragödie wird zur allgemeinen baltischen Katastrophe.

Die Erzählung Vegesacks „Die sanfte und die mächtige Tante“ aus dem Erzählungsband „Der Pastorathase“ (1957) schildert auf humorvolle Weise das Leben zweier Schwestern bzw. Tanten um die Jahrhundertwende. Aufschlussreich ist vor allem die Darstellung des Alltags.

Zur Namensgebung der Tanten und der Großtanten

In den meisten Romanen wird die Figur der Tante schlicht als „Tante“ bezeichnet oder nach ihren Vornamen genannt, z.B. Tante Alix.⁹ Im Roman „Die kleine Schneiderin Pauline“ hingegen trägt die Tante einen Familiennamen und wird an keiner Stelle mit Vornamen genannt: „Vaters Schwester, Tante Grünberg“.¹⁰ „Tante Grünberg“ war verwitwet, ihren deutschen Familiennamen hatte sie von ihrem verstorbenen Mann, dabei wird auf seine Nationalität nicht hingewiesen. Tante Grünberg war aber Lettin, was allmählich aus dem Inhalt des Romans klar wird.

Großtanten fehlt in der Regel ein Namenszusatz. Als Großtante wird bei Vegesack die Cousine der Mutter genannt,¹¹ was der Verwandtschaftsbezeichnung kaum entsprechen mag. Mehrheitlich sind die dargestellten Tanten die Schwestern der Mütter: „Daß dies Mamas Schwester war, konnte er nie begreifen“.¹² Es handelt sich hauptsächlich um unverheiratete Frauen, die ihr ganzes Leben den Kindern der Schwester bzw. des Bruders oder dem Haushalt im Hause der Geschwister widmeten.¹³ Diese Beobachtung aus der historischen Forschung entspricht den allgemeinen Vorstellungen von den Aufgaben einer Tante, d.h. Haushaltsführung oder -hilfe, Erziehung der Kinder, Krankenpflege: „Die Sorge um die Familie dirigierte das Handeln der Frauen“.¹⁴ Die These, dass Tanten in ihren alten Familienfunktionen nicht nur in adeligen Großfamilien, sondern auch in bürgerlichen Familien präsent gewesen seien,¹⁵ kann durch die hier analysierten Quellen weder gestützt noch widerlegt werden, da in den literarischen Vorlagen lediglich adelige Milieus abgebildet werden.

Wilhelmi konstatiert außerdem, dass das Modell der Tante im Familiengefüge insofern Veränderungen unterliege,¹⁶ als im Laufe der Zeit die Abhängigkeit der Tanten von der Familie abgenommen habe. Im Vergleich zum 19. Jahrhundert standen Frauen mehr Bildungsmöglichkeiten zur Verfügung, was nicht folgenlos bleiben konnte: Die Frauen wur-

9 Werner Bergengruen: Schnaps mit Sakuska. Baltisches Lesebuch, Zürich 1986, S. 47.

10 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 5.

11 Siegfried von Vegesack: Die sanfte und die mächtige Tante, in: Der Pastorathase. Altivländische Idyllen, Heilbronn 1957, S. 33.

12 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 59.

13 Vgl. Else Hueck-Dehio: Liebe Renata. Geschichte einer Jugend, Heilbronn, 1955, S. 37; vgl. Herta Burmeister: Ostseekinder, Dinkelsbühl u.a. 1955, S. 101.

14 Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 288.

15 Vgl. ebenda, S. 293.

16 Vgl. ebenda, S. 291.

den selbstständiger, hatten „Selbstbewusstsein und Vertrauen auf eigene Fähigkeiten“.¹⁷ In Romanen geht es vor allem um die Tanten, die alleinstehend oder verwitwet waren und ihr Leben selbstständig organisieren mussten.¹⁸ Die traditionelle Aufgabe der sogenannten Springerin, d.h. der Tante, die ihre Arbeitszeit und -kraft in temporären Notsituationen ihrer Familie widmete,¹⁹ wird in einigen Romanen und Erzählungen bestätigt,²⁰ in denen Tanten für kranke und schwache Familienangehörige sorgen. Wilhelmi führt einige Beispiele an, die belegen, dass häufig erst der Tod des Gatten den Frauen die Möglichkeit bot, eigenen Interessen nachzugehen.²¹ Wie aus den Romanen hervorgeht, waren die Frauen in der Auswahl ihrer Lebensweise relativ frei. Für verwitwete Tanten konnte z.B. eine eher zurückgezogene Lebensweise charakteristisch sein, die sich darin äußerte, dass sie große Familienfeste mieden und nur selten ihre Verwandtschaft besuchten.²²

Im Roman über die kleine Schneiderin Pauline sind noch zwei Tanten dargestellt, die nicht mit Pauline, sondern mit einer Pastorenfamilie verwandt sind: Tante Minna und Tante Johanna. Es ist unklar, ob die Tanten auch von Pauline als Tante Minna und Tante Johanna angesprochen wurden. In der Erzählung „Tante Tüttchen“ (1953) bittet die junge Geliebte des Neffen die Tante um die Erlaubnis, sie Tante Tüttchen zu nennen: „Ich gratuliere Ihnen, Tante Tüttchen! Ich darf Sie doch Tante Tüttchen nennen? Wolf hat mir so schrecklich viel Liebes von Ihnen erzählt [...]“.²³ Der Verzicht auf die offizielle Anrede „Frau N. [...]“ spricht für Vertrauen und engere, auch altersbedingte Beziehungen untereinander. Keine der dargestellten Tanten weist familiäre Bezüge zum Bürgertum auf. Werner Bergengruen erwähnt in einer der Erzählungen, dass die sogenannte Pferdetaunte eigentlich nicht die Tante des Vaters war, „sondern die seiner Mutter, und auch nur eine angeheiratete, denn ihr zweiter Mann war ein Onkel meiner Großmutter gewesen“.²⁴ Aus den angeführten Beispielen kann man schlussfolgern, dass die „Tanten“ nicht immer in „verwandtschaftlicher Beziehung“²⁵ zu den betreffenden literarischen Figuren stehen sollten. Die Anrede „Tante“ diente vor allem dem Ausdruck der Zugehörigkeit zur Familie in einem weiteren Sinne als Erweiterung des Familien- oder Freundeskreises.

Die Erinnerungen unter dem Titel „Ostseekinder“ von Herta Burmeister können mit vollem Recht als Roman angesehen werden. Die Handlung des Romans entwickelt sich in der auktorialen Perspektive, in der großen Anzahl der dargestellten Figuren kann keine Gestalt eindeutig mit der Autorin identifiziert werden. In „Ostseekinder“ findet man die Bezeichnung „Nenntanten“, die sich auf alle nicht verwandten Tantenfiguren beziehen kann: „[...] bei uns gibt es unendlich viele *Nenntanten*! Mit Tante Helma sind wir ja auch nicht verwandt, und Tante Marta ist eine von Muttis besten Freundinnen“.²⁶

17 Vgl. ebenda, S. 190.

18 Vgl. Hueck-Dehio: Renata (wie Anm. 13), S. 8.

19 Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 293.

20 Vgl. Gertrud von den Brincken: Helmut sucht einen Freund, Lüneburg 1949, S. 29; vgl. Dina von Foelkersam: Das Holzpferdchen, Berlin u.a. 1942, S. 79.

21 Vgl. Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 293.

22 Vgl. Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 24.

23 Hueck-Dehio, Renata (wie Anm. 13), S. 51.

24 Ebenda, S. 113.

25 Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 291.

26 Burmeister, Ostseekinder (wie Anm. 13), S. 193.

Zur äußeren Beschreibung der Tanten und der Großtanten

Da die Aufmerksamkeit der Autorinnen und Autoren vor allem Gefühlen und Gedanken der handelnden Personen gilt, werden die literarischen Figuren äußerlich eher schematisch dargestellt. Die beiden älteren Schwesterntanten aus dem Roman von Bernewitz werden als Repräsentantinnen der alten Zeit und deshalb altmodisch präsentiert: „eine alte Dame mit weißem Haar, die ein wunderliches Kleid mit einem Schulterkragen trug, das vor vielleicht fünfzig Jahren Mode gewesen sein mochte“.²⁷ Für die junge Schneiderin, mit deren Augen der Leser die Romanwelt wahrnimmt, ist diese Kleidung besonders seltsam und völlig unmodern. Zu ergänzen ist, dass die meisten beschriebenen Tanten mit grauen oder leicht ergrauten Haaren²⁸ geschildert werden – Indizien, die auf gehobenes Alter und Lebenserfahrung hinweisen sollen: Aus der Perspektive der Neffen und Nichten sind die Tanten erwachsene Frauen, die schon einige schwierige Momente in ihrem Leben erlebt und die schon vieles gesehen haben. Die Erinnerungen, das Gesehene und das Gehörte, auch die Reisen der Großtanten und Tanten sind in der Regel Teil des Familiengedächtnisses, sie sind dank der ständigen mündlichen Wiedergabe bei Familiengesprächen zu gemeinsamen Erinnerungen geworden.²⁹

In der Romantrilogie von Vegesack werden u.a. Gerüche erwähnt, die die Bewunderung der jüngeren Familienmitglieder für die Tanten verstärken: „In dieser Kutsche war Großtante Ernestine über Königsberg zur Kur gefahren! Wie es in allen Ecken nach Mottenpulver, nach altem Parfüm, uraltem Reisestaub roch!“³⁰ Die Attribute „alt“ und „ural“ beziehen sich vor allem auf die Hauptheldin dieser Reise, die Großtante Ernestine und die Zeit, mit der man sie assoziierte.

Manchmal wird ein besonderes Merkmal im Äußeren oder auch im Charakter der Person betont, das als eine Konstante wahrgenommen wird. In den Augen der Mutter ist Tante Grünberg, eine der Hauptfiguren des Romans, „eine feine Dame, trägt einen Kapotthut und eine Brille“.³¹ Tante Grünberg kann sich zu bestimmten Anlässen schön anziehen: „Sie war im Sonntagsstaat, trug einen Kapotthut, einen mit Perlen bestickten warmen Umhang und seidene Handschuhe“.³² Besonderes Interesse weckt das Accessoire des „Kapotthutes“ – ein Begriff, der nur zweimal im Zusammenhang mit der Tante Grünberg auftaucht: Zum ersten Mal findet er sich in der wörtlichen Rede von Paulines Mutter, die mit Achtung über die Tante wie über eine vornehme Dame spricht. Die zweite Erscheinung der Tante im Kapotthut sollte die anderen Familienmitglieder von dem stil- und geschmackvollen Auftreten der Tante überzeugen. Zur zweiten äußeren Konstante in der Darstellung der Tante gehört „der breite Rücken“,³³ den man nicht nur als Körperteil der Frau, sondern auch als eine Metapher für eine Verteidigerin oder eine Beschützerin versteht. In einer Szene, in der Pauline in einer verwickelten Situation Hilfe braucht, wird die Tante denn auch tatsächlich der

27 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 103.

28 Vgl. Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 50.

29 Vgl. Vegesack, Tante (wie Anm. 11), S. 38; vgl. Burmeister, Ostseekinder (wie Anm. 13), S. 163.

30 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 40.

31 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 5.

32 Ebenda, S. 28.

33 Ebenda, S. 13.

„rettende Engel“³⁴ genannt: „Du bist mein Bruderkind: ich laß dich nicht beschimpfen und um deinen Lohn betrügen“.³⁵ Auch im Roman „Das Holzpferdchen“ (1942) von Dina von Foelkersam werden nur die auffallenden äußeren Merkmale der Tanten erwähnt, z.B. „Tante Klaudines große Nase über dem Doppelkinn“.³⁶ Im Roman mit einem breiten Personenkreis erlauben solche Präzisierungen dem Leser, die zahlreichen dargestellten Personen voneinander zu unterscheiden. In der Erzählung „Tante Tüttchen“ (1954) von Else Hueck-Dehio konzentriert sich die Darstellung auf die einer älteren Frau mit einer kindlich-naiven Weltanschauung. Die Attribute in ihrer Skizzierung unterstreichen diese Besonderheit: „ganz gläubige Augen“,³⁷ unschuldige Augen, „wie Tante Tüttchens Augen es noch heute sind“³⁸ oder „Tante Tüttchens Gesicht, dieses gute Gesicht“.³⁹ Entsprechend fällt auch die Darstellung der Kleidung aus, z.B. ein „anständiger“ Unterrock⁴⁰ in der Garderobe der Tante. Am Beispiel dieser Tantenfigur werden nicht nur die Bewunderung und Achtung für diese Tante vermittelt, implizit wird auch die Unfähigkeit der Tante, sich den neuen Umständen anzupassen, ausgedrückt und ihre Rückständigkeit aufgrund der abgeschlossenen Lebensweise auf einem Gut unterstrichen. Diese Vorstellung von nicht zeitgemäßen Lebensverhältnissen wird auf die Lebensweise aller Deutschbalten bis zur Agrarreform der 1920er Jahre übertragen. Die Agrarreform änderte das Leben der Deutschbalten massiv, denn die Bodenenteignungen führten dazu, dass die ehemaligen Gutsbesitzer in die Städte oft als Tagelöhner, Handwerker oder Jungwirte ziehen mussten.

Einige Verfasser lenken die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Hände der Tanten. Sowohl in den Romanen „Die kleine Schneiderin Pauline“ und „Das Holzpferdchen“ als auch in der Trilogie von Vegesack werden die Hände der Tanten als besonders klein dargestellt: „Ihre Hände waren weiß und schmal“,⁴¹ „Frau mit braunen Augen und Kinderhänden“,⁴² „blasse, schmale Hand“.⁴³ Diese Skizzierungen passen zu einem Tantenbild, wonach Tanten als Teil des deutschbaltischen Adels nie schwer körperlich gearbeitet haben. Auf diese Weise wird den Tanten eine bestimmte soziale Herkunft zugewiesen, um auftretende Veränderungen im Romangeschehen und die einzelnen Personen in diesen Werken genauer zu definieren und zu vergleichen. Die beiden Schwesterntanten im Roman von Else Bernewitz können für dieses Verfahren exemplarisch genannt werden. Sie dienen als Kontrast zur ganzen Atmosphäre des Romans, in dem sich die Menschen in jeder Familie, wo die kleine Schneiderin gearbeitet hat, gestritten und einander gehasst haben. Gehasst wurde eigentlich alles und alle: das eigene Familienleben, die Arbeit, die Stadt und die Staatsmacht, die Verwandten und die Nachbarn. Für die kleine Schneiderin war der Aufenthalt bei den Schwesterntanten eine Möglichkeit, das Leben ohne Hass und Neid zu sehen: „Diese alten Schwestern liebten einander, ja es war nicht auszudenken, wie eine ohne die andere hätte

34 Ebenda, S. 155.

35 Ebenda, S. 157.

36 Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 141.

37 Hueck-Dehio, Brunnenstube (wie Anm. 7), S. 14.

38 Ebenda, S. 19.

39 Ebenda, S. 41.

40 Vgl. ebenda, S. 29.

41 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 104.

42 Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 23.

43 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 337.

sein können [...]“.⁴⁴ Pauline vergleicht sich selbst und ihre Verwandten mit diesen Tanten und sucht für sich nach der Bestätigung ihrer eigenen Gedanken: „War Tante Minna nicht die Güte selber, hörte man sie je anders als freundlich von den Menschen sprechen? Wandte sie nicht, wie Pauline im Katechismus gelernt hatte, alle Dinge zum Besten?“⁴⁵ Die adelige Herkunft verleiht hier den täglichen Handlungen und Alltagsgewohnheiten einen besonderen Sinn und wird als Merkmal einer besseren, ja edleren Gesellschaft verstanden.

In der Beschreibung des Äußeren der Tanten dienen die in Romanen und Erzählungen erwähnten Schmuck- und Kleiderstücke der Unterstreichung der adeligen Herkunft der Tanten, sie wirken erlesen und ausgesucht. In der Erzählung „Tante Tüttchen“ wird dargestellt, wie die Tante vor ihrem Mahagonispiegel stand und sich „das Kreuz ihrer Großmutter um den Hals hängte. Das Kreuz war aus Perlen und Perlen bedeuteten Tränen. Es sah auf dem schwarzen Atlas ihrer Bluse sehr würdig, ja sogar schön aus“.⁴⁶ Im Kontext der Erzählung wirkt die Kleidung der Tante im Vergleich mit „entsetzlich aufregender“⁴⁷ Kleidung der jungen Dame (Isabella) altmodisch, aber nicht komisch, sondern fein. Ergänzt sei in diesem Kontext, dass ein schwarzes Kleid oder eine schwarze Bluse ein typisches Kleidungsmerkmal in der Beschreibung von Tanten und Großtanten war. Dabei dient ein schwarzes Kleid nicht nur dem Ausdruck von Trauer, etwa bei der Bestattung eines der Verwandten Aurels,⁴⁸ sondern es konnte ebenso gut ein Alltagskleid sein. Die Tanten verlieren mit dieser Uniformität ihre eigene Individualität, wenn im Roman mehrere präsentiert werden. Auch Hueck-Dehio beschreibt die Tanten als geschlossene Gruppe in einer Hochzeitsszene: „Mütter und Tanten [hatten] die Tränen ihrer Rührung getrocknet“.⁴⁹ Manchmal werden die Tanten dann zu einer schwarzen Masse, die gemeinsam reagiert und handelt, und die manchmal sogar Furcht einflößt. So beschreibt Vegesack die Emotionen des Jungen, der sich unter seinen vielen Tanten zu verlieren fürchtet.⁵⁰ Die große Anzahl an Tanten beschreibt Vegesack in mehreren Textpassagen gleich: „Überall hockten schwarze Tanten [...]“,⁵¹ „In den Ecken hockten die vielen Tanten“,⁵² „Im Musikzimmer hockten die vielen Tanten“.⁵³ Auf solche Weise betont Vegesack die Anwesenheit der Tanten bei allen wichtigen Familienangelegenheiten und auch die Tatsache, dass das ganze Familienleben unter ihrer Aufsicht und ständigen Kontrolle war.

Zu den Charaktereigenschaften von Tanten und Großtanten

Aus vielen Erinnerungen, Tagebuchnotizen und anderen autobiografischen Quellen geht hervor, dass es in deutschbaltischen Familien üblich war, sich gegenseitig zu helfen und Hausar-

44 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 109.

45 Ebenda.

46 Hueck-Dehio, Brunnenstube (wie Anm. 7), S. 45.

47 Vgl. ebenda, S. 30.

48 Vgl. Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 135.

49 Else Hueck-Dehio: Tipsys sonderliche Liebesgeschichte. Eine Idylle aus dem alten Estland, Hameln 1995, S. 45.

50 Vgl. ebenda.

51 Ebenda, S. 136.

52 Ebenda, S. 236.

53 Ebenda, S. 245.

beiten, wie kleine Handarbeiten oder das Einkochen von Obst und Gemüse, zu übernehmen. Ein gemeinsames Merkmal der geschilderten Tanten und Großtanten ist ihre Vorliebe für Handarbeiten.⁵⁴ Sehr oft werden sie mit einer Stick-, Strick- oder Häkelarbeit dargestellt⁵⁵ – Tätig- und Fertigkeiten, die auf ihre Tüchtigkeit und ständige Arbeitsfähigkeit hinweisen. Die von den Tanten ausgefertigten Stickarbeiten werden als Familienschatz eingeschätzt, sie dienen der Festigung des gesamten Familiengedächtnisses, denn über diese Arbeiten wird gesprochen und jedes Mal wird der Name der entsprechenden Tante genannt.⁵⁶ Auch sind die stille Arbeit der geschickten Hände, die ruhigen Bewegungen sinnbildlich zu verstehen. Sie wirken auf die Familienmitglieder beruhigend und flößen Zuversicht ein: „Wie still, wie friedlich ist alles um sie herum, und immer liegt ein sanftes Leuchten auf ihrem Gesicht“.⁵⁷ Die Tanten bei Vegesack und Burmeister sind Charaktere, die fähig sind, in schwierigen Zeiten stark zu bleiben und einen stillen, aber bemerkbaren Widerstand gegen heraufziehende Gefahren zu leisten. So wird etwa beschrieben, wie eine der Tanten, die sonst nie mit einer Handarbeit zu sehen war, gemeinsam mit anderen Frauen für deutsche Gefangene im Ersten Weltkrieg strickte, als diese warme Sachen brauchten.⁵⁸ Die Aufgabe der „stillen“ Tanten, wie Vegesack in einer der Erzählungen schreibt, war es, das ganze Haus mit der Atmosphäre friedlichen Behagens und tiefer Geborgenheit auszufüllen.⁵⁹ Diese Funktion der Tanten wird auch bei Burmeister zum Ausdruck gebracht, wenn die Romanfigur Tante Marta es sich zur Aufgabe macht, in den 1930er Jahren die ganze Verwandtschaft und den breiten Freundeskreis der Familie zusammenzuhalten.⁶⁰

Es wäre jedoch zu einseitig, alle dargestellten Tanten als ruhig und mild zu charakterisieren. Vielfach stellten sie auch ein stilistisches Mittel im Roman dar, mit dem Alternativen oder -perspektiven aufgeworfen wurden: Für Pauline, die Protagonistin des Romans von Bernewitz, war die Tante Grünberg „eine resolute Person von raschem Temperament“,⁶¹ sie „hatte ein heftiges Temperament“,⁶² sie war „selbtherrlich: was sie tat, anordnete oder dachte, war richtig“.⁶³ Die Heftigkeit der Tante wird in manchen Situationen erklärt und gerechtfertigt, z.B. wenn die Tante ihre Nichte vor Vorwürfen und Ungerechtigkeit schützt.⁶⁴ Die ländliche lettische Verwandtschaft kannte die Tante nicht gut genug, da sie sich nur selten trafen, zu besonderen Anlässen wie Bestattung oder Hochzeit. In ihren Augen war die Tante Repräsentantin einer anderen, wenig bekannten Stadtwelt. Auch Pauline sollte sich sowohl an die Tante als auch an das Stadtleben gewöhnen.

Tanten, die als temperamentvoll und leidenschaftlich dargestellt werden, agieren in der Regel in einem Umfeld, das sie Protagonisten und auch Lesern sympathisch erscheinen

54 Vgl. Vegesack, *Tragödie* (wie Anm. 1), S. 108.

55 Vgl. Foelkersam, *Holzpferdchen* (wie Anm. 20), S. 62, 145; Vegesack, *Tragödie* (wie Anm. 1), S. 88, 200; Bergengruen, *Schnaps* (wie Anm. 9), S. 60.

56 Vgl. Foelkersam, *Holzpferdchen* (wie Anm. 20), S. 145.

57 Vegesack, *Tragödie* (wie Anm. 1), S. 320.

58 Vgl. ebenda, S. 366.

59 Vgl. Vegesack, *Tante* (wie Anm. 11), S. 30.

60 Vgl. Burmeister, *Ostseekinder* (wie Anm. 13), S. 196.

61 Ebenda, S. 10.

62 Ebenda, S. 12.

63 Ebenda, S. 13.

64 Vgl. ebenda, S. 75.

lässt, z.B. Tante Ara aus der „Baltischen Tragödie“ von Vegesack⁶⁵ oder eine der Tanten im Roman über die Schneiderin Pauline, deren vordergründig harter Charakter als Folge ihrer Jugend erklärt wird: „Mit allen Kräften ihres leidenschaftlichen Herzens hat sie in der Jugend einen Mann geliebt, über alle Maße ganz ausschließlich geliebt, wie nur starke Naturen zu lieben vermögen“.⁶⁶

Zur Darstellung des Alltagslebens der Tanten und der Großtanten

Die dargestellten Personen werden in den untersuchten prosaischen Werken durch ihre nächste Umgebung charakterisiert, durch die Beschreibung ihrer Wohnungen, Häuser, Gärten usw. Tante Grünberg zieht „ins Griene“, „nach Iber-Dina“ (ins Grüne, nach Über-Daugava; V. T.) um,⁶⁷ wo die Deutschen traditionell wohnten. Das soll zur Akkulturation der lettischen Tante beitragen und ruft die Neugier der Nichte hervor. Die Wohnungen bzw. die Unterkünfte der Tanten werden immer als eine andere, fremde Gegenwelt beschrieben: Sie sehen anders aus, sie vermitteln eine andere, unbekannte Lebensart, sie haben eine andere Ausstattung und Einrichtung. Sehr oft sind in ihnen Gegenstände enthalten, die mit dem Attribut „uralt“ versehen werden. Bei den Beschreibungen der Zimmer wird somit die Aufmerksamkeit auf einzelne Möbelstücke, besondere Gegenstände im Besitz der Tanten gelenkt: „Tante Leocadie arbeitete an einer Gabelschnur, brachte eine große Schachtel mit uralten hölzernen Spielsoldaten“.⁶⁸ Manchmal erfolgt die Beschreibung auch aus der Sicht der handelnden Person, dabei kann man die Sprechintonation und den Satzbau dieser Person „hören“. Paulines Mutter beispielsweise wundert sich über die Wohnung der Tante Grünberg: „Sie hat eine schöne Wohnung: in ihrem Schlafzimmer ist der Fußboden blank wie ein Spiegel“.⁶⁹ Im Haus von Paulines Eltern dagegen gibt es nur einen Lehmfußboden. Das Mädchen ist daher begeistert von dem Schlafzimmer der Tante mit seinem andersartigen Boden und mit den darin enthaltenen Plüschmöbeln.⁷⁰ Erst nach einigen Jahren nimmt Pauline wahr, dass die Tante schlecht Deutsch spricht und ihre Wohnung viel schlechter eingerichtet ist als die Häuser, in denen sie zuvor gearbeitet hat. Einen besonderen Eindruck macht auf Paulina das Bild über dem Sofa der Tante, auf dem eine Familie zu sehen ist. Obwohl die Tante nicht weiß, wer auf dem Bild abgebildet ist, weckt das Bild die Neugierde des Mädchens, das sich in der fremden Umgebung der Großstadt einsam fühlt und nach ihrer Familie sehnt. Nicht nur die Einsamkeit des Mädchens, auch die der Tante wird durch dieses Bild ausgedrückt.

Die älteren Tanten, die Schwestern Tante Minna und Tante Johanna aus dem Roman von Bernewitz, lassen die Protagonistin, das Mädchen, in die Vergangenheit eintauchen:

„Jedes Möbelstück gehörte einer vergangenen Zeit an, wie die alten Damen selber. Hier gab es keine Plüschmöbel und keine schwarz gerahmten Bilder unter Glas. An

65 Vgl. Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 281.

66 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 118.

67 Ebenda, S. 18.

68 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 108.

69 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 5.

70 Vgl. ebenda, S. 11 f.

der Wand stand ein Sofa mit einer breiten Lehne aus rötlichem Holz; ein halbrunder Tisch, eine Kommode und ein Eckschränkchen aus dem gleichen Holz bildeten die Einrichtung. Dem Sofa gegenüber hatte ein Tafelklavier seinen Platz, davor eine gepolsterte Bank, auf der Noten lagen. Das Bücherbrett zwischen den Fenstern zeigte lange Reihen schön gebundener Bücher“.⁷¹

Zusammen mit der Protagonistin wird jeder Gegenstand gemustert und bewundert. Der Leser versteht, dass die Tante Grünberg mit all ihren Kräften versucht, sich den deutschbaltischen Adeligen gleichzustellen. Dieses Bestreben erklärt auch die Anrede der Tante mit dem deutschen Familiennamen. Der Vergleich der Tanten erfolgt im Roman sublim und unbemerkt, die Autorin vermeidet dabei direkte Gegenüberstellungen und vergleichende Formulierungen, sie gibt außerdem keine Gründe an, warum das Lebensziel der Tante Grünberg unerreicht bleibt.

Zu den obligatorischen Merkmalen der Tanten gehört ihre Ausbildung. Die Tanten aus dem Roman von Bernewitz waren nach Paulines Auffassung sehr gut gebildet. Unter ihren Kenntnissen und Fähigkeiten werden zwei genauer beschrieben: Fremdsprachen und Klavierspiel. Die Tanten konnten „ganze Bücher in fremden Sprachen lesen“.⁷² Ohne Zweifel war das Lesen eine der Hauptbeschäftigungen der älteren Damen. Ein gefüllter Bücher-schrank in den Wohnungen der Tanten unterstreicht diese Fertigkeit.

Das Klavierspiel der Tanten wird als etwas Besonderes eingeschätzt,⁷³ es vermittelt den Einblick in die innere Gefühlswelt und in den Gedankenlauf, gleichzeitig wird die Vorstellung von einer wohlhabenden Lebensweise vermittelt: Im Roman „Das Holzpferdchen“ gibt es sogar einen richtigen Flügel statt eines einfachen Klaviers.⁷⁴ In einigen Darstellungen lässt sich das Klavierspiel als eine traurig-sehnsüchtige Andeutung auf vergangene Zeiten interpretieren. In der „Baltischen Trilogie“ von Vegesack wird das vierhändige Spiel der Tante Ara mit ihrem Neffen zum Symbol einer geistigen und in diesem Fall einer physischen Einigung und der gegenseitigen Verständigung.⁷⁵ Tante Madeleine verliert alles: Haus, gewohnte Lebensweise, Diener, der Flügel ist der einzige Zeuge des alten Prachtlebens und des verlorenen Glücks.⁷⁶ In der Regel werden in solchen Szenen Musikstücke gespielt, die allen Anwesenden gut bekannt sind („alte Walzer“), von allen gemocht werden und daher auch die Möglichkeit boten, gemeinsam zu musizieren.⁷⁷

Der Roman „Das Holzpferdchen“ gewährt einen Einblick in das Haus einer alten und strengen Tante: „Sie wohnt in einem gemütlichen Holzhaus, hat eine Spiegelscheibe am Fenster und ein Zimmer voll zwitschernder Vögel“,⁷⁸ was ihr Haus besonders attraktiv für die jungen Familienmitglieder macht. Allen deutschbaltischen Romanen ist die Beschreibung einer ländlichen Idylle eigen, dabei kommt die Trauer um die verlorene Welt und vergangene Zeiten zum Ausdruck. Die Tanten, mit ihren Vorlieben für Gärten, Blumen und anderen

71 Ebenda, S. 105.

72 Ebenda, S. 110.

73 Vgl. ebenda; Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 104, 197.

74 Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 33.

75 Vgl. Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 281.

76 Vgl. ebenda, S. 294.

77 Ebenda, S. 36.

78 Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 61.

Pflanzen, sehnsüchtig, träumerisch und in ihre Gedanken versunken, sind am engsten mit diesem Motiv verbunden.⁷⁹

Es liegt die Interpretation nahe, dass durch die Schilderung der Zimmer und Häuser der Tanten und Großtanten, ihrer Gewohnheiten, ihrer Kleidung, ihres Umgangs mit anderen Personen, Tanten oder oftmals auch Großtanten ein rückwärtsgewandtes Leben führen. Ihre Darstellung legt nahe, dass ihr Umgang mit der Gegenwart problematisch ist. Besonders deutlich wird diese Art der Ratlosigkeit in der „Baltischen Tragödie“ von Vegesack erzählt, als eine der älteren Tanten in der revolutionären Auseinandersetzung zwischen Letten, Esten und Deutschen 1905 die Meinung vertritt, dass sie noch durch das Gespräch mit dem Landmarschall oder gar mit dem Zaren selbst die revolutionären Ereignisse verhindern kann.⁸⁰ Auf solche Weise wird bestätigt, dass mit der Person der älteren Tante bzw. Großtante etwas Verlorenes, eine Zeit, eine Geschichte, ein geografischer Raum und eine dem Untergang geweihte Gesellschaft⁸¹ assoziiert werden.

Zur Darstellung der Tanten und der Großtanten nach 1920

Für Darstellungen nach den Agrarreformen der 1920er Jahre in Lettland und Estland ist die Armut der Tanten ein wichtiges Thema in den untersuchten Romanen deutschbaltischer Autorinnen und Autoren.⁸² Die Tanten im Roman von Bernewitz haben Glück und Wohlstand in ihrer Kindheit genossen. Doch die Tanten mussten ihr Gut verlassen und in die Großstadt umziehen, um nach Verdienstmöglichkeiten zu suchen. Dennoch leiden sie in der Stadt unter ihrer Armut: „Tante Johanna gab trotz ihres hohen Alters am Nachmittag Nachhilfestunden, Tante Minna häkelte in aller Stille Kinderjäckchen und Schuhchen für ein Handarbeitergeschäft – sie wollte nicht, daß davon gesprochen wurde“.⁸³ In Lettland führten die Folgen der Agrarreform von 1920 dazu, dass zahlreiche deutschbaltische Adelige ihre Güter und Ländereien verloren und Pastorate aufgegeben werden mussten. Viele sahen sich gezwungen, nach Riga umzuziehen und in der Stadt nach Arbeit zu suchen. Dieser Prozess wird im Roman von Bernewitz zwar nicht direkt beschrieben, aber angedeutet. Die genaue Beschreibung des Verlustes wird besonders in den Äußerungen der Tanten ausgedrückt, wenn sie ihr Gutshaus und die Organisation des Gutshauslebens beschreiben:

„Bald war Pauline in dem alten Pastorat mit der bunten Glastür ins Freie wie zuhause, mit Tante Minna ging sie durch die weiten Räume, die von Sonne durchflutet waren. Die Sommerblumen dufteten, die sie, Tante Minna, in Vasen, Gläsern und Schalen geordnet hatte, sie ganz allein für das ganze Haus, denn es war ihre Arbeit gewesen. Oder sie saß am Sonntagmorgen mit dem kleinen Mädchen im weißen Festtagskleid an einem versteckten Platz am äußersten Rande des Gartens [...]. ‚Wie schön war damals die Welt‘, schloß die alte Frau wehmütig“.⁸⁴

79 Vgl. ebenda, S. 33; Hueck-Dehio, Renata (wie Anm. 13), S. 79.

80 Vgl. Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 284.

81 Vgl. Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 287.

82 Vgl. Burmeister, Ostseekinder (wie Anm. 13), S. 116, 127, 163.

83 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 112.

84 Ebenda, S. 117.

Es fällt auf, dass die Erinnerungen auch phonetisch das Glücksgefühl über den Wortstamm „sonn-“ vermitteln. Die Schlussworte der Tante verknüpfen das sorglose Leben im Pastorat mit Empfindungen des verlorenen Glücks. Diese Beschreibungen nimmt Pauline, die im Haus ihrer Eltern nur Armut und schwere Arbeit gekannt hat, wie eine Märchenerzählung wahr. Für die älteren Damen aber ist ihre alte Welt zerbrochen, neue Zeiten haben auch neue Lebensumstände mit sich gebracht: „da waren Dienstboten gewesen, man hatte sich nicht um Kochtöpfe und Öfen zu kümmern gebraucht, man war mit eigenen Pferden über die Landstraße gefahren [...]. ‚Das Leben ist recht eng geworden‘, seufzte Tante Minna“.⁸⁵ Das Wort „eng“ charakterisiert die Verkleinerung des Landhauses zu einer Wohnung, viele Dienstboten zu nur einem Dienstmädchen, den Blick aus dem Fenster auf die weiten Felder zu dem Blick auf den Fluss direkt vor den Fenstern. Im Roman „Ostseekinder“ verbindet man die verarmte Tante Helma mit den aufbewahrten Schätzen des früheren glücklicheren Lebens: „Merkwürdig nahmen sich im Schlafzimmer die herrlichen Mahagonibetten, Schränke und Spiegel mit schweren Messingeinlagen aus, die noch vom Onkel Hans und Tante Helmas früherem großen Landsitz her gerettet waren und nun in einem Raume standen, in dem Fenster, Türen und Fußböden schon längst gestrichen werden mußten“.⁸⁶ Durch diese Beschreibung werden die stille Erwartung und Hoffnung auf eine bessere Zeit vermittelt, von der man weiß, dass sie nie mehr eintreten wird.

Zu den Aufgaben der Tanten und der Großtanten

Jede Figur in einem literarischen Werk repräsentiert eine Perspektive, eine Form der Weltanschauung. In diesem Sinne stehen die Tanten dafür, dass sie eine besondere Familienatmosphäre schaffen, wo jedes Familienmitglied die anderen bis auf die Urahnen nach ihren Namen und besonderen Charaktereigenschaften kennt. Tanten sind demnach die Personen, die alle Familienmitglieder zusammenbrachten und die Großfamilie zusammenhielten: „Nicht nur die Eltern, auch sonstige Anverwandte, Tanten und Onkel, waren eifrig am Werk, wenn es galt, das Glück eines jungen oder auch älteren Paares zu schmieden [...]“.⁸⁷ Die Ersterwähnung des Wortes „Tanten“ sofort nach den Eltern weist auf die aktive Teilnahme der Tanten an allen Prozessen in der Familie der Schwestern, der Brüder und der anderen Verwandten hin. Die Tanten sorgen für die nachfolgende Generation, ihre Nichten und Neffen, nicht nur in der Zeit, wenn sie klein sind.⁸⁸ Das Vertrauen zu den Tanten und ihre Achtung sind so groß, dass die Tanten sehr aktiv bei der Suche der Heiratspartner bzw. -partnerinnen ihrer Lieblinge sind, was sowohl im Roman „Das Holzpferdchen“⁸⁹ als auch bei Bernewitz⁹⁰ beschrieben wird. Durch die Lebenserinnerungen der Deutschbaltinnen wird bestätigt, dass die Tanten als „feste Bestandteile in der Familienstruktur und -organisation“⁹¹ wahrgenommen wurden. Aus den prosaischen Werken geht hervor, dass die

85 Ebenda, S. 112.

86 Burmeister, *Ostseekinder* (wie Anm. 13), S. 167.

87 Vegesack, *Tante* (wie Anm. 11), S. 48.

88 Vgl. Bernewitz, *Schneiderin* (wie Anm. 3), S. 16.

89 Foelkersam, *Holzpferdchen* (wie Anm. 20), S. 59.

90 Vgl. Bernewitz, *Schneiderin* (wie Anm. 3), S. 198.

91 *Wilhelmi, Lebenswelten* (wie Anm. 4), S. 287.

Tanten als autonom Handelnde dargestellt werden konnten, insbesondere dann, wenn sie in einem anderen Wohnort lebten, aber trotz der räumlichen Distanz ihre Rolle am Leben der Großfamilien aktiv wahrnahmen.

Die Tanten kümmern sich um ihre Nichten und Neffen,⁹² sie verstehen diese Fürsorge als Pflicht und Freude gleichzeitig. Zahlreich sind die Passagen, in denen Tanten ihre jungen Verwandten mit Essen verwöhnen, z.B. Schokolade mit „Schmantschaum“ und frischer Apfelkuchen.⁹³ Im Roman von Bernewitz sind es gewöhnlich leckere Brötchen und Kuchen, die beim Bäcker gekauft werden können.⁹⁴ Auch im Roman von Foelkersam „Das Holzpferdchen“ kann man aus der Wortgruppe „liebevoller Tante“⁹⁵ verstehen, dass die Tante an der Erziehung der Kinder aktiv teilgenommen hat und es bei ihr zu Hause Kuchen und Schokolade gab, worauf sich die Kinder immer gefreut haben.⁹⁶ Die im Roman beschriebene Tante Jenny hatte ihre beiden Söhne verloren, ihre ganze Kinderliebe schenkte sie jetzt den Kindern ihrer Schwester, einmal hat sie aus Deutschland „den Kindern eine unvergessliche Vanilleschokolade mitgebracht“.⁹⁷ Eine ähnliche Situation ist in der Erzählung „Die sanfte und die mächtige Tante“ (1957) von Vegesack geschildert, in der die Tante die Kinder ihrer Verwandten erzieht und sie mit ihren Erzählungen von früher unterhält. Tante Alix bei Bergengruen widmet sich der Erziehung der Kinder ihres Bruders.⁹⁸ Tante Addi aus der Erzählung „Tipsys sonderliche Liebesgeschichte“ (1959) erzählt ihrer Nichte „Märchen oder wie es in meiner Jugend herging“, die ebenfalls geradezu „märchenhaft klang[en]“.⁹⁹ Man kann die Tanten um ein lesenswertes Buch bitten, und sie wissen immer bestens Bescheid, wem sie was zum Lesen empfehlen können. Die Erwachsenen erinnern sich an die leckeren Speisen und gemeinsamen Spiele ihrer Kindheit und an die interessanten Bücher ihrer Jugendzeit, die sie von ihren Tanten bekommen haben. Beides trägt die Vorstellung von etwas anderem, das sich vom Gewohnten im Elternhaus unterschied. Im Haus der Tanten hat das „Anderssein“ das volle Recht.

Im Sinne der Familienpflege laden die Großtanten regelmäßig – „jeden zweiten Sonntag“¹⁰⁰ – zu einem Kaffeebesuch ihre Verwandten ein. Bei diesen Treffen finden Familiengespräche statt und Familiennachrichten werden ausgetauscht.¹⁰¹ Foelkersam erwähnt, dass diese Familientreffen manchmal ziemlich uninteressant für jüngere Familienmitglieder waren: „Für heute stand ihr [Ines; V. T.] noch ein langweiliger Nachmittag bevor – sie mußte die Mutter zu einem Kaffeebesuch bei den Großtanten begleiten“.¹⁰² Ungeachtet dessen mussten die Jüngeren dieser Familientradition folgen und die Großtanten regelmäßig besu-

92 Vgl. Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 62, 88, 101; vgl. Mia Munier-Wroblewska: Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts: Winternot, Heilbronn 1933, S. 43, 172; vgl. Hueck-Dehio, Tipsys (wie Anm. 49), S. 9.

93 Vgl. Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 107.

94 Vgl. Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 158.

95 Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 7.

96 Ebenda, S. 14.

97 Ebenda, S. 82.

98 Bergengruen, Schnaps (wie Anm. 9), S. 45-61.

99 Hueck-Dehio, Tipsys (wie Anm. 49), S. 9.

100 Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 62.

101 Vgl. ebenda, S. 54.

102 Ebenda, S. 59.

chen. Auch die Besuche von Tanten waren nicht immer mit positiven Emotionen begleitet. Die jüngeren Familienmitglieder waren in diesem Fall meistens stumme Beobachter, weil sie die Beziehungen zwischen den Verwandten indirekt wahrnahmen: „Tante Olla kommt!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer und ließ den Löffel sinken“.¹⁰³ Nur später versteht der aufmerksame Leser die Emotionen der Eltern, denn die dargestellte Tante verletzte durch ihre Gewohnheiten bestehende Regeln in der Familie und gesellschaftliche Vorgaben. In der Beschreibung der rauchenden Tante Olla spürt man den inneren Schrecken und die Neugierde des beobachtenden Jungen: „Tante Olla holte sich ein silbernes Kästchen aus dem Beutel, klappte es auf, nahm ein Stück Papier, bestreute sich eine Zigarette. Dann warf sie den Kopf zurück und paffte“.¹⁰⁴ Man kann vermuten, dass diese Tatsache für den Inhalt des Romans von Bedeutung ist, denn der Junge wundert sich über die Tante, sie formt seine Gefühlswelt, durch sie lernt er u.a. neue Emotionen kennen, wie Schreck, Verwunderung, Neugierde. Solche Familientreffen oder auch „Treffpunkte und Sammelpunkte“¹⁰⁵ haben eine lange Tradition, die mindestens seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nachgewiesen werden kann. Zu den Lieblingsbeschäftigungen der Tanten gehört außerdem das gemütliche Zusammensein mit Nachbarn oder Bekannten bei einer Tasse Kaffee. Bernewitz beschreibt es auf folgende Weise: „Am Sonntag Nachmittag pflegte die Tante Gäste zu empfangen, meist ältere Frauen aus der Nachbarschaft, die gern auf eine Tasse Kaffee herüberkamen. [...] [Die Tante; V. T.] hatte Kümmelkuchen gebacken, die Gäste gebührend aufzunehmen. Bald schwirrte lebhaft Unterhaltung durch den Raum“.¹⁰⁶

Bei der szenischen Darstellung der Familientreffen ist festzuhalten, dass sich die männlichen literarischen Figuren bevorzugt an die Onkel, die „männlichen Pendants“,¹⁰⁷ seltener an die Tanten wenden. Eine Erklärung für diese „Bevorzugung“ ist in der sozialen Funktion von Männern zu finden. Sie verfügen über den Familienbesitz, üben einen Beruf aus und im Gegensatz zu Frauen, die erst in den neuen Republiken wählen durften, konnten sie politisch aktiv sein. Einige Ausnahmen lassen sich dennoch finden: Die innere Distanz zwischen Tante Ara und ihrem Neffen Aurel aus der „Baltischen Trilogie“ ist so gering, dass die Tante Ratschläge gibt, die die Zukunft des Neffen stark beeinflussen können. Die Tante vermittelt ihre Vorstellungen von Deutschland und ihre Meinung ist für Aurel von großer Bedeutung: „Wenn du jetzt im Frühling dein Abitur machst, mußt du im Herbst nach Deutschland! Nur dort wird man dir das Arbeiten beibringen!“¹⁰⁸ Dieses Gespräch war nur im Haus der Tante möglich, denn die Eltern vertraten eine andere Meinung. Hueck-Dehio schildert in ihrer Erzählung über Topsy Situationen, in denen die Tante es nicht leicht hat, auf Fragen zu antworten, die die Eltern unbeantwortet lassen.¹⁰⁹ In manchen Passagen, z.B. bei der Schilderung einer Hochzeit, ersetzte die Tante die Eltern: „Topsis Eltern konnten leider nicht mit zur Hochzeit fahren, da der Landtag in Riga vor der Türe stand und Papa vorher dort noch allerhand erledigen mußte. Aber Tante Addi war natürlich mit tausend

103 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 56.

104 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 59.

105 Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 290.

106 Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 187.

107 Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 287.

108 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 281.

109 Vgl. Hueck-Dehio, Tipsis (wie Anm. 49), S. 21.

Freuden bereit, Mutterstelle bei Topsy zu vertreten und das Kind bei seinem ersten Eintritt in die Welt zu *chaperonieren*.¹¹⁰

Vege sack und Foelkersam betonen die Fähigkeit der Tanten und der Großtanten, die jüngeren Familienmitglieder über alles befragen zu können: „Es war nicht leicht, dem forschenden Blick dieser brennenden Augen standzuhalten, die einem bis auf den Grund des Herzens sahen“.¹¹¹ Manchmal nahmen die Tanten die Rolle des Familiengewissens ein, schließlich kennen sie alle Familienmitglieder und wissen um die Regeln innerhalb des Zusammenlebens.¹¹² Die Tanten können an den „Familientagen“¹¹³ das offen ansprechen, wozu die Eltern nicht imstande sind, wie im Roman „Das Holzpferdchen“, als eine der Tanten ihre Nichte mit ihrem unartigen Benehmen konfrontieren soll. Erst danach können auch die Eltern mit ihrer Tochter über deren Betragen sprechen.¹¹⁴ Eine weitere, ähnliche Situation ist im Roman von Foelkersam zu beobachten: „nur Tante Luise kniff unzufrieden die Augen zusammen, mit denen sie Inga verfolgte, deren Tänzer dick und rothaarig war“.¹¹⁵ Respekt bis hin zu Angst konnte das Verhältnis der jüngeren Generation zu den Tanten prägen. Foelkersam schreibt in einer Szene: „Aber du [Ines; V. T.] fürchtest dich weder vor jungen Pferden noch vor alten Tanten“.¹¹⁶ In dieser Textstelle sind die beiden Gegenüberstellungen von Bedeutung. Die Attribute „jung“ und „alt“ beziehen sich auf das Alter, das besonders auf Tanten projiziert wird. Gleichzeitig werden die Tanten auf eine Ebene mit Pferden gestellt, Tanten werden in manchen Situationen als „wild“ und ungehemmt handelnd und sprechend beschrieben. Unter den dargestellten Tanten kann man eine Gruppe herausstellen, die besonders auf Traditionen, Bräuche und Regeln des guten Tons achten und darin ihre Lebensaufgabe sehen: „Tante Luise in starrer grauer Seide, sehr aufrecht und gerade, rauschte über das Parkett auf sie [Inge; V. T.] zu, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß es sich nicht schicke, ein Bein über das andere zu legen“.¹¹⁷ In dieser Funktion sind die Tanten, wie Foelkersam schreibt, „Sittenrichter innerhalb der Verwandtschaft“.¹¹⁸

In vielen Romanen werden Tanten- und Großtanten-Gestalten geschildert, die ihre Meinung nicht nur über Familienangelegenheiten, sondern auch über Krieg, Kaiser, allgemeine Politik laut äußern.¹¹⁹ Ihre Äußerungen werfen ein Licht auf die Ansicht des Verfassers, denn diese Äußerungen erregen Aufmerksamkeit: „Rena, die der Tante mit weitoffenen Augen zuhörte“.¹²⁰ Familienangehörige suchen bei ihren Tanten nicht nur Antworten auf ihre Fragen, sie versuchen – gerade in turbulenten Zeiten – Sicherheit zu finden: Egon fragte Tante Jenny, ob sie etwas von den Kriegsgerüchten gehört habe.¹²¹ Man vertraut in der Kriegszeit mehr den Gerüchten, die von Mund zu Mund übertragen werden, als den

110 Ebenda, S. 27.

111 Vege sack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 107; vgl. Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 154; Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 152.

112 Vgl. Vege sack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 107.

113 Vege sack, Tante (wie Anm. 11), S. 47.

114 Vgl. Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 40.

115 Ebenda, S. 54.

116 Ebenda, S. 58.

117 Ebenda, S. 53.

118 Ebenda, S. 61.

119 Vgl. ebenda, S. 143

120 Ebenda, S. 145.

121 Vgl. Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 155.

offiziellen Nachrichten. Bei Vegesack sind seine Tantenfiguren Stellvertreterinnen für seine eigene Person, für das, was er denkt, was ihn selbst bewegt, beunruhigt und stört: „Und trotz alledem in Tante Bellas dunklen, tiefliegenden Augen lag etwas wie ein verborgenes Heimweh. Ein weißes Bärenfell, ein gemaserter Tisch aus livländischer Birke; wie zärtlich strich ihre blasse, schmale Hand, die an die Hand der Mutter erinnerte, über das Holz, das in Altschwanenburg gewachsen war“.¹²² Die Trauer um das verlorene Zuhause verbindet sich mit der Trauer um die verstorbene Mutter des Protagonisten, um so den allgemeinen Eindruck des Verlustes wesentlich zu verstärken.

Die Tanten, wenn sie in der Stadt wohnen, gehen aus und verfügen über Nachrichten und Informationen aller Art. Sie sind kontaktfreudig und aktiv. Diese Beobachtung steht im Kontrast zu den Großtanten, die fast ihre ganze Zeit mit Lesen und in der Einsamkeit verbringen. So bei Bernewitz: „Wie immer brachte sie [Tante Johanna] allerlei Schreckensnachrichten von Krankheiten und Todesfällen aus der Stadt mit“.¹²³ Das wird dadurch erklärt, dass die Stadt andere Regeln der sozialen und der gesellschaftlichen Organisation hat als das Leben auf dem Lande. Durch die geschilderte Gewohnheit der Tanten, das Leben aus dem Fenster oder durch den Operngucker¹²⁴ zu beobachten, wird nicht nur die Neugierde und das Interesse am Geschehen auf der Straße sichtbar, viel eindrücklicher ist die Einsamkeit, die hinter diesem Verhalten steht, und das Alter, durch das gesellschaftliche und soziale Aktivität begrenzt werden. Insbesondere die Großtanten brauchten die Hilfe der jüngeren Familienangehörigen. Die verwitweten Tanten, die noch auf dem Lande wohnen, sind unfähig, für ihren Besitz zu sorgen.¹²⁵ Sie sind hierfür nicht ausgebildet oder vorbereitet worden. Auch in Fragen, die Kenntnisse im Staats- oder Gesellschaftsleben verlangen, sind die älteren Frauen größtenteils hilflos. In der Hoffnung, die Fürsorge von Familienmitgliedern zu bekommen, sieht Wilhelmi die Fortsetzung eines „Tauschverhältnisses“: „Ebenso wie Frauen ihre Dienste zur Verfügung der Familie stellen konnten, hofften sie auf Hilfe in eigenen Zwangslagen“.¹²⁶

Andere Tantenfiguren werden als Berufstätige dargestellt. In der Regel haben die Tanten als Lehrerinnen gearbeitet, um ihren Lebensunterhalt in der Stadt zu verdienen: „Hier lernte Pauline ein besseres Deutsch sprechen, Tante Johanna, die Lehrerin war und ihr Leben lang unterrichtet hatte, machte sie auf jeden Fehler aufmerksam“.¹²⁷ Auf diese Weise werden solche Charaktereigenschaften wie Genauigkeit, Pünktlichkeit, Sorgfältigkeit und Aufmerksamkeit den Nichten vermittelt. Nicht jede Tante wird in ihrer Berufstätigkeit nur positiv dargestellt: Tante Johanna aus dem Roman von Bernewitz unterrichtet an einer Mädchenschule, sie war „eine tüchtige Lehrerin, aber streng und bei den Kindern nicht beliebt“.¹²⁸ Oder wie bei Bergengruen: „Nur die Liebe der von Kindern wußte sie nicht zu gewinnen, so wenig wie die von Tieren. Es wäre ihr nach dem Sinne gewesen, wenn alle Menschen

122 Vegesack, *Tragödie* (wie Anm. 1), S. 337.

123 Bernewitz, *Schneiderin* (wie Anm. 3), S. 121.

124 Vgl. Vegesack, *Tragödie* (wie Anm. 1), S. 193, 229; vgl. Foelkersam, *Holzpferdchen* (wie Anm. 20), S. 62.

125 Vgl. Foelkersam, *Holzpferdchen* (wie Anm. 20), S. 95.

126 Wilhelmi, *Lebenswelten* (wie Anm. 4), S. 291.

127 Bernewitz, *Schneiderin* (wie Anm. 3), S. 111.

128 Ebenda, S. 119.

schon als Erwachsene und als gefestigte Charaktere auf die Welt gekommen wären“.¹²⁹ Für den Lehrerberuf braucht man nicht nur gute Sprachkenntnisse und eine gute Ausbildung, sondern auch eine pädagogische Vorbereitung, so Bergengruen.¹³⁰

Materielle Sorgen der deutschen Lehrer um 1938 werden indirekt im Roman „Ostseekinder“ dargestellt, hier bietet eine der Tanten eine Art Sommerlager mit einer günstigen Unterkunft für Lehrerfamilien an.¹³¹ Bemerkenswert ist die Darstellung einer der Tanten in der Trilogie von Vegesack, in der die Tante nach der Heirat ihren Beruf als Sängerin aufgibt. Außerdem ist diese Tante eine „Italienerin“.¹³² Anhand dieser Figur wird die Aufgabe von verheirateten Frauen erörtert, die sich ganz an den Bedürfnissen der Familie, des Mannes und der Kinder ausrichten sollte. Verheiratete Frauen durften keinen Beruf ausüben, insbesondere keinen gesellschaftlich angreifbaren Beruf als Sängerin. Genau diese Tante, die diesen ungewöhnlichen Beruf, eine andere Muttersprache und ein anderes Temperament hat, erweist sich nonkonform, wie sich in ihren Aktivitäten und Beschäftigungen zeigt, u.a. Schlittschuhlaufen¹³³ und Verkleidungsspiel.¹³⁴ Diese Tantenfigur stellt eine Ausnahme in der ganzen Reihe der dargestellten Tanten- und Großtanten dar. Keine der dargestellten Tanten, die als Lehrerinnen tätig sind, dies sei zu ergänzen, betrachten ihren Beruf als Lebensaufgabe. Die Arbeit wird in der Regel als Notwendigkeit aufgefasst. Da die Romanvorlagen keine Informationen über die Schülerschaft der Lehrerinnen bieten, muss offenbleiben, ob sich der Unterricht nur auf weibliche Lernende bezog.¹³⁵

Alle Familienmitglieder, Alt und Jung, standen in einem engen Generationenverhältnis zueinander: „Eine junge Frau beobachtete eine ältere Frau, die im weitesten Sinne zum Kreis der Familie zählte“.¹³⁶ Die sachliche Darstellung der Frauen lässt keine Emotionen zu; die literarischen Werke aber veranschaulichen Gefühle, Emotionen und Empfindungen, die für die literarischen Figuren von Bedeutung sind.

Allen Tantenfiguren gemein war ein starres Gesellschafts- und Familienbild oder wenigstens die Hoffnung darauf: „Und zuletzt würde sie [Inge; V. T.] streng wie Tante Melanie, wehleidig wie Tante Bertha oder dick wie Tante Klara zwischen alten Bildern, alten Möbeln und alten Papageien am Stickrahmen sitzen“.¹³⁷ Die dreimalige Wiederholung des Attributs „alt“ vermittelt den Eindruck beim Lesenden, dass die jungen Familienmitglieder, deren Perspektive hier zum Ausdruck kommt, Angst davor haben, einmal auch alt und komisch für die anderen Familienmitglieder auszusehen.

Im Laufe der Erzählzeit verändern sich die Tanten bei Vegesack, Burmeister und anderen Schriftstellern zu Figuren, die auf schwierige Situationen reagieren können; Krankheiten, Armut, politische Ereignisse, der Verlust der eigenen Kinder brechen sie nicht: „aber sie [Tante Leocadie; V. T.] klagt nie, und immer ist ein heiteres Leuchten auf ihrem rosigen

129 Bergengruen, Schnaps (wie Anm. 9), S. 59.

130 Vgl. ebenda.

131 Vgl. Burmeister, Ostseekinder (wie Anm. 13), S. 196.

132 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 104.

133 Vgl. Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 110.

134 Ebenda, S. 117.

135 Vgl. Wilhelmi, Lebenswelten (wie Anm. 4), S. 294.

136 Ebenda, S. 291.

137 Foelkersam, Holzpferdchen (wie Anm. 20), S. 63.

Gesicht“.¹³⁸ Für die Familienangehörigen und damit auch für die Leser der Romane werden sie zu stillen Heldinnen, zum Vorbild in schwierigen Lebenssituationen. Als Aurel seinen Freund verliert, erinnert er sich an Tante Madeleine, an ihr Lächeln und ihre Stimme: „Eine große, stille Freude kam über ihn, ein tiefes Glücksgefühl, eine wunderbare Ruhe. Ganz von selbst falteten sich die Hände, ganz von selbst bewegten sich die Lippen. Dann stand Aurel auf, beugte sich wieder und strich mit der Hand über den Grashügel“.¹³⁹ Die zahlreichen Tanten in der Schilderung Burmeisters mussten nach der Agrarreform in Lettland ihr Leben neu organisieren. Mehrmals werden dabei ihr Mut und ihre Charakterstärke betont: „Um die Mittagszeit kam Tante Helma sehr müde und abgespant. Sie wohnte in der Wendenschen Gegend, und da ihr Mann kriegsverletzt war und kaum mitanpacken konnte, so lag viel Arbeit im Haushalt, beim Vieh und auf den Feldern auf ihren Schultern“.¹⁴⁰

Nationalitäten und nationale Zugehörigkeit im Russischen Imperium gehört zu einem der zentralen Themen im Roman von Bernewitz. Es geht um das „nationale Erwachen“ der Letten, um die sogenannten Jungletten, für die die Herausbildung ihres Nationalstaates das Lebensziel war. An mehreren Stellen werden ihre Ideen zum Ausdruck gebracht, dabei werden sie mit der Darstellung negativer Emotionen begleitet: Lydia „sah das deutsche Kind feindselig an, ‚lernt beizeiten lettisch, ihr werdet es brauchen!‘“¹⁴¹ Die innenpolitischen und gesellschaftlichen Veränderungen spiegeln sich im Verhalten der Tante Grünberg. Paulines Mutter erwähnt die Sprache im ersten Gespräch über die Tante Grünberg: „Du wirst auch deutsch sprechen lernen. [...] In der Stadt muß man deutsch können, weil die Kundschaft kein lettisch versteht“.¹⁴² Am Ende des Romans weigert sich die Tante, Deutsch zu sprechen: „In einem Stück aber hatte die Tante sich der neuen Zeit angepaßt: sie sprach jetzt lettisch“.¹⁴³ Und wenn die Tante wütend war, „sprach und schimpfte sie lettisch“.¹⁴⁴

Schlussfolgerungen

Tanten, die Geschwister sind, lassen sich vor allem in den Werken von Elsa Bernewitz und Siegfried Vegesack finden, die – anders als bei anderen deutschbaltischen Autoren und Autorinnen – tragende Rollen in der Gestaltung der literarischen Werke spielen. An ihnen werden die Gemeinsamkeiten im sozialen und gesellschaftlichen Handlungsfeld von weiblichen Familienmitgliedern aufgedeckt und kontrastiert.

Die Darstellung der Tantenfiguren ist liebevoll. Die eigene Dankbarkeit der Schriftsteller und Schriftstellerinnen für eine sorglose Kindheit mit positiven Erfahrungen im Verhältnis zu Tanten sind in ihren Werken deutlich zu spüren.¹⁴⁵ Die Bewunderung dieser Frauen für ihre innere Kraft und Stärke in den für viele Deutschbalten schweren Zeiten des 20. Jahrhunderts tritt hervor. Die Erklärung dafür, warum die Geschichte der Deutschbalten

138 Vegesack, Tragödie (wie Anm. 1), S. 378.

139 Ebenda, S. 379

140 Burmeister, Ostseekinder (wie Anm. 13), S. 129.

141 Vgl. Bernewitz, Schneiderin (wie Anm. 3), S. 17, 83, 111, 123, 195, 202.

142 Ebenda, S. 5.

143 Ebenda, S. 166.

144 Vgl. ebenda, S. 155.

145 Vgl. Bergengruen, Schnaps (wie Anm. 9), S. 61.

zum Scheitern verurteilt war, wird u.a. durch die Analyse der Tanten-Gestalten geklärt: „wir leben um hundert Jahre zurück“.¹⁴⁶

Der Vergleich der genannten Eigenschaften und Funktionen, die die Autoren ihren literarischen Figuren verliehen haben, zeigt, dass die Tantenfiguren nicht nur in autobiografischen Schriften, sondern auch in prosaischen Werken der deutschbaltischen Autoren temporale Veränderungen durchlaufen. Tanten und Großtanten schaffen im Weltbild der Romane eine Atmosphäre, die sich von derjenigen im Elternhaus unterscheidet. Sie verleihen der Handlung die historische Tiefe, vermitteln Einblicke in die Familien-, Stadt- und Staatsgeschichte. Die Figur der Großtante veranschaulicht ein altes Familienmodell, in dem sie in ihrer Jugend als kostenlose Arbeitskraft in der Familie wahrgenommen wurden. Mit den Großtanten verknüpfen sich traditionelle Vorstellungen von Gender- und Familienmodellen im Adel. An ihnen zeigt sich aber auch eine Entwicklung hin zu einem neuen Konstrukt, in dem Tanten sozial aktiv, berufstätig und weltoffen sein können. Die Familie ist der wichtigste Kern in der Handlung der Romane, wobei die Tanten eine bedeutende Rolle im Erziehungsprozess und in der Charakterbildung der jüngeren Generation spielen. Einen wichtigen Unterschied zwischen Tanten und Großtanten kann man in der Beschreibungsweise finden, die Tantenfiguren werden ausführlicher und genauer als die Großtantenfiguren beschrieben und charakterisiert. Diese konkretere Darstellung erklärt sich durch ihre breiteren Funktionen in deutschbaltischen Romanen.

Summary

Many novels and tales by 20th century Baltic German authors reveal the significance of the role assumed by the aunts in the everyday reality of the Baltic Germans. The works and authors discussed here are described briefly and provide an insight into the issues which occupied the Baltic German authors. For the protagonists of the literary works, the figures of the aunts and great-aunts are representatives of a different world – the world outside the confines of their own families. This discovery begins with the naming of the aunts and great-aunts and evolves in their spatiality and everyday situations. This article focuses on the presentation of the aunt and great-aunt characters by determining and interpreting the external features they all have in common. By emphasising the character traits of the individual aunts and great-aunts and the actions to which these lead, this contribution also shows how the aunts and great-aunts violate the narrow confines of the family and broaden the portrayed world view. The analysis of the aunts and great-aunts as portrayed in the literature has revealed temporal changes in the tasks and functions ascribed to them by the authors. The great-aunts were associated above all with the „good old days“ of the Baltic German aristocracy. The aunts, however, play an important role in the education and upbringing of the protagonists and often serve as an example of strength of character in the difficult periods of Baltic German history.

146 Vegesack, *Tragödie* (wie Anm. 1), S. 246.

Heinz Pirang's *Das baltische Herrenhaus* and the Speaking Stones: Familiarity and Familiarity of Manors in Estonia

by Kristina Jõekalda

Introduction

Estonia is rich in monuments that represent an 'alien' past – that have not just changed hands, but gone to the ownership of completely different groups of people both socially and ethnically. Yet the period before 1918 was marked by an untypically strong tradition of the Baltic Germans in terms of the material heritage of the history of art, especially the manor houses, in what later became Estonia and Latvia. With the events of the 20th century, the history of the area is marked by numerous discontinuities:¹ there are no manor estates that have been in the possession of the same family over generations without ruptures. Most of them were nationalized in 1918–1919 (and as the centenary showed, this topic can still cause heated debate today²). Ruptures such as the First World War also greatly shaped the field of heritage protection.³

In this article I want to look at the connections between the valorization and preservation of the heritage of manor architecture and family history, or rather, at some aspects of the self-image of the Baltic German community and the nobility regarding their private property in the first decades of the 20th century, when the cultural memories of several groups actively competed with one another.⁴ To what extent was manor architecture addressed through the lens of family tradition in the historiography of art? Also, what has been the afterlife of this tradition following the emigration of former estate owners?

I intend to do this by means of critical historiography, restricting my analysis to the research about manor houses, especially Heinz Pirang's (1876–1936) three-volume *Das baltische Herrenhaus*.⁵

- 1 See Hasso Krull: *Katkestuse kultuur* [The culture of interruption], Tallinn 1996; Krista Kodres, Giedre Mickūnaitė et al.: *Cultures of Interruption. Art History in the Baltic States: Estonia, Latvia and Lithuania*, in: Matthew Rampley et al. (eds.): *Art History and Visual Studies in Europe: Transnational Discourses and National Frameworks*, Leiden, Boston 2012, pp. 249-274. I wish to thank Ulrike Plath and Krista Kodres for their comments on previous versions of this article.
- 2 E.g. Silja Lättemäe: *Omanike keskliidu juht: eestlased peaksid baltisakslastelt maa äravõtmise pärast vabandama* [Head of the Central Association of Estonian Owners: Estonians ought to apologize in front of the Baltic Germans for disposessing them of their land], in: *Maaleht*, 2nd October 2019, <https://maaleht.delfi.ee/news/maaleht/elu/omanike-keskliidu-juht-eestlased-peaksid-baltisakslastelt-maa-aravotmise-parast-vabandama?id=87600987> [accessed: 3rd October 2019].
- 3 See Beate Störtkuhl (ed.): *Architekturgeschichte und kulturelles Erbe – Aspekte der Baudenkmalpflege in Ostmitteleuropa*, Frankfurt/Main et al. 2006; Robert Born, Beate Störtkuhl (eds.): *Apologeten der Vernichtung oder 'Kunstschützer'? Kunsthistoriker der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg*, Köln et al. 2017.
- 4 For more on this see Kristina Jõekalda: *Heritage, Patrimony or Legacy? Baltic German and Estonian Cultural Dialectic in Facing the Local Past*, in: *Letonica* 37 (2018), pp. 186-201. See also Heide W. Whelan: *Adapting to Modernity: Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*, Köln et al. 1999.
- 5 Heinz Pirang: *Das baltische Herrenhaus*, vol. 1-3, Riga 1926–1930.



Ill. 1: Retouched photograph of Heinz Pirang. Reproduced from M.[art-Ivo] Eller: Pirang, Heinrich, arhitekt ja kunstiajaloolane [architect and art historian], in: Ibidem (gen. ed.): Eesti kunsti ja arhitektuuri biograafiline leksikon [Biografisches Lexikon der Kunst und Architektur Estlands], Tallinn 1996, p. 388.

The book was published in Riga during 1926–1930, issued by *Verlag Jonck & Poliewsky*, in close cooperation with the *Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands* (henceforth GGA). It was his most outstanding scholarly work. Remaining the only comprehensive account on local manor architecture for decades, this monograph is the most obvious candidate for such a historiographical investigation. In Pirang's own words:

“Es ist in hohem Grade auffallend und erscheint zunächst unverständlich, dass ein so wertvoller Bautypus in unserer gesamten Fachliteratur bisher noch nie architekturgeschichtlich zusammenfassend untersucht worden ist. [...] Sie wird umso mehr unverständlich, als die Zahl der Herrenhäuser unendlich groß ist, und viele von ihnen künstlerisch hervorragend genannt werden müssen.”⁶

Testifying to its continued importance, it was republished in facsimile by the Hirschheydt publishing house half a century later.⁷ Since the 1990s, manors in Estonia and Latvia

6 Ibidem, vol. 1, Riga 1926, p. 16.

7 Ibidem, vol. 1-3, Hannover-Döhren ²1976–1979 [1926–1930].

themselves have been studied on innumerable occasions.⁸ Although a brief sentence about Pirang's book is a must in the introduction of each study about Estonian or Latvian manor architecture, the historiography about manors – as a research goal in its own right – has not been much addressed. How much do we really know about Pirang's approach? And how much does the book that seems to bear so closely on family heritage actually deal with it? In the given case, there seem to be other aspects of inheritance besides family lineage that have acquired a more prominent position in historiography. Manor houses are often treated as metonyms for Baltic German noble families, and even more often as representations of Baltic Germandom in general.⁹ The idea of the manor as a metonym for Baltic Germandom is best captured and taken to the extreme in Pirang's book. "Built monuments are historical sources", Pirang declares in his introduction, and goes on with his oft-quoted claim:

"Das Herrenhaus ist ein kernbaltischer Bautypus, rassig wie kein anderer. Könnte man das Wort 'baltisch' komparieren, man müsste den Superlativ auf das Herrenhaus anwenden. Dieses Haus ist urbaltisch. Sein Bauherr ist der baltische Adel."¹⁰

The son of a merchant, Pirang was born and died in Riga. He was trained as an architect in Riga, Dresden and Berlin, and also practiced as one throughout his life. He consulted several institutions in matters of architecture, construction and heritage preservation and published about twenty articles on monuments and heritage conservation. He has been called one of the main developers of the Western tradition in Baltic heritage preservation.¹¹ Pirang was on the board of the *Rigasche Architekten-Verein*, a corresponding member of the Learned Estonian Society and a contributor to the undertakings of the GGA. In 1910–1915 he was a *Dozent* in architectural history at the Riga Polytechnic Institute; thereafter the institute was physically removed to Moscow until 1917. Upon return to Riga Pirang resumed his position as *Dozent*, but was also politically and socially active, becoming a member of the Riga City Council and a board member of the *Deutsch-Baltische Nationalrat*. In late 1917

8 See e.g. Juhan Maiste: *Eestimaa mõisad* [Manorial architecture in Estonia], Tallinn 1996; Ants Hein: *Eesti mõisaarhitektuur. Historitsismist juugendini* [Manor architecture in Estonia: From the revival styles to Art Nouveau], Tallinn 2003; Ilse von zur Mühlen (ed.): *Glanz und Elend. Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum*, Lindenberg/Allgäu 2012; Imants Lancmanis: *Vidzemes muižu arhitektūra / Architektur Livländischer Gutshäuser, Rundāle* 2015; Kilian Heck, Sabine Bock et al. (eds.): *Schlösser und Herrenhäuser der Ostseeregion. Bausteine einer europäischen Kulturlandschaft / Castles and Manor Houses in the Baltic Sea Region: Components of an European Cultural Heritage*, Schwerin 2017.

9 E.g. in literature. Of late see Tõnu Önnepalu: *Klaasveranda* [Glass veranda], Tallinn 2016. See the review: Ulrike Plath: *Klaasveranda ilma klaasita. Kolm võimalust mõista mõisakultuuri 21. sajandil* [Glass veranda without glass: Three possibilities to understand manor culture in 21st century], in: *Vikerkaar* 1-2 (2017), pp. 171-175. See also Carl Mothander: *Barone, Bauern und Bolschewiken in Estland*, transl. Fred von Hahn, Weissenhorn 2005 [1943].

10 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, pp. 15, 7.

11 Ojars Sparitis: *200 Jahre kunst- und architekturhistorische Forschung in Lettland*, in: *Homburger Gespräche* 23 (2006), Kiel 2007, pp. 37-57, here p. 43; M.[art-Ivo] Eller: *Pirang, Heinrich, arhitekt ja kunstiajaloolane* [architect and art historian], in: *Ibidem* (gen. ed.): *Eesti kunsti ja arhitektuuri biograafiline leksikon* [Biografisches Lexikon der Kunst und Architektur Estlands], Tallinn 1996, p. 388.

he was the main organizer of the *Livland – Estland – Ausstellung*. In 1919–1921 Pirang resided in Barsinghausen, Germany, where he worked as an architect and *Oberlehrer*. He then came back to Riga, where he first taught mathematics and art history at the *Städtische Deutsche Mittelschule*, and from 1923 he became *Dozent* in art history at the *Herder-Institut* (where he was a colleague of Reinhard Wittram, among others).¹²

Published in the 1920s, Pirang's book automatically became a factor in the heated discussions over ways of coming to terms with the 'alien' heritage left by the leading social classes of past rulers, who in the case of Estonia and Latvia also happened to be foreigners. Art history and visual studies have long opened up more varied approaches, and I take particular interest in the 'in-betweenness' of heritage-related topics. Heritage is not something restricted to the academic zone of research, although the objects under discussion can be the same as those in traditional art-historical studies.¹³ When the focus is placed on 'heritage', issues of ownership, inheritance and the means of preservation or reconstruction are raised, creating a link to the real world in all its multifariousness. At the same time, categories such as nostalgia, emotionality and patriotic feeling are also written into the concept of heritage.¹⁴

As we know from the work of Benedict Anderson and others, heritage is closely bound with memory, tradition and nation.¹⁵ All of them bring to light certain aspects of the past, influenced by the way they are viewed in the present.¹⁶ As art historian Matthew Rampley has neatly put it, heritage is all about idealized images: "the difference between heritage and history lies in the fact that the former negotiates a relation to the past primarily through reliance on reified symbols of the past [...] which then become overburdened with meaning by the communities that have laid claim to them as comprising part of their identity."¹⁷ The lens of heritage is indeed a dangerous one for its political implications. The fabrication of heritage and this artificial memory can easily end up creating or supporting political goals of a community.¹⁸ 'Heritage' has been accused of being prone to instrumentalization by the dominant ideology.¹⁹ This is especially the case with texts such as those by Pirang that at

12 Heinrich Pirang (1876–1936), in: Wilhelm Lenz (ed.): *Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710–1960*, Köln et al. 1970, p. 59. See Gert von Pistohlkors: Reinhard Wittram in Riga 1925–1939. Versuch einer Annäherung, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums* 60 (2013), pp. 122–155.

13 See Kristina Jõekalda: *German Monuments in the Baltic Heimat? A Historiography of Heritage in the 'Long Nineteenth Century'*, Tallinn 2020 [forthcoming].

14 See Aleida Assmann: *Cultural Memory and Western Civilization: Functions, Media, Archives*, Cambridge 2011, p. 129; Matthew Rampley: *Contested Histories: Heritage and/as the Construction of the Past: An Introduction*, in: Ibedim (ed.): *Heritage, Ideology, and Identity in Central and Eastern Europe: Contested Pasts, Contested Presents*, Woodbridge, Rochester 2012, pp. 1–20, here pp. 2–4. See also Dana Arnold: *Reading Architectural History*, London et al. 2002.

15 Benedict Anderson: *Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism*, London et al., revised 1991 [1983], p. 22.

16 E.g. David Lowenthal: *Fabricating Heritage*, in: *History & Memory* 10 (1998), no. 1, pp. 5–24, here pp. 7 f.; Anthony D. Smith: *Gastronomy or Geology? The Role of Nationalism in the Reconstruction of Nations*, in: *Nations and Nationalism* 1 (1995), no. 1, pp. 3–23, here pp. 18 f.; Assmann, *Cultural* (see note 14), pp. 127–129.

17 Rampley, *Contested Histories* (see note 14), p. 6.

18 Lowenthal, *Fabricating Heritage* (see note 16), pp. 5–7.

19 John Carman, Marie Louise Stig Sørensen: *Heritage Studies: An Outline*, in: *Ibidem* (eds.): *Heritage Studies: Methods and Approaches*, London et al. 2008, pp. 11–28, here pp. 18 f.

times display a style akin to Nazi rhetoric. Hein has even called it “a book with gunpowder” and “the second act of the War of Independence”, with Pirang, this talented publicist, as the general.²⁰ I aim to show that, with his book, Pirang operated in what we would today call heritage studies, rather than art history in the strict sense.

Baltic German approaches to their material culture

The towns and the rural manors were embassies of West European culture in this borderland, and yet the manors were undoubtedly rooted also in the native culture.²¹ Situated in this corner of Europe, cut off from the rest of German civilization, the culture of the Baltic area and especially its Baltic German community has sometimes been called uniquely isolated up to the late 19th century. Due to the geographical location and the specific conditions created by the Baltic Private Law (*Baltisches Privatrecht*),²² the Biedermeier mentality tended to maintain its effect longer in the area. The withdrawal to the safety of home might at times be seen as an escapist gesture, but at the same time the art of the era displays grand panoramas of local sights and nature as well as an inherent Estophilia/Lettophilia,²³ and these are certainly connected with a patriotic agenda and the *Kulturträger* narrative.²⁴

It would seem safe to assume that the old Baltic German families had always felt a natural attachment to the area's medieval architecture. Yet, the historiography presents several examples, both by travelling German authors and the local nobility themselves, that openly condemned Livonian medieval ruins, either based on their poor appearance, or, curiously, because they were seen as indirect representations of serfdom.²⁵

20 During the discussion of my paper *Sissevaateid Balti mõisate historiograafiase* [Insights into the historiography of Baltic manors]: Heinz Pirang ja *Das baltische Herrenhaus*, 27th November 2019 at the Tallinn City Archives. Notes by K. J.

21 See Krista Kodres: *Rahvuslik identiteet ja selle vorm. Sada aastat otsinguid* [National identity and its form: A hundred years of searching], in: *Akadeemia* 6 (1995), pp. 1136-1161; Ants Hein: *Hüljatud mõisad* [Ghost manors of Estonia], Tallinn 1996, p. 22; Thomas DaCosta Kaufmann: *Baltic Reflections*, in: *Baltic Journal of Art History* 9 (2015), pp. 11-22, here pp. 18, 20.

22 See Marju Luts-Sootak: *Das Baltische Privatrecht von 1864/65 – Triumphbogen oder Grabmal für das römische Recht im Baltikum*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 58 (2009), no. 3, pp. 357-378.

23 These are common terms for the Baltic Germans' and other outward interest in the local native culture since early 19th century, even as prerequisites for the national “awakening” of the Estonians and Latvians; see e.g. Ea Jansen: *Vaateid eesti rahvusluse sünniaegadesse* [Insights into the birth period of ethnic Estonian nationalism], [Tartu] 2004; Ulrike Plath: *Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands: Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien, 1750–1850*, Wiesbaden 2011, pp. 163-173.

24 Tiina Abel: *Thinking of Baltic Biedermeier*, in: *Eesti Kunstimuseumi toimetised / Proceedings of the Art Museum of Estonia* (2011), vol. 1 (6), pp. 15-24, here pp. 20 f. See also Hein, *Eesti mõisaarhitektuur* (see note 8), pp. 16 f.; Kristina Jõekalda: *Baltic Heritage and Picturesque Ruins: Visual Art as a Means of ‘Inventing’ the Local*, in: *Eesti Kunstimuseumi toimetised / Proceedings of the Art Museum of Estonia* (2015), vol. 5 (10), pp. 437-462, here p. 452.

25 Ulrike Plath: *Heimat: Rethinking Baltic German Spaces of Belonging*, in: *Kunstiteaduslikke Uurimusi / Studies on Art and Architecture* 23 (2014), no. 3/4, pp. 55-78, here pp. 74 f.

Such critical views went through a gradual shift in the course of the 19th century. The discussions over the need to valorize local heritage often came down to the noble duty of a *Kulturnation* to take care of its material past. But awareness was nonetheless not as high as one would have liked to imagine. Pirang himself made repeated calls about the need for more *Denkmalpropaganda*.²⁶ As early as 1887 Wilhelm Neumann, architect, art historian and spokesperson of the field of heritage preservation, introduced his monograph on the local history of art with the words:

“möge es, wenn auch in der Behandlung des Stoffes manches noch zu wünschen übrig bleibt, seinen Weg in die Öffentlichkeit nehmen und wenigstens den Zweck erfüllen, die allgemeine Kenntnis unserer Kunstdenkmäler zu erweitern und dazu helfen, den Sinn für die Erhaltung und den Schutz der Werke unserer Vorfahren in den weitesten Kreisen zu fördern.”²⁷

What about more contemporary surroundings that the manor houses of the 18th century and later represented? How were those relatively recent additions to the landscape addressed, and how was their value communicated? In the eyes of the growing discipline of art history, focused on old masterpieces, something so mundane as dwellings and family estates was usually considered out of the discipline's range. They were too recent for a long historical perspective to be applied to them.²⁸ The same was true of heritage preservation: it was Pirang who introduced Alois Riegl's definition of monuments in the Baltic area, according to which at least sixty years should have passed since their construction as a prerequisite for protecting them.²⁹ Newer buildings might have been researched by critics or ethnographers, but seldom by professional (art) historians.

The history of private estates certainly benefited from genealogical research that gained popularity around the turn of the century, providing a strong link between the contemporary world and the heritage of past centuries even for those who lacked an art-historical interest in those buildings. Furthermore, as far as the German-language scholarship is concerned, this ancestral pride bore a more and more direct connection to the quality of 'Germanness'

26 Heinz Pirang: *Denkmalpflege*, in: *Arbeiten des Ersten Baltischen Historikertages zu Riga 1908*, Riga 1909, pp. 219-228, here pp. 225-228. See Kristina Jõekalda: *Monuments as a Responsibility: Baltic German Learned Societies and the Construction of Cultural Heritage around 1900*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung / Journal of East Central European Studies* 68 (2019), no 2, pp. 189-222, p. 212.

27 Wilhelm Neumann: *Grundriss einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Reval 1887, p. VI.

28 See Kristina Jõekalda: *Art History in Nineteenth-Century Estonia? Scholarly Endeavours in the Context of an Emerging Discipline*, in: *Kunsteiaduslikke Uurimusi / Studies on Art and Architecture* 24 (2015), no. 3/4, pp. 115-143.

29 Heinz Pirang: *Die gesetzliche Regelung der Denkmalpflege*, in: *Arbeiten des Zweiten Baltischen Historikertages zu Reval 1912*, Reval 1932, pp. 173-182, here p. 177. See also Mārtiņš Mintauris: *Arhitektūras pieminekļu saglabāšana Latvijā, 19. gadsimta 2. puse – 1940. gads* [Protection of architectural heritage in Latvia: 2nd half of the 19th century – 1940], Diss., Latvijas Universitāte, Rīga 2008, especially pp. 96 f., 131-138. Available: E-resource Repository of the University of Latvia, https://dspace.lu.lv/dspace/bitstream/handle/7/4867/36167-Martins_Mintauris_2008.pdf?sequence=1 [accessed: 30th August 2019].

of this heritage in those heated years before the First World War. In 1911, for instance, Neumann wrote:

“Die Denkmäler der Kunst und der Kultur sind die Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit unserer Heimat. Der Zweck ihrer Pflege ist, das Bewusstsein unserer Zusammengehörigkeit mit dem heimatlichen Boden, dem sie entsprossen sind, und das Andenken an die Vorfahren aufrecht und lebendig zu erhalten [...]”³⁰

It is in the nature of ‘heritage’ to bring along questions of responsibility and belonging that touch upon cultural identity, but that also raise highly practical, financial and above all legal considerations.³¹ Even if the material past was therefore intertwined with the rising interest in history and one’s ancestors, several examples show that maintaining the Baltic material past was not always self-evident to the German-speaking community. The learned societies made attempts at stimulating cultural interest both via direct and indirect measures, from publications about the art historical value of the sights to consultations and financial aid to estate owners.³² Especially the latter had a visible effect. Whereas in the early days the learned societies had been composed primarily of *literati*, such measures considerably increased the number of nobility members in their ranks (which also included the owners of monuments) around the turn of the century.³³

All-Russian regulations about heritage conservation had no power over the property of manor estates.³⁴ When working with the draft for a heritage law around the turn of the century, the GGA in Riga strongly favored including private property under the jurisdiction, but they could not afford to count on patriotic motives alone. Sometimes the considerations (or the ill-hidden strategies behind making those considerations credible) could be very pragmatic indeed. In 1906 the intellectual circles, including the owners, were addressed in a public call, where the GGA combined practical and ideological considerations in trying to convince them of the need for such legislation. According to the argument, the owners would not object once they realized the true patriotic meaning and civilizing responsibility of such a law, and, furthermore, might even profit from it in material terms. Well-maintained monuments could allegedly prove highly rewarding financially if one took advantage of the increasing tourist traffic and charged admission fees.³⁵

30 Wilhelm Neumann: Merkbüchlein zur Denkmalpflege auf dem Lande, Riga 1911, p. 7.

31 See e.g. Marie Louise Stig Sørensen, John Carman: Introduction: Making the Means Transparent: Reasons and Reflections, in: *Ibidem* (eds.), *Heritage Studies* (see note 19), pp. 3-9; Hubert Locher: The Idea of Cultural Heritage and the Canon of Art, in: *Kunstiteaduslikke Uurimusi / Studies on Art and Architecture* 23 (2014), no. 3/4, pp. 20-35, here pp. 20 f., 33-35.

32 See *Verhandlungen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands, betreffend die Organisierung der Denkmalpflege*, Riga 1906, p. 5; Eugen von Nottbeck: *Ueber Massnahmen zur Erhaltung der alten Baudenkmäler in den baltischen Provinzen*, in: *Aus den Arbeiten des X. archäologischen Congresses zu Riga 1896, Riga 1898*, pp. 52-54; Önnepalu, *Klaasveranda* (see note 9).

33 For more details see Jõekalda, *Monuments* (see note 26), pp. 206-208.

34 Ants Hein: On the Early History of the Restoration and Protection of Architectural Landmarks in Estonia, in: *Centropa* 7 (2007), no. 1, pp. 20-31, here p. 23; A.[arne] M.[ichaël] T.[allgren]: Die Denkmalpflege in Estland, in: *Eurasia Septentrionalis Antiqua I* (1927), pp. 130-138, here p. 130.

35 *Verhandlungen* (see note 32), p. 13.

It is not to be forgotten that just before that publication, during the Russian Revolution of 1905 and early 1906, numerous manors had been plundered and burned. This is an essential point both in strictly architectural terms and from the point of view of the attitudes of the local ethnic communities towards the ruling classes and their representative buildings. According to different calculations, 16-40% of all the manor houses in the area were severely damaged, many of them destroyed completely.³⁶ After the turmoil, a great number were rebuilt, either as close or absolute reconstructions of their previous state, or as something completely different. Some were reconstructed in a style as 'outrageous' as Art Nouveau, often being the first ones to introduce such contemporaneity in the countryside.³⁷

Then, in 1919, months before the constitution of the new state was declared, the radical Land Reform Act came into force, with which 97% of the grand estates were nationalized: the land of 1065 manors was distributed among some 56,000 new farmsteads over the next years.³⁸ With many Baltic Germans emigrating and their estates being given a new function, the preservation of these sights was no longer a personal responsibility for anyone, no longer something 'natural' in the self-evident sense that the Baltic German families had seen it to be (and often not even they, as the examples above serve to demonstrate). With the 1939 *Umsiedlung*, nearly all of the Baltic Germans left the area. At the border, valuable art works and pieces of furniture were confiscated, exceptions sometimes being made of those with particular family value, but many of the collections thus gathered were destroyed in the bombings, while some were returned to their emigrant owners during the Nazi German occupation.³⁹

The GGA and *Das baltische Herrenhaus*: A national archive?

This was the historical context under which Pirang's three-volume book was published. Curiously, there were no thorough accounts of Baltic manor architecture prior to the 1920s, by which time the social conditions had completely changed and the German-speaking community began looking at its heritage anew. How were these issues of the ownership and value of the manors addressed in the book itself? Although his attitude was tinged

36 See Raun, *Revolution*, pp. 456-459, 464-466; Mati Raal: *Mõisate kadunud hiilgus: Eesti mõisainterjööride lugu* [Estonian manors' bygone glory: The history of Estonian manors' interiors], Viimsi 2016, p. 339; Hein, *Hüljatud* (see note 21), p. 23. See Toomas Karjahärm: *Gewalt in Estland im Jahr 1905: Ursachen und Erscheinungsformen*, in: *Nordost-Archiv XXII* (2013), pp. 140-174. For more on the context of an 'unwanted heritage' see Jõekalda, *Heritage, Patrimony* (see note 4), p. 192.

37 See Hein, *Eesti mõisaarhitektuur* (see note 8).

38 See Tiit Rosenberg: *Künnivaod. Uurimusi Eesti 18.–20. sajandi agraarajaloost* [Ploughing furrows: Studies in the agrarian history of Estonia in 18th–20th centuries], Tartu 2013; Tiit Rosenberg: *Zur estnischen Agrarreform von 1919 in der Geschichtsschreibung*, in: *Nationale und ethnische Konflikte in Estland und Lettland während der Zwischenkriegszeit, Lüneburg 2009*, pp. 25-44.

39 Ella Vende: *Idamissiooni lõpp* [The end of the Eastern mission, 1975], in: *Tuna 4* (2003), pp. 67-84, here pp. 72-75; *Ibidem*: *Kunstiväertusi päästmas 1978*, in: Lembit Lauri (ed.): *Kirjutamata memuaare. Katkendeid kaasaegsete elukroonikast helilindil*, vol. 1, Tallinn 1986, pp. 86-98. See Olev Liivik, Tõnis Liibek (eds.): *Viimane peatükk. Baltisakslaste lahkumine Eestist 1939–1941 / Das letzte Kapitel. Die Umsiedlung der Deutschbalten 1939–1941*, [Tallinn] 2019.

with melancholy, Pirang recognized the positive aspects of writing about manors from a retrospective point of view:

“Dieser Bautypus ist ein besonders dankbares Objekt für eine derartige Untersuchung. [...] Wir kennen den Anfang, den Aufstieg, die Blütezeit und den Niedergang der Entwicklungslinie, die offen vor uns liegt und abgeschlossen ist.”⁴⁰

Published in the early years of the nation-states of Estonia and Latvia, the book rather obviously adopted an ideological standpoint. The preface, signed collectively by the GGA, begins with these sentences:

“Das einst deutsche Gesicht der baltischen Landschaft droht endgültig verwischt zu werden. Den Mittelpunkten deutscher Kulturarbeit auf dem flachen Lande ist durch die Umwälzungen, die der Weltkrieg im Gefolge hatte, das Leben abgeschnürt worden, von wo es durch die Jahrhunderte ausstrahlte [...]. Die Wahrzeichen dieses Kulturlebens, die weitragenden Gutshäuser, die der Landschaft das Gepräge galten, sind dem Untergang geweiht. Sie gehen ihm entgegen durch stetigen Verfall, den kein noch so trefflich organisierter Denkmalschutz des Staats, keine Opferwilligkeit Einzelner aufzuhalten vermag. Zu groß ist die Zahl der Objekte, zu stattlich die Größe des einzelnen Baudenkmals.”⁴¹

Pirang was essentially the editor of the publication; he had several *Mitarbeiter* in the preparation process,⁴² whom he thanks at length. It is difficult to distinguish between their specific contributions to the book, but Pirang seems to have been the main ideologue behind the juicier parts. The three-volume book was published as the first of a projected new series titled *Baltische Baudenkmäler*; no further publications followed.⁴³

The book originated from a photo archive of manors assembled by Baron Friedrich Wolff, a livestock inspector, beginning in the 1910s. In 1924 a photographic exhibition of rural architecture was inaugurated by the GGA in Riga, mostly comprising Baltic German manors. The next year it was also displayed in Tallinn (Reval) and Tartu (Dorpat). Wolff planned the volume *Baltische ländliche Bauten* on its basis, for which subscriptions had already been collected, when it was transformed into *Das baltische Herrenhaus* project instead.⁴⁴ Despite the lavish illustrations, the latter is by no means merely a picture album. It is not intended or easily usable as a tourist guidebook either, although it does bear several traits of an encyclopedic account.

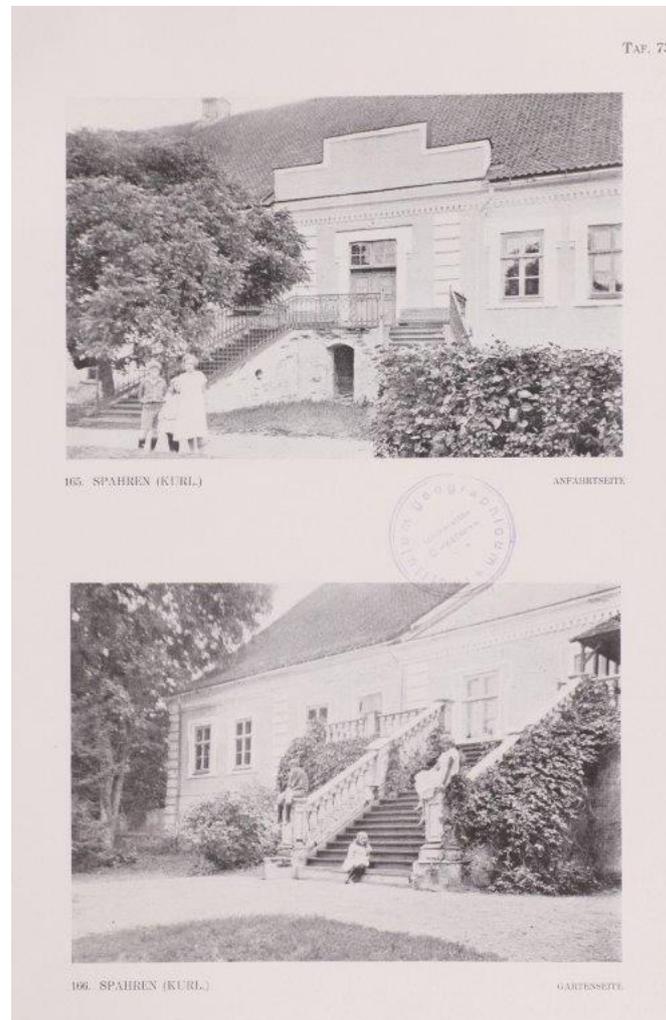
40 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 15.

41 Zum Geleit, in: Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. not numbered.

42 For details see *ibidem*, p. 4; [Vorwort], in: Pirang, *Herrenhaus*, vol. 2, Riga 1928, p. not numbered; Arnold Feuereisen: Vorwort, in: Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 3, p. not numbered.

43 Although the name of the planned vol. 2, *Das Stadtbild Revals*, is mentioned, see Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 3.

44 ‘Baltische ländliche Bauten’ – ‘Das Baltische Herrenhaus’, in: *Revaler Bote*, 15th April 1925, no. 82. This advertising text is surprisingly descriptive, containing none of the emotional outbursts that *Das baltische Herrenhaus* itself is full of.



Ill. 2: Spāre (Spahren) manor in Courland, originally from the 1790s, burned in 1905, reconstructed by the von Grothus (Grotthuß) family who owned it until 1939. Here as shown in Heinz Pirang: *Das baltische Herrenhaus*, vol. 1, Riga 1926, Tafel 73.

The publisher's preface is a format prone to grand words and therefore deserves to be looked at by itself. I find particular interest in the first volume that devotes much more space than the others to explaining and justifying the need for such an undertaking. The brief one-page preface of 1926 indeed contains essential arguments for understanding the specific background of this project, as well as the more general threats that the Baltic German community thought it was facing. As the preface stated, the GGA dared to tackle the subject by creating the *Baltisches Denkmäler-Archiv* along with the publication series that would be



Ill. 3: Asu (Assuma) manor near Koorküla (Korküll) in Livonia, belonging to the von Stryk family, destroyed. The photo, which Pirang calls *ein köstliches Stimmungsbild aus grossväterlicher Zeit*, dates from ca. 1860. Reproduced from Heinz Pirang: *Das baltische Herrenhaus*, vol. 3, Riga 1930, pp. 1, 9.

“getragen von dem Heimatsinn und dem liebevollen Verständnis aller baltischen Heimatgenossen im Lande und weit draußen.”⁴⁵

The book seems to be addressed to a wide circle of intellectual readers. The preface asked for contributions to the archive under formation from all those who cherished Baltic art and culture. Families as keepers of heritage were not specifically named in this connection. It was evidently also a self-affirming step on behalf of the GGA to maintain its position in the society. The GGA was allegedly deeply entangled in everyday worries about its existence and the preservation of its collections during the 1920s, and thus perhaps hoped to find support and contributors also among those who had moved to Germany or Sweden. Because the book

45 Geleit (see note 41). On the history, activity and success of the archive see Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, pp. 2-4; Burchard von Ulrichen: *Das Baltische Baudenkmäler-Archiv*, in: *Zur Jahrhundertfeier der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga 1834–1934*, Riga [1934], pp. 24-28, here p. 26. See Juhan Maiste: *Eesti mõisaarhitektuur* [Estonian manor architecture], in: *Ehitus ja Arhitektuur* 1/2 (1985), pp. 39-47, here p. 45. The remaining part of Wolff's vast image archive with ca. 4600 entries is presently kept at the Herder-Institut in Marburg.

“ihnen allen ohne Unterschied der Nation und Parteirichtung damit Ansporn und neue Nahrung für ihren Heimatsinn und ihre Heimatliebe gibt. Mit diesem ersten Teil des Werks [...] legt sie ein erstes Ergebnis ihrer Bemühungen in die Hände aller Freunde und Gönner baltischer Geschichtsforschung als einen neuen Versuch das geschichtliche Bild baltischen Lebens und Wirkens wiederherzustellen, – der historischen Wahrheit zur Ehre und allen denen zu Trost und stolzer Freude, die sich in Liebe zur Heimat verzehren.”⁴⁶

For the majority of those who had left the *Ostseeprovinzen* in 1918, this kind of memory-making and narrative construction was certainly needed. Namely, in parallel with *Das baltische Herrenhaus*, another massive book project, the *Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften* was prepared, the first volumes of which were published in Görlitz in 1929. The expatriates also published numerous memoirs, nostalgic card games with local sights (especially noteworthy is the *Baltisches Heimatquartett* from 1951, which curiously contained no images of manors, by Otto Pirang, an architect and cousin to Heinz Pirang), etc.⁴⁷

The GGA was then headed by Arnold Feuereisen, who can probably be held responsible for the 1926 preface as well. He was always an eloquent author, also in terms of more abstract categories such as heritage and value, in times when most scholars tended to be satisfied with a descriptive style of historical writing.⁴⁸ In fact, Pirang ends his own foreword to the first volume by quoting Feuereisen, who had said about forming the archive that

“Jeder Balte aber sollte sich dessen bewusst sein, dass er durch Förderung dieses Unternehmens nicht nur eine ernste wissenschaftliche Aufgabe erfüllen hilft, sondern auch dazu beiträgt, der Kulturarbeit seiner Heimat und seines Volkstums ein Ehrendenkmal zu setzen.”⁴⁹

In mid-19th century, John Ruskin had famously named memory one of his seven ‘lamps’ of architecture, claiming that its meaning was oriented toward the future, rather than the past.⁵⁰ Heritage is also a construction, rather than a reconstruction of the past: it deals with the uses of the past in the present. Pirang seems to have contemporary visions in mind as well:

“Es wird nicht nur der reinen Wissenschaft willkommene Dienste leisten, sondern auch als heimatkundliches Anschauungsmaterial der Gesamtheit unseres Volkstums zugute kommen, das allgemeine Verständnis für unsere Eigenart vertiefen und die Liebe zur Heimat festigen helfen. Das Archiv soll kein totes sein, sondern ein fruchtbringendes [sein].”⁵¹

46 Geleit (see note 41).

47 See Reet Bender: Mäng ja mälu: baltisaksa mäluaigad Otto von Pirangi kaardimängus ‘Baltisches Heimatquartett’ [Games and memory: Baltic German sites of memory in Otto Pirang’s card game ‘Baltisches Heimatquartett’ (Baltic home quartet)], in: *Õpetatud Eesti Seltsi aastaraamat / Annales Litterarum Societatis Esthonicae* (2017), Tartu 2018, pp. 44-81; Plath, *Heimat* (see note 25).

48 See also Jöekalda, *Heritage, Patrimony* (see note 4), pp. 190 f.

49 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 5.

50 John Ruskin: *The Seven Lamps of Architecture*, New York, NY, 1989 [1849, revised 1880], p. 186.

51 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 3.

Not all the manors stood in immediate danger in the 1920s, but many did, and thus the GGA claimed in the preface that “an attempt has to be made to preserve the majestic monuments of a cultural epoch that has recently ended and now belongs to history, at least in images, in order to hand it down to posterity.”⁵² The wider role of preserving the remains of the past had been addressed in a similar manner by Neumann who had made emotional appeals on the matter, for example in 1888 he claimed architectural monuments to be “in the fullest sense the property of the *Heimat*, the people”,⁵³ for whom they must therefore be maintained. Pirang's own foreword also refers to cultural duty and responsibility towards the next generations, both as citizens and scholars. He admits that compiling the planned archive will take decades and insists there is no time to waste:

“Jedes Jahr untätigen Wartens bringt Verluste, die wir nicht verantworten können. Wir müssen unverzüglich mit dem Sammeln beginnen [...]. Eine unerlässliche Voraussetzung für gedeihliches Arbeiten ist das verständnisvolle Verhalten unserer ganzen Gesellschaft und deren opferwillige Teilnahme in einer so wichtigen Angelegenheit unseres baltischen Volkstums.”⁵⁴

One must admit that Pirang's book does not really qualify as an encyclopedia, being much too detailed and theoretical for that, while it is not simply a scholarly humanities survey book, either. Perhaps the most apt definition for the whole book would be a commented archive. This would also explain the extremely detailed descriptions of project management, selection of illustrations etc. in the forewords. This greater goal had become even clearer by 1930, when Feuereisen wrote in his foreword to the third volume:

“Aber einen wie bescheidenen Anteil an der deutschen Kunstleistung man ihr [i.e. Baltic art and culture; K. J.] auch immer zugestehen mag, ihre Bedeutung erweist sich darin, dass sie an der Grenzscheide westeuropäischen Kulturgebiets sich nicht nur den Zusammenhang mit ihren Ursprüngen ununterbrochen bewahrte, sondern auch echte Bodenständigkeit gewann. Auch unter dem Wechsel ihr bald mehr bald weniger wesensfeindlicher Fremdherrschaften vermochte sie daher die steten Einflüsse von West und Ost immer wieder zur Bereicherung ihrer Eigenart und zu voller Entfaltung ihres Wesens umzugestalten. [...] Und wenn sich dieses Werk insbesondere auch an die Heimatgenossen zu Hause und weit draußen in aller Welt wendet, so soll es in dem Sinne geschehen, wie *Georg Dehio*, der große Meister der deutschen Kunstgeschichte, uns bei der Beschäftigung mit der deutschen Kunst in ihr etwas finden lehrt, was keine fremde, auch die vollkommenste nicht, uns bieten kann: uns selbst.”⁵⁵

52 Geleit (see note 41).

53 Wilhelm Neumann: Die Erhaltung unserer Denkmäler, in: *Baltische Monatsschrift* 35 (1888), pp. 351-359, here p. 354.

54 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 2.

55 Feuereisen, *Vorwort* (see note 42).

Pirang's approach to manors and architecture as a whole

The grand words do not stop there. Pirang's book is indeed a monograph on a vanished world, and sentimentality is evident throughout his text. This does not mean, however, that the book is lacking in scholarly qualities, even if it does get repetitive and somewhat emotional at times. Pirang highlights his case as follows:

“Über die kulturellen Leistungen unsres baltischen Adels ist viel geschrieben worden – pro et contra [...]. Wir wollen einmal im Bilde die Steine reden lassen und unvoreingenommen und leidenschaftslos die baukünstlerische Schöpfung des baltischen Landadels, wie sie uns im Herrenhaus entgegen tritt, näher prüfen.”⁵⁶

Pirang was fifty years old at the time of the first volume's publication, and, having taught art history for some time, he had formulated his own ideas about local history of architecture in general that he evidently wanted to share – perhaps even as a summary of his life's work. At the beginning of each volume an index of manors (*Güterverzeichnis*) is provided. The chapters do not merely provide descriptive accounts of particular manors, however, but accompany the annotations with long theoretical discussions of the roles and essence of architecture in general from the earliest times, and the historical conditions that enabled certain forms to develop. His five-page foreword in volume 1 (much shorter and more technical in the next volumes) is followed by chapters with telling titles: *Baudenkmäler als Urkunden*, *Das Problem des Hauses und die Architekturgeschichte*, and *Das baltische Gutsgebäude*, and some more descriptive ones thereafter. In fact, the book is untypically contextualizing in nature compared to most others published at the time,⁵⁷ discussing the overall necessity of such a study as well as the very task of writing architectural history.

Pirang saw the whole history of Baltic architecture as a three-fold narrative: the age of construction (ca. 1200–1550) followed by ages of destruction (ca. 1550–1721) and rebuilding (1721–1914).⁵⁸ This last epoch, following the Great Northern War, constitutes the focus of the manor book. He divides that phase of rebuilding again in three, devoting the volumes about manors to the stages of his new periodisation of architectural development accordingly: 1) *Die älteste Zeit bis um 1750* that he refers to as *Wiederaufbau*, *Neubau von Grund* (Baroque); 2) *Die Blütezeit um 1800* (Rococo, Classicism); and 3) *Die neuere Zeit seit 1850*, interpreting it largely as one of *Stillstand* (revival styles, Art Nouveau).⁵⁹

One ought not to expect such a general narrative in a monograph on manor houses at all. Indeed, most handbooks had a brief introduction of one page. This one has forewords, prefaces and a long introduction, plus it continues discussion of the principal topics and meanings in the following chapters. He writes about cultural history and heritage in a much

56 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 16.

57 See also Krista Kodres: Freedom from Theory? An Attempt to Analyse Sten Karling's Views on (Estonian) Art History, in: *Journal of Art Historiography* 3 (2010), pp. 1-17, http://arthistoriography.files.wordpress.com/2011/02/media_183177_en.pdf [accessed: 29th August 2019].

58 *Zeitalter des Aufbaus, der Zerstörungen und des Wiederaufbaus*, see Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 10.

59 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 12.

broader context than the history of mansions. On the one hand, this has to do again with the publication date of Pirang's volumes, which apparently left him in no doubt that the whole essence of Baltic culture had to be compressed into them. On the other, there was the responsibility of a scholar that he himself referred to. Even beyond manor architecture, there was not much to rely on: Pirang's book is the first – and remained the only – attempt to write the history of art of all three Baltic provinces after Neumann's 1887 monograph *Grundriss einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*.⁶⁰ Pirang writes:

“Eine Darstellung der baltischen Architekturgeschichte unter Beobachtung der heutigen Trennungslinie wäre daher ein Unding und könnte nur in Bezug auf die Bauernhausentwicklung gelten. Die ganze kirchliche und profane Baukunst hüben und drüben zeigt ein durchaus einheitliches Gepräge [...]”⁶¹

Looking at different types of buildings, Pirang elaborates,

“tritt das Gesamtbild der ganzen Architektur eines Landes deutlicher in die Erscheinung, und die inneren Zusammenhänge zwischen Bauform und Kulturform offenbaren sich in ihrer beziehungsreichen Mannigfaltigkeit. Die Werke der Baukunst werden damit zu monumentalen Verkörperungen des Kulturwillens bestimmter Zeitalter. *Baudenkmäler sind Kultursymbole*.”⁶²

Although he is clearly well acquainted with international research in the field, he does not associate his interpretations with any theoreticians' approaches. To what extent could his idea of *Kulturwillen* be connected with Alois Riegl's notion of *Kunstwollen*, for example, the artistic volition of a community that also encompassed the creative will of individuals? Pirang had certainly read some writings by Riegl and held them in high regard.⁶³ Pirang goes on to mention a *Kollektivwollen*:

“Der Architekt als Gestalter ist nicht frei in seinem Wollen und Schaffen, er ist letzten Endes ein ausführendes Organ im Auftrage der sozial gegliederten Allgemeinheit. [...] Weder ein Architekt hat sie je frei aus seiner Phantasie heraus erfunden oder gefunden, noch hat sie ein Bauherr je verlangt. Sie sind entstanden als das Ergebnis der organischen Gebundenheit alles baukünstlerischen Schaffens an die Lebensbedürfnisse der menschlichen Gesamtheit. Die Bautypen verschiedenster Art sind allmählich geworden als Niederschlag eines durch Generationen hindurch wirkenden Kollektivwollens, wie es sozial im Zeitalter bedingt ist. Jede soziale Schicht der menschlichen Gesellschaft hat das ihr angemessene Bauprogramm für den ihr zukommenden Haustypus. Je klarer und ausgesprochener die Eigenart einer Gesellschaftsklasse, je einheitlicher die Lebens- und Arbeitsweise, die Sitte und die Ge-

60 Neumann, *Grundriss* (see note 27).

61 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 2.

62 *Ibidem*, p. 7.

63 He refers to Riegl in e.g. Pirang, *Regelung* (see note 29), p. 177.

sinnung bei den verschiedenen Angehörigen dieser Klasse, umso bestimmter das Bauprogramm und umso gleichartiger das 'Haus'. Aus der Reinheit des Haustypus kann man auf Rassigkeit der Gesellschaftsklasse schließen. Das gilt besonders in Bezug auf zwei Haustypen, auf das Bauernhaus und auf das Herrenhaus."⁶⁴

At first sight, collective memory might seem to be a far-fetched notion in the study of interwar debates, but in fact the Estonian state heritage inspector in the 1930s, Eerik Laid, asserts quite clearly: "Local history carries the same meaning for the members of a society as family tradition carries for an individual."⁶⁵ Although similarities can be found, it remains to be determined whether Pirang or his colleagues had any knowledge of Émile Durkheim's or Maurice Halbwachs's concepts of a collective consciousness and identity. Further parallels could be detected with the ideas of *Völkerpsychologie*, especially with Heinrich Wölfflin's concept of *Architekturpsychologie*.⁶⁶ What can be said is that Pirang is essentially writing a social history of architecture (which became a full-fledged approach only in the post-World War II years⁶⁷), undoubtedly seeing social classes as the determining forces of architectural decisions.

Families, owners and the provenance history are briefly addressed, one by one, in encyclopedic annotations in the chapters *Zur Gütergeschichte* in each volume, which ignore architecture. In Pirang's own accounts, strictly generalizing tendencies are discussed. Olev Suuder has suggested that Pirang's "choice of objects was influenced by the academic opinion of local aristocratic families regarding historical and art monuments, and thus only well-known manors made it onto the list".⁶⁸ My reading does not quite confirm this, given that Pirang's judgement does not conform to a standard set of values. In addition to his general reinterpretations of the nature of architecture and periodization of Baltic architecture, he incorporates many wooden manors in the book, for example, that in later research tend to be backgrounded.⁶⁹ It even seems as if the families have been written out of his general narrative intentionally, possibly because he does not consider their inclusion to be scientific in art-historical terms, or simply because the focus of his text is on the formal features of the structures and their wider cultural significance.

To me it seems that he thereby interprets the buildings through the lens of heritage, rather than of art history. Heritage is about the wider reception of those monuments, beyond their artistic value in the eyes of those who cherish culture anyway. Given the ideological

64 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 8.

65 Eerik Laid: Muinsuskaitse pedagoogilise tegurina [Heritage protection as a pedagogical factor], in: *Eesti Kool* 1 (1938), pp. 15-22, here p. 19. See Pierre Nora: *Between Memory and History: Les Lieux de Mémoire*, in: *Representations* 26 (1989), pp. 7-24, here p. 9; Lowenthal, *Fabricating Heritage* (see note 16), pp. 10 f., 16.

66 Heinrich Wölfflin: *Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur*, München 1886; Geleit (see note 41).

67 See Arnold, *Reading* (see note 14).

68 Olev Suuder: *Inventory of Manors – Future of the Past*, in: *Baltic Journal of Art History* 3 (2011/2012), pp. 80-84, here p. 80.

69 See e.g. Elis Pärn: *Puitmõisad Põhja-Eestis 18. sajandist 20. sajandi alguseni* [Wooden manor houses in northern Estonia from the 18th century to the early 20th century], BA thesis, University of Tartu, Tartu 2018, pp. 4-7. Available: [Universitas Tartuensis DSpace, http://hdl.handle.net/10062/60624](http://hdl.handle.net/10062/60624) [accessed: 30th August 2019].

difficulties of writing about those monuments at that specific moment, with rapid changes to the physical objects themselves and a flow of reinterpretations in approaching them over only a couple of decades, it is no wonder that such a path was chosen for the manor book. What 'heritage' also does is to make the political aspects of the topic more visible, and this was evident to Pirang as well:

“Die Architekturgeschichte ist ein getreues Spiegelbild der Schicksalsgeschichte des Landes. Je vielgestaltiger und bewegter die Vergangenheit, umso beziehungsreicher – aber dadurch zugleich auch schwerer deutbar – ist die Sprache der baulichen Urkunden.”⁷⁰

Yet Pirang does not attribute this quality to all extant buildings. He creates his own hierarchies. He is indeed interested in the formal qualities of the buildings, but in his eyes the value of a work of architecture lies in its ability to truly capture the historical moment of its making:

“wenn das Bauwerk als Ergebnis geistiger Triebkräfte innerhalb einer Kulturperiode gewürdigt wird [...], dann erst gewinnen die Baudenkmäler der Vergangenheit urkundlichen Wert, dann erst wird der leblose Stein, den Menschenhand ins Bauwerk fügte, zum beredten Zeugen einer entschwundenen Zeit.”⁷¹

Beyond doubt, his candidate for the most successful such attempt was the Baltic manor house, starting with the historical and social points of view:

“tonangebend für die zeitgemäße Formgestaltung [...] ist das vornehme Wohnhaus der sozialen Oberschicht, der feudale Landsitz des Adels. Die noch heute gültigen Regeln des guten Tones im gesellschaftlichen Verkehr sind in diesem aristokratischen Wohnhaus des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Die höchst differenzierten Wohnansprüche einer verfeinerten Gesellschaftskultur haben in vollendeter Form ihren künstlerischen Ausdruck gefunden im ‘Herrenhaus’. [...] Dieser Bautypus ist das bevorzugte Problem, der erklärte Liebling der vielen Architekturtheoretiker jener Zeit und ist ohne Zweifel deren ausdrucksvollstes Kultursymbol.”⁷²

Pirang goes on to prove that the mansions personified the ‘Baltic’ essence in their form as well:

“Welche Bauformen sind es, die wir als ‘echtbaltisch’ empfinden? Welche Stilart ist es, die in den vielen Tausenden von schönen Baudenkmälern, den Wohnhäusern in der Stadt, den ‘Höfchen’ und den Herrenhäusern uns so altertümlich anmutet, uns anheimelt? Welche Stilform ist im Gesamtbild die tonangebende, die durch die Zahl der Beispiele sämtliche anderen weitaus übertreffende?”⁷³

70 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 7.

71 *Ibidem*, p. 7.

72 *Ibidem*, p. 8.

73 *Ibidem*, p. 15.

The answer to his question is, not surprisingly, the manor houses, and especially those built from ca. 1750 to 1850, the *Blütezeit*. This period was crucial to determining not only the character of architecture, as Pirang puts it, but also the cultural essence of *Baltentum* as a whole.⁷⁴ While Neumann had paid very little attention to the 18th and 19th centuries in his groundbreaking *Grundriss* [...], Pirang calls the period following the Great Northern War an age of “beneficial peace” and “overall rise”.⁷⁵ Architecture of this era is

“vollkommen selbstständig. Weder ist sie deutsch, noch ist sie russisch, weder lettisch, noch estnisch oder gar schwedisch – sie hat ihre festgegründete Eigenart. Sie ist wurzelecht an die Scholle gebunden, ist bodenwüchsig – ist ‘baltisch’ geworden.”⁷⁶

This could indeed be described as the biggest contribution of his monograph, albeit also the most problematic one. The idea of a Baltic *Heimat* had already emerged in the mid-19th century,⁷⁷ but in art history it was always the German face of local art and architecture that was highlighted, rather than the unique Baltic traits; the idea of belonging to Western civilization as its colonial offspring. This was certainly a position that needed defending in an age of Russification in the late 19th century. Pirang mentions the colonial character of medieval architecture of the area on several occasions, building on 19th-century authors who had used similar vocabulary. By the 1920s these statements had acquired further ideological significance. Seeking a specifically Baltic visual identity was not a common feature in earlier Baltic German scholarship,⁷⁸ but Pirang was ready to cross that line. The longest-living contribution of *Das baltische Herrenhaus* is probably its implementation of the concept of *urbaltisch*, again relating to ancestry, and more indirectly also to the justification of one’s historical right to the land. Pirang’s book quite clearly addresses a German-speaking audience, but its appeal does not depend on the language alone. All in all, the monograph served rather as a memento for the Baltic German community. By this means, the Baltic Germans and their patriotic goals could be compared in various ways with the small nations raising their heads across Europe who similarly struggled to create and preserve their symbols of a glorious past.

Estonian approaches and interwar debates: Coming to terms with an ‘alien’ past

What makes the book particularly interesting is its date of publication. After the independent nation-states were declared in 1918, a large part of the Baltic German population left. New ownership automatically brought with it long discussions over how this heritage was to be adapted and assimilated. The political changes also brought about several legislative

74 Ibidem, pp. 12, 15.

75 Ibidem, p. 10.

76 Ibidem, p. 13.

77 Ibidem, p. 14; Ea Jansen: Das ‘Baltentum’, die Deutschbalten und die Esten [2005], in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 2 (2007), pp. 71-111, here pp. 73-80.

78 See Kristina Jõekalda: *Baltic Identity via German Heritage? Seeking Baltic German Art in the Nineteenth Century*, in: *Kunstiteaduslikke Uurimusi / Studies on Art and Architecture* 23 (2014), no. 3/4, pp. 79-110.

alterations. Such 'crises of time', to use historian François Hartog's term, are central to understanding heritage. Cultural monuments are by essence defined by and inseparable from social temporalities and discontinuities.⁷⁹ What was the general atmosphere of the 1920s in terms of historical art and architecture from the Estonian point of view? Highlighting the lineage from the colonial ancestors and defending the idea of a unique Baltic essence captured by manorial architecture might indeed have raised eyebrows at the time. But for a historian, this is the most interesting aspect of the book for this same reason.

The Estonians and Latvians did begin to seek arguments for preserving and appreciating those artworks and buildings they had now inherited, however, and this was not an ideological or intellectual challenge alone. This 'alien' heritage simply had to be appropriated in the first place for pragmatic and economic reasons: the young state lacked a national architecture of its own that could house the new administrative and representative institutions, nor could it afford to build all that right after the war – especially in the rural areas, where the manors were the most conspicuous representatives of this 'alien' heritage. After the land reform, many of the manors began to serve a public function as schools, hospitals, sanatoria, retirement homes, etc. Some were given by the state to veterans of the War of Independence.



Ill. 4: Udriku (Uddrich) manor in northern Estonia, finished in 1803, was in the possession of the von Reh binder family until nationalization. Since 1922 a care home, first for children with mental disorders (*Nõrgamõistuslike Laste Kodu*), from 1929 to 1938 for distinguished War of Independence veterans awarded the Cross of Liberty. Photo from ca. 1930. Courtesy of the Estonian Film Archives of the National Archives of Estonia (0-181144).

This did not mean, however, that the issue of an 'alien' heritage would be tolerated without public discussion. The common arguments in these debates were, firstly, that the main houses of manor complexes were among the most luxurious representatives of 'high' art

79 François Hartog: *Regimes of Historicity: Presentism and Experiences of Time*, transl. Saskia Brown, New York, NY 2015 [2003], p. 152.

in the area; secondly, that the tumult of history had lent a helping hand (after most of the Baltic Germans had left their estates it was much easier to accept them as part of one's own past); and thirdly, that due to their great number, many of the manors were in a devastatingly neglected state, drawing the attention of the civilized citizen rather than engaging merely with narrow, nationally-minded perspectives. By the time Pirang's book was published, many issues were still unsolved and often the buildings stood in a state of neglect. Moreover, the auxiliary buildings of the manor complex often became divided among several different owners.

There were obstacles, too, from the discipline of art history: the tradition of reserving more contemporary architecture for non-professional art historians continued in the inter-war years. Even though a heritage conservation act now existed, most of the manors were considered to be too recent to be protected by law; to be interpreted as heritage, in other words, and this corresponded to the international disciplinary practice of the era. Ethnographers studied vernacular architecture, but there were no scholarly accounts of new Estonian national architecture either (which was indeed hard to define), apart from some critical texts by Hanno Kompus.⁸⁰ Considering the national agenda of the nation-state along with its humanities, this is still somewhat surprising. One might think that the first generations of academics were simply keen on applying international standards, rather than creating new ones from scratch. Such assumptions are easy to overinterpret. Perhaps the sheer lack of specialists brought about this result instead: in a small research community, limited staffing resources may well have been just as important a reason why the more recent layers of architecture were scarcely studied.

During the preparation of the heritage conservation acts, private property rose as an issue again, prolonging the process by several years.⁸¹ In Latvia the heritage conservation act took effect in 1923.⁸² In Estonia active debates continued, culminating with the act in 1925, which claimed that all historical periods were valuable for Estonian culture but phrased the point quite curiously: all that has a "national, scientific or art-historical importance".⁸³ The 'or' is rather remarkable here. The categories of 'national' and 'scientific' did not therefore automatically include art-historical value within them; the latter was seen as a different kind of value. Although history, archaeology, ethnography, literature, were quickly termed "national sciences", in art history the task of determining the national component proved somewhat more difficult.⁸⁴

80 E.g. Hanno Kompus: 20 aastat ehitamist Eestis. 1918–1938 [20 years of building in Estonia. 1918–1938], Tallinn 1939. See also Jõekalda, *Heritage, Patrimony* (see note 4).

81 Eerik Laid: Législation sur la protection des monuments historiques en Estonie, Tallinn 1937, p. 3.

82 Likums par pieminekļu aizsardzību [Law on monument protection], in: *Valdības Vēstnesis* 133 (1923), p. 1.

83 Muinasvarade kaitse seadus [Heritage protection act], in: *Riigi Teataja* 111/112 (1925), pp. 603–605, here p. 603.

84 F.[erdinand] Leinbock: Eesti rahvusteaduste areng. Tuleviku ülesanded ja nende tähtsus eesti rahvuskultuuri arendamisel [The development of national sciences: Future tasks and their importance for developing Estonian national culture], in: *Eesti rahvuskultuur*, [Tartu] (1933), pp. 51–53.

Another question is whether Pirang's 'Baltic' was supposed to mean something different from the previous Baltic German usage of the word, which nearly always referred to the Baltic Germans alone. How much did his idea of unity within the Baltic area include the local inhabitants? Early-20th-century efforts of the Baltic Germans to establish a heritage law had been unsuccessful. Now, dividing the objects between Estonian and Latvian territory and legislation brought further obstacles for art-historical monuments. Pirang does not openly criticize the current states, but he does exclaim:

“Von einer einheitlich organisierten ‘baltischen’ Denkmalpflege kann heute keine Rede mehr sein [...]. Beide Staaten betätigen sich denkmalpflegerisch nur auf ihrem Landesgebiet und verlegen den Schwerpunkt ihres Wirkens naturgemäß auf ihre völkisch-nationalen Denkmalsobjekte.”⁸⁵

Buildings were often listed as protected monuments with the justification that they were without proper use and in a poor condition, but, curiously, the very same arguments were sometimes used to delete them from the list of monuments. Sometimes it was the owners themselves who asked to have their property taken off the list – at times with success.⁸⁶ This also testifies to the urgency and disarrangement of the early days after the heritage conservation act. In an age when photography was not yet wide-spread, monuments were often listed only on the basis of brief annotations, while the informants were not always sufficiently trained for such judgement. Study trips in the manner of a basic inventory were carried out by students of art history in the early 1920s. After 1925 the law gave this responsibility to the municipalities and to a wide assortment of correspondents who were often not particularly knowledgeable in the field, either. With the 1936 amendment, a network of trustees was developed.⁸⁷

By 1936, 420 historical monuments were listed, many of them as ensembles. The manors comprised about 13% of them.⁸⁸ More recent architecture was particularly prone to sharp re-evaluations. During the 1930s, several of the 19th-century main houses of manors were deleted from the list with the justification that they were “too new, worthless”; and this disparagement was made by the esteemed professor of art history at the University of Tartu, the Swedish-born Sten Karling.⁸⁹ Evaluations varied over time, but also greatly among the specialists themselves, depending on their training, school of art history, descent, personal

85 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 1.

86 As testified by documents in National Archives of Estonia, ERA.1108.5.762, pp. 8, 14: correspondence.

87 Muinasvarade kaitse seadus (see note 83); Muinasvarade kaitse seadus [Heritage protection act], in: *Riigi Teataja* 67 (1936), pp. 1489-1494.

88 Eerik Laid: Täiendatud Muinasvarade kaitse seadus [Revised Heritage protection act], in: *Ajalooline Ajakiri* 3/4 (1936), pp. 164-168, here p. 165; Laid, *Législation* (see note 81), p. 5. In late 2019 there are 26 485 monuments listed in Estonia, of which 5 273 are monuments of architecture. 45% (2 407) of all built monuments are part of manor ensembles, 283 of them the main houses (or their ruins). Comparison to ‘our own’ vernacular heritage on the list is striking: only 4% (223) represent part of a farm complex. See Statistika [Statistics], in: *Kultuurimälestiste riiklik register* [National registry of cultural monuments], s.a. <https://register.muinas.ee/public.php?menuID=statistic> [accessed: 23rd August 2019].

89 National Archives of Estonia, ERA.R-14.1.467, pp. 24-30: correspondence.

stylistic preferences and academic interests. In the tiny academic community of Estonia a single opinion often has a long-lasting effect. Many of these monuments had been listed at the suggestion of Karling's colleague at the same institute, Voldemar Vaga, whose interests centred on 19th-century architecture at the time.⁹⁰

Also in terms of Classicism, the cut-off date (as a guarantee of quality) seems to have been roughly the year 1850.⁹¹ This corresponded exactly to Pirang's own periodization in his monograph. Despite his overarching aim to include the whole history of Baltic manors (and Baltic architecture more broadly), Pirang was clearly less attracted to developments after the mid-19th century. What is particularly interesting is that by the 1920s, something more than 60 years had passed since then, so Pirang indeed ended up respecting Riegl's definition⁹² to the letter.

In 1931 there had been 53 manors and 69 town dwellings protected,⁹³ but, curiously, by 1934 the number had risen to 56 in the case of manors, while the number of town dwellings had decreased to 54 for reasons unknown.⁹⁴ It is also sometimes difficult to assess the changes in the monument lists found at the archives because parallel versions of the ever-changing lists or its relevant parts were kept by the respective university chairs and the municipalities, while copies of the whole list for state monuments were stored at the Ministry of Education.⁹⁵ As a result, one cannot always determine when a particular version of the list was last updated.

Given that such rapid changes were inherent in the disciplines of art history and heritage preservation, it is hardly surprising to find similar, yet much more forthright attitudes in the daily press. Looking at discussions contemporary to Pirang's book, a remarkable newspaper article from 1925 by Ants Laikmaa, the leading painter of the Estonian national school, stands out. Laikmaa tried to reshape Estonian public opinion, defending the value of the "alien" monuments, or at least their more historical layers: "We did not inherit bare land, but manors and forests that have been constructed, preserved and grown with our efforts and sweat".⁹⁶

Baltic German authors like Neumann tended often to refer to the soil on which the buildings stood, sometimes in terms evocative of the slogan *Blut und Boden* that truly came to prominence in the Nazi era. Here the settlement myths melted harmoniously together

90 E.g. Voldemar Vaga: Die Architekten der Dorpater Universität [MA theses, University of Tartu, 1926]. For a longer discussion see Kristina Jõekalda: 'Võõra' pärandiga leppimine ja lepitamine. 1920.–1930. aastate debatid ajaloolise arhitektuuri väärtuse ja kaitse üle [Coping and reconciling with the 'alien' heritage: Debates over the value and protection of historical architecture during the 1920s–1930s], in: Linda Kaljundi, Helen Sooväli-Sepping (eds.): Maastik ja mälu. Pärandiloome arengujooni Eestis [Landschaft und Erinnerung. Entwicklungstrends der Schaffung von Kulturerbe in Estland], Tallinn 2014, pp. 182–245, here pp. 205–210.

91 National Archives of Estonia, ERA.2218.1.84, pp. 1–32: Muinsuskaitsele.

92 See Pirang, *Regelung* (see note 29), p. 177.

93 G.[ottlieb] Ney: Denkmalschutz in Estland, Tallinn 1931, pp. 6 f.

94 Hariduse- ja Sotsiaalministeeriumi tegevuse ülevaade 1918–1934 [Survey of the activities of the Ministry of Education and Social Affairs, 1918–1934], Tallinn 1934, p. 9.

95 During 1929–1936 the Ministry of Education and Social Affairs. National Archives of Estonia, ERA.1108.5.371, p. 2: Muinsusnõukogu.

96 Ants Laipman [Hans Laipman]: 'Saxa loquuntur' [...], in: *Päevaleht*, 8th September 1925.

with the “right” blood in the settlers’ veins.⁹⁷ Such vocabulary was taken to another level in the interwar era: the same argument was used to justify the maintenance of German heritage under the Estonian nation-state. In both Alfred Vaga’s and Voldemar Vaga’s handbooks of the history of art and architecture in Estonia, the claim that the construction materials had come from ‘our’ native soil was a common argument for seeing them as part of the Estonian history of art. Moreover, they had allegedly been built by Estonian construction workers and masons.⁹⁸ This argument could also be turned upside down, devaluing the artistic or cultural qualities of a structure. When the demolition of Gothic revival-style Sangaste manor (Sagnitz) was discussed in the 1930s, for example, it was emphasized that its value lay in its high-quality brick- and wood-work, rather than in its external appearance or style.⁹⁹

Despite promoting the “alien” heritage of the area, Laikmaa, writing in 1925, curiously still found a way to imply that the Baltic Germans’ more contemporary architecture was of course ridiculous, even degenerate. He specified, referring mostly to manors, that the problem lay not in having followed German examples, but in having done so in a crude way. Laikmaa quoted a German visitor who allegedly said, when viewing Tallinn from Laikmaa’s balcony: “What I have secretly feared, I find confirmed today: the Baltic overlords [*saksad*] lag centuries behind their motherland – *Saxa loquuntur* – the stones speak.”¹⁰⁰

In 1935 the influential architecture critic Hanno Kompus conveniently developed this point further, asking ironically if Estonians had inherited anything at all of value from their foreign rulers. He blamed the crude appearance of local medieval architecture on the German colonizers having lacked a sense of monumentality, disregarding the fact that these had been the first stone structures in the whole area. In the case of revival styles in manor architecture, too, Kompus skilfully masked his personal stylistic and ideological preferences as professionally driven statements. He called the Baltic Germans’ (and also local Russians’) blind following of contemporary international trends a vulgarisation of noble Classicism, that spoiled it with petty Biedermeier and Romantic traits.¹⁰¹ Nor did Kompus stop there:

“The latter half of the 19th century as a whole has brought rather hideous ‘role models’ to our land, and in this our former ‘masters’ to whom these examples belong have managed to leave behind a particularly poor and miserable memory of

97 See e.g. Robert Cecil: *The Myth of the Master Race: Alfred Rosenberg and Nazi Ideology*, London 1972, pp. 165 f.

98 E.g. Alfred Vaga: *Eesti kunsti ajalugu, 1: Keskaeg* [The history of Estonian art, 1: The Middle Ages], Tartu 1932, pp. 68-70; Voldemar Vaga: *Eesti kunst. Kunstide ajalugu Eestis keskajast meie päevini* [Estonian art: The history of arts in Estonia from the Middle Ages to the present day], Tartu et al. 1940–1941, pp. 5-8. See Jõekalda, Vööra (see note 90), pp. 212 f.

99 Sangaste loss lammutamisele [Sagnitz castle to be demolished], in: *Uus Eesti*, 28th June 1938, no. 174, p. 7. According to a newspaper article, the rooms were too dark even to consider establishing a school on the premises (Sangaste loss ei sobi koolile [Sagnitz castle not suitable for a school], in: *Rahvaleht*, 9th February 1939, no. 34, p. 3).

100 Laipman, Saxa. Cf. Elisabeth Ruge, Peter Ruge: *Nicht nur die Steine sprechen deutsch... Polens Deutsche Ostgebiete*, München et al. 1985.

101 Hanno Kompus: *Meie ehituslik pärandus* [Our built heritage], in: *Päevaleht*, 5th January 1935. See also Kristina Jõekalda: *Memories and Memorials: The Predicament of a Nation State*, in: *U: Estonian Urbanists’ Review* 18 (2016), pp. 2-9, here pp. 4-7, <http://www.urban.ee/pdf/18/U-18-en-complete.pdf> [accessed: 23rd August 2019].

themselves. [...] Benckendorff built a pink castle in Keila-Joa [Schloß Fall ...] in *soi disant* Tudor-style, of which not a single role model from the true Tudor era can be found in the whole archipelago of Great Britain. Baggo [Baggehufvudt] built a similar fake German-Gothic castle in Vasalemma [Wassalem]. Berg of Sangaste was a little luckier in his choice of architect. It is still just the external scenery, decoration [...]; the interior, however, at least in the last two cases, is downright foul and appalling.”¹⁰²

Reading texts like this, one might think that the Baltic German manors were a particularly difficult kind of heritage to grow accustomed to, but in fact, correspondence in the archives proves that municipal administrations in the countryside were among the first to propose that manor houses be listed.¹⁰³ There were not that many sites to be considered nearby in rural areas, and perhaps the manors were seen to be in most immediate danger under the new state, while the churches, for example, continued to serve a function. Moreover, the churches had long become part of the Estonians’ protestant (Lutheran) identity;¹⁰⁴ the preservation of sacral art was hardly ever discussed from such an ideological point of view.



Ill. 5: Sangaste manor (arch. Otto Pius Hippius, designed in 1874, constructed until 1881) was commissioned by Friedrich Georg Magnus von Berg, whose family resided there until his death in 1938. Photo from ca. 1911. Courtesy of the National Archives of Estonia, Tartu (EAA.1691.1.155.25).

102 Kompus, Meie (see note 101).

103 E.g. National Archives of Estonia, ERA.1108.5.374, p. 235 f.: Harju.

104 See Tiina-Mall Kreem: Die 'sichtbare Kirche'. Der lutherische Kirchenbau in Liv- und Estland unter Alexander II., in: Forschungen zur baltischen Geschichte 6 (2011), pp. 101-119.

Considering the mockery of Baltic Germandom by the locals, which had been gradually increasing since 1905 (despite parallel tolerant voices), Pirang's statement gains additional value. The nationalization and public use of the manors must have seemed a mockery of fate to the Baltic Germans. Compared with the attitude of Estonian newspaper articles, Pirang's book can even be seen as an attempt to demonstrate the dignity of the Baltic Germans after the land reform.

On the whole, Pirang focuses on what might tentatively be called the 'national awakening' of the Baltic Germans that he dates to the late 18th and first half of the 19th centuries. That is most clearly articulated at the end of his first chapter, where he praises the Baltic Baroque:

“Das ist in tieferem Sinn überhaupt erst ‘baltische Architektur’ die wurzelständig, wie aus dem Boden erwachsen, deutsches Erbgut mit übernommenem Lehngut in sich organisch verbunden hat. [...] Diese baltische Baukunst gibt es nur einmal und kann es nur auf baltischem Boden geben. Sie ist der formgewordene Ausdruck der baltischen Kultur, die in ihrer Eigenart bestimmt wird durch die Landesgeschichte und letztlich in Beziehung gesetzt werden müsste zu den entscheidenden Ereignissen des Nordischen Krieges.”¹⁰⁵

From the Estonian perspective on the periodization of local art history, however, it is interesting that the era that constitutes the downfall in Pirang's periodization – the latter 19th century – became the centrepiece of the national formulation of an ethnically Estonian history of art, the age of Estonian national awakening. This was first programmatically articulated in Alfred Vaga's survey book from some years later, 1932.¹⁰⁶ Yet, as regards the history of Baltic German art and architecture, and despite the many differences, Laikmaa's and Kompus's mocking tone in fact finds an echo in Pirang's text, albeit one more reserved in tone. Pirang did not praise the late-19th and early-20th-century manor architecture, either; all of them saw it as an age of decline.

In both the German- and Estonian-language press, Pirang's book met with some criticism regarding the scarceness of historical data, and perhaps also the timing of the whole undertaking.¹⁰⁷ But Estonian scholars such as Voldemar Vaga did stress the importance of Pirang's volumes for filling the gap in research on more recent architecture, a marginal field in early art-historical scholarship.¹⁰⁸

105 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 15.

106 A. Vaga, *Eesti kunsti ajalugu* (see note 98).

107 Wilhelm Bockslaff: H. Pirang, *Das Baltische Herrenhaus*, in: *Baltische Monatsschrift* (1931), pp. 59-64.

108 [Author's foreword], in: Voldemar Vaga: *Tartu ülikooli arhitektid* [The architects of the University of Tartu], Tartu 1928, p. not numbered.

Epilogue: What deserves to be preserved, and how?

The moment chosen for the publication of Pirang's book was interesting for several reasons. One side of it is the local inhabitants' perspective. The other side of the same coin is that the new circumstances also mobilized the Baltic German community, who realized the urgent need to maintain the memory of their heritage – at least on paper. I expected to find the Baltic German familial ties in a much more prominent position in relating early historiography. I thus sought to look at the general art historical and heritage narratives, in order to detect where the family level fits in. Although I planned to concentrate on the family perspective in Pirang's book, that outstanding example of such historiography, when I delved into the actual material I was led in other directions. Manors can, no doubt, be seen as centres of family life, especially when one approaches them via genealogical histories. In architectural history, however, at least in Pirang's monograph under analysis here, they are rarely associated with belonging to or representing a particular family. Rather the manors are shown as representations of the whole Baltic identity. His book aims to testify to the wider cultural significance of manors – for all of Balticness (essentially Baltic Germandom), indeed as its essence. Those aspects are often overlooked when Pirang's monograph is referred to in subsequent scholarship: it is recognised as an extensive database, but in my opinion the book's most intriguing traits lie elsewhere. The story of cultural inheritance – or rather, patrimony, i.e. things inherited from the forefathers – with all its inherent difficulties aggravated by the twists of 20th-century history is the most interesting part of the history of manors.

Even though they were attributes of only one social class, Pirang curiously positioned the manors to represent all of Baltic Germandom – a fact which he himself understood perfectly. But the manors are not of course representative of all of Germandom or Baltic Germandom or even Baltic German architecture in the area. Yet, also in the Estonian public discourse they are often interpreted as just that – as symbols of the centuries-long oppression by German-born landlords, or, in a more positive light, as symbols of (the contribution of) German culture in the area, the *Kulturträger* narrative. The very claim of the Germanness of monuments is highly problematic,¹⁰⁹ and Pirang's idea of Baltic particularities makes the case even more intriguing. Yet the history of manors does present a case that allows one to look at the close relationship to one's material past in a manifold way, as *lieux de mémoire*.¹¹⁰ In reality, the manors can be seen as a metaphor for the intertwined relationship of the Baltic German, Russian, and Estonian/Latvian parties. Rather than singularity, they represent complexity, a shared heritage. And, in fact, in his own way Pirang too states that:

“In diesem Bautypus kreuzen sich deutschbürtige, einheimisch-bodenständige und grenznachbarliche Elemente in organischer Verschmelzung und vollkommener Ausgeglichenheit.”¹¹¹

109 See Michaela Marek: Können alte Mauern 'deutsch' sein? Zum Problem 'deutscher' Baudenkmäler in Polen zwischen Nostalgie, Politik, Wissenschaft und Denkmalpflege, in: Hans-Jürgen Karp (ed.): Deutsche Geschichte und Kultur im heutigen Polen. Fragen der Gegenstandsbestimmung und Methodologie, Marburg 1997, pp. 103-117.

110 See Nora, Memory (see note 65).

111 Pirang, Herrenhaus (see note 5), vol. 1, p. 15.

Until independent statehood was declared, the tradition carried on by Baltic German noble families in the construction and maintenance of their material property constituted a rare example in this area: the same community was able to shape the landscape over several generations. Manors inhabited by noble families gave immediate access to heritage through a direct personal connection, rather than by means of awareness-raising campaigns or by stimulating art-historical interest.

Yet, as we know, communities are inventions of the imagination. Their long, unbroken traditions are often an illusion.¹¹² Ever since the appearance of Eric Hobsbawm's studies,¹¹³ much has been written about the role of historians in providing the narratives we live by. It is historians and art historians like Pirang who shape our understanding, often for decades. And he measured the quality of architecture by its ability to represent the era of its construction, because

“Die augenfällige Erscheinung eines Baudenkmals der Vergangenheit lässt uns den Rhythmus des Lebens fast greifbar deutlich nachempfinden. In den Baudenkmalern lebt die Seele der Vergangenheit.”¹¹⁴

My article is a historiographical analysis of this key text on Baltic manors – or rather a commentary on it. I was interested in the solutions Pirang gave to the difficult situation in this critical time – the places in the text where his approach to architecture and its potential is unveiled; where he cries out in strong emotion. There are plenty of them, as there are in the work of several of his contemporaries, both Baltic German and Estonian or Latvian, and the same is true of academic studies. Pirang wrote the kind of history book in which no doubt about the ideological implications remains; the kind that helps one realize how entangled with day-to-day politics scholarly discussions can be. It illustrates a tendency of which we should be increasingly aware today, when we are witnessing an extensive resurgence of nationalism.

At the same time, given that there was not much to choose from in terms of the history of ‘high’ culture, art history and heritage conservation were among the rare fields in the humanities of the new-born nation-states where the goals of German and Estonian scholars were not necessarily very different, or at least, where it was possible to find common ground, even if public opinion was still rather heated at times. On the one hand, despite decades of work in the social history of art and the New Art History, art history is full of such loaded terms as ‘high’ and ‘low’ art, and ‘heritage’ can be seen as a relatively democratic term among its vocabulary. On the other hand, heritage is undoubtedly an elitist phenomenon, tending to empower those who already have a privileged position.¹¹⁵ When looking at the history of historiography and heritage construction, the approaches

112 E.g. Anderson, *Imagined Communities* (see note 15), pp. 5-7.

113 Eric Hobsbawm: Introduction: Inventing Traditions, in: *Ibidem*, Terence Ranger (eds.): *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, pp. 1-14, here pp. 12-14.

114 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 8.

115 See Kristin Kuutma: Afterword: The Politics of Scale for Intangible Cultural Heritage. Identification, Ownership and Representation, in: Tuuli Lähdesmäki, Suzie Thomas et al. (eds.): *Politics of Scale: New Directions in Critical Heritage Studies*, New York, NY et al. 2019, pp. 156-170, here p. 168.

constructed and communicated by the professionals are predominant. All of those aspects also came up in Pirang's work, which can therefore effectively be seen through the lens of heritage studies, even if the field is excessively concerned with our present day rather than historical interpretations. One might even say that with his eloquent publicizing effort, his openly ideological stance, and his clear attempt to determine a unique Baltic (German) identity, Pirang is the perfect author to be analysed in the framework of 'heritage'.

Although they represent an 'alien' culture, the manors still play a prominent part in contemporary Estonia's cultural memory. Ever since the 1920s they have gained familiarity in the Estonian community. Pirang cannot probably be held responsible here alone. He wrote what was essentially an opinion piece in the style of a newspaper article, and at full monograph length; yet despite its populist aspects, his book has held an immense importance for subsequent researchers, including those opposed to his ideological standpoint.

'Heritage' can communicate interpretations more clearly than academic writing. It would be difficult to assess exactly what part Pirang's book played in effecting this reconciliation – in turning manors into a sort of a 'tamed' heritage. In terms of research on art history, it has not stood the test of time in many respects, of course. Strong re-evaluations have been made about early architecture of manors,¹¹⁶ as well as about the later period, *vom Historismus bis zum Jugendstil*,¹¹⁷ on which Pirang casts a rather negative light. But his evaluations have often been the point of departure and criticism for the next cohort of researchers. It remained the only comprehensive account of manors for decades, exerting an unsurpassed influence on many researchers, and one has to look upon it as such. Its value was more than that of a textual and visual overview of the *status quo* of research and the physical conditions of manors in 1920s. There is no doubt about the continued importance of this book for Estonian and Latvian researchers as a reference work, probably because the encyclopedic part is kept strictly separate from the ideologically-coloured chapters.

One could then conclude that it is not only the stones that speak; the texts are even more talkative. And in fact the material objects have little to say without the voice and knowledge of the specialists, as well as the listeners and readers. With his book, Pirang attempted to erect a last monument to Baltic German culture. It seems like stating the obvious, but, indeed, what certainly deserves to be preserved for future generations is the historiographical tradition, including examples like *Das baltische Herrenhaus*. The book can be seen as an example of what we would today call heritage studies in several respects, but by now it has come to constitute in itself a case of historiographical heritage.

Feuereisen once wrote about Baron Wolff, who continued to contribute to the three volumes, that his "Heimatliebe damit ein bleibendes Denkmal gesetzt hat".¹¹⁸ As a precedent for creating a national tradition in Baltic architecture,¹¹⁹ Pirang's "heritage" is valuable for the history of the discipline – beyond the love of his homeland to which it gives an enduring form, and despite its ideological allusions. Just like the monuments themselves,

116 E.g. Ants Hein: *Stenhus'id, arx'id, torne'd...* Eesti mõisaarhitektuuri vanem kihistus [Stenhus, arx, torne... The oldest layer in manor architecture of Estonia], Tartu 2016.

117 Especially Hein, *Eesti mõisaarhitektuur* (see note 8). He too begins the revival styles with mid-19th century, but takes the first stylistic explorations back to the 1830s.

118 Feuereisen, Vorwort (see note 42).

119 Cf. Jõekalda, *Monuments* (see note 26), pp. 219-222.

those “eloquent witnesses of a lost time”,¹²⁰ texts must be viewed with critical distance but with keen attention as well, because they can answer questions not only about the time in which they were written but about the present, and perhaps even the future.

Archival sources from the National Archives of Estonia (Rahvusarhiiv)

ERA.1108.5.371, p. 2: Muinsusnõukogu kokukord [Rules of procedure of the Heritage Council] (1925–1926).

ERA.1108.5.374, pp. 235 f.: Harju Maakonnavalitsuse ettepanekud Haridusministeeriumile [Harju county municipality's proposals to the Ministry of Education] (1926).

ERA.1108.5.762, pp. 8, 14: correspondence (1933–1934).

ERA.2218.1.84, pp. 1-32: Muinsuskaitsele võetud ajalooliste muinsusvarade nimestik [Historical monuments listed under heritage protection] (1935–1940).

ERA.R-14.1.467, pp. 24-30: correspondence (1930s).

Zusammenfassung

In dem Beitrag werden die Zusammenhänge zwischen dem Erhalt der Herrenhausarchitektur und der Tradierung von Familiengeschichte diskutiert; Aspekte des Selbstverständnisses der deutschbaltischen Bevölkerung und insbesondere des Adels in Bezug auf sein Privateigentum angesprochen. Der Untersuchungszeitraum sind die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, als die kulturellen Gedächtnisse in der Region aktiv miteinander konkurrierten.

Inwieweit wurde die Herrenhausarchitektur in der Kunstgeschichtsschreibung aus der Perspektive von Familientraditionen untersucht? Wie wurden Traditionen auch nach der Auswanderung der ehemaligen Gutsbesitzer gepflegt? Anhand der *Heritage Studies* wird diesen Fragen nachgegangen. Im Fokus der Analyse steht die Monografie von Heinz Pirang *Das baltische Herrenhaus*. Das 1926 bis 1930 in Riga in drei Bänden erschienene Buch umfasst den Zeitraum, in dem die Eigenstaatlichkeiten erfolgten (1918), das Eigentum der Deutschbalten war gerade verstaatlicht worden, viele Deutschbalten verließen das Baltikum, und das Gesetz zum Denkmalschutz war 1925 erlassen worden. Andererseits fehlten noch grundlegende Ansätze zur Architekturgeschichte – es gab nur Wilhelm Neumanns 1887 erschienene Monografie *Grundriss einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*. Im Beitrag werden die Einstellungen Pirangs, sowohl im national-ideologischen als auch im akademischen Diskurs, untersucht. Aus heutiger Sicht ist es deshalb interessant, Pirangs Buch durch die Linse der *Heritage Studies* zu betrachten.

120 Pirang, *Herrenhaus* (see note 5), vol. 1, p. 7.

Familiendarstellungen in der lettischen Malerei des 19. Jahrhunderts

von Baiba Vanaga

Der einflussreiche lettische Kunsthistoriker Eduards Kļaviņš vertrat in seinem Sammelband über die Bildende Kunst auf dem Territorium Lettlands im Zeitraum von 1780 bis 1840 die These, dass „ein explizites Familiengruppenporträt in jener Zeit in Lettland nicht beliebt war und dass die Anfertigung eines solchen in einem Zusammenhang mit der deutschen Schule stand, in deren künstlerischen Traditionen Grune ausgebildet worden war“.¹ Als ein seltenes Beispiel eines Familienporträts nannte der Kunsthistoriker das von Johann Samuel Benedictus Grune (1783–1848) in der zweiten Hälfte der 1810er Jahre gemalte „Porträt einer Familie“ (Lettisches Nationales Kunstmuseum) (Abb. 1). Das Porträt stellt eine in klassizistischer Idealisierung gemalte und in der Tradition des Sentimentalismus gehaltene Szene einer Frau als fürsorgende Mutter inmitten ihrer Familie dar. Unverkennbar ist die für die Malerei des Biedermeiers charakteristische Innigkeit des Gemeinschaftslebens: mit dem geliebten Hund und einem Mädchen mit Obstkorb, der von ihrer Schwester angereicht wird. Im Zentrum der Komposition steht das jüngste Kind, das mit einem weißen (möglicherweise Tauf-)Hemd bekleidet ist. Es wird von seiner Mutter in den Armen gehalten. Die Blicke sowohl der Mutter als auch der beiden älteren Töchter sowie der Engel (als zwei eventuell verstorbene Kinder) richten sich auf das Kind. Im Hintergrund ist eine Parklandschaft im Halbdunkel mit der Figur eines Reiters abgebildet. Hierbei könnte es sich um den Vater der Kinder handeln, der aus irgendeinem Grund nicht anwesend ist. Die Familiengeschichte ist aus diesem Porträt nicht klar erkennbar.

Grunes Gemälde entspricht in seiner motivischen Darstellung ganz der Ästhetik des Biedermeier als einem Kunststil, der in den deutschen Ländern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts modern war. Der Biedermeier prägte jedoch mehr als die Kunst, er steht für eine Kultur des Bürgertums, die sich u.a. in der Hausmusik, der Innenarchitektur und auch in der Kleidermode niederschlug. Charakteristika des Biedermeiers sind Idyllisierung und Privatisierung. Neben der Propagierung bürgerlicher Tugenden wie Fleiß, Pflichtgefühl, Treue und Bescheidenheit stand die Familie im Zentrum allen Wirkens. Auf Gemälden des Biedermeiers finden sich daher verstärkt Familienidyllen wieder: eine glücklich wirkende Familie im Wohnzimmer, die liebevoll lächelnde Mutter und der zufriedene Vater, umringt von ihren Kindern.

Vor dem Hintergrund der Kunstentwicklung in den deutschen Ländern konstatiert neben Kļaviņš auch die Historikerin Ulrike Plath mit Blick auf Familien- und Kinderporträts in der deutschbaltischen Kunst des 19. Jahrhunderts,

„dass sich im deutschbaltischen Kunstschatz, wie wir ihn in den estnischen Sammlungen heutzutage finden, im Vergleich zur Biedermeierkunst in Deutschland erstaunlich wenig Darstellungen von Kindern, Müttern und Familien finden. [...] [F]ür diese

¹ Eduards Kļaviņš: *Fine Art 1780–1840*, in: ders. (Hrsg.): *Art History of Latvia*, Bd. III: 1780–1890, Buch 1, Riga 2019, S. 77-136, hier S. 106.

baltische Sonderentwicklung [scheint] nicht allein die Aufspaltung des Kulturguts zwischen Deutschland und den baltischen Staaten im Zuge der Umsiedlung verantwortlich zu sein, sondern vielmehr die örtlichen häuslichen Strukturen der damaligen Zeit“.²

Aus Plaths Untersuchungen von Berichten deutscher Reisender durch die baltischen Provinzen des Russischen Reiches geht hervor, dass die geschilderten deutschbaltischen Frauen sich weniger der Haushaltsführung gewidmet, sondern mehr einem bequemen Leben zugewandt und dabei gesellschaftliche Regeln, wie die Grenzen zwischen den sozialen Schichten, nicht respektiert hätten. Dies sei möglicherweise dadurch befördert worden, dass fast alle Kinder in ihren ersten Lebensjahren nahezu vollständig in die Fürsorge lettischer und estnischer Ammen übergeben worden seien.

Der Blick auf die Veröffentlichungen zur lettischen Kunstgeschichte und insbesondere zur Porträtmalerei des 19. Jahrhunderts bestätigt die Annahme, wonach das Familienmotiv eine marginale Rolle in der Kunst des Baltikums eingenommen habe.³ Das genannte Familienporträt des Malers Grune in der Sammlung des Lettischen Nationalen Kunstmuseums stellt in den öffentlichen Sammlungen Lettlands das einzige in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts professionell angefertigte Familienporträt eines Künstlers aus der Region dar. Kaum stärker vertreten sind die von Amateurl Künstlern gefertigten Familienporträts. Bei ihnen handelt es sich um Miniaturporträts von unbekanntem Schöpfer, auf denen in warmherziger, gleichsam technisch dilettantischer Weise, Mütter mit Kleinkindern, Einzelpersonen und Gruppen von kleinen Kindern und ähnliche Motive malerisch in Szene gesetzt wurden.

Unter den Amateurl Künstlern ist der in Eichenhof (Ozolmuiža) geborene Künstler der Naiven Malerei Karl Ludwig Seebode (1826–1894) hervorzuheben, der in Riga den Beruf des Malers erlernt hatte und in den 1860er bis 1880er Jahren Bewohner ländlicher Gebiete und Kleinstädte Livlands porträtierte. Im Unterschied zu mehreren anderen bekannten Malern, die die einfache Provinzbevölkerung des 19. Jahrhunderts porträtierten, wie beispielsweise Helene von der Brüggen (1804 – nach 1835), die in den 1830er Jahren Bauern und Handwerker aus der Umgebung von Lemsal (Limbaži) und Loddiger (Lēdurga) malte, oder dem Pfarrer von Wohlfahrt (Ēvele), Anton Georg Bose (1792–1860), der in den 1850er Jahren viele seiner Gemeindeglieder porträtierte, war Seebodes Interesse nicht ethnografischen, d.h. dokumentarischen Charakters, sondern entsprang dem Bedürfnis nach Repräsentation. Seebode fertigte seine Porträts auf Bestellung an. Auf diesen kleinformatigen, als Aquarell gefertigten Porträts sind „einfache“ Menschen zu sehen, die feierlich zurechtgemacht, in modischer Kleidung statisch posieren. Anhand des Kleidungsstils konnte die gesellschaftliche Zuordnung zur städtischen Bevölkerung manifestiert werden. Auf dem Porträt sind nicht selten schmückende Accessoires (eine mit Bändern oder Blüten ge-

2 Ulrike Plath: Mütter, Ammen und Korsetts: Frauen im baltischen Biedermeier, in: Anu Allikvee, Tiina-Mall Kreem (Hrsg.): *Balti biidermeier. Panoraame ja lähivaatlusi (Eesti Kunstimuseumi toimetised) / Baltic Biedermeier. Panoramas and Introspections (Proceedings of the Art Museum of Estonia)*, Bd. 1 [6], Tallinn 2011, S. 153-194, hier S. 186.

3 Siehe beispielsweise Kļaviņš (Hrsg.), *Art History (wie Anm. 1); Portrets Latvijā. 19. gadsimts [Das Porträt in Lettland. 19. Jahrhundert]*, [Katalog], zusammengest. v. Dainis Bruģis, Inta Pujāte, Rīga 2014.

schmückte Haube auf einem Frauenkopf, ein Blumenstrauß in den Händen eines Kindes, eine Uhrkette an einer Männerweste oder ein Spazierstock in den Händen) oder aussagekräftige Arrangements (kleine Tische, die mit prächtigen Tischdecken bedeckt und mit Blumenbuketts geschmückt sind) eingefügt. Am häufigsten vertreten sind Porträts von Paaren oder Doppelporträts von Eheleuten. Auch Familienporträts sind vorhanden, beispielsweise das eines Paares, auf dem der Mann auf dem einen Blatt, seine Gattin hingegen mit dem Kind auf dem anderen Blatt abgebildet ist („Bildnis eines Mannes“ und „Frau mit Kind“, beide 1875, Lettisches Nationales Kunstmuseum) (Abb. 2 u. 3), oder das dreier Mädchen („Bildnis dreier Mädchen“, 1870er bis 1880er Jahre, Museum für Geschichte und Kunst von Cēsis). Sowohl auf den Ehegatten-Doppelporträts (beispielsweise „Bildnis des Aufkäufer Balodis und seiner Frau Līze, geb. Busch“, 1880, Museum für Geschichte und Kunst von Cēsis) als auch auf anderen Mehrpersonen-Porträts ist die gegenseitige Verbindung der porträtierten Personen spürbar, die sowohl durch die nahe Positionierung der Körper als auch durch direkte Berührungen offenbart wird. Insgesamt rückt der Ausdruck inniger Familiarität und die detaillierte Darstellung der gegenständlichen Umgebung die Porträts in die Nähe der Tradition des Biedermeiers; die ausgesprochenen Disproportionen der Figuren und das vom Helldunkel unabhängige Modellieren der Konturen ordnen Seebode in den Kreis der Vertreter der Naiven Kunst ein.

Möglicherweise war das Motiv der Familie in der Kunst Lettlands und auch des gesamten Baltikums weiter verbreitet, als es aufgrund der bis heute erhaltenen Arbeiten scheint. So hat der Kunsthistoriker und langjährige Direktor des Schlossmuseums Rundāle, Imants Lancmanis, zu den nicht mehr vorhandenen historischen Porträts darauf hingewiesen,

„dass im Laufe des 19. Jahrhunderts in Lettland weit mehr Bildnisse geschaffen worden sind, als in den früheren Jahrhunderten insgesamt. Der Wunsch, wenigstens auf Bildnissen um sich möglichst viele Familienangehörige, Verwandte und Freunde zu sammeln, war auf die zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstandene Biedermeierkultur zurückzuführen. Kennzeichnend für die Innenausstattungen jener Zeit waren Bildnisse von verschiedener Größe in Öl und Aquarell oder als Bleistiftzeichnungen.“⁴

Lancmanis' jahrzehntelanges Interesse für die Architektur der lettischen Gutshöfe und das deutschbaltische Kulturerbe überhaupt ermöglichte es ihm, das umfangreiche, in verschiedenen lettischen und ausländischen, öffentlichen und privaten Sammlungen bewahrte, fotografische Material zum Interieur der Herrenhäuser zu sichten.

Mehrere der Fotografien, die inzwischen in das wissenschaftliche Archiv des Schlossmuseums Rundāle gelangt sind, zeugen von der im 19. Jahrhundert wachsenden Nachfrage an sogenannten Ahnengalerien. Vertreter des lokalen Adels sammelten und restaurierten in den Herrenhäusern ihrer Landgüter oder in ihren Stadthäusern die historischen Porträts ihrer Familienmitglieder und vervollständigten ihre Galerien durch Porträtmalereien fehlender Ahnen. Zu diesem Zweck suchten die vor Ort arbeitenden Künstler in anderen Sammlungen nach bereits vorhandenen Porträts oder malten sie auch nachträglich anhand von erhaltenen historischen Miniaturen oder Zeichnungen nach. Sie fertigten diese nachgestellten Porträts

4 Imants Lancmanis: *Latvijai zudušie portreti* [Die für Lettland verloren gegangenen Porträts], in: *Portrets Latvijā* (wie Anm. 3), S. 100-132, hier S. 100.

entsprechend der zu Lebzeiten der Porträtierten vorherrschenden Mode. Kleidung und Frisur wurden so aus der Vergangenheit kopiert und übernommen. Die Galerien von Familienporträts wurden auch durch Porträts der aktuellen Hausbesitzer und ihrer Kinder in Form von Gemälden, Zeichnungen und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch durch gerahmte Fotografien komplettiert.

Auf einer vor 1905 entstandenen Fotografie⁵ von dem Interieur des in Nordlivland gelegenen Guts Seemershof (Ziemeri) (Abb. 4) sieht man ein typisches Beispiel einer solchen Ahnengalerie mit Porträts von Mitgliedern der Familie der Barone von Wolf. Die Fotografie zeigt einen Teil der Esszimmerwand des Herrenhauses, auf deren Täfelung acht mit gleichartigen ovalen Rahmen ausgestattete Porträts zu sehen sind. Dargestellt sind sowohl bedeutende Familienmitglieder des 18. Jahrhunderts als auch Gutsbesitzer des 19. Jahrhunderts. Alle Vertreter des Geschlechts derer von Wolf wurden vermutlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einem einzigen Künstler gemalt. Dieser hatte die Bildnisse der historischen Personen anhand von Miniaturen oder entsprechend seiner Fantasie nachgestellt, wohingegen er die Zeitgenossen nach der Natur porträtiert hatte. Im Zentrum der Wand über dem Kamin sieht man ein älteres und in den Ausmaßen viel größeres Familienporträt aus dem dritten Viertel des 18. Jahrhunderts: das von einem unbekanntem Künstler gemalte Porträt Jean-Baptiste de Fallois' und seiner Ehefrau Anne Helene gemeinsam mit ihren zwei jungen Kindern. Bei einem Kind könnte es sich um die Tochter Maria Clementine de Fallois, verh. von Wolf (1759–1821), handeln.⁶ Die Familie wird als eine sich liebende Gemeinschaft dargestellt: Die Eltern sitzen an einem kleinen Tisch vor dem Hintergrund einer Draperie und einer bemalten Wand, das jüngere Mädchen sitzt auf dem Schoß der Mutter, das ältere steht vorne und hat seine kleine Hand in die des Vaters gelegt.

Einzelne andere Familienporträts dieser Zeit, die in den Sammlungen der lettischen Museen erhalten geblieben sind, zeigen, dass schon Ende des 18. Jahrhunderts die Familiarität in der einheimischen Porträtmalerei einen hervorzuhebenden Wert darstellte. So porträtierte beispielsweise der Hofmaler des kurländischen Herzogs Peter, Friedrich Hartmann Barisien (1734–1796), im Jahre 1783 eine Mitauer Familie mit vier Kindern im geselligen Beisammensein. (Das Porträt befindet sich im Lettischen Nationalen Kunstmuseum.) Im Zentrum des Bildes wird die Mutter dargestellt, die sitzend mit dem linken Arm das jüngere Mädchen umarmt und mit der rechten Hand deren Arm stützt. Dahinter steht der Vater, der seine Hände auf die Lehne des Sessels seiner Gattin gelegt hat. Neben ihm sieht man den älteren Jungen mit einem Buch unter dem Arm und einem Hut in der Hand, rechts von dem kleinen Mädchen steht ein Knabe mit einem kleinen Hund auf dem Schoß, und hinter ihm sitzt am Piano die ältere Schwester, eine schon beinahe erwachsene junge Frau in einem feinen rosa Kleid mit einer Rose in den Haaren. Im Hintergrund der Komposition ist ein Fragment des recht prächtigen Hausinterieurs dargestellt: ein Spiegel mit vergoldeten Kerzenhaltern auf beiden Seiten und ein mit einem grünen Vorhang geschmücktes Fenster, durch das sich der Blick in die Stadt, vermutlich das Panorama von Mitau (Jelgava), eröffnet. Möglicherweise hat sich auch dieses Porträt einst zusammen mit anderen Porträts von Familienmitgliedern in der Ahnengalerie eines bisher noch nicht lokalisierten Hauses befunden.

5 Das Esszimmer von Seemershof, [Fotografie vor 1905], Kopie im wissenschaftlichen Archiv des Schlossmuseums Rundāle.

6 Lancmanis, Latvijai zudušie portreti (wie Anm. 4), S. 83 f.

Zwar ist der Schöpfer der Bilder der Ahnengalerie von Seemershof nicht bekannt, in anderen Fällen jedoch sind die Namen der Maler überliefert. So hat beispielsweise der an der Dresdner Kunstakademie ausgebildete Mitauer Künstler Julius Döring (1818–1898) einen großen Teil der Porträtsammlung der Familie von Behr gemalt, die sich einst auf dem Gutshof Popen (Pope) in Kurland befand. Ca. zehn Arbeiten dieser Galerie sind allein Döring zuzuordnen: Porträtoriginale von Mitgliedern der Familie sowie Kopien historischer Abbildungen sowie nachträglich angefertigte Bilder fehlender Familienmitglieder. Zu dieser Sammlung gehörte auch das von dem lettischen Maler Janis Rozentāls (1866–1916) im Jahre 1898 gemalte Porträt des Gutsbesitzers von Popen, Ulrich von Behr (1836–1909). Der Hauptbestand der Porträtgalerie befindet sich bis heute im Familienbesitz in Deutschland; jüngst wurde ein Teil der Bilder an das Schlossmuseum Rundāle übergeben. Döring malte auch für die Familien von Medem, von Schöppingk, von der Osten-Sacken und andere Ahnenporträts.⁷

Neben den nachträglich angefertigten Porträts bilden die Abbildungen von Zeitgenossen den durchaus bekannteren Teil im schöpferischen Erbe Dörings. Wie die Kunsthistorikerin und Döring-Expertin Edvarda Šmite aufzeigt, ist

„die Vielfalt der Modelle von Döring [...] recht groß, – er hat nicht nur Erwachsene, sondern auch kleine Kinder und Greise gemalt, einzelne Personen, aber auch Paare und Gruppen porträtiert. Die gezeichneten Bildnisse sind in der Regel ohne eine räumliche Umgebung, in den Gemälden ist aber die Darstellung reicher gestaltet, wobei für die Charakteristik von Personen verschiedene Accessoires und Ausstattungsobjekte benutzt wurden. Öfters wurden die Bildnisse für bestimmte Zwecke angefertigt – für offizielle Räumlichkeiten oder für Ahnengalerien, zum Andenken oder als Geschenke u.ä.“⁸

Von den in Dörings Arbeitsbuch⁹ insgesamt aufgeführten 1 079 Porträts sind 27 als Familienporträts zu klassifizieren: Auf ihnen sind sowohl Doppelporträts von Familienmitgliedern als auch umfangreichere Gruppenporträts zu sehen, darunter auch solche mit Kindern. Heutzutage ist nur noch eines dieser Werke bekannt: das 1848 gemalte Doppelporträt der Brüder Grosewsky, das im Nationalmuseum in Posen (Poznań) aufbewahrt wird und auf dem der Pächter von Groß-Sessau (Lielsesava), Robert Grosewsky, gemeinsam mit seinem Bruder Karl abgebildet ist; beide befinden sich bereits im Erwachsenenalter. Robert Grosewsky war Dichter und ein Freund Dörings. Sein Doppelporträt mit Bruder gehört zu den von den Romantikern so geschätzten „Freundschaftsporträts“. Die beiden jungen Männer werden in einem Wald dargestellt: Der Dichter Robert, gekleidet in einen schwarzen Samtanzug mit einem Federhalter in den Händen, stützt sich mit der rechten Hand gegen einen Felsen; neben ihm steht sein Bruder Karl in Jagdkleidung und mit einer Waffe in seinen

7 Edvarda Šmite: Porträtmaler aus Dresden Julius Döring (1818–1898). Ein halbes Jahrhundert in Kurland, in: *Portrets Latvijā* (wie Anm. 3), S. 174–209, hier S. 175.

8 Ebenda, S. 178.

9 Arbeitsbuch des Malers Julius Döring aus Dresden, geboren daselbst 1818, 31. August, Historisches Staatsarchiv Lettlands des Lettischen Nationalarchivs [HSAL], Best. 5759, Rep. 2, Einh. 1104, Bl. 1.

Händen. Obwohl beide Personen hinsichtlich Kleidung und Pose offenkundig ein Gegensatzpaar bilden, offenbart die nahe Positionierung ihrer Körper und die natürlich wirkende Berührung von Roberts linker Hand und Karls Schulter eine emotionale Nähe der Brüder zueinander.

Eine in der lettischen Nationalbibliothek befindliche Skizze Dörings stellt die Porträtkomposition einer anderen Familie dar. Es sind Menschen, die dem Künstler selbst nahestanden und auf dem Bild „Eine Bootsfahrt auf der Sengaller Aa“ (1872–1873, der Verbleib des Gemäldes ist unbekannt) malerisch festgehalten wurden. Auf diesem Gruppenporträt hielt sich der Künstler selbst, seine Gattin Luise (geb. Juliane Luise Weck, 1821–1885), den bereits erwachsenen Sohn Manfried (1854–?) sowie Julie Kymmel (1833–1895), eine langjährige Freundin der Familie, fest. Im Zentrum der Komposition steht ein Boot, an dessen vorderem Ende unter den Segeln der Sohn platziert ist. In der Mitte sitzen die zwei Frauen eng beieinander, und auf der rechten Seite, am hinteren Ende des Bootes etwas zurückgesetzt, erfüllt der Künstler persönlich mit einem Fernrohr auf dem Schoß die Aufgaben des Steuermanns. Im Hintergrund ist eine Ansicht des Ufers der Sengallischen Aa (Lielupe) mit mehreren Gebäuden zu sehen. In Dörings gesamtem künstlerischem Schaffen ist dieses Bild als Unikat zu werten, denn es zeigt die Familie bei einem Ausflug in die Natur.

In Dörings Malerei dominieren eigentlich Porträts von Einzelpersonen. Auf einem von den seltenen bis heute erhaltenen Kinderporträts sieht man eine achtjährige Mitauerin. Es handelt sich um eine spätere Teilnehmerin an den von Döring angebotenen Zeichenstunden, Louise Dorothea Auguste Schmemann, verh. Ucke (1838–1903) (1847, Lettisches Nationales Kunstmuseum) (Abb. 5). Die Entstehung des Porträts hat der Künstler in seinen autobiografischen Aufzeichnungen wie folgt charakterisiert:

„Den 27. Oktbr. [1846] begann ich das Bildnis der damals 8-jährigen Tochter des reichen Kaufmann Schmemann, Auguste mit Namen, ich malte sie in weißer Kleidung, einen Epheukranz im Haare u. einen blühenden sibirischen Mandelzweig in der Hand in einer Landschaft, die vom Meere begrenzt wird; das Bild wurde erst den 8. Juni 1847 fertig, u. ich bekam 60 Rbl. dafür. Fr. A. Schmemann, die einen Fehler im Sprachorgan besitzt, wurde später meine Schülerin, sie verheiratete sich im J. 1860, den 15. Mai, mit Hr. Oskar Ucke, einem Beamten in Mitau.“¹⁰

Das Mädchen trägt kein Alltagskleid, ihr Anblick erweckt den Eindruck, dass sie für einen besonderen Anlass gekleidet ist, beispielsweise für einen Mitte des 19. Jahrhunderts beliebten Abend der „lebenden Bilder“ (*Tableaux vivants*), an denen Döring oft als Bildregisseur mitwirkte. Die Detailtreue der künstlerischen Arbeit und die dem Bild innewohnende liebevolle Stimmung fügt das Porträt in die Tradition des Biedermeiers ein.

Zu den Familienporträts gehören auch die von Döring angefertigten Bilder von Ehepaaren, bei denen Ehefrau und Ehemann auf einer eigenen Leinwand dargestellt sind und als einigendes Element Hintergrunddraperien, eine Landschaft hinter einem Fenster sowie ein

10 Julius Döring: Was ich nicht gern vergessen möchte oder Erinnerungen aus meinem Leben, IIter Band, HSAL, Best. 5759, Rep. 2, Einh. 1107, Bl. 220, zit. nach: Julius Döring: Was ich nicht gern vergessen möchte oder Erinnerungen aus meinem Leben, red. v. Valda Kvaskova, Rīga 2016, S. 235.

Möbelstück oder Accessoire verwendet wurden. Diese Elemente helfen zwar, beide Porträts als Komposition wahrzunehmen, aber sie erzeugen keine emotionale Nähe der Modelle.

Nur selten sind ähnliche Porträts von Malern aus der Region in den öffentlichen Sammlungen Lettlands erhalten geblieben: von Johann Leberecht Eggink (1784–1867) und Ernst Gotthilf Bosse (1785–1862) oder Julius Gottfried Siegmund (1828–1909). Letzterer porträtierte ähnlich wie Döring nicht nur Zeitgenossen, sondern auch historische Personen.

Eine von der Ahnengalerie aus Seemershof abweichende Wand mit Familienporträts zeigt eine Fotografie aus dem Schloss Neu-Schwanenburg (Jaungulbene) (Abb. 6).¹¹ Auf ihr sieht man von unterschiedlichen Urhebern gemalte Porträts, von denen ein Teil bis heute erhalten geblieben ist. Der Eigentümer des Schlosses, Paul von Transehe-Roseneck (1853–1928), begann in Lettland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgreich, Kunst zu sammeln. Die Sammlung, die in den 1870er bis 1880er Jahren zeitgleich mit dem Bau und der Einrichtung des Schlosses Neu-Schwanenburg entstand, wurde Anfang des 20. Jahrhunderts von Transehe-Roseneck dem Rigaschen Kunstverein und dem Rigaschen Städtischen Kunstmuseum übereignet; ein kleiner Teilbestand wurde nach dem Ersten Weltkrieg nach Deutschland transferiert und verkauft.¹²

Auf der vor 1914 entstandenen Fotografie des Schlosssalons sieht man Vertreter aus verschiedenen Generationen der Familie Transehe-Roseneck auf Bildern, Zeichnungen und Skulpturen, gemalt oder modelliert von diversen Künstlern. In der Tiefe des Raumes auf der rechten Seite der Fotografie sind die ältesten Paarporträts von zwei Generationen zu erkennen. Der Urheber der Porträts des oberen Paares ist nicht bekannt. In dem unteren Paarporträt, in prächtigem Rahmen, der mit den Wappen der beiden Geschlechter geschmückt ist, finden sich die von verschiedenen Künstlern angefertigten Porträts der Eltern des Eigentümers von Schloss Neu-Schwanenburg vereint, nämlich das von dem ersten akademisch ausgebildeten Maler lettischer Volkszugehörigkeit, Jānis Staņislavs Roze (1823–1897), nach dem Tod des Modells anhand einer Fotografie gemalte Porträt von August Wilhelm von Transehe-Roseneck (1806–1879) (nach 1882, Lettisches Nationalmuseum für Geschichte) und das von dem italienischen Maler Guglielmo de Sanctis (1829–1911) auf dem Gut Ohselshof (Ozolu muiža) unweit von Kokenhusen (Koknese) gemalte Porträt Marie von Transehe-Rosenecks, geb. von Löwis of Menar, (1823–1912) (1882, Lettisches Nationales Kunstmuseum). Der Schlossbesitzer Paul von Transehe-Roseneck selbst und seine Ehefrau Ada, geb. von Pistohlkors (Natalie Auguste Renate von Pistohlkors, 1855–1904), wurden in mit den Familienwappen geschmückten Marmorbüsten verewigt, die möglicherweise von dem österreichischen Bildhauer Viktor Oskar Tilgner (1844–1896) angefertigt wurden.¹³

11 Salon des Schlosses Neu-Schwanenburg. Fotografie aus dem Album „Lichtbilder der hallyonischen Tage im Neu-Schwanenburger Tusculum“, [nicht später als 1914], Sammlung der Bibliothek der Abteilung für ausländische Kunst des Lettischen Nationalen Kunstmuseums, Inv. Nr. LVAMM 2509.

12 Für Näheres zur Kunstsammlung der Familie Transehe-Roseneck siehe Wilhelm Neumann: Verzeichnis der Gemäldegalerie v. Transehe-Neu-Schwanenburg, Riga 1909; Paula fon Tranzē-Rozeneka kolekcija [Sammlung von Paula Transehe-Roseneck], [Katalog.] zusammengest. v. Ingrīda Raudsepa, Rīga 2005.

13 Ina Līne, Dainis Bruģis: Liecinieki. Latvijas piļu un kungu māju interjeri 19. gadsimtā – 20. gadsimta sākumā [Zeugen. Die Interieurs der lettischen Schlösser und Herrenhäuser im 19. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts], Tukums 2013, S. 69.

Ada wurde zudem in einem großformatigen Bild porträtiert, das wahrscheinlich in den 1890er Jahren entstanden, dessen Urheber allerdings unbekannt ist.

Neben diesen repräsentativeren, großformatigen Porträts schmückten auch vier kleine Kunstwerke, auf denen Kinder abgebildet sind, die Wände des Salons. Das älteste davon ist ein Doppelporträt der Ehefrau des Schlossbesitzers, Ada, und ihrer jüngeren Schwester Lulla (Helene Auguste Emilie von Pistohlkors, 1857–?) in ihrer Kindheit. (Heute befindet es sich im Lettischen Nationalmuseum für Geschichte.) Es stammt von dem wenig bekannten Berliner Porträt- und Miniaturenmaler Carl Krüger (ca. 1800 – nach 1860), der sich in den 1850er Jahren über mehrere Jahre in Riga aufgehalten und Porträtaufträge von wohlhabenden Bürgern und Vertretern des Adels ausgeführt hatte. Die Schwestern sind auf neutralem Hintergrund gemalt, beide hübsch zurechtgemacht in hellen Kleidchen, die anderthalbjährige Lulla trägt in den Händen einen rosafarbenen Rosenkranz und die dreijährige Ada blaue Vergissmeinnichtblüten. Wie eine Aufschrift auf der Rückseite der Leinwand belegt, ist dieses anmutige, in den Traditionen des Biedermeiers gemalte Mädchen-Doppelporträt am 3. August 1858 in Koltzen (Bīriņi) entstanden und hat nach der Fertigstellung des Schlosses Koltzen zwei Jahre später dessen Interieur bereichert. Zu seiner Charakterisierung haben Ina Līne und Dainis Bruģis, Forscher zur Inneneinrichtung lettischer Gutshöfe, in ihrem Buch „Zeugen“ festgestellt: „Das Porträt ist ein schönes Beispiel für ein Mitte des 19. Jahrhunderts auch in Lettland sehr geschätztes Genre: die Kinder-Doppelporträts, leider eines von nur wenigen, die bis heute erhalten geblieben sind.“¹⁴ Die Autoren, die sich mit der großen Vielfalt von Quellen zu den Interieurs der lettischen Gutshöfe und Schlösser beschäftigten, stießen wohl recht häufig auf Informationen über verzeichnete, aber heute fehlende Kinderporträts.

Ein im Ausdruck und in der Stimmung des Bildes sehr ähnliches Beispiel für ein Mädchen-Doppelporträt ist das im Jahre 1852 auf Gut Zennhof (Cenas muiža) unweit von Mitau entstandene Bild, das sich im Nationalmuseum in Poznań befindet: Darauf abgebildet sind die Töchter vom Komtur des Malteserordens des Hl. Johannes von Jerusalem, des Sohnes des Gutsbesitzers von Zennhof, Wilhelm Raczyński, und seiner Ehefrau Marie, geb. von Lüdinghausen-Wolff (1823–1899), Adela (1845–?) und Emilia (1847–1919). Die Urheberin des Porträts ist Caroline Linden (Lebensdaten unbekannt) aus Königsberg (Kaliningrad), die eventuell die Gouvernante der beiden Mädchen gewesen ist. Die Kinder sitzen im Gut an einem Tisch, auf dem sich Blumen auf einem geöffneten Bilderbuch liegend befinden. Das ältere Mädchen hat seiner Schwester einen Arm um die Schultern gelegt, mit der anderen Hand hält es ein Buch. Hinsichtlich der Stimmung und auch der malerischen Genauigkeit korreliert dieses Werk mit den für den Biedermeier-Stil charakteristischen Kinderporträts.

Auf der Fotografie des Salons ist über dem Porträt der kleinen Mädchen auch ein Porträt von Ada von Transehe-Roseneck zusammen mit ihrer Tochter Benita Natalie Ada von Transehe-Roseneck (1881–1933) (Abb. 7) zu sehen, das Līne und Bruģis folgendermaßen charakterisieren:

„Das von Guglielmo de Sanctis auf Holz gemalte Doppelporträt von Mutter und Tochter ist ein herausragendes Beispiel für das in dieser Zeit in der lettischen Kunst

14 Ebenda, S. 70.

wenig populäre Genre des intimen Porträts, auf dem in lyrischer Gestalt, jedoch mit einem gewissen Repräsentationsschlag die Schönheit der Beziehung zwischen Mutter und Kind verkörpert wird.“¹⁵

Der genannte italienische Maler hat in dieser kleinen, im Jahre 1882 gemalten Komposition, die während seiner Livlandreise entstanden ist und die heute im Lettischen Nationalen Kunstmuseum aufbewahrt wird, die junge Mutter in einem grünen Kostüm gemalt, auf der Bettkante sitzend, und das Kind in einem weißen Hemd, mit nackten Füßen auf ihrem Schoß stehend. Die Mutter drückt es sanft gegen ihre Brust. Die Wangen der beiden Modelle berühren sich gerade eben, und das Gesicht der Mutter und die Berührung der Hand drücken Sorge aus. Die Stimmung des Porträts rückt es in die Nähe des Sentimentalismus, in dem Aristokratinnen die Rolle der liebenden Mutter zugeschrieben wurde.¹⁶ Vom Interesse der Eigentümer des Schlosses Neu-Schwanenburg an ihren eigenen Kindern zeugen auf der bereits erwähnten Fotografie auch zwei weitere kleine Kunstwerke. Auf dem einen sind alle drei Kinder von Ada und Paul von Transehe-Roseneck, auf dem anderen ist erneut die Tochter Benita zu sehen.

Die beiden letzteren, an dieser Stelle detaillierter charakterisierten Kunstwerke sind Auftragsarbeiten. Ihre Urheber sind durchreisende Künstler. In Anbetracht der Tatsache, dass Paul von Transehe-Roseneck im Schloss Neu-Schwanenburg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die in Lettland größte Kunstsammlung zusammengetragen hatte, könnte man annehmen, dass diese bestellten Kinderporträts lediglich auf das Interesse ernsthafter Sammler zurückzuführen seien, andere Auftraggeber sich hingegen mit den Produkten von Amateurl Künstlern begnügt hätten. Die Annahme trügt, denn bis heute legen mehrere in den öffentlichen Sammlungen Lettlands erhaltene Werke Zeugnis davon ab, dass solche Aufträge auch von Familien kamen, über deren Sammelinteressen nichts bekannt ist. So sind beispielsweise in den Museumssammlungen Lettlands zwei verhältnismäßig großformatige repräsentative Porträts junger Gutsbesitzer erhalten: ein Porträt des 15-jährigen Gutsbesitzer von Kreuzburg (Krustpils), Nicolaus Friedrich von Korff (1822–1864), das von einem kurze Zeit in Mitau ansässigen Porträtisten und Altarbildmaler österreichischer Herkunft, Johann Konrad Dorner (1809–1866), gemalt wurde (1837, Schlossmuseum Rundāle) (Abb. 8), und ein Porträt des sechsjährigen Erben des Guts Grünhof (Zaļāmuiža), Carl Dietrich Alex op dem Hamme, gen. von Schöppingk (1858–1868), von dem Berliner Künstler Gustav Richter (1823–1884) (1864, Lettisches Nationales Kunstmuseum). Richter arbeitete im Laufe seiner Karriere für die preußischen, bayerischen und russischen Herrscherhäuser.

Der junge von Korff posierte entsprechend der Tradition der Romantik in der Natur. Er wird als Naturfreund dargestellt, der an den Wurzeln eines riesigen Baumes sitzt, in einer Hand ein Buch mit dem Titel „Natur“ und in der anderen drei Ähren hält; im Hintergrund sind das Schloss Kreuzburg und die Kirchensilhouetten zu sehen. Von einer gewissen Befreit- und Ungezwungenheit des jungen Mannes zeugen die zu seinen Füßen liegende Kappe und die gelockerte Krawatte. Wie der Signatur zu entnehmen ist, entstand das Ge-

¹⁵ Ebenda, S. 71.

¹⁶ Eduards Kļaviņš: Latvijas 19. gadsimta portreta attīstības virzieni un posmi. Vispārīgs skatījums [Richtungen und Phasen der Entwicklung des lettischen Porträts im 19. Jahrhundert. Eine allgemeine Übersicht], in: Portrets Latvijā (wie Anm. 3), S. 17-78, hier S. 54.

mälde 1837 in Mitau, das Porträt des Alex von Schöppingk hingegen auf Bestellung der Familie in Berlin.

Richter hatte den sechsjährigen Erben des Guts Grünhof im Jahre 1864 gemalt, wobei er sich an die akademischen Vorgaben der Malerei hielt und den in ein schwarzes Samtkostüm gekleideten Jungen frei sitzend in einem großen weichen Sessel abbildete, im Hintergrund ein halbdunkel gemaltes Interieur mit einer dunkelgrünen Wand, einer bordeauxfarbenen Draperie, einem Fragment von einem Möbelstück und einem rot gemusterten Teppich. Der Junge hat weder in seinen Händen noch in seiner Nähe irgendwelche für Kinder charakteristische Accessoires. Dies unterstreicht die repräsentative Funktion des Porträts. Die Kleidung und die Pose des Jungen erinnern an das ungefähr 40 Jahre zuvor gemalte Porträt „The Red Boy“ (nicht später als 1825, Privatsammlung) des britischen Künstlers und Präsidenten der Königlichen Kunstakademie Charles William Lambton, das im Pariser Salon im Jahre 1827 besondere Beachtung erhielt und mehrfach reproduziert wurde, u.a. von zwei baltischen Amateurkünstlern.¹⁷

Die bisher angeführten Kunstwerke lassen vermuten, dass vonseiten professioneller Künstler des 19. Jahrhunderts dem Familienmotiv wenig Beachtung geschenkt wurde. Dennoch muss ein Interesse an Familien- und Kinderporträts bestanden haben, denn Auftragsarbeiten, gefertigt von durchreisenden ausländischen professionellen Malern und auch von baltischen Amateurmalern, liegen vor. In der lettischen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts ist kein renommierter, professionell arbeitender Künstler aus dem Baltikum mit einer Spezialisierung auf Familien- und Kinderporträts bekannt. Gleichwohl übernahmen besonders aktive Künstler, beispielsweise der bereits erwähnte Döring, auch solche Porträtaufträge. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts trat das Motiv Mutter und Kind in der lettischen Kunst deutlicher in Erscheinung, so zum Beispiel Ende der 1890er Jahre erkennbar in den Werken von Janis Rozentāls. In späteren Jahren, mit der Geburt seiner ältesten Tochter Laila im Jahre 1903, modifizierte Rozentāls das Motiv. Fortan das Madonnen-thema nutzend, malte der Künstler mehrmals seine Ehefrau, die finnische Sängerin Elli Forssell (1871–1943), und seine Kinder.¹⁸

Für Künstlerinnen scheint das Familien- oder Kindermotiv wenig attraktiv gewesen zu sein, obwohl in der Literatur häufig die Rede davon ist, dass sich die Künstlerinnen des 19. Jahrhunderts motivisch an ihrem Umfeld orientiert hätten: Porträts von Familienmitgliedern, Genrebilder mit Alltagsmotiven oder -szenen. Dennoch fehlt es beispielsweise in der Fülle der erhaltenen Porträts der im 19. Jahrhundert bedeutendsten Malerin Estlands, Julie Wilhelmine Hagen-Schwarz (1824–1902), nicht an Selbstporträts und Darstellungen ihres Vaters, ihres Ehemannes und anderer Verwandter. In den Reproduktionen ihrer Werke sind jedoch keine Porträts von Kindern – weder ihre eigenen noch die von anderen Familienmitgliedern oder Fremden – zu finden.¹⁹

17 Kurzemes albums: Laikmeta portrets 18. gadsimta beigū – 19. gadsimta pirmās puses piemiņas albuma attēlos / The Courland Album: A Portrait of an Era Through Keepsake Album Images From the End of the 18th to the First Half of the 19th Century, zusammengest. v. Līga Lindenbauma, Rīga 2016, S. 164 f.

18 Inta Pujāte: Janis Rozentāls, Rīga 2014, S. 64.

19 Ausführlicher zu Julie Hagen-Schwarz siehe: Julie Hagen-Schwarz: Eestis esimene naiskunstnik [Die erste Künstlerin Estlands], red. v. Merli-Triin Eiskop, Tartu 2018; Christin Conrad, Christof

Nur wenige Kinderporträts von Künstlerinnen des 19. Jahrhunderts sind noch heute bekannt. Eines der seltenen Beispiele ist das von der in Wolmar (Valmiera) geborenen Malerin Wilhelmine Schwanck (1844 – nach 1908) im Jahre 1874 angefertigte „Porträt eines Jungen“ (Estnisches Kunstmuseum). Es handelt sich um die Darstellung eines ungefähr acht bis zehn Jahre alten Jungen. Er erscheint mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck, ist gekleidet mit dunkler Jacke und scharlachrotem Tuch um den Hals und einem Hut auf dem Kopf. Sein Kopf wird von seiner rechten Hand gestützt, mit der linken Hand hält der Junge den Saum seiner Jacke fest. Im Hintergrund sind ein blauer Himmel und der Zweig einer Weinrebe zu sehen. Das in einem Oval komponierte Porträt ist in akademischer Manier gemalt, seine Entstehungszeit fällt mit der Ausbildung der Künstlerin in Dresden 1874/75 zusammen.²⁰ Es könnte sich um eine dort gefertigte Studienarbeit handeln. In einer Budapester Galerie²¹ findet sich noch ein von Schwanck gemaltes Werk mit Kindmotiv: Ein im Jahre 1881 entstandenes Porträt eines Jungen und seiner Schwester. Auch hier werden die Kinder hübsch zurechtgemacht mit Hüten auf dem Kopf vor dem Hintergrund eines blauen Himmels und grüner Pflanzen dargestellt. Das ungefähr vier Jahre alte Mädchen drückt mit seiner rechten Hand eine Puppe in einem roten Kleid an sich, ihre linke Hand liegt auf der Rückenlehne eines teilweise sichtbaren, geflochtenen Sessels oder vielleicht auf dem Griff eines Puppenwagens, während ein Holzspielzeug an einer Schnur in den Händen des ungefähr sechs Jahre alten Jungen nur zu erahnen ist.

Viel inniger als die beiden Schwanckschen Kinderporträts ist das im Jahre 1896 im Schloss Elley (Eleja) in Semgallen gemalte Porträt der Gräfin Helene von Medem, geb. von Lieven (1870–1940), und ihrer Tochter Helene (Ellen) Mathilde Jenny von Medem (1888–1985) (Abb. 10), dessen Urheberin die in Dorpat (Tartu) geborene und an der Sankt Petersburger Kunstakademie ausgebildete Malerin Sally von Kugelgen (1860–1928) ist. Das Doppelporträt von Mutter und Kind gehört zu einem Paar großformatiger repräsentativer Porträts. Auf dem zweiten Bild ist der Familienvater Paul von Medem (1860–1939) (Abb. 9) dargestellt. (Beide Porträts werden im Schlossmuseum Rundāle aufbewahrt.²²) Während der Entstehungszeit der Porträts lebte die Künstlerin bereits in Rom. Nur in den Sommermonaten reiste von Kugelgen ins Baltikum, wo sie Auftragsarbeiten für den Adel und das wohlhabende Bürgertum annahm. Das Porträt des Familienvaters ist zurückhaltender und repräsentativer, es zeigt den Grafen Medem im Schloss Elly auf einem Sessel im Saal sitzend, im Hintergrund eine Säule. Das Porträt der Gräfin Medem und ihrer Tochter wiederum, bei dem ebenfalls im Hintergrund eine Säule und eine rot-braune Draperie erkennbar sind, ist spürbar warmherziger und familiärer angelegt. Das ungefähr achtjährige Mädchen

Trepesch (Hrsg.): „Mut, liebe Julie!“ Moritz Rugendas und die Malerin Julie Hagen Schwarz, Augsburg 2016.

20 Julius Döring: Künstlerlexikon der baltischen Ostseeprovinzen, HSAL, Best. 5759, Rep. 2, Einh. 1017, Bl. 78 f.

21 Webseite der Nagyházi Gallery, <http://www.nagyhazi.hu/en/auctions/catalog/95zgra6u/a1c80fgq&p> [letzter Zugriff: 6.12.2019].

22 Ausführlicher zur Geschichte der Porträts und von deren Modellen, siehe Imants Lancmanis: Porträts der Familie Medem aus dem Gut Eleja. Webseite des Schlossmuseums Rundāle, Artikelserie „Erzählungen der Dinge“, veröffentlicht 29.03.2019, <https://rundale.net/de/museum/museumssammlung/erzaehlungen-der-dinge/portraets-der-familie-medem-aus-dem-gut-eleja/> [letzter Zugriff: 24.03.2020].

hockt neben der sitzenden Mutter, ihren Kopf mit den offenen langen Haaren in ihren Schoß gelegt und in den Händen einen Strauß gelblicher und rosafarbener Blumen haltend. Im Unterschied zu dem Porträt des Familienvaters weist das Mutter-Tochter-Porträt bereits Jugendstil-Elemente auf. Dies lässt sich an der Darstellung des hell-flauschigen Sesselbezugs (vielleicht ein Pelz?) und den weißen Kleidern der beiden Modelle mit bauschigen Ärmeln erkennen.

Familiendarstellungen waren in der lettischen Malerei des 19. Jahrhunderts weniger verbreitet. Dennoch lassen sich Familienbeziehungen an anderer Stelle nachweisen: Sie sind beispielsweise in den Porträts von Ehepaaren zu erkennen, auf denen neben der Ehefrau auch eines von mehreren Kindern dargestellt ist. Ebenso sind auch Aquarelle und Miniaturen von lokalen Amateurl Künstlern vorhanden, auf denen sowohl eine Mutter mit einem oder mehreren Kleinkindern als auch einzelne Kinder nachgebildet sind.

Zudem sind auch die für die Biedermeierzeit charakteristischen Kinderporträts aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zu finden. In diesen Porträts, ähnlich wie in der zeitgenössischen westeuropäischen Kunst, werden die Kinder mit verschiedenen Accessoires und Blumen dargestellt. Diese motivische Umsetzung vermittelt einen alltäglichen und herzlichen Eindruck. In den bekannten Kinderporträts der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Ästhetik des Biedermeiers in einigen Kunstwerken noch spürbar, zugleich gewinnt der repräsentative Charakter der Porträts an Raum. Die wenigsten Porträts sind aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erhalten. Dies ist auf den unterentwickelten lokalen Kunstmarkt und die geringe Anzahl von Künstlern zurückzuführen, die vor Ort ansässig waren.

Die Bedeutung von Familie, Herkunft und Genealogie wird in den Ahnengalerien hervorgehoben, die in den Adelshäusern des 19. Jahrhunderts einen Aufschwung erlebten. In ihnen wurden historische Porträts von Vorfahren mit neu gefertigten Ahnenbildern kombiniert.

Es ist kein einziger professioneller Künstler im Lettland des 19. Jahrhunderts bekannt, der das Familienmotiv in seinem Œuvre zentral verarbeitete. Nur wenige Maler führten derartige Auftragsarbeiten aus. Der Blick auf die bis heute erhaltenen Familien- und Kinderporträts vermittelt den Eindruck, dass das Motiv nicht attraktiv war. Auch in dem erhaltenen schöpferischen Erbe von Künstlerinnen gibt es nur wenige Familien- und Kinderporträts. Könnte man diese Auslassungen in den Werken der Künstlerinnen mit ihrem ledigen Lebensstand erklären, so stellt sich die Frage, warum die Familiengründung unter den männlichen Künstlern nicht gleichsam das schöpferische Schaffen beeinflusste.

Bei der Auswertung der in lettischen öffentlichen Sammlungen ausgestellten Familien- und Kinderporträts ist zu konstatieren, dass nahezu sämtliche professionellen oder semi-professionellen Künstler in formaler Hinsicht mit deutschen Kunstschulen in Verbindung standen. Dies liegt aus gutem Grund nahe, denn im Lettland des 19. Jahrhunderts existierten keine Kunstschulen höheren Niveaus; die nächstgelegene war die Zeichenschule der Universität Dorpat, die jedoch kein Hochschulniveau bieten konnte. Alle angehenden Künstler mussten daher ihre auf privatem Wege begonnenen Kunststudien außerhalb des Baltikums fortsetzen, entweder in Sankt Petersburg oder in einem der Kunstzentren Westeuropas. Den in der Regel aus deutschbaltischen Familien stammenden Künstlern und Künstlerinnen standen aufgrund von Sprache und Kultur die deutschen Kunstmetropolen am nächsten. Infolge des schwach entwickelten einheimischen Kunstmarktes wurden Kinder- und Familienporträts oftmals von ausländischen Künstlern angefertigt. Die dauerhaft auf dem Territorium Lettlands tätigen Künstler waren auf andere Formen der Kunstproduktion spezialisiert: Auf-

träge für Ahnengalerien, Erwachsenenporträts und Altarbilder, Erteilung von Zeichen- und Malstunden u.a.

Festzuhalten bleibt, dass die bis heute erhaltenen Fotografien zu Gutshausinterieurs das Vorhandensein von Familien- und Kinderporträts belegen. Obwohl solche Kunstwerke des 19. Jahrhunderts, die in lettischen Sammlungen aufbewahrt sind und aus Fotografien bekannt sind, eine bedeutende Dominanz des Adels aufweisen, muss davon ausgegangen werden, dass auch wohlhabende Bürger Porträtkunstkonsumenten waren, ihre Bilder vermutlich jedoch nicht überliefert sind. Dies mag mit dem privaten Charakter der Porträts zusammenhängen, vielleicht aber auch mit dem Umstand, dass das Eigentum von Bürgerfamilien seltener in den öffentlichen Sammlungen Lettlands vorhanden war und ist – auch im Hinblick auf die historischen Ereignisse, die kulturgeschichtliche Verluste mit sich brachten, wie die Revolution von 1905, der Erste Weltkrieg und der Unabhängigkeitskrieg sowie die „Umsiedlung“ der Deutschbalten 1939.

Summary

The family was not popular as a motif in Latvian 19th century painting, as evidenced by Latvia's public art collections. One has to concur with Kļaviņš, cited at the beginning of this article, when he states that a distinct family portrait in the sense of a portrait depicting more than two members of a family, is rarely to be found.

Examples of this kind are rare in Latvian art history. To claim that family relationships were not represented at all in Latvian art would, however, be false: they can be observed, for example, in the portraits of married couples, some of which also include one of several children beside the wife. Portraits of children characteristic of the Biedermeier era are also to be found, as are aquarelles and miniatures painted by local amateur artists which show mothers with one or more small children as well as individual children.

The importance of family and descent, on the other hand, is emphasised by the ancestral portrait galleries which gained in popularity in the houses of the aristocracy during the 19th century. These galleries combined historical portraits of ancestors with newly painted ancestral portraits.

Not a single professional artist in 19th century Latvia is known to have used the family as a central motif in his work. Individual artists did, however, carry out such work on commission. When evaluating the portraits of families and children which have survived to the present day, it would appear that these motifs were not attractive. Even in the creative heritage of female Latvian artists there are only few portraits of families or children. If it were possible to explain these omissions in the works of female painters by their unmarried status, the question arises as to why starting a family did not influence the creative output of male artists. It can thus be surmised that the family must have been of little interest as a motif, and that there was a lack of interest both on the part of the artists and their potential clients or a lack of demand on the art market.

An analysis of the portraits of families and children in Latvia's public art collections shows that almost all professional or comparatively professional artists who made use of the family motif had formal connections with German art schools. This is only logical as there were no high-standard art schools in Latvia in the 19th century (the nearest was

the School of Drawing at Dorpat University which, however, was not itself a university level institution). Any prospective artist who wanted to seriously pursue the profession was obliged to continue his (initially privately based) studies either in Saint Petersburg, the capital of the Russian Empire, or in one of the art centres of Western Europe. The 19th century Baltic artists were predominantly from Baltic German families, and their common language and culture meant they associated most closely with the German art metropolises. Due to the weak national art market, portraits of children and families were therefore often completed by foreign artists. Artists who worked permanently on Latvian territory, on the other hand, focussed predominantly on different forms of art production (such as commissions for ancestral galleries, portraits of adults, and altarpieces, as well as giving instruction in drawing and painting).

Nevertheless, a number of photographs of the interiors of Latvian manor houses at the end of the 19th and beginning of the 20th century have survived to the present day which show that the nobility did in fact possess portraits of families and children. There may also have been such portraits in the houses of wealthy bourgeois families. It is also to be assumed that works of art went missing in the course of the losses incurred by the manor houses in the period following the Revolution of 1905, during the First World War and the ensuing War of Independence, and also as a result of the „resettlement“ of the Baltic Germans from Latvia in 1939.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Johann Grune „Porträt einer Familie“, 2. Hälfte der 1810er Jahre. Leinwand, Öl, 102 x 87 cm, Lettisches Nationales Kunstmuseum, VMM GL-5784,
Abb. 2: Karl Ludwig Seebode „Bildnis eines Mannes“, 1875. Papier, Aquarell, 31,2 x 23,1 cm, Lettisches Nationales Kunstmuseum, VMM Z-7543,
Abb. 3: Karl Ludwig Seebode „Frau mit Kind“, 1875. Papier, Aquarell, 31,3 x 23,3 cm, Lettisches Nationales Kunstmuseum, VMM Z-7542,
Abb. 4: Das Esszimmer von Seemershof (Ziemeri), Fotografie vor 1905. Kopie im wissenschaftlichen Archiv des Schlossmuseums Rundāle,
Abb. 5: Julius Döring „Bildnis der Auguste Schmemann“, 1847. Leinwand, Öl, Ø 43,5 cm, Lettisches Nationales Kunstmuseum, VMM GL-6013,
Abb. 6: Salon des Schlosses Neu-Schwanenburg (Jaungulbene), Fotografie aus dem Album „Lichtbilder der halkyonischen Tage im Neu-Schwanenburger Tusculum“, nicht später als 1914. Sammlung der Bibliothek der Abteilung für ausländische Kunst des Lettischen Nationalen Kunstmuseums, LVAMM 2509,
Abb. 7: Guglielmo de Sanctis „Ada von Transehe-Roseneck mit ihrer Tochter Benita“, 1882. Holz, Öl, 47 x 24 cm, Lettisches Nationales Kunstmuseum, AMM GL-668,
Abb. 8: Johann Konrad Dorner „Bildnis des Nicolaus Friedrich von Korff“, 1837. Leinwand, Öl, 134 x 104 cm, Schlossmuseum Rundāle, RPM 8239,
Abb. 9: Sally von Kügelgen „Porträt von Graf Paul Medem“, 1896. Leinwand, Öl, 137 x 98 cm, Schlossmuseum Rundāle, RPM 12329,
Abb. 10: Sally von Kügelgen „Porträt von Gräfin Helen Medem und ihrer Tochter Helene (Ellen)“, 1896. Leinwand, Öl, 138 x 98,5 cm, Schlossmuseum Rundāle, RPM 12328.





















Die Ehe und das Verständnis von Ehe in der bäuerlichen Bevölkerung Estlands und Livlands im 18. Jahrhundert¹

von Merili Metsvahi

Einleitung

Dem Thema Ehe und dem Verständnis von Ehe innerhalb der estnischen Bauernschaft ist vonseiten der estnischen Historiografie wenig Beachtung geschenkt worden. Im Laufe des 20. Jahrhunderts erschienen zwar zwei einzelne Publikationen, in denen Ehe- und Familiengeschichte thematisch aufgegriffen wurden,² doch qualifizieren heutige Historiker diese Arbeiten als populärwissenschaftlich ab.

Im 20. Jahrhundert untersuchten estnische Fachhistoriker Familiengeschichte ausschließlich unter dem Aspekt historischer Demografieforschung. In Überblickswerken wird Familiengeschichte lediglich auf quantitative Größenangaben reduziert, wie u.a.: „Man kann annehmen, dass sich eine estnische Bauernfamilie des 13.–16. Jahrhunderts von ihrer Struktur her nicht wesentlich von einer Familie aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts oder im 18. Jahrhundert unterschied.“³

Erfreulicherweise wenden sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im 21. Jahrhundert zunehmend der Familien- und Ehegeschichte zu: Die Historikerin und Archäologin Marika Mägi veröffentlichte 2007 ein Überblickswerk,⁴ darüber hinaus sind mehrere Abhandlungen zur Geschichte der Ehe erschienen.⁵ Schriftliche Quellen zu Brautwerbungs-

- 1 Diese Forschungsarbeit wurde von der Universität Tartu (Grundfinanzierung der nationalen Wissenschaften) und von der Estnischen Wissenschaftsagentur finanziert (PUT 670).
- 2 Märt Raud: *Eesti perekond aegade voolus* [Die estnische Familie im Strom der Zeit], Stockholm 1961; Aleksander Kruusberg: *Esiisade enneaajalooline õigus I. Perekond* [Das prähistorische Recht der Vorfahren I. Die Familie], Tartu 1920.
- 3 Juhan Kahk, Enn Tarvel (Hrsg.): *Eesti talurahva ajalugu I* [Geschichte der estnischen Bauern I], Tallinn 1992, S. 192.
- 4 Marika Mägi: *Abielu, kristianiseerimine ja akulturatsioon. Perekondliku korralduse varasemast ajaloost Eestis* [Ehe, Christianisierung und Akkulturation. Über die frühere Geschichte der Familienordnung in Estland], in: *Ariadne Lõng* 9 (2009), H. 1/2, S. 76-101.
- 5 Mati Laur: *Peccatum contra sextum vor dem Pernauer Landgericht in den 1740er Jahren*, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 3 (2008), S. 132-150; ders., *Ken Ird: Die Aufhebung der Schandstrafen wegen der „Hurerey“ in Liv- und Estland (1764–1765)*, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 13 (2018), S. 64-82; Mati Laur, Merili Metsvahi: *Talutüdruk valgustuse paistel. Lisandusi August Wilhelm Hupeli artiklile* [Das Bauernmädchen im Licht der Aufklärung. Ergänzungen zum Artikel August Wilhelm Hupels], in: *Tuna. Ajalookultuuri ajakiri* 19 (2016), H. 4, S. 7-13; Merili Metsvahi: *Description of the Peasants' Sexual Behavior in August Wilhelm Hupel's Topographical Messages in the Context of the History of the Estonian Family*, in: *Journal of Baltic Studies* 47 (2016), H. 3, S. 301-323; dies.: *The Europeanisation of Estonia and the Folktales Connected with Lake Valgjärv*, in: *Juraj Belaj, Marijana Belaj u.a. (Hrsg.): Sacralization of Landscape and Sacred Places. Proceedings of the 3rd International Scientific Conference of Mediaeval Archaeology of the Institute of Archaeology, Zagreb 2018*, S. 367-374; dies.: *Sugudevahelise suhtlemise ja kosimise teema Ksenia Määrsepa teatud intervjuudes* [Interview mit Ksenia Määrsepp zum Thema der Kommunikation zwischen den Geschlechtern und der Brautwerbung], in: Helen

und Hochzeitsbräuchen veröffentlichte Ants Hein 2018 in seinem mehr als 400 Seiten umfassenden Sammelwerk, das estnischsprachige Übersetzungen von Texten aus dem 16.–19. Jahrhundert und kurze Kommentare zu diesen enthält.⁶

Der vorliegende Artikel gibt einen Überblick darüber, wie Ehe, Eheschließung und Eheführung im 18. Jahrhundert in Estland und Livland geregelt wurden und wie die bäuerliche Bevölkerung Heirat und Paarbeziehung praktizierte bzw. was ihr Verständnis von Ehe war. Zeitlich beschränkt sich der Artikel auf die Periode vor der Moderne, vor allem auf die Zeit bis 1832, als das neu erlassene russische Kirchengesetz auf rechtlicher und konfessioneller Ebene Veränderungen auch in Bezug zu Ehebestimmungen mit sich brachte. Die grundlegenden wirtschaftlichen und politischen Veränderungen Mitte des 19. Jahrhunderts und die daraus folgenden Auswirkungen auf die sozialen Verhältnisse in der Agrargesellschaft,⁷ können nicht behandelt werden.

Die Zeit vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wird – ausgehend von den Erkenntnissen der historischen Demografie – als einheitlicher Abschnitt betrachtet: „Vor allem aufgrund der Untersuchungen von Heldur Palli und S. Vahtre kann man behaupten, dass das Modell des reproduktiven Verhaltens, das sich in Estland bis zum Ende des 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte, fast unverändert die nächsten anderthalb Jahrhunderte hindurch weiterbestanden hat.“⁸ Dieser Zeitabschnitt wird von einer einheitlichen Gesetzgebung geprägt: Während der gesamten Periode galt in Estland und Livland das schwedische Kirchengesetz von 1686 als Hauptgrundlage für kirchliches und weltliches Recht. Es regelte alle Fragen zur Ehe und legte die Zuständigkeiten zwischen der weltlichen und der geistlichen Gerichtsbarkeit fest. Finanzielle und wirtschaftliche Rechte und Pflichten bestimmte das weltliche Gericht, konfessionelle und Glaubensfragen lagen in der Zuständigkeit der geistlichen Gerichtsbarkeit.⁹

- Kästik, Eva Saar (Hrsg.): Tartu Ülikooli Lõuna-Eesti keele- ja kultuuriuuringute keskuse aastaraamat XV–XVI. Setumaa kogumik 7. Pühendusteos Paul Hagule [Jahrbuch des südöstlichen Forschungszentrums für Sprache und Kultur der Universität Tartu XV–XVI. Sammlung Setumaa 7. Widmung an Paul Hagule], Tartu u.a. 2016, S. 93–117; siehe auch James A. Brundage: Christian Marriage in Thirteenth-Century Livonia, in: *Journal of Baltic Studies* 4 (1973), H. 4, S. 313–320.
- 6 Ants Hein: *Vanaaja pulm. Valitud tekste ja pilte 16. sajandi keskpaigast 19. aastaja viimase veerandini* [Die Hochzeit in früherer Zeit. Ausgewählte Texte und Bilder von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts], Tallinn 2018.
- 7 Siehe z.B. zum veränderten Ansehen der Gesindewirte bei Juhan Kahk, Halliki Uibu: *Familien-geschichtliche Aspekte des Bauernhofes und der Dorfgemeinde in Estland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Josef Ehmer, Michael Mitterauer (Hrsg.): *Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften*, Wien u.a. 1986, S. 31–101, hier S. 33.
- 8 Sirje Kivimäe: *Die Frau in der estnischen Gesellschaft*, in: Gert von Pistohlkors, Andrejs Plakans u.a. (Hrsg.): *Bevölkerungsverschiebungen und sozialer Wandel in den baltischen Provinzen Russlands 1850–1914, Lüneburg 1995*, S. 141–161, hier S. 143.
- 9 *Kirchen-Gesetz und Ordnung/ So der Grossmächtigste König und Herr/ Herr Carl/ der Eilffste/ der Schweden/ Bothen und Wenden König/ im Jahr 1686 hat verassen und im Jahr 1687 im Druck außgehen und publiciren lassen. Mit denen dazu gehörigen Verordnungen. Auf HöchstEr-melten Ihrer Königl. Maj. gnädigsten Befehl ins Teutsche übersetzt*, Stockholm, Cap. XV, § 1; siehe auch Andres Andresen: *Luterlik territoriaalkirik Eestimaal 1710–1832. Riigivõimu mõju kirikuvalitsemisele, -institutsioonidele ja -õigusele* [Die lutherische Territorialkirche in Estland 1710–1832. Der Einfluss des Staates auf die Leitung, die Institutionen und das Recht der Kirche], Tartu 2004, S. 140.

Das behandelte Gebiet stellt einen Teil der Region dar, die traditionell als die Ostseeprovinzen des Russischen Reiches bezeichnet wurde und die administrativ in drei Gouvernements aufgeteilt war: Estland (heute Nordestland), Livland (heute Südostland und Nordlettland) und Kurland (heute ein Teil Lettlands). Im Fokus liegen Estland und Livland, wo die lokale Selbstverwaltung bei drei Ritterschaften (Estland, Livland und Ösel) lag; die kirchliche Macht verteilte sich auf fünf lose miteinander verbundene kirchliche Verwaltungseinheiten.

Im Folgenden wird das schwedische Kirchengesetz von 1686 mit seinen Ergänzungen und lokalen Spezifika vorgestellt sowie die Einstellungen und Verhaltensmuster der bäuerlichen Bevölkerung zu den kirchlichen Vorgaben diskutiert. Als Quellen werden ethnografische Beschreibungen über das Leben und die Bräuche der bäuerlichen Bevölkerung vom 17.–19. Jahrhundert herangezogen, wie u.a. August Wilhelm Hupels Schrift über die Lebensordnung und Regelungen im 18. Jahrhundert, Haus- und Kirchenbücher sowie in geringerem Umfang auch Folklore (altestnische Volkslieder, Sittenbeschreibungen aus dem estnischen Folklorearchiv) und Belletristik. Einen weiteren Quellenfundus stellen die in Livland und Estland erlassenen Verordnungen und dazugehörigen Veröffentlichungen dar, die hier jedoch nur exemplarisch vorgestellt werden können. Eine systematische Erforschung dieser Quellen steht noch aus.

Da das Denken und die Handlungsweisen der untersuchten Bevölkerungsgruppe nur unter Berücksichtigung des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und konfessionellen Kontextes zu verstehen sind, wird im Folgenden der Analyse eine Überblicksdarstellung des historischen Hintergrunds vorangestellt: Es werden Strategien bei der Verbreitung des Luthertums ebenso in den Fokus gerückt wie die Rolle des Adels bei der Regulierung bäuerlicher Lebenswelten, unter anderem in Fragen der Heirat und des Familienlebens. Daran schließt sich ein kurzer Exkurs zu dem offiziellen Verfahren bei Sexualdelikten an. Das Thema Ehe wird sodann unter den Aspekten Brautwerbung, Verlobung, Hochzeit, Ehebruch und Scheidung untersucht.

Die Überlieferungslage von zeitgenössischen Schriften zum Themenkomplex ist ausgesprochen gut und umfangreich. Es ist daher im Rahmen dieses Beitrages nicht möglich, alle Dokumente zu benennen.

Die Verbreitung des Luthertums in Estland und Livland

Im 17. Jahrhundert gehörten Estland und Livland zum Herrschaftsgebiet des Königreichs Schweden. Die schwedische Politik orientierte sich an dem Leitspruch, dass eine Gesellschaft dann am besten funktioniere bzw. die Obrigkeit anerkenne, wenn alle ihre Mitglieder gleiche Wertvorstellungen und Denkweisen teilen.¹⁰ Da die Kirche die einzige Institution war, deren administrativer Arm alle gesellschaftlichen Schichten erreichte, wurde ihr die

10 Piret Lotman: *Heinrich Stahl elu ja looming* [Leben und Schaffen Heinrich Stahls], Tallinn 2014, S. 203; Juhan Kahk, Artur Vassar (Hrsg.): *Eesti NSV ajaloo lugemik. I köide. Valitud dokumente ja materjale Eesti ajaloost kõige vanemast ajast kuni XIX sajandi keskpaigani* [Lesebuch zur Geschichte der Estnischen SSR. Band 1. Ausgewählte Dokumente und Materialien zur estnischen Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts], Tallinn 1960, S. 193.

erzieherische Aufgabe zugewiesen. So wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts „die Sicherstellung der Macht der Obrigkeit und die Unterwerfung der Untertanen nach der Lehre Luthers eine ideologische Aufgabe von staatstragender Bedeutung von Geistlichen“.¹¹

Die Vermittlung der christlichen Lehre und des Verhaltens nach den christlichen Geboten, vor allem durch das Lernen des Katechismus, wurde zur obersten Prämisse. Das schwedische Kirchengesetz von 1686 sah vor, dass der Pastor jeden Sonntag eine gewisse Anzahl von Gemeindemitgliedern prüfen musste. Wer nicht erschien, musste nicht nur eine Strafe zahlen, sondern sich auch am nächsten Sonntag erneut beim Pastor einer Prüfung unterziehen. Wenn das Gemeindemitglied auch dann nicht erschien, verdoppelte sich die Strafe.¹² Laut den Vorschriften mussten die Pastoren prüfen, ob die Gemeindemitglieder in der Lage waren, den ganzen Inhalt des Kleinen Katechismus mit eigenen Worten wiederzugeben, statt diesen mechanisch auswendig gelernt zu haben.¹³

Des Weiteren wurden Visitationen durchgeführt,¹⁴ in Kirchspielkreisen Volksschulen (Küsterschulen) gegründet sowie erstmals Handbücher für Pastoren herausgegeben, in denen zwar ein deutschsprachiges Vorwort, der Haupttext jedoch auf Deutsch und Estnisch gesetzt war, um die Kenntnisse der Pastoren in der Volkssprache zu verbessern.¹⁵ Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden in Hand-, Gebets- und Predigtbüchern erstmals auch die estnischen Leser bedacht und daher allmählich Lieder mit estnischsprachigen Versen gedichtet und in Gesangbüchern veröffentlicht.¹⁶

Trotz der Unterwerfung Estlands und Livlands durch das Russische Reich setzte sich diese Entwicklung im Wesentlichen auch Anfang des 18. Jahrhunderts fort. Peter I. verstand die Kirche als Machtinstrument und Einkommensquelle, seine Kirchenreformen brachten den Prozess der Verstaatlichung der Kirche zum Abschluss.¹⁷

Die Strategien seitens Kirche und Herrschaftsmacht änderten sich erst mit dem Erstarben des Pietismus, da nun zahlreiche höhere Positionen in der Kirche von Pietisten

11 Andresen, Territoriaalkirik (wie Anm. 9), S. 149.

12 Jürgen Beyer: Vagaduse edendamise strateegiad Eesti- ja Liivimaal (1621–1710). Konfessionaliseerimine ja pietism [Strategien zur Hebung der Frömmigkeit in Est- und Livland (1621–1710). Konfessionalisierung und Pietismus], in: Enn Küng, Kai Tafenau (Hrsg.): Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suuriigis 16./17. sajandil [Die Entwicklungsperspektiven der Ostseeprovinzen in der Großmacht Schweden im 16. und 17. Jahrhundert], Bd. 3, Tartu 2009, S. 80-95, hier S. 86 f.; Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. II, § IX, § X.

13 Beyer, Vagaduse (wie Anm. 12), S. 87.

14 In den größeren Kirchspielen mussten im Laufe von drei Jahren alle Höfe visitiert werden, in kleinen Dörfern häufiger. Im Jahr 1790 schrieb Hupel, dass aufgrund der Verordnungen, die bald darauf eingeführt werden sollten, ein Pastor in Livland alle Mitglieder seiner Gemeinde jährlich besuchen sollte, um zu prüfen, wie diese lesen und ob sie den Katechismus kennen, wie sie sich verhalten und was ihre Kinder lernen. Vgl. August Wilhelm Hupel: Uebersicht der Prediger-Arbeiten in Liefland, in: Nordische Miscellaneen 24/25 (1790), S. 399-426, hier S. 410.

15 Vgl. Voldemar Miller, Kyra Robert u.a.: Eesti raamat 1525–1975. Ajalooline ülevaade [Das estnische Buch 1525–1975. Eine historische Übersicht], Tallinn 1978, S. 35-38; Lotman, Heinrich (wie Anm. 10), S. 202.

16 Miller, Robert u.a., Raamat (wie Anm. 15), S. 39.

17 Riho Saard: Kristluse ajalugu selle algusest tänapäevani [Geschichte des Christentums von seinen Anfängen bis zur Gegenwart], Tallinn 2016, S. 431 f.

eingonnen wurden.¹⁸ Die religiöse Lehre zu verinnerlichen, Sünden zu vermeiden und die Forderung nach mehr Eigenverantwortung ersetzen die angestammten Verhaltenskodizes der christlichen Morallehre. „Ehre“ und „Scham“ stellten ebenso wie Gehorsamkeit keine Orientierungsmuster mehr dar.¹⁹ Der Pietismus betonte die innere Frömmigkeit eines Menschen – wobei man die Armen näher am Ideal der wahrhaften Frömmigkeit glaubte als die Reichen.²⁰

Das vierte Gebot im Kleinen Katechismus, das Ehre und Gehorsamkeit gegenüber den eigenen Eltern verlangt, war ergänzt durch ein Gebot, das Gehorsamkeit gegenüber den Herren und Herrschern forderte. Dieser sozialetische Grundsatz Luthers galt nicht nur für Estland und Livland.²¹ Der Unterschied zum allgemeinen lutherischen Prinzip, nach welchem Gott befiehlt, den Herrschern des eigenen Landes zu gehorchen,²² bestand für die livländischen und estländischen Bauern in der gedanklichen Gleichsetzung von Herrschern und Adligen. Schließlich war der deutschbaltische Adel im 18. Jahrhundert weiterhin der herrschende Stand, seine umfassenden Selbstverwaltungsrechte und Privilegien wurden mit dem Herrschaftswechsel sogar ausgeweitet.²³

Adlige Herren und die Situation der Bauern, insbesondere die der Bauernwirte

Als eine Eigenart der Leibeigenschaft im Baltikum des 18. Jahrhunderts – im Vergleich mit den Binnengouvernements im Russischen Reich – ist die ausgeprägte Bindung an die Scholle gesehen worden.²⁴ Der estnische Bauer war nicht persönlich frei, sondern ein Leibeigener, der Abgaben leisten und ohne Lohn arbeiten musste. Er stand in keinem vertraglichen Pachtverhältnis mit dem Gutsherrn, sondern war „mit seinem ganzen Körper dem Gut unterworfen“.²⁵ Der Bauer wohnte auf einem zum Gut gehörenden Hof, dessen Nutzung Pflichten und zwangsläufig auch die Rolle des Gesindewirts mit sich brachte, wobei die

18 Piret Lotman: Eestikeelsed luterlikud varauusaegsed katekismused sotsiaalse distsipliini kujundajana [Estnischsprachige lutherische frühneuzeitliche Katechismen und die soziale Disziplinierung], in: Ders. (Hrsg.): Konfessioon ja kirjakultuur [Konfession und Kirchenkultur], Tallinn 2016, S. 168-191, hier S. 177.

19 Vgl. ebenda, S. 189; Miller, Robert u.a., Raamat (wie Anm. 15), S. 57.

20 Lotman, Katekismused (wie Anm. 18), S. 179.

21 Vgl. Großer Katechismus. Nach der Fassung des deutschen Konkordienbuches (Dresden 1580), <https://www.ekd.de/Grosser-Katechismus-Vierte-Gebot-13483.htm> [letzter Zugriff: 13.06.2020].

22 Dieser Gedanke wurde der bäuerlichen Bevölkerung auch im Kleinen Katechismus in der Erklärung zum vierten Gebot vermittelt, das fordert, dass Vater und Mutter geehrt werden sollten. Vgl. Lotman, Katekismused (wie Anm. 18), S. 169, 181.

23 Andresen, Territoriaalkirik (wie Anm. 9), S. 70. Mati Laur zufolge war Russland mit der Eroberung des Baltikums „in Besitz eines Teils des eigentlichen Europa gekommen“ und das Baltikum wurde zum Ausgangspunkt für Reformen in Russland. Vgl. Mati Laur: Eesti ajalugu varasel uusaajal 1550–1800 [Estnische Geschichte in der Frühen Neuzeit 1550–1800], Tallinn 1999, S. 72 f.

24 Mati Laur: Eesti ala valitsemine 18. sajandil (1710–1783) [Die Verwaltung des estnischen Gebiets im 18. Jahrhundert (1710–1783)], Tartu 2000, S. 159.

25 Marten Seppel: Vastuseks Kalle Kroonile kroonutalupoegade seisundi küsimustes [Antwort an Kalle Kroon bezüglich der Situation von Kronsauern], in: Ajalooline Ajakiri 150 (2014), H. 4, S. 379-392, hier S. 389.

Abgaben und der Frondienst vom Gutsherrn festgelegt wurden.²⁶ Zusammen mit der Pflicht, den Hof zu bewirtschaften, erhielt der Erbbauer vom Gut den Kernbestand des Hofes: Tiere, Möbel und landwirtschaftliche Geräte, die im 18. Jahrhundert in der estnischen Sprache zusammenfassend als Familienvermögen (*perevarandus*) und als Erbvermögen der Familie (*pere pärisvarandus*) bezeichnet wurden.²⁷ In schlechten Zeiten (z.B. am Anfang des 18. Jahrhunderts) war dieser Kernbestand des Hofes für das Überleben und für den Fortbestand der Familie dringend notwendig. Da ein Gesindewirt alleine nicht in der Lage war, den Hof zu bewirtschaften, war eine Eheschließung für ihn zwingend erforderlich. Der Hof war ein Betrieb, den der Wirt und seine Frau (die Wirtin)²⁸ gemeinsam mit Hilfe ihrer Kinder, Knechte und Bediensteten bewirtschafteten.

Das schwedische Kirchengesetz galt für alle Bevölkerungsteile. Da in der frühneuzeitlichen schwedischen Gesellschaft keine Leibeigenschaft existierte, waren unfreie Bevölkerungsgruppen in dem Gesetz nicht berücksichtigt. In Estland und Livland aber, wo die Leibeigenschaft bestand, muss der Einfluss des Gutsherrn auf Entscheidungen hinsichtlich der Familienplanung von Personen, die auf seinem Grundbesitz lebten, berücksichtigt werden. Wie aber war die Situation der Bauern?

Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Estland durch Kampfhandlungen und eine Pestepidemie mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung verloren. Das infolgedessen brachliegende Land und die leer stehenden Höfe wurden jedoch alsbald besiedelt, die Bevölkerungszahlen stiegen an: Während das estnische Gebiet direkt nach der Angliederung an das Russische Kaiserreich²⁹ nicht mehr als 170 000 Menschen zählte, lebten dort im Jahr 1725 bereits 220 000 Menschen, 335 000 im Jahr 1750 und 400 000 im Jahr 1765.³⁰ Die Bevölkerungszunahme bewirkte eine Verkleinerung der landwirtschaftlichen Flächen, auch die Anzahl der Bauernwirte nahm ab.³¹ Im Laufe des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl der landlosen Bevölkerung stark an. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lag sie bereits bei 25 bis 30 Prozent der estnischen Bevölkerung.³² Wenn nunmehr auch mehr Knechte ihren Lebensunterhalt

26 Hesi Siimets-Gross, Katrin Kello: Kohtuasjad *in puncto libertatis*. Isiku staatuse tuvastamise lähtekohad asehaldusaja Eestimaal [Gerichtsfälle *in puncto libertatis*. Kriterien zur Feststellung des Status von Personen in Estland während der Statthalterschaft], in: Ajalooline Ajakiri 160/161 (2017), H. 2/3, S. 257-308, hier S. 258.

27 G. Olaf Hansen (Hrsg.): Die privaten Bauerrechte Estlands für die Gebiete von Fickel, Kaltenbrunn, Kandel und Essemäggi, Dorpat (Jurjew) 1896, S. 32, 40.

28 Bereits aus der Etymologie der estnischen Wörter *peremees* (dt. Wirt) und *perenaine* (dt. Wirtin) erschließt sich ihre Bedeutung: *pere* (Familie) + *mees* (Mann) bzw. *naine* (Frau).

29 Estland und Livland waren zwar Teil des Russischen Kaiserreichs (Livland seit 1710 und Estland seit 1721), doch blieb dort die sogenannte baltische Sonderstellung erhalten – die Oberherrschaft der Deutschbalten, selbst wenn es keine alle Ritterschaften verbindende und ihre Tätigkeit koordinierende Institution gab. Vgl. Laur, *Eesti ajalugu* (wie Anm. 23), S. 80.

30 Heldur Palli: *Eesti rahvastiku ajaloo lühiülevaade* [Kurzer Überblick zur estnischen Bevölkerungsgeschichte], Tallinn 1998, S. 19.

31 Am Ende des 18. Jahrhunderts waren im Kirchspiel Karuse in Nordestland 82% der Einwohner eines Hofes Familienmitglieder des Wirtes, 12% Knechte und Mägde sowie 5% Kätner. Vgl. Kahk, Uibu, *Aspekte* (wie Anm. 7), S. 53.

32 Edgar Melton: *Gutsherrschaft in East Elbian Germany and Livonia, 1500–1800. A Critique of the Model*, in: *Central European History* 21 (1988), H. 4, S. 315-349, hier S. 329.

als Kätner (Besitzer einer Kate) bestritten, entsprach dem doch eine fast ebenso große Zahl von Bauernwirten, die zu Kättern wurden.³³

Die Tatsache, dass Bauernwirte zu Kättern wurden, stellte ein akutes Problem dar. Nicht jeder Kätner dürfe ein Recht auf den Besitz von Land zugesprochen bekommen,³⁴ denn „Ein jeder sorglose u. faule Wirth würde suchen, es dahin zu bringen, dass er abgesetzt würde, um Lostreiber zu werden, um obgleich kümmerlich doch mit wenigen Sorgen u. Fleiss sich zu ernähren und zum Nachteil seiner Kinder in Armuth u. Faulheit zu leben.“³⁵ Um eine solche Situation zu vermeiden, wurden gegen frühere Wirte und jetzige Kätner Strafen verhängt.³⁶

Vermutlich wurden gerade diejenigen Bauern freiwillig zu Kättern, denen die Bewirtschaftung ihres Hofes nicht mehr gelang. Dies betraf insbesondere die Bauern, die in einem schlechten Verhältnis mit ihrem Gutsherrn leben mussten. Die Gutsherren nutzten die Arbeitskraft und Fähigkeiten der Bauern ganz nach eigener Willkür.³⁷ Ab den 1760er Jahren waren die Belastungen der Bauern auf vielen Privatgütern gestiegen.³⁸ Die Situation wurde noch dadurch verschlimmert, dass die Erbbauern, die für ihre ganze Familie Verantwortung trugen, trotz steigender Verpflichtungen keinerlei Sicherheit bei der Nutzung ihres Landes und in der Handhabe ihres Vermögens hatten, denn der Gutsherr konnte frei über sie verfügen. In einem Beitrag von Hupel aus dem Jahr 1777 geht hervor, dass nicht alle Männer im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Bauernwirte werden wollten:

„[...] wo ein übertrieben strenger Gehorch, Armuth und Kummer verbreitet, was soll dann den Sklaven ermuntern sein Geschlecht fortzupflanzen? die Vermehrung seiner Familie ist die Vermehrung seiner Leiden und Sorgen. Er flieheth die Heirath; solange er ledig ist, kann ihn der Herr nicht zum Wirth einsetzen; als Knecht muß ihm der armselige Wirth Brod und Lohn besorgen, er sieht etwa daß jeder beweihte mit blosser Hand eine Wirthschaft anzutreten gezwungen wird, in welcher seit kurzer Zeit mehrere aufeinander folgende Wirthe äussersten Mangel litten, und das Letzte zusetzten; er sieht, die geringe vom Hof ertheilte Hülfe schlägt nicht vor; das ihm

33 Kahk, Uibu, Aspekte (wie Anm. 7), S. 83.

34 Vgl. § 1, Kap. 2, 6. Buch, Privatrecht von Kandel. Die auf manchen Gütern des Gouvernements Estland in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts (1789–1804) verkündeten Privatrechte regelten als lokale Gesetze die Beziehungen zwischen den Bauern und dem jeweiligen Gutshof. Vgl. Tõnu Tannberg: Pärisorjuse kaotamine [Die Abschaffung der Leibeigenschaft], in: Mati Laur, Tõnu Tannberg u.a. (Hrsg.): Eesti ajalugu IV. Põhjasõjast pärisorjuse kaotamiseni [Estonische Geschichte IV. Vom Großen Nordischen Krieg bis zur Abschaffung der Leibeigenschaft], Tartu 2003, S. 203–211, hier S. 205. Die Gutsherren erließen diese Gesetze auf eigene Initiative und sie waren der erste Versuch, die Rechte und Pflichten der estnischen Bauern zu regulieren. Vgl. Hansen, Bauerrechte (wie Anm. 27), S. IX. Die Umsetzung der Privatrechte setzte die Gründung von Gemeindegerechten voraus, deren Mitgliedschaft aus Bauern bestand. Tatsächlich waren diese Gerichte auf den betreffenden Gutshöfen für eine gewisse Zeit tätig.

35 Hansen, Bauerrechte (wie Anm. 27), S. 289.

36 Ebenda, S. 83, 149.

37 Marten Seppel: Mis on pärisorjus? [Was ist Leibeigenschaft?], in: Õpetatud Eesti Seltsi aastaraamat (2007), S. 179–191, hier S. 186.

38 Indrek Jürjo: Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737–1819), Köln u.a. 2006, S. 400.

gegebene Pferd hat keine Zeit für ihn zu arbeiten, es fällt unter der schweren Hofs-Arbeit um, er soll es bezahlen; seine Aernte reicht nicht hin zur Tilgung der Schulden: ein stetes Laufen der Bauern, viele wüste Gesinder, Wirthe die weder für sich noch den Hof arbeiten können, gehäßter Ehestand, Menschenmangel u. D. G. müßten die gewissen Folgen seyn: wer würde dann gutwillig ein Gesinde übernehmen?³⁹

Der Heiratswunsch war vermutlich von Gut zu Gut und abhängig vom Gutsherrn oder Guts-pächter unterschiedlich ausgeprägt. Da der Hof von dem Wirt und der Wirtin gemeinsam geführt wurde, der Verzicht auf Eheschließung daher dem Verzicht einer Haushaltsführung gleichkam,⁴⁰ beeinflusste der Gutsherr direkt das Familienleben der bäuerlichen Bevölkerung, den Wunsch nach Heirat und Familienplanung:

„Unter dem Gute [...] wo eine fehlerhafte Behandlung die Leute zu Grunde richtete, heyrathete selten ein Kerl, weil er in Gefahr stand, sogleich als Bauerwirth in einem elenden Gesinde angestellt, und nach einiger Zeit wegen aufgelaufener Schulden abgeplündert zu werden. Der Menschenmangel wurde bald sichtbar, zumal da auch viele entliefen. Umsonst suchte der Gutsherr die Leute durch Versprechungen zum Heyrathen zu bewegen; man traute ihm nicht. Er bat den Prediger, die Leute zu ermahnen: aber sie erklärten, daß sie ledig bleiben wollten. Da endlich der Herr starb, und man vernünftiger zu wirthschaften anfang, so waren dort in einem Jahre 28 Hochzeiten. Nur dauert es lange, bis der junge Zuwachs arbeiten kann.“⁴¹

Manch ein Gutsherr versuchte ganz direkt, auf die Familienplanung seiner Bauern einzuwirken:

„Auch die kleinste Belohnung erzeugt bey dem Bauer mächtige Reize. Einem jeden Heurathenden geben sie etliche Stöfe Brandwein, und wenn er seine Braut aus einem fremden Gebiethe bringt, ein Faß Bier zur Hochzeit. Alle neugeborne Kinder werden von Hofs Seiten ebenfalls mit solchen trinkbaren Geschenken bewillkommet, ein untrügliches Mittel ehestens von mehrern Schwangerschaften zu hören. Einem

39 August Wilhelm Hupel: Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland. Zweyter Band, Riga 1777, S. 239 f.

40 Die Pflicht zur Bewirtschaftung wurde außerdem dadurch erschwert, dass die Bauernfamilien in Estland und Livland groß waren. So hatte beispielsweise eine Bauernfamilie in Livland im Kirchspiel Odenpäh (Otepää) 1780 durchschnittlich 12,1 Mitglieder, in den Familien der Halbbauern 10,6 und in den Familien der Kätner durchschnittlich 3,7 Mitglieder. Vgl. Heldur Palli: Pere [Familie], in: Ants Viies, Elle Vunder (Hrsg.): Eesti rahvakultuur [Estnische Volkskultur], Tallinn 1998, S. 399-407, hier S. 402. Die durchschnittliche Kinderzahl in Estland und Livland betrug in den Jahren 1715–1799 pro Ehe 4,48. Vgl. ders.: Eesti rahvastiku ajalugu 1712–1799 [Geschichte der estnischen Bevölkerung 1712–1799], S. 84 f. Zu einer Familie gehörten aber meist neben den Eltern und Kindern (manchmal auch neben Großeltern, Onkeln, Tanten und anderen Verwandten) auch Hausgenossen, die weder mit dem Wirt noch mit der Wirtin verwandt waren.

41 August Wilhelm Hupel: Oekonomisches Handbuch für Lief- und Ehstländische Gutsherren, wie auch für deren Disponenten; darinn zugleich Ergänzungen zu Fischers Landwirtschaftbuche geliefert, auch für auswärtige Liebhaber die Liefländischen Verfahrungsarten hinlänglich dargestellt worden. Erster Theil, Riga 1796, S. 98.

Vater vieler Söhne werden kleine Vortheile, Befreyung von Leibesstrafen und schwerer Hofsarbeit, die jetzt seine Kinder verrichten, bewilliget; ist er alt und arm, so wird ihm ein kleines Land ohne alle Angabe zu seinem Unterhalte angewiesen. Die Heilung der Kranken ist einer sehr angelegene Sorge, wie auch die Erziehung unehe-licher Kinder, damit sie nicht nebst ihren unglücklichen Mutter drückendem Hunger überlassen seyn.⁴²

Ein Gutsherr, dessen Ziel es war, die Arbeitskraft seiner Leibeigenen zu erhalten oder gar zu erhöhen, tat dies durch direkte Einmischung.⁴³ „Eltern die viele Kinder, und Wirthen die mehrere Knechte und Mägde haben, nimmt er nach eignen Gefallen etliche weg, braucht sie zu seiner Bedienung, oder giebt sie an andre die daran Mangel leiten. Er verkauft, vertuschet und verschenkt die Leute an wen er will. Er setzt Wirthe ein oder ab, so oft er will [...].“⁴⁴

In einer Verordnung der Landpolizei, die im Auftrag der Livländischen Ritterschaft verfasst und vom Generalgouverneur Clas Tott 1668 herausgegeben sowie von der Zentralregierung 1671 bestätigt wurde, heißt es: Wenn eine Frau Kinder in die Ehe mit einbrachte, diese Ehe einen Umzug auf ein anderes Gut zur Folge hatte, so hatte der einstige Gutsherr das Recht, die auf seinem Gebiet geborenen Kinder zurückzufordern.⁴⁵ Wenn die Frau und der Mann aus verschiedenen Kirchspielen stammten, lebten sie in der Regel nach der Heirat im Kirchspiel des Bräutigams. Für Ausnahmefälle wurden offizielle Anordnungen erlassen. Die 1705 in Riga erlassene Gesetzesverordnung für die livländische Bauernschaft legte fest, was geschah, wenn der Mann in das Kirchspiel der Frau zog:

„Wenn ein Erbbauer eine Witwe, die auf Ländereien eines fremden Gutes lebt, heiratet, bleibt er wohl so lange der Herr im Haus, bis sein Erbherr ihn zurückfordert. Wenn er ihn aber zurückfordert, nimmt er seine Frau mit und die dort gezeugten Kinder und die Sachen, die er und seine Frau mitgebracht haben, alles andere bekommen die Kinder aus der vorherigen Ehe und somit der Erbherr, auf dessen Grund dies alles erworben wurde. Denn eine solche Witwe darf ihr Vermögen nicht aufbrauchen, sondern es verbleibt bei der Erbschaft.“⁴⁶

Gutsherrliche Macht bei Eheschließungen

In der Forschung werden zwei Thesen zu Fragen der Kompensation für den Verlust von Bauernmädchen vertreten. Gemäß einer Verordnung von Erik Dahlberg vom 6. Oktober 1697, die Ants Hein jüngst ins Estnische übersetzt und veröffentlicht hat, wurde verboten,

42 August Wilhelm Hupel: An das lief- und ehstländische Publikum, Riga 1772, S. 139 f.

43 Bei der Verwendung des Begriffs „persönliches Leben“ muss berücksichtigt werden, dass der Hof sowohl ein Ort des persönlichen Lebens als auch ein Produktionsbetrieb war und daher die Privatsphäre und das Arbeitsleben nicht in derselben Weise getrennt werden konnten wie in den Industriegesellschaften.

44 Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 236 f.

45 Kahk, Vassar (Hrsg.), Eesti (wie Anm. 10), S. 190.

46 Ebenda.

eine solche Abgabe – das sogenannte Marder-Geld⁴⁷ – zu verlangen. Gutsherren, die dieses Geld weiterhin eintrieben, wurden jetzt bestraft.⁴⁸

Der Historiker Marten Seppel dagegen behauptet, dass die Einschränkungen hinsichtlich der Eheschließung im Kontext der livländischen Leibeigenschaft nie bedeutsam gewesen seien und dass zur Entrichtung des „Maritagiums“ jegliche Angaben fehlten. Gleichwohl hat Seppel einen Auszug aus einer Instruktion an den Fronvogt der Güter Aya (Ahja) und Kaster (Kastre) aus dem Jahr 1668 veröffentlicht, nach der „Wan Ein Fremder Baur Auß hiesigem Gebiet Eine Magdt heurahtet weßwegen Alten gebrauch nach er Einen Fuchs balgh im Hoffe Liefern muß welcher der Herrschafft muß berechnet werden“.⁴⁹ Seppel sieht in dieser Quelle jedoch keinen Widerspruch zu seiner These, denn wenn ein Bauer seinen Gutsherrn um etwas bat, brachte der Bittsteller in der Regel ein Geschenk mit, oftmals einen Fuchsbalg.⁵⁰

Gegen die willkürlichen Verbote und Einschränkungen der Gutsherren bei Eheschließungen wurde mit Gesetzesinitiativen vorgegangen. So wurde dem Gutsherrn untersagt, die Heirat eines Mädchens seines Guts mit einem Bauern eines anderen Guts zu verbieten (z.B. durch die Verordnung des estländischen Vizegouverneurs vom 18. Dezember 1722, die Patente des rigischen Generalgouverneurs vom 2. Januar 1716, 8. August, 30. März 1733 und die Verordnung des Estländischen Oberlandesgerichts vom 15. Januar 1747).⁵¹ Im April 1740 schickte das Konsistorium ein Rundschreiben an die Pröpste, in welchem erklärt wird, dass der Kirchspielpastor in solchem Fall auch gegen den Willen des Gutsherrn das Brautpaar trauen muss, sofern nach dem Kirchengesetz nichts gegen die Ehe spricht.⁵² Sieben Jahre später entschied das Oberlandesgericht auf die Forderung des Justizkollegiums der Liv-, Est- und Finnländischen Angelegenheiten hin, dass ein estnisches Bauernmädchen keine Heiratserlaubnis für einen Umzug auf ein anderes Gut bei ihrem Gutsherrn einholen muss.⁵³ Dennoch setzten die Gutsherren ihre Willkür fort. 1748 klagte der Pastor von

47 Ants Hein referiert G.J. Buddenbrocks Behauptung, dass diese Abgabe in früheren Zeiten eventuell in Form von Fellen entrichtet wurde. Vgl. Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 105. Buddenbrocks andere Behauptung, dass es sich möglicherweise gleichzeitig auch um Geld für den Freikauf vom *Ius primae noctis* handelte, referiert Hein nicht, denn diese spiegelt weniger die realen Verhältnisse wider als vielmehr das damalige Interesse der Historiker, überall Spuren des Rechts der ersten Nacht zu finden. Vgl. Sammlung der Gesetze, welche das heutige livländische Landrecht enthalten, kritisch bearbeitet. Zweiter Band. Aeltere hinzugekommene Landesrechte. Erste Abteilung. Landesordnungen vom Jahr 1680 bis 1710, Riga 1821, S. 1486. Dazu dass das *Ius primae noctis* lediglich ein Mythos war und nicht Teil der realen Geschichte, vgl. Merili Metsvahi: Die Geburt einer Legende. Zu den Voraussetzungen der Verbreitung der Vorstellung des ‚Rechts der ersten Nacht‘ auf estnischem Gebiet, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 14 (2019), S. 99-113.

48 Sammlung (wie Anm. 47), S. 1485.

49 Seppel, Vastuseks (wie Anm. 25), S. 388.

50 Ebenda, S. 387 f.

51 Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 105; Laur, Ala (wie Anm. 24), S. 159; Andres Andresen: Eestimaa kirikukorraldus 1710–1832 [Die estländische Kirchenverfassung 1710–1832], Tartu 2008, S. 143; August Wilhelm Hupel: Einige in Ehstland ergangene, die Prediger-Einkünfte wie auch die Bauer-Heirathen, betreffende, ältere Verordnungen, in: Nordische Miscellaneen 24/25 (1790), S. 439-448.

52 Hupel, Prediger-Einkünfte (wie Anm. 51), S. 456; Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 143.

53 Hupel, Prediger-Einkünfte (wie Anm. 51), S. 455 f.; Andresen, Territoriaalkirik (wie Anm. 9), S. 139. Aufgrund dessen haben Rechtshistoriker behauptet, dass zumindest formal die Bräute

Haggers (Hageri), dass der Gutsherr Menschen aus wirtschaftlichen Erwägungen verheiratet habe und damit Verursacher vieler unglücklicher Ehen sei.⁵⁴ Bei solcherart willkürlicher Heiratspolitik setzten Gutsherren auch körperliche Züchtigung als Zwangsmaßnahme ein:

„Es giebt Herren, die dem Bauerburschen vorschreiben, welches Mädchen er ehelichen soll, und findet es die gnädige Herrschaft ihrem Interesse nicht konvenabel, so stehen dem Ehelustigen Ruthen und Peitsche zu Dienste, die ihm den Kitzel vertreiben sollen. Die Stimme der Eltern gilt hier nicht, sondern – wenigstens in vielen Fällen, – der gnädige aber nicht gute Wille des Erbherrn.“⁵⁵

Mit einer vom Gutsherrn ausgewählten Ehefrau musste sich auch ein Mann, der sehr jung einen Hof erbt, zufriedengeben:

„Das erbeigene Bauer und Unterthan muß sich auch gefallen lassen, daß sein Gutsherr ihm zur Ehe ein Weib zuweist, wie er es für gut befindet. Der Bauer also, der nach seines Vaters Tode im siebzehnteichen Jahre seinen Hof antritt, darf keine Einwendungen machen, wenn ihn sein Edelmann mit einer vierzigjährigen häßlichen Frau verheirathet, von der er etwa versichert zu seyn glaubt, daß sie seiner Wirthschaft gut verstehen werde.“⁵⁶

damals die einzigen Menschen in Estland und Livland gewesen seien, die trotz der Leibeigenschaft rechtlich nicht an die Scholle gebunden waren. Vgl. Siimets-Gross, Kello, Kohtuasjad (wie Anm. 26), S. 257. August Wilhelm Hupel, der auch selbst in Livland gelebt hatte, bestätigt, dass die estnischen Bräute damals dem Pastor keine Erlaubnis des Gutsherrn vorlegen mussten, vgl. Hupel, Prediger-Einkünfte (wie Anm. 51), S. 457.

54 Laur, Ala (wie Anm. 24), S. 159.

55 Johann Christoph Petri: Ebstland und die Ehsten, oder historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ebstland. Ein Seitenstück zu Merkel über die Letten. Erster Theil, Gotha 1802, S. 434; vgl. auch ebenda, S. 182 f.

56 [Olrich]: Bemerkungen über Rußland in Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst, Religion und ander merkwürdige Verhältnisse, Erfurt 1788, S. 46. Es handelt sich um ein Buch, dessen Verfasserschaft früher irrtümlich Johann Joachim Bellermand zugeschrieben wurde, vgl. Dirk Sangmeister: Von Blumenlesen und Geheimbünden. Die Jahre von Johann Friedrich Ernst Albrecht als Verleger in Reval und Erfurt, in: Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias u.a. (Hrsg.): Baltische Literaturen in der Goethezeit, Würzburg 2011, S. 411-487, hier S. 428 f. Die Heirat mit einer älteren Frau war für Männer, die jung heirateten, normal. Anhand der Analyse von Kirchenbüchern ist ermittelt worden, dass die Bräute von 21-jährigen oder jüngeren Bräutigamen meist älter waren. Der Historiker für Bevölkerungsgeschichte Heldur Palli schreibt: „Ältere Bräute bevorzugten jüngere Bräutigame und ältere Bräutigame wiederum jüngere Bräute.“ Palli, Rahvastiku ajalugu (wie Anm. 40), S. 81. Hupel erklärt, dass die verwitweten Wirtinnen aus wirtschaftlichen Gründen Knechte heirateten: „Witwen, die sich vor dem Absetzen fürchten, suchen sich daher bald einen frischen Knecht, und erklären, daß sie ihn, so bald es nun geschehen kann, heirathen wollen. Einer abgesetzten Witwe wird man wenigstens im Rigischen, nach dem im Vorhergehenden angeführten Patent, vermuthlich einen Theil ihres beweglichen Eigenthums, oder eigentlich dasselbe ganz, lassen.“ Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 238. Auch Olrich schreibt, dass der Bauer in Estland, wo das Land reich an Steinen ist, einer jüngeren und schöneren Frau eine kräftigere und hässlichere Frau als er selbst vorzieht, vgl. [Olrich], Bemerkungen (wie Anm. 56), S. 47. Laut anderen Angaben waren jüngere Witwen, deren Frauen bei einer Geburt gestorben waren, bei der Wahl einer neuen Ehefrau nicht sonderlich wählerisch, vgl. Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 335.

Ein Brautpaar hatte dem Pastor eine schriftliche Heiratserlaubnis vorzulegen. Diese Regelung war in Livland etwa 30 Jahre lang in Kraft. Dies wird aus einem Patent vom 2. Januar 1716 deutlich, aus dem hervorgeht, dass die Braut eine Heiratserlaubnis von ihrem Gutsherrn einzuholen hatte, die Letzterer nicht verweigern durfte.⁵⁷

Hupels Behauptung, in Estland habe eine vergleichbare Regelung nicht bestanden,⁵⁸ muss angezweifelt werden. So schrieb der Pastor von Kosch (Kose) 1749 in einem Bericht an das zuständige Konsistorium, dass viele Verlobte bewusst Kinder bekämen, um so leichter eine Heiratserlaubnis zu erhalten.⁵⁹ Außerdem findet sich in der estländischen Bauernverordnung von 1804 folgender Paragraph:

„Ohne eine solche Einwilligung und darauf von der Gutsherrschaft erteilten Erlaubnis-Schein soll keine Verlobung statt finden dürfen, und falls solche wirklich geschehen seyn sollte, soll selbige ungültig und unkräftig seyn; diejenigen aber, die daran Theil genommen oder gar bösslicher Absichten sich dabey schuldig gemacht, sollen außerdem nach der Sache Beschaffenheit mit Strafe belegt werden.“⁶⁰

Es ist nicht bekannt, wie lange genau diese Regelung in Estland galt. Bekannt ist, dass eine solche Heiratserlaubnis während der Statthalterschaft verpflichtend war,⁶¹ denn die Statthalterschaftsregierung erließ 1791 eine Verordnung, laut welcher der Gutsherr bei einer Verlobung unter Bauern der Braut eine spezielle Bescheinigung ausstellen musste, die eine Art Berechtigung für die Eheschließung darstellte. Andresen zufolge „erfüllten viele Gutsherren diese Pflicht laut Aussagen von Pastoren nicht“.⁶²

Sowohl Brautleute als auch Gutsherr versuchten, ihre Interessen durchzusetzen: Bauern mit vorehelichen Schwangerschaften, der Gutsherr mit Arbeitsaufträgen⁶³ oder mit Verzögerungen beim Antrittsalter der Mädchen für den Konfirmandenunterricht.⁶⁴ Es scheint, als

57 Siimets-Gross, Kello, Kohtuasjad (wie Anm. 26), S. 257.

58 Hupel, Prediger-Einkünfte (wie Anm. 51), S. 457.

59 Laur, Ala (wie Anm. 24), S. 159; Ingvar Luhaäär: Eesti erootika ajalugu [Geschichte der estnischen Erotik], Tallinn 2005, S. 30.

60 Ehstländisches Bauergesetz-Buch, Reval 1816, Viertes Buch, Tit. VII, § 3.

61 Zur Bedeutung der Statthalterschaft siehe das Sammelwerk „Eesti ajalugu“ (dt. „Estnische Geschichte“): „Die Grenzen der Ostseegouvernements blieben unverändert. Aber die Gouvernements Estland und Livland wurden jetzt offiziell als Tallinner (Revalsche) und Rigische Statthalterschaft bezeichnet. [...] Es wurde ein gemeinsamer Statthalter für beide Gouvernements in Riga ernannt, weswegen diese Zeit auch die Statthalterschaft genannt wird. Der erste Statthalter der Ostseeprovinzen war der bisherige Generalgouverneur, der bereits betagte George von Browne.“ Mati Laur: Katariina II reformid [Die Reformen Katharinas II.], in: Ders., Tannberg u.a. (Hrsg.), Eesti ajalugu IV (wie Anm. 34), S. 95-112, hier S. 107.

62 Andresen, Territoriaalkirik (wie Anm. 9), S. 139. Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gibt es aber Angaben über Verordnungen mit dem zum Teil genau entgegengesetzten Gedanken. Hupel zufolge wurde in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine Verordnung erlassen, die es den Gutsherren verbot, ihre Erbmägde Herumtreiber heiraten zu lassen. Die Verordnung wurde nach einem entsprechenden Fall im Kreis Tartu wiederholt, vgl. Hupel, Prediger-Einkünfte (wie Anm. 51), S. 455.

63 Luhaäär, Erootika (wie Anm. 59), S. 30.

64 Johann Georg Eisen: Gedanken vom Kindesmord und der Sodomiterei in Ansehung Liv- und Estlandes (1773), in: Roger Bartlett, Erich Dounert (Hrsg.): Eisen, Johann Georg (1717–1779),

ob manch einem Gutsherren der Verzicht auf das Recht, über die Heirat der auf seinem Gut lebenden und arbeitenden Untertanen zu bestimmen, besonders schwer gefallen sei.⁶⁵

In einigen Fällen führte die Beschränkung der Heiratsfreiheit zum Freitod. So habe ein Gutsherr in Estland in Wesenberg (Rakvere) 1795 einen Knecht gekauft, der sofort heiraten wollte. Der Gutsherr sei mit der Auserwählten des Knechts nicht einverstanden gewesen und habe ihn an der Hochzeit gehindert, woraufhin der Knecht sich die Adern aufgeschnitten habe und verblutet sei.⁶⁶ In der Mehrzahl der Fälle wurde der Wille des Gutsherrn befolgt. Die vonseiten der Bauern empfundene Ungerechtigkeit wurde in Volksliedern verarbeitet.⁶⁷ Die Regelbefolgung konnte im Einzelfall so weit führen, dass ein Mädchen den Fronvogt zu heiraten hatte, den Mann, der es zuvor möglicherweise in seiner Aufsichtsfunktion verprügelt hatte.⁶⁸ Wenn ein Gutsherr oder ein anderer Mann deutscher Herkunft, der auf dem Gut arbeitete, ein lediges Bauernmädchen vergewaltigt und geschwängert hatte, zwang der Gutsherr einen Bauern zur Eheschließung mit dem Mädchen.⁶⁹

Da es auch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts Gutsherren gab, die das Heiraten unter der bäuerlichen Bevölkerung stark reglementierten, wandte sich das Estländische Konsistorium an den Ritterschaftshauptmann, der wiederum die Provinzialregierung um Hilfe bat. 1807 erließ die Provinzialregierung eine Verordnung: Der Gutsherr war fortan verpflichtet, eine Verlobungsbestätigung auszustellen, die Grundlage für die Heirat. Bei Abwesenheit des Gutsherrn hatte der Gutsverwalter die Pflicht, die Bescheinigung auszustellen. Bei Zuwidersetzung hatte der Pastor das Recht der Brautleute mit Hilfe des Kirchspielrichters zu vertreten.⁷⁰ Mit Beendigung der Leibeigenschaft endete dieses Prozedere.⁷¹

Sexualdelikte

Die Verwaltung der lutherischen Kirche wurde in Estland und Livland im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts aufgebaut. 1686 erließ Karl XI. das Kirchengesetz, in der Absicht, die Kirche zu unifizieren und die Spitzen der Kirche seiner Alleinherrschaft unterzuordnen.⁷²

Ausgewählte Werke. Deutsche Volksaufklärung und Leibeigenschaft im Russischen Reich, Marburg 1998, S. 548 f., hier S. 549.

65 Soweit bekannt, konnte der Gutsherr aus der Mitte seiner Bauern ganz willkürlich Gutsbedienstete beiderlei Geschlechts auswählen, vgl. Astaf von Transehe-Roseneck: Gutsherr und Bauer in Livland im 17. und 18. Jahrhundert, Straßburg 1890, S. 160.

66 Juhan Kakk: Eesti talurahva sotsiaalseid vaateid XIX sajandil [Über die sozialen Sichtweisen der estnischen bäuerlichen Bevölkerung im 19. Jahrhundert], Tallinn 1977, S. 30.

67 Zum Liedertyp „Saks ei sallind mulle naista“ [„Dem Herrn gefiel meine Braut nicht“] vgl. z.B. Eesti Rahvaluule Arhiiv, H II 33, 9 (1) < Pärnu khk, Jaan Jaanson (1826 – aufgezeichnet, 1889 – ans Archiv geschickt).

68 Vgl. Kakk, Talurahva (wie Anm. 66), S. 36.

69 Metsvahi, Geburt (wie Anm. 47), S. 109.

70 Andresen, Territoriaalkirik (wie Anm. 9), S. 139; ders., Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 144.

71 Andresen, Territoriaalkirik (wie Anm. 9), S. 139 f.

72 Das ursprüngliche Ziel des schwedischen Kirchengesetzes war die Vereinheitlichung und genauere Normierung der Kirchenverhältnisse im schwedischen Mutterland und in den Provinzen. Es war über lange Zeit entwickelt worden und man wollte es bereits seit langem in Kraft setzen, doch möglich wurde dies erst in der Zeit der absolutistischen Regierung Karls XI. realisiert, vgl. ebenda, S. 65.

Das schwedische Kirchengesetz, das in Estland und Livland in der ersten Hälfte der 1690er Jahre in Kraft trat, verband die kirchliche Administration Estlands und Livlands enger mit der lutherischen Kirche des schwedischen Mutterlandes.

Laut den Kapitulationen von 1710 und dem Friedensvertrag von Nystad, 1721, blieb das auf der *Confessio Augustana* basierende Luthertum auch weiterhin die vorherrschende Konfession:

„Es soll auch in solchen cedirten Ländern kein Gewissens-Zwang eingeführet/ sondern vielmehr die Evangelische Religion/ auch Kirchen und Schulwesen/ und was dem anhängig ist/ auf dem Fuß/ wie es unter der letzteren Schwedischen Regierung gewesen/ gelassen und beybehalten werden; jedoch/ daß in selbigen die Griechische Religion hinführo ebenfals frey und ohngehindert exerciret werden könne und möge.“⁷³

Dennoch änderte sich die Kirchenverwaltung. Andresen zufolge ersetzte ab 1710 „die Variation des Typs der deutschen Kirchenleitung [...] die Variation des Typs der schwedischen Kirchenleitung.“⁷⁴ Während laut Kirchengesetz von 1686 der Bischof die wichtigste Institution eines Bistums oder einer Superintendentur war und das Konsistorium eine den Bischof unterstützende Rolle einnahm,⁷⁵ entfiel nunmehr das Amt, entgegen dem nach dem Großen Nordischen Krieg geschlossenen Kapitulationsvertrag. An die Stelle eines Bischofs setzten die estnischen Landräte das neu geschaffene Amt des Konsistorialpräsidenten, das von seiner Bedeutung her nicht mit dem Amt des Bischofs vergleichbar war⁷⁶ und von einem Laien bekleidet werden konnte.⁷⁷ In Estland fehlte das Amt eines leitenden Geistlichen bis zur Einführung des Kirchengesetzes von 1832.⁷⁸ In Livland sah die Kirchenstruktur anders aus: Das livländische Konsistorium wurde als Oberkonsistorium bezeichnet und 1710 aufgrund der livländischen Konsistorial- und Kirchensitationsordnung von 1634 als ein gemischtes Konsistorium (*consistorium mixtum*) wiederhergestellt. An seiner Spitze saßen der Landrat mit einem vom Generalgouverneur ernannten Generalsuperintendenten sowie zwei weltliche und zwei geistliche Beisitzer. Der Direktor, der Landrat, wurde von der Ritterschaft gewählt,

73 Friedens-Vertrag/ zwischen Ihro Königl. Maj. unsern Allergnädigsten König Friedrich den Isten Und das Königreich Schweden Ab der einen; Und Seiner Czarischen Majestät Peter den Isten Und das Reussische Reich/ Ab der andern Seite/ Abgehandelt und geschlossen zu Neustad im Großfürstenthum Finland/ Den 30. Augusti. Und ratificiret Den 9. Sept im Jahr nach der Geburt Christi 1721, https://histdoc.net/nystad/nystad_de.html [letzter Zugriff: 2.01.2020], S. 10.

74 Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 110.

75 Ebenda, S. 100.

76 Ebenda, S. 104.

77 Ebenda, S. 109 u.a. Die eigentliche institutionelle Ordnung wurde nachträglich legitimiert. Als Antwort auf das Gesuch der Ritterschaft beschloss Katharina I., dass das Konsistorium sowohl aus weltlichen als auch geistlichen Mitgliedern bestehen musste (ebenda, S. 111 f.).

78 Ebenda, S. 110. Wenn man die weiter unten im vorliegenden Artikel referierten Stellen des schwedischen Kirchengesetzes liest, muss berücksichtigt werden, dass im 18. Jahrhundert die Institution des Bischofs fehlte. Dennoch bestand die Bezeichnung weiter. Die Ritterschaftsmitglieder titulierte den Konsistorialpräsidenten als *Landrath-Bischof* oder auch einfach als Bischof (ebenda, S. 118).

andere Mitglieder wurden auf Vorschlag des Konsistoriums vom Generalgouverneur im Amt bestätigt. Das Oberkonsistorium wurde aus Pernau (Pärnu) nach Riga verlegt und diesem wurden die Stadt-, d.h. Unterkonsistorien von Dorpat (Tartu) und Pernau untergeordnet.⁷⁹ Die Gerichtsverfahren, die sich auf das Sexualleben (*peccatum contra sextum*) bezogen, wurden im Gouvernement Estland auf der Kirchspielebene, im Gouvernement Livland hingegen auf der Landkreisebene verhandelt.

In Estland, wo die meisten Mitglieder des Konsistoriums infolge des Großen Nordischen Krieges und der Pest ums Leben gekommen waren,⁸⁰ fand am 10.–12. Juni 1713 ein Konvent statt, bei welchem die neue Kirchenführung unter Leitung des Präsidenten den Pastoren Anweisungen und Informationen erteilte. Hier wurde betont, dass das Kirchengesetz von 1686 und die Agenda von 1693 die Grundlage für die estnische Kirchenordnung bildeten. Abweichungen wurden verboten. Es wurde das Recht der Oberkirchenvorsteher und Pastoren – d.h. des Kirchenggerichts – bestätigt, kleinere Verstöße gegen das sechste Gebot durch Bauern selbst zu verhandeln. Die Umstände von Ehebrüchen und Sexualstraftaten sollte das Kirchenggericht nur voruntersuchen, um dann das Verfahren dem Konsistorium oder dem weltlichen Gericht zu übergeben.⁸¹ Eine wichtige Funktion des estländischen Konsistoriums bestand also in der Rechtsprechung bei Zuwiderhandlungen gegen das sechste Gebot.⁸² Obwohl sich das Konsistorium aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammensetzte⁸³ und von einem Landrat geleitet wurde, sprach sich die Ritterschaft gegen diese Instanz aus. Eine Unterordnung unter die oberste Verwaltungsbehörde der Kirche lag ihr fern. So wurde unter dem Druck der Ritterschaft ein separates Appellationsgericht gegründet – das Oberappellationsgericht, das aus neun Mitgliedern bestand: als Vorsitzender der Gouverneur oder der älteste Landrat, als Mitglieder zwei Landräte, zwei Ritterschaftsangehörige und vier Geistliche (zwei Pröpste und zwei Pastoren).⁸⁴ Die Geistlichen wurden vom Konsistorium ernannt. Das Oberappellationsgericht traf sich so oft wie nötig,⁸⁵ war aber nicht

79 Laur, Ala (wie Anm. 24), S. 85-87.

80 Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 100.

81 Ebenda, S. 108. Nach dem Beschluss des Konvents stimmte die Behandlung solcher Vergehen mit der Praxis aus der Schwedenzeit überein. Am 25. August 1697 hatte der Generalgouverneur Graf Axel Julius De la Gardie in Tallinn eine Verordnung erlassen, die festlegte, dass „bei kleineren Hurereien“ die Pastoren und Kirchenvorsteher die Bauern verhören und die Ergebnisse an das Konsistorium schicken müssen, damit dieses sie überprüfen und eine Strafe festlegen kann. Bei größeren Vergehen mussten die Informationen über das Vergehen zur weiteren Untersuchung an das Konsistorium oder den *advocatio fisci* geschickt werden (EAA 1187-2-316, B. 3v.-4).

82 Siehe auch Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 111.

83 Vgl. ebenda, S. 118: Nur in der Zeitspanne von 1713–1715 und 1729–1742 waren alle Mitglieder des Konsistoriums in Estland Geistliche, sonst war die Besetzung immer gemischt.

84 Vgl. ebenda, S. 122: Da die Gründung einer solchen Institution – genau wie auch die Zusammensetzung eines gemischten Konsistoriums – im Widerspruch zu den grundlegenden Normen der Sonderstellung der baltischen Provinzen sowie zum schwedischen Kirchengesetz vom 1686 stand, gelang es der Ritterschaft, auch diese Reorganisation nachträglich zu legitimieren. 1729 wurde ein Ukas des Senats erlassen, mit welchem bestätigt wurde, dass „das Oberappellationsgericht unter der Leitung des Gouverneurs zu gleichen Teilen aus weltlichen und geistlichen Assessoren bestehen muss und beide Seiten mindestens drei Assessoren stellen müssen“.

85 Ebenda, S. 111; August Wilhelm Hupel: Topographische Nachrichten von Lief- und Ehtland. Erster Band, Riga 1774, S. 464 f.

in allen Rechtsfragen dem Konsistorium übergeordnet. Für Klagen anderer Art war das Justizkollegium für est- und livländische Angelegenheiten zuständig.⁸⁶

Während in Estland die Verstöße gegen das sechste Gebot vor allem von Kirchengerichten verhandelt wurden und die weltlichen Gerichte erst auf der übergeordneten Ebene aufgesucht wurden, meldeten die Pastoren in Livland Ehebrüche und Sexualdelikte direkt einem weltlichen Gericht. Hier stützte man sich auf das schwedische Kirchengesetz von 1686. Mit den Verordnungen von 1714 und 1739 wurde das livländische Oberkonsistorium in nicht-kirchlichen Fragen dem livländischen Hofgericht untergeordnet, in kirchlichen Fragen hingegen dem Justizkollegium für liv- und estländische Angelegenheiten.⁸⁷

Sexual- und Ehepraktiken

Laut schwedischem Kirchengesetz war vorehelicher Geschlechtsverkehr nicht erwünscht.⁸⁸ Wenn dieser dennoch stattfand, der junge Mann ein Mädchen mit dem Versprechen, sie zu heiraten, zum Geschlechtsverkehr verführt hatte, musste er dieses Mädchen zur Frau nehmen. Wenn er seine Tat vor dem Kirchengesetz abstritt, wurde der Mann vom weltlichen Gericht vorgeladen; wenn er die Tat aber zugab, erhielt das Mädchen die gleichen Rechte wie eine verlobte Braut und der Mann wurde dafür bestraft, dass er seine Braut verlassen hatte. Ging der voreheliche Geschlechtsverkehr von einem unmündigen Jungen aus, wurde die Entscheidung zu heiraten den Eltern des Jungen überlassen.⁸⁹

Nach dieser Gesetzesbestimmung wurde ein nicht verlobtes Paar nach Eingeständnis der Tat mit einem verlobten Paar gleichgestellt. Der Grundsatz *carnis copula*, der bis ins 13. Jahrhundert im christlichen Europa eine wichtige Rolle gespielt hatte, hatte seine Rechtskraft somit nicht verloren, obwohl gemäß dem schwedischen Kirchengesetz die kirchliche Trauung der Kern der Ehe war. Mithilfe des Kirchengesetzes wurde Geschlechtsverkehr unter Ledigen nicht toleriert, sondern musste in eine Ehe münden.

Da sich das Sexualverhalten der herrschenden Stände von dem der bäuerlichen Bevölkerung unterschied, konnte es zu Fehleinschätzungen kommen und ein Paar, das eigentlich keinen Geschlechtsverkehr gehabt hatte, wurde gezwungen zu heiraten. Wenn sich ein Mädchen und ein junger Mann ein Ruhelager teilten, musste dies nicht zwangsläufig auf Geschlechtsverkehr deuten. So schildert Hupel, der fast ein halbes Jahrhundert lang als Pastor in Oberpahlen (Pöltsamaa) tätig war und das Leben der estnischen bäuerlichen Bevölkerung des 18. Jahrhunderts am besten beschrieben hat, einen Fall, bei dem ein Mädchen und ein junger Mann eine Nacht zusammen verbracht, aber „keine Hand an einander gelegt“ hätten. Die kirchliche Aufsicht habe darin eine Gesetzeswidrigkeit gesehen und das Paar habe gegen seinen Willen heiraten müssen. Direkt nach der Trauung sei der Ehemann geflohen.⁹⁰ Auch aus Mati Laurs Untersuchung über Gerichtsfälle zu alleinerziehenden Müttern in den

86 Hupel, Nachrichten I (wie Anm. 85), S. 465.

87 Es handelte sich um das Justizkollegium in St. Petersburg, das sich mit den Gerichtsfällen der baltischen Gouvernements befasste und im Jahr 1763 zum Justizkollegium der Liv-, Est- und Finnländischen Angelegenheiten umbenannt wurde. Vgl. Laur, Ala (wie Anm. 24), S. 85-87.

88 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XVII.

89 Ebenda, Cap. XV, § XIV.

90 August Wilhelm Hupel: Ueber den Werth der Jungfrauschaft unter Ehsten und Letten, in: Nordi-

Unterlagen des Landgerichts Pernau aus den 1740er Jahren geht hervor, dass das Zusammenschlafen nicht gleichbedeutend mit Geschlechtsverkehr gewesen sei.⁹¹ Denn während gemeinsamer Arbeit, beim Hüten der Herde in der Nacht oder auf bzw. nach Hochzeitsfeiern hätten beide Geschlechter sittsam nebeneinander geschlafen.⁹²

Die unter der jungen Bauernschaft verbreitete volkstümliche Institution des „Fensterlins“, die dem gegenseitigen Kennenlernen der beiden Geschlechter diene, bedeutete auch, dass man nebeneinanderlag und erzählte. Im 18. Jahrhundert existierten zahlreiche Bezeichnungen für solche nächtlichen Besuche. Nach Angaben des estnischen Folklorearchivs zum 19. Jahrhundert kann zwischen zwei Formen unterschieden werden, bei beiden Arten ist die Konfirmation der Beteiligten Grundvoraussetzung.⁹³ Bei der ersten Variante des Fensterlins besuchten junge Männer in der Abenddämmerung gruppenweise Mädchen aus dem eigenen Dorf. In jedem Speicher – denn die Mädchen schliefen im Sommer im Speicher – blieb ein Junge zurück, sofern das Mädchen ihn hineinließ. Die anderen gingen weiter und suchten sich jeweils eine Gefährtin (wobei die Gefährtinnen wechselten, man besuchte nicht jede Woche dasselbe Mädchen). Die Mädchen kannten die Tage des Fensterlins und warteten bekleidet im Speicher. Der Junge und das Mädchen lagen nebeneinander im Bett des Mädchens, ohne Geschlechtsverkehr zu haben. Auf Ösel (Saaremaa) bestand folgende Gepflogenheit:

„Es ist überhaupt Sitte, daß sobald ein Mädchen confirmirt ist, die jungen Leute ihm ihre Aufmerksamkeit dadurch bezeugen, dass sie bei demselben schlafen gehen. Je mehr Beischläfer ein Mädchen hat, desto höher steht es in Ehren, desto größer ist der Neid der anderen Mädchen, desto grösser der Stolz der Mutter. So unsittlich dieser Brauch zu sein scheint, so harmlos ist er. Bei einer Bevölkerung von 2 000 weiblichen Seelen (auf Mon) kommt jährlich kaum eine uneheliche Geburt vor.“⁹⁴

Die zweite Variante des Fensterlins fand statt, wenn ein Junge und ein Mädchen Heiratsabsichten hatten. In diesem Fall besuchte der Junge das Mädchen alleine und heimlich in der Nacht. Während der zusammen verbrachten Zeit konnte es auch zum Geschlechtsverkehr kommen.⁹⁵ Sexuelle Kontakte vor der Trauung waren in diesem Fall nicht selten. Nach

sche Miscellaneen 26 (1791), S. 279-298, hier S. 285 f.; ders.: Ueber das Hauben der ehstnischen Dirnen, in: Neue Nordische Miscellaneen 11/12 (1795), S. 559-568, hier S. 563 f.

91 Siehe z.B. Aussagen des Knechts Hans: Laur, Peccatum (wie Anm. 5), S. 143.

92 Hupel, Hauben (wie Anm. 90), S. 562; Oskar Loorits: Endis-Eesti elu-olu IV. Lugemisvalu karjakasvatataja elust [Leben und Treiben im alten Estland IV. Lesestücke aus dem Leben der Viehzüchter], Tartu 2001, S. 232, 255; Raud, Perekond (wie Anm. 2), S. 60-62.

93 Siehe z.B. Ülo Tedre: Eesti pulmad. Lühiülevaade muistsetest kosja- ja pulmakommetest [Die estnische Hochzeit. Ein Überblick über alte Bräuche um Brautwerbung und Hochzeit], Tallinn 1973, S. 11.

94 Jean Baptiste Holzmayer: Osiliana. Erinnerungen aus dem heidnischen Göttercultus und alte Gebräuche verschiedener Art, gesammelt unter den Insel-Esten, in: Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat. Siebenter Band. Zweites Heft, Dorpat 1873, S. 1-116, hier S. 89.

95 Genaueres siehe Laur, Metsvahi, Talutüdruk (wie Anm. 5), S. 11 f.; Raud, Perekond (wie Anm. 2), S. 49-59; Tedre, Pulmad (wie Anm. 93), S. 9-14.

Hupel hätten die meisten Paare vorehelichen Geschlechtsverkehr gehabt, manche Paare bereits ein Jahr vor der Trauung.⁹⁶ Seiner Meinung nach sei Geschlechtsverkehr unter Volljährigen in Estland gang und gäbe gewesen. Auch sei es nicht ungewöhnlich gewesen, wenn ein Mädchen eine Schwangerschaft vortäuschte, um den Mann zur Heirat mit ihr zu zwingen.⁹⁷

Für alleinstehende Frauen mit Kindern war eine Heirat keineswegs ausgeschlossen.⁹⁸ Probleme entstanden allerdings dann, wenn ein Mädchen von einem deutschen oder russischen Soldaten geschwängert wurde.⁹⁹ Sowohl aus altestnischen Volksliedern¹⁰⁰ als auch aus ethnografischen Beschreibungen¹⁰¹ geht hervor, dass ständeübergreifende sexuelle Verhältnisse verurteilt wurden. Darüber hinaus fehlte unter den Pastoren das Verständnis für derartige sexuelle Gepflogenheiten. Im estnischen Kulturraum war der Begriff der Jungfräulichkeit nicht bekannt. Das Wort „Jungfrau“ wurde nur in Bezug auf Personen höherer Stände (also Nicht-Esten) verwendet.¹⁰² Obzwar der Begriff „rein“ in Volksliedern aufzufinden ist, lag seine Bedeutung doch fern von Jungfräulichkeit. Das Konzept der Reinheit in Verbindung mit der Unversehrtheit des Jungfernhütchens war der estnischen Landbevölkerung des 18. Jahrhunderts nicht bekannt. So bedeutet das Wort „rein“ in einem Volkslied über eine alte Jungfer aus Karksi¹⁰³ (Karkus), dass der Geschlechtsverkehr keine Schwangerschaft zur Folge hatte.¹⁰⁴ Dies bestätigt auch Hupel: Esten sagen „reines Mädchen“ zu einer „Weibsperson“, „die kein Kind zu Welt gebracht, die mit Mannsleuten keinen unanständigen Umgang gesucht hat, von der man nichts übles sagen kann“.¹⁰⁵ Hupel zufolge sei auch eine kinderlose Frau, die mit zehn Männern geschlafen habe, in der estnischen bäuerlichen Bevölkerung als Mädchen bezeichnet worden.¹⁰⁶ Der Begriff der Jungfräulichkeit lässt sich darüber hinaus auch in keiner Beschreibung von Hochzeitsbräuchen finden. Zur

96 Hupel, Nachrichten I (wie Anm. 85), S. 518; ders., Hauben (wie Anm. 90), S. 563.

97 Ders., Hauben (wie Anm. 90), S. 562.

98 Ebenda, S. 566 f.

99 Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 138; Johann Christoph Petri: Ehistland und die Ehsten, oder historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ehistland. Ein Seitenstück zu Merkel über die Letten. Zweiter Theil, Gotha 1802, S. 37; siehe auch [Georg von Tannenberg]: Ansichten des Nordens ohne Brille und Vergrößerungsglas aufgenommen. Erstes Bändchen, Fürth 1803, S. 196.

100 Metsvahi, Geburt (wie Anm. 47), S. 102-104.

101 Bray 1817 < Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 159; Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 138; Petri, Ehistland II (wie Anm. 99), S. 394; Petri, Ehistland I (wie Anm. 55), S. 425; Metsvahi, Geburt (wie Anm. 47), S. 106-109.

102 Hupel, Werth (wie Anm. 90), S. 287 f.

103 Die altestnischen alliterierenden Volkslieder (*regilaul*) können gut als Beispiel zu Rate gezogen werden, denn sie waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden, wurden aber auch später noch gesungen. In dernachfolgenden Zeit der Modernisierung trat das Volkslied mit Endreim an die Stelle des altestnischen Volksliedes.

104 Der Folklorist Andreas Kalkun, der als der beste Forscher zu den altestnischen Volksliedern im Themenkreis Sexualität und Geschlechter gilt, versteht dieses Lied so, dass über die Ich-Erzählerin gescherzt wird (Briefwechsel mit Kalkun 27.11.2019); Eesti Rahvaluule Arhiiv [Estnisches Folklorearchiv], E 51688 (35) < Karksi khk, Pilgu – Anna Johanson < Reet Hennok, 70a (1921), <http://www.folklore.ee/regilaul/andmebaas/> [letzter Zugriff: 21.12.2019].

105 Vgl. Hupel, Werth (wie Anm. 90), S. 281.

106 Ebenda, S. 288 f.

gleichen Zeit galt für ledige Frauen in Deutschland der allgemeine und ständeübergreifende moralische Kodex der Jungfräulichkeit.¹⁰⁷

Konfirmation und Katechese als Heiratsvoraussetzungen

Heiratswillige mussten mit dem Kleinen Katechismus vertraut sein und am Abendmahl teilgenommen haben.¹⁰⁸ Die Voraussetzung für das Abendmahl war die Konfirmation und die Lesefähigkeit.¹⁰⁹ Ob der Kleine Katechismus bekannt war und wie es mit der Lesefähigkeit stand, prüfte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Pastor während des sogenannten Brautunterrichts.¹¹⁰ Dieser war für alle Brautpaare verpflichtend und fand, falls Braut und Bräutigam aus unterschiedlichen Kirchspielen stammten, im Kirchspiel der Braut statt.

Ende des 18. Jahrhunderts lag es in der Pflicht der livländischen Pastoren, allen Kindern im Alter von 15 Jahren Konfirmationsunterricht zu erteilen. Die Bauernkinder wurden im Winter unterrichtet, bei größeren Kirchspielen getrennt nach Jungen und Mädchen, bei kleineren gemeinsam in einer Gruppe. In Estland ließ man die Konfirmanden drei Mal zusammenkommen, wobei ihnen bereits beim zweiten Mal das Abendmahl gespendet wurde; das dritte Mal diente der Wiederholung des Gelernten. Kinder mit schwacher Auffassungsgabe mussten sich öfter einfinden.¹¹¹ In Estland benutzten Pastoren ihre Konfirmanden auch als unbezahlte Arbeitskräfte, in Livland dagegen war dies streng untersagt.¹¹²

Gemäß einer auf Bitte des Estländischen Konsistoriums von der Tallinner Statthalterchaftsregierung veröffentlichten Verordnung vom 18. März 1786 mussten alle Bauernkinder ab ihrem 15. Lebensjahr am Konfirmandenunterricht teilnehmen. Den Termin des Konfirmandenunterrichts gab der Pastor von der Kanzel bekannt, dem Gutsherrn schließlich oblag es, die Kinder zum Unterricht zu schicken. 1816 wandte sich das Estländische Konsistorium mit der Bitte an die Provinzialregierung, das Konfirmationsalter je nach Reife und Bedürfnis des jeweiligen Konfirmanden anzuheben. Noch im selben Jahr gab die Provinzialregierung bekannt, dass die Konfirmation mit 17 Jahren erfolgen könne, bei nicht ausreichender Vorbereitung sogar noch später.¹¹³

Drei Jahre später beklagte das Konsistorium vor der Provinzialregierung die Situation der Pastoren, die nicht allein dafür sorgen könnten, dass alle Angehörigen der Bauerngemeinde im Alter von 17 Jahren zum Konfirmandenunterricht erscheinen. Daraufhin wurden

107 Heike Bauer: Sex, Popular Beliefs and Culture, in: Julie Peakman (Hrsg.): A Cultural History of Sexuality in the Enlightenment, London 2011, S. 159-181, hier S. 157 f.

108 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XI.

109 Siehe z.B. Tiina Kala: Jöelähtme kirik ja kogudus 18. sajandi esimesel poolel. Pastor Heinrich Christopher Wrede ja tema ametijärglaste kroonikamärkmed [Die Kirche und Gemeinde von Jegelecht in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Chronikalische Nachrichten von Pastor Heinrich Christopher Wrede und seinen Amtsnachfolgern], Tallinn 2006, S. 367.

110 Hupel, Uebersicht (wie Anm. 14), S. 408, Ferdinand Johann Wiedemann: Aus dem inneren und äusseren Leben der Ehsten, St. Petersburg 1876, S. 313.

111 Hupel, Uebersicht (wie Anm. 14), S. 406.

112 Ebenda, S. 406 f.

113 Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 142 f.

die Gemeindeältesten und die Bauern, die als Kirchenvorsteher tätig waren, unterstützend verpflichtet. Auch die Gutspolizei half fortan dem Pastoren. Verkündet wurde diese Neuerung in der Kirche. Der Pastor hatte „in einer für die Gemeinde verständlichen Sprache“ die Verordnung von der Kanzel aus künftig alle vier Monate zu verlesen.¹¹⁴

Der Katechismus bildete die Unterrichtsgrundlage. Dies erklärt auch seine Druckauflage. Die höchste aller Publikationen im 18. Jahrhundert erreichte das in Halle herausgegebene 500-seitige Haus- und Kirchenbuch (1721), das daneben Evangelien und Episteln einen Gesang- und einen Gebetsteil umfasste. Von diesem Buch wurden in den Jahren 1721–1791 insgesamt 94 000 Exemplare gedruckt.¹¹⁵ Für die estnische Leserschaft verlor der Katechismus seine volkserzieherische Funktion erst in den 1830er Jahren.¹¹⁶

Die Frage, inwieweit die estnische und livländische Bauernbevölkerung des 18. Jahrhunderts die christlichen Werte verinnerlicht hatte und wie die Situation am Anfang des Jahrhunderts im Vergleich zum Ende des Jahrhunderts ausfiel, ist in der Wissenschaft noch nicht abschließend diskutiert worden. Bis in die jüngste Zeit überwog der Standpunkt, dass vor dem Wirken der Brüdergemeine ab den 1730er Jahren die Denkweise und das Wertesystem der bäuerlichen Bevölkerung heidnisch geprägt gewesen seien und der Aberglaube auch im 19. Jahrhundert keineswegs verschwunden gewesen sei.¹¹⁷ Dieser These widerspricht Jürgen Beyer, auch wenn er in einer Fallstudie den Unterschied zwischen einem livländischen Bauern und einem deutschen Bauern hervorhob: „Man muss aber feststellen, dass wenn man die ländliche Frömmigkeit in Livland bei Fischers Ankunft¹¹⁸ mit der der meisten deutschen Territorien vergleicht, Livland doch deutlich zurückgeblieben war.“¹¹⁹

Dass estnische Bauern die christliche Bedeutung der Ehe in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts nicht wirklich verstanden hatten, darauf deuten die Vorschläge hin, die von Geistlichen zur Anpassung des schwedischen Kirchengesetzes von 1686 an die lokalen Verhältnisse gemacht wurden. Nach dem an Stockholm gerichteten Änderungsantrag von 1692, der vom estländischen Bischof Johann Heinrich Gerth (Gerthius) initiiert wurde, sollte die bäuerliche Bevölkerung 14 Tage vor und 14 Tage nach dem Michaelistag über Fragen bezüglich der Ehe unterrichtet werden. Stockholm lehnte diesen Vorschlag ab, denn die Aussage des sechsten Gebots sollte dem Volk bereits durch öffentliche Predigten und das Katechisieren in der Kirche begrifflich gemacht werden. Außerdem werde ja das entsprechende Wissen vor der Trauung ohnehin geprüft und gefestigt.¹²⁰ Dennoch geht aus denselben, dem Schwedenkönig vorgelegten Vorschlägen hervor, dass das Katechisieren der bäuerlichen Bevölkerung am Ende des 17. Jahrhunderts keineswegs reibungslos verlief, im Gegenteil – es war üblich, sich diesem zu entziehen.¹²¹

114 Ebenda, S. 143.

115 Miller, Robert u.a. (wie Anm. 15), Raamat, S. 57 f.

116 Lotman, Katekismused (wie Anm. 18), S. 188 f.

117 Z.B. Kahk, Tarvel (Hrsg.), Talurahva (wie Anm. 3), S. 540 f.

118 Johannes Fischer war der livländische Generalsuperintendent in den Jahren 1674–1700.

119 Beyer, Vagaduse (wie Anm. 12), S. 94.

120 August Wilhelm Hupel: Declaration der Kirchenordnung, in: Ueber das lief- und ehstländische Kirchenpatronat nebst andern kürzen Aufsätzen. Nordische Miscellaneen, zweytes Stück, Riga 1781, S. 163-193, hier S. 178.

121 Ebenda, S. 167.

Das Denken und die Handlungsmotive sind somit schwerlich durch das Paradigma der Katechese oder der Konfessionalisierung¹²² zu erfassen.¹²³ Die Lebenswelt der Bauern einerseits und die kirchlichen Verfügungen bzw. das in der Kirche gesprochene Wort klafften weit auseinander. Diese Kluft war nicht nur deshalb so tief, weil „die soziale und religiöse Umerziehung der lokalen Bevölkerung [während der schwedischen Herrschaft; M. M.] nicht vollendet wurde“, sondern auch, weil der Staat und die lutherische Kirche sich voneinander entfernt hatten. Neuerlich, im 18. Jahrhundert, agierten Kirche und Adel im Einklang miteinander.¹²⁴ „Die fortwährende Sozial- und Kirchendisziplinierung in Estland [nach dem Anschluss an das Russische Reich; M. M.] beruht nicht auf der Konfessionalisierung, sondern auf dem Schutz der lokalen autonomen Hegemonie in dem großen Imperium mit einem fremden Glauben.“¹²⁵

Von der Brautwerbung bis zur Verlobung

Laut schwedischem Kirchengesetz durfte niemand gegen seinen eigenen Willen und ohne sein Einverständnis verlobt werden. Bei der Verlobung mussten (neben den Eltern oder den Vormündern des Brautpaares) Braut und Bräutigam jeweils einen Zeugen benennen. Minderjährige Personen mussten die Zustimmung ihres Vormundes vorweisen können, andernfalls war die Verlobung ungültig und es musste Strafe gezahlt werden.¹²⁶

Vermutlich waren Verlobungen gegen den Willen einer Partei eher selten, da eine Zeit der Brautwerbung der Verlobung vorausging. Esten und Letten sahen in der Verlobung die zeremonielle Bestätigung der Brautwerbung in der Kirche im Beisein und unter der Leitung des Pastors. Nicht so sehr die Verlobung, sondern die Brautwerbung stellte das wichtigere familiäre Ereignis dar. Mit ihr ging eine wichtige Entscheidung für die Zukunft von Braut- und Bräutigamfamilie einher. Somit wurde bereits im Rahmen der Brautwerbung Familienpolitik betrieben. In Einzelfällen entschied die Familie für die Tochter; in der Regel aber das Mädchen selbst.¹²⁷ Im Rahmen der Brautwerbung tranken Eltern und Mädchen einen extra für diesen Anlass hergestellten Schnaps (*kosjaviin*). Der symbolische Akt des

122 Schilling zufolge war die Konfessionalisierung „a fundamental process of society, which had far-reaching effects upon the public and private life of individual European societies“, vgl. Ute Lotz-Heumann, Matthias Pohl: Confessionalization and Literature in the Empire, 1555–1700, in: Central European History 40 (2007), H. 1, S. 35–61, hier S. 38. Die Konfessionalisierung ist auch als erste Phase der sozialen Disziplinierung betrachtet worden, vgl. ebenda, S. 39.

123 Peeter Tammisto: Talupojaühiskonna distsiplineerimine Eestimaal 1710–1832. Ideelised, õiguslikud ja kultuurilised aspektid [Die Disziplinierung der bäuerlichen Gesellschaft in Estland 1710–1832. Ideelle, rechtliche und kulturelle Aspekte], Tartu 2015, S. 17, https://dspace.ut.ee/bitstream/handle/10062/50859/Peeter_Tammisto_mag2016.pdf?sequence=1&isAllowed=y [letzter Zugriff: 13.06.2020].

124 Ebenda, S. 20.

125 Ebenda.

126 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § X.

127 Siehe z.B. Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 244 f.; Raud, Perekond (wie Anm. 2), S. 71 f. Das Brauchtum der Brautwerbung unterscheidet sich von dem der Schweizer im 18. Jahrhundert, wo das Brautpaar wesentlich weniger zu sagen hatte und Bräutigam und Braut den Eltern gehorchen mussten, vgl. Hanns Bächtold: Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz, Basel u.a. 1914, S. 15–17, siehe auch S. 30–38.

Trinkens konnte (dreimal) vom Mädchen abgelehnt werden. In einigen Volksliedern und ethnografischen Beschreibungen ist sogar die Rede vom Protest des Mädchens, wenn die Eltern ihre Entscheidung hinsichtlich ihres zukünftigen Ehepartners einschränken wollten.¹²⁸

In den Übersichten zu estnischen Volksbräuchen wird von einer Brautwerbung vor der Brautwerbung gesprochen, d.h. dass eine ältere Frau, beispielsweise die Mutter des Bräutigams oder die Frau des Brautvaters mit einer Flasche Schnaps zur Braut ging, um die Erfolgsaussichten der Werbung auszuloten.¹²⁹ Dem Folkloristen Ülo Tedre zufolge fanden nach der sogenannten Vor-Brautwerbung die eigentliche Brautwerbung sowie die Verlobung statt. Da sich seine Angaben auf Materialien des estnischen Folklorearchivs stützen, welches vornehmlich die mündliche Überlieferung des 19. und 20. Jahrhunderts zum Sammlungsschwerpunkt hat, sind seine Forschungsergebnisse nur mit Vorsicht auf das 18. Jahrhundert zu übertragen.

Im 18. Jahrhundert war laut Hupel in vielen Regionen die Form der dreifachen Brautwerbung üblich.¹³⁰ Der Heiratswillige schickte drei Heiratsvermittler zur Familie seiner Auserwählten. Die symbolische Handlung sah so aus, dass ein Vermittler der Familie die Metapher eines verschwundenen Herdentieres erzählte und ihnen erklärte, dass sie nunmehr auf der Suche des Tieres seien.¹³¹ Dann wurde dem Hausherrn, der -frau und dem aus-

128 Kristiina Ehin: „Müüdud neuu“. Regilaul kui aja lugu [„Das verkaufte Mädchen“. Das älteste Volkslied als eine Geschichte der Zeit], in: Tiit Jaago, Mari Sarv (Hrsg.): Regilaul. Keel, muusika, poeetika [Regilaul. Sprache, Musik, Poetik], Tartu 2001, S. 315-332, hier S. 318, 320, 322; Christian Hieronymus Justus Schlegel: Reisen in mehrere russische Gouvernements in den Jahren 1807, 1815, 1826, 1830, Bdch. 8. Reise von St. Petersburg nach Reval ins Seebad, im zweiten Drittel des Monats Juni a. St. 1826: mit lithographirten Musikbeilagen, Meiningen 1832, S. 171 f.

129 Tedre, Pulmad (wie Anm. 93), S. 16-18; siehe auch ders.: Inimelu kesksed sündmused [Zentrale Ereignisse im Leben eines Menschen], in: Viires, Vunder (Hrsg.), Rahvakultuur (wie Anm. 40), S. 409-433, hier S. 415 f.

130 Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 148; Raud, Perekond (wie Anm. 2), S. 68; J[ohann] C[onrad] Ph[ilipp] Willigerod: Geschichte Ehstlands vom ersten Bekanntwerden desselben bis auf unsere Zeiten, Reval 1814, S. 14; Christian Hieronymus Justus Schlegel: Reisen in mehrere russische Gouvernements in den Jahren 1807, 1815, 1826, 1830, Bdch. 6. Reise von St. Petersburg nach dem Pleskowschen Gouvernement im Monat Julius 1815, Meiningen 1831, S. 180-182.

131 Vgl. z.B. Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 153; Wiedemann, Leben (wie Anm. 110), S. 311; Schlegel, Reisen VI (wie Anm. 130), S. 114; Raud, Perekond (wie Anm. 2), S. 67 f. Bemerkenswert ist, dass es sich um einen alten Brauch der Brautwerbung handelt, der beispielsweise auch aus dem 17. Jahrhundert bekannt ist. Manchmal ging auch der Gutsherr bei einem solchen Spiel mit – für ihn hatte dieser Brauch ja keine religiöse Bedeutung, anders als für die bäuerliche Bevölkerung –, denn er begriff, dass dies das Verhältnis und die Zusammenarbeit mit der bäuerlichen Bevölkerung beförderte. Johann Christoph Petri schreibt 1801, dass der Bräutigam sich nach der Brautwerbung in ganz ähnlicher Art und Weise, wie er die Braut warb, an den Gutsherrn wandte, um die Heiratsgenehmigung zu erhalten: „Bräutigam: Lieber gnädiger Herr, es ist mir ein Schaf, Kalb etc. entlaufen; oder, ich habe dies und das verlohren./ Herr: Was hast du den verlohren? – wo ist das Vieh hingelaufen?/ Bräutigam: Ich glaube in das Arrosche Dorf oder in das Keßmosche Streugesinde./ Herr: Wo ist es? Hast du es denn gefunden?/ Bräutigam: Nach langem Hin- und Hersuchen fand ich es bey Michlo Jaan. Es soll mir nun nicht wieder Davon laufen./ Haben sie die Erlaubniß von ihrem Herrn, so wird abermals tüchtig gezecht, und nun besucht der Bräutigam seine Braut, wo und so oft er will.“ (Johann Christoph Petri: Ueber die Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse der Ehsten und Letten, in: Monatsschrift für Deutsche

erwählten Mädchen Schnaps angeboten. Wurde das Getränk angenommen, erschien beim nächsten Mal bereits der Freier selbst, der Schnaps und Geschenke mitbrachte sowie die Nacht bei dem Mädchen verbrachte, ohne Geschlechtsverkehr zu haben.¹³² Diesen Ablauf bestätigt nicht nur ein anonymes Autor, der 1793 im Dresdner Wochenblatt „Gemeinnütziges Wochenblatt zur Kenntniß der Staaten. Das Russische Reich“ einen Artikel über „Die Ehsten“ veröffentlichte,¹³³ sondern auch zahlreiche andere Quellen.¹³⁴

Falls der junge Mann sich nach weiteren Besuchen dennoch für ein anderes Mädchen entschied, verlor er seine Geschenke. Falls das Mädchen der Werbung nicht zustimmte, musste sie dem Bräutigam den ganzen getrunkenen Schnaps und, falls das Vermögen es zuließ, auch den Betrag aller Geschenke in doppelter Höhe auszahlen.¹³⁵

Die Darstellung von Johann Konrad Philipp Willigerod widerspricht diesem Ritual. Das Brautpaar habe sich nach der Brautwerbung und vor der Verlobung nicht mehr gesehen¹³⁶ und die Verlobungsgeschenke seien erst bei der Verlobung überreicht worden. Auch laut der von Wilhelm Ludwig Luce 1786 veröffentlichten Beschreibung besuchten Brautwerber auf der Insel Ösel die Auserwählte nicht drei-, sondern einmal. Beim ersten Mal, in einer Donnerstag- oder Samstagnacht, war der Bräutigam selbst nicht zugegen, beim zweiten Mal (wiederum in einer Donnerstag- oder Wochenendnacht) kam dann der Bräutigam selbst und beim dritten Mal kam er bereits an einem Sonntagmorgen. Dies war dann auch der Tag, an dem die Verlobung in der Kirche begangen wurde.¹³⁷ Laut einer Beschreibung aus den 1830er Jahren fand die Brautwerbung an drei aufeinanderfolgenden Tagen statt, wobei man bereits am dritten Tag gemeinsam zur Verlobung in die Kirche ging.¹³⁸ Erschien der verlobte Mann nicht bei der Trauung, hatte aber zuvor Geschlechtsverkehr mit seiner

zur Veredlung der Kenntnisse, zur Bildung des Geschmacks und zu froher Unterhaltung, Dritter Band, Leipzig 1801, S. 60-68, hier S. 61). Dass es sich um einen lebendigen Brauch handelte, lässt sich anhand eines Interviews der Verfasserin mit einer Frau belegen (Lebensdaten 1911–2004), die in jungen Jahren von Freiern umworben wurde, die in sich in Metaphern nach einer verloren gegangenen Färse erkundigt hatten und dabei sie gemeint hatten. Vgl. Merili Metsvahi: Cultural Differences in Life-Story Narration, in: Art Leete, Ülo Valk (Hrsg.): Studies in Folk Culture. Bd. 2: Peoples' Lives. Songs and Stories, Magic and Law, Tartu 2004, S. 132-159, hier S. 143.

132 Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 153. Im ersten Band des Werks „Topographische Nachrichten“ behauptet Hupel allerdings, dass für das Brautpaar die zweite Brautwerbung von gleicher Bedeutung war wie die Verlobungszeremonie und sie ab diesem Zeitpunkt für sich auch die „fleischliche Vereinigung“ als erlaubt ansahen, vgl. Hupel, Nachrichten I (wie Anm. 85), S. 518.

133 Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 148 f.

134 Siehe z.B. Holzmayer, Osiliana II (wie Anm. 94), S. 89; Petri, Ehstland II (wie Anm. 99), S. 281; Petri, Ehstland I (wie Anm. 55), S. 60; Raud, Perekond (wie Anm. 2), S. 75; Gebräuche der Esthen bei ihren Hochzeiten, wie sie in der Oberpahlenschen Gegend gefeiert werden, in: Das Inland. Eine Wochenschrift. Liv-, Esth- und Curlands Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur. Neunter Jahrgang, H. 1, S. 8-10, hier S. 10.

135 Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 153 f.

136 Willigerod, Geschichte (wie Anm. 130), S. 10.

137 Johann Wilhelm Ludwig Luce: Von den Hochzeitsgebräuchen der Ehsten auf der Insel Oesel, in: Für Geist und Herz. Eine Monatsschrift für die Nordischen Gegenden, Zweyter Band, Reval 1786, S. 199-212, hier S. 200-202; ders.: Wahrheit und Muthmassung. Beytrag zur ältesten Geschichte der Insel Oesel, Pernau 1827, S. 76.

138 Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 246.

Verlobten gehabt, galt die Frau gesetzlich als seine Ehefrau. Außerdem mussten beide die Strafe abbüßen, die das weltliche Gericht für sie vorsah.¹³⁹

Ein Grund für die heterogene Überlieferung liegt in den regionalen Unterschieden der Brautwerbungsbräuche,¹⁴⁰ die mehr als ein Jahrhundert später noch bestanden.¹⁴¹ Bei der Verlobung mussten Braut und Bräutigam ihre Zustimmung deutlich und freiwillig zum Ausdruck bringen sowie sich die Hand reichen.¹⁴² – Unter der estnischen Bevölkerung wurde die Hand sonst nur beim Treffen von Freunden und als Ausdruck von Zärtlichkeit gereicht.¹⁴³ Streit wegen der Verlobungsgeschenke schlichtete das weltliche Gericht;¹⁴⁴ für die Kirche waren Verlobungsgeschenke belanglos.¹⁴⁵

Der Handschuhtausch stellte, wichtiger als der Ringtausch, das Hauptzeremoniell dar.¹⁴⁶ Die hohe Bewandnis des Tragens und Schenkens von Handschuhen beschreibt Jean Baptiste Holzmayer, am Beispiel der Insel Moon (Muhu): Hier ging der Vertreter des Bräutigams vier oder fünf Tage nach der ersten Brautwerbung zur Braut, um ihr fünf Stauf Branntwein sowie ein Viertel Pfund Schnupftabak zu schenken. Mit diesen Gaben begab sich die Braut zu ihren Verwandten, von denen sie verschiedene Geschenke erhielt, auch Handschuhe. Als Gegengeschenk für den Branntwein und den Schnupftabak schickte die Braut ihrem künftigen Schwiegervater ein Paar Handschuhe. Später, auf dem Verlobungsfest (*lähkrijoomad*), das zwei bis drei Wochen später bei den Eltern der Braut stattfand, schenkte die Braut jedem der Begleiter des Bräutigams zwei Paar Handschuhe. Während die Braut vom Bartholomäustag bis zum Michaelstag dienstags, donnerstags und samstags mit einer Begleitperson von Hof zu Hof ging, um Gaben zu sammeln, schenkten die Dorfbewohner ihr Handschuhe (aber auch Wolle, Strümpfe u.a.).¹⁴⁷

Anders als Holzmayer, der das Sammeln von Gaben bei den Verwandten und bei den Dorfbewohnern als zwei getrennte Ereignisse auffasst, betrachtet Tedre diese als ein und dasselbe Ereignis mit nur jeweils unterschiedlichen Bezeichnungen: *viinutamine* – beim Sammeln von Gaben wurde eine Flasche Schnaps (*viin*) mitgeführt – oder *hundihänna ajamine*, die Wolfsschwanzsuche.¹⁴⁸ Egal bei wem die Braut vor der Hochzeit Geschenke sammelte, Handschuhe waren lediglich eines von vielen denkbaren Geschenken, die der Braut überreicht wurden. Als Teil des Brautwerbungszeremoniells waren sie lediglich als

139 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XIII.

140 Auch Hupel betont den Brauch, bei dem der Bräutigam nach der Brautwerbung bei der Braut schlief, der gerade in Livland üblich gewesen ist. Vgl. Hupel, Nachrichten I (wie Anm. 85), S. 518.

141 Siehe z.B. Tedre, Inimelu (wie Anm. 129), S. 416.

142 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XII.

143 Hupel, Nachrichten I (wie Anm. 85), S. 149.

144 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § I, 3.

145 Ebenda, Cap. XV, § XII.

146 Z.B. Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 112 f.

147 Holzmayer, Osiliana II (wie Anm. 94), S. 87.

148 Tedre, Inimelu (wie Anm. 129), S. 427; ders., Pulmad (wie Anm. 93), S. 33-36. Die ersten Nachrichten über das Sammeln von Gaben mit einer Schnapsflasche (*viinutamine*) stammen aus dem 17. Jahrhundert, vgl. ders., Pulmad (wie Anm. 93), S. 33. Die Verbindung des Wolfs mit der Brautwerbung findet man im Volksglauben auch in anderen Zusammenhängen und nicht nur unter dem Begriff der „Wolfsschwanzsuche“. So schrieb Jaan Saalverk in einer seiner Mitteilungen zur volkstümlichen Überlieferung, die er an Jakob Hurt schickte: „Im Februar findet hier keine große Brautwerbung statt, denn es sei die Paarungszeit der Wölfe.“ (H IV 7, 49 [18]).

Geschenk für den Bräutigam und seine Begleiter unverzichtbar. Über die rituelle Bedeutung von Handschuhen wurde auf vielfältige Weise berichtet:¹⁴⁹ So mussten u.a. die Brauer des Hochzeitsbieres rote Handschuhe tragen.¹⁵⁰ Während der Hochzeitsfeier gab es viele Rituale, bei denen die Braut den Hochzeitsgästen Handschuhe schenkte. Ebenfalls von der Insel Moon ist bekannt, dass für eine Hochzeit mittlerer Größe mehr als 50 Paar Handschuhe nötig waren.¹⁵¹

An eine Verlobung konnten Bedingungen geknüpft werden („Bedingliche Verlöbniße“), sofern diese mit dem Wort Gottes und der Gesetzgebung vereinbar waren.¹⁵² Hatte sich jemand mit zwei Personen gleichzeitig verlobt, war die erste Verlobung gültig. Eine Ausnahme ergab sich, wenn der Mann während der Verlobung mit der Frau, mit der er sich an zweiter Stelle verlobt hatte, Geschlechtsverkehr hatte. In diesem Fall durfte die erste Verlobte die Heirat ablehnen; der untreue Mann musste in der Kirche Buße leisten und eine ihm vom weltlichen Gericht auferlegte Strafe zahlen.¹⁵³

Wie gleichberechtigt Frauen in der bäuerlichen Gesellschaft angesehen wurden, kommt in verschiedenen Bräuchen zum Ausdruck, in denen Mädchen gegenüber jungen Männern einen aktiveren Part einnahmen:

„In früheren Zeiten suchten Mädchen sich einen Mann. Das Mädchen ging am Sonntag zur Kirche, befestigte sich eine Tasche an der Hüfte, ging an den Männern vorbei und rief: „Zur Scheide, zur Scheide, junge Männer, hier ist eine Scheide, wer ein Messer hat, soll es hineinstecken.“ So bot das Mädchen an drei Sonntagen jungen Männern die Scheide an. Wenn dann ein junger Mann das Mädchen haben wollte, ging er zu ihr und steckte sein Messer in ihre Tasche. Wenn aber das Mädchen diesen jungen Mann nicht haben wollte, warf es das Messer vor seine Füße und ging weiter, bis ein junger Mann kam, den es leiden mochte und behielt sein Messer. Dreimal im Jahr durften Mädchen jungen Männern die Scheide anbieten und jedes Mal an drei Sonntagen hintereinander [...].¹⁵⁴

Die Zuweisung der aktiven Rolle hatte, wie aus dem nächsten Beispiel zu ersehen ist, seine Berechtigung: Laut einer Darstellung von 1844 ging ein vermöglicher junger Bauer auf der Suche nach einer Braut zu einem Seher und bezahlte ihm zehn Rubel und bat ihn um Hilfe.¹⁵⁵

149 Wiedemann, *Leben* (wie Anm. 110), S. 312; Hein, *Pulm* (wie Anm. 6), S. 113.

150 Wiedemann, *Leben* (wie Anm. 110), S. 313.

151 Es wurden aber nicht nur Handschuhe geschenkt. Für die Hochzeit waren etwa hundert Gürtelbänder nötig, außerdem Strümpfe und Socken sowie anderes Zubehör zur Kleidung. Vgl. Tedre, *Pulmad* (wie Anm. 93), S. 32.

152 *Kirchen-Gesetz* (wie Anm. 9), Cap. XV, § XV.

153 *Ebenda*, Cap. XV, § XVI.

154 E 14102 < Ambla, J. Neubau 1894 < Tedre, *Pulmad* (wie Anm. 93), S. 17; Raud, *Perekond* (wie Anm. 2), S. 76.

155 [Aphoristische] Bemerkungen über das Landvolk im Esthnischen Districte Livlands, in: *Das Inland. Liv-, Esth- und Curlands Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur* 48 (1844), S. 815-818, hier S. 818.

Die Verlobungszeremonie

Im Gegensatz zu den zahlreich vorliegenden Überlieferungen von Brautwerbungsbräuchen fehlen detaillierte Beschreibungen über die Verlobungsfeier. Die ausführlichste und wohl bekannteste Darstellung aus der Vormoderne stammt von der englischen Schriftstellerin Elizabeth Rigby (verh. Eastlake), die in den Jahren 1838–1841 und 1844 auf dem Gut ihrer Schwester in Estland lebte.

In der Novelle „Opman“, die Rigby bzw. jetzt Eastlake anlässlich ihres zweiten Aufenthalts in Estland (1844) schrieb, finden sich Episoden zu Verlobungsfeierlichkeiten. Die Darstellungen spielen in späteren Jahren, als die Verlobung ihre Bewandnis als Rechtsakt weitestgehend verloren hatte. Dennoch ist diese Beschreibung aufgrund ihres Detailreichtums aufschlussreich:

„Als der Pastor sich für den sonntäglichen Gottesdienst vorbereitete, ‚wurde [er] in einen kleinen Raum gerufen, der als Registrierungsstelle diente‘, um die Verlobungszeremonie durchzuführen. Dort [wahrscheinlich in der Sakristei der Kirche; M. M.] erwiesen der Vater der Braut und die Braut dem Pastor die Ehre: Sie küssten seine Hand und verneigten sich sehr demütig, ‚dem eine demütige Handbewegung folgte, eine bei diesem Volk übliche Ehrerbietung.‘ Danach verneigte sich auch der über 40-jährige Mann – der Bräutigam – und trat an die Seite der Braut. Das Mädchen wechselte mit dem hinter ihr stehenden Vater flüsternd, aber heftig und gereizt ein paar Worte. ‚Auf dem Stuhl hinter ihnen lag ein Stück hellen Kattunstoffs, einige rote Perlen und weitere Schmuckstücke der Frau, die bei ähnlichen Fällen der Bräutigam mitbringt [...]‘ – genau auf diese Gegenstände schien der Vater während des flüsternd abgehaltenen Wortgefechtes mit seiner Tochter hinzuweisen. Daraufhin wollte das Mädchen wahrscheinlich laut ihre Stimme heben, doch sah den auf sie gerichteten Blick des Pastors, blickte zu Boden und stand danach ohne sich zu bewegen.¹⁵⁶

Der Seelenhirt wandte sich jetzt mit wenigen Fragen an beide, so wie es in ähnlichen Fällen üblich war und machte sie mit der Grundlehre des Christentums vertraut. Der Mann antwortete mit einer befriedigenden Leichtigkeit und Genauigkeit; die Antworten des Mädchens dagegen konnte man überhaupt nicht hören und ihre Unbeholfenheit wuchs dermaßen an, dass der Pastor, wohl wissend, dass sie erst im vergangenen Jahr konfirmiert worden war, den Entschluss fasste, diesen Teil der Zeremonie besser wegzulassen. Deshalb ging der Pastor direkt auf die Pflicht und die Aufgaben der Ehe über, ermahnte beide von Herzen wohlwollend, doch so eingehend, dass es einem Fremden hätte lustig erscheinen können. Er erinnerte den Mann daran, dass er nicht heiraten solle, damit seine Kleider geflickt wären, und die Frau nicht heiraten solle, damit sie die Haube tragen könnte; die Hochzeitsfeier sei bald vorbei und die Hochzeitsgeschenke bald aufgebraucht; es müsse viel und schwer gearbeitet werden und es bleibe wenig Zeit für Vergnügungen; doch ehrliche Arbeit sei eine Lust für sie, wenn unter ihrem Dach Liebe und Harmonie herrschten; dass

156 Elizabeth Eastlake [Rigby]: Liivimaa jutud [Livonian Tales], Tallinn 1930, S. 81-83.

es ihre hohe Pflicht sei, alle Lasten des anderen mitzutragen und die noch höhere Pflicht, sich gegenseitig auf dem Weg zur Vollkommenheit zu ermutigen. Und zu solchen und ähnlichen Ermahnungen, die sie verstehen konnten, kamen noch genauso viele hinzu, die sie gar nicht verstehen konnten, von denen der Pastor aber aus Erfahrung wusste, dass sie wahrscheinlich auf beide einen noch tieferen Eindruck machen würden.

Dann fragte er den Mann, Jaan, ob er einverstanden sei, sich mit diesem Mädchen, Ano, zu verloben, und ob er imstande sei, ihr ein angenehmes Leben zu bieten. Auf die erste Frage bekam er sofort eine bejahende Antwort und auf die zweite Frage erklärte der Bräutigam, dass er Fronvogt im Nachbargut sei, was der Pastor bereits wusste, und was Ano ein angenehmes Leben sichern würde.¹⁵⁷

Der Pastor wandte sich weiter an Ano und fragte sie zweimal, ob sie einverstanden sei, diesen Mann zu heiraten. Anos Gesicht war rot, sie schwieg, schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus. Der Pastor unterbrach die Zeremonie und führte das weinende Mädchen in das Nebenzimmer, wo Ano ihm unter Schluchzen die ganze Sache erklärte. Das Mädchen hatte in der Kirche wiederholt einen jungen Mann gesehen, den sie fälschlicherweise für den Fronvogt des benachbarten Guts gehalten hatte und den sie heiraten wollte. Als vor einer Woche eine alte Frau zu ihrer Familie kam und berichtete, dass der Fronvogt des benachbarten Guts Ano heiraten möchte, dachte sie, dass es um diesen jungen Mann geht. Ano gab zu, dass sie, als sie am Morgen des Verlobungstages Jaan sah und feststellte, dass es sich nicht um den richtigen Mann handelte, so außer sich war, dass sie dachte, sie würde sterben. Jetzt ging der Pastor zurück zu den Männern und rügte sie. Dem Vater des Mädchens sagte er: ‚Du, alter Narr, [...], du verkaufst deine Tochter für ein paar Sack Mehl und Fass Strömlinge.‘ Den Fronvogt Jaan schalt er aber mit den Worten: ‚[...] komme nicht zu mir, damit ich dir helfe, ein Mädchen zu fangen, das einen anderen liebt.‘¹⁵⁸

Da es sich um einen fiktionalen Roman handelt, muss die Quelle mit Vorsicht gelesen werden. Eastlakes Darstellung beruht jedoch mit Sicherheit auf eigenen Erfahrungen. Jedenfalls ist die beschriebene Situation kaum als alltäglich zu werten,¹⁵⁹ denn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Brautwerbung vor der Verlobung allgemein üblich.¹⁶⁰

157 Ebenda, S. 84.

158 Ebenda, S. 84-87.

159 Ants Hein hat eine Beschreibung zu einem Fall aus dem Protokollbuch des Gemeindeggerichts von Holstre aus dem Jahr 1836 veröffentlicht, die ein wenig dem vorherigen Fall ähnelt, und bei dem ein Mädchen, Mall vom Hof Koval, vor Gericht aussagt, dass sie gezwungen wurde, den Freiersschnaps zu trinken und zum Brautunterricht zu gehen. Verantwortlich dafür waren Hans Kott und sein Bruder, die ihrem Kameraden, Jaan Pill, der selbst eher passiv war, dazu verhelfen wollten, zum Schwiegersohn auf dem Hof Koval zu werden, bevor Malls verwitweter Vater eine neue Ehe eingehen würde. Ants Hein kommentiert diesen Gerichtsfall wie folgt: ‚Dieser Fall ist in der Praxis der hiesigen Gemeindeggerichte ganz besonders [...]‘. Vgl. Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 249-251.

160 Die dreifache Brautwerbung fand zu diesem Zeitpunkt aber nicht mehr statt.

Seit den 1840er Jahren wurden bei Verlobungen keine Ringe und auch keine Handschuhe mehr ausgetauscht. Dass der Bräutigam Verlobungsgeschenke mit zur Kirche brachte, war jetzt üblich. Bemerkenswert ist, dass der Pastor bei der Verlobung des Paares Worte sprach, die das Brautpaar „gar nicht verstehen konnte, von denen der Pastor aber aus Erfahrung wusste, dass diese wahrscheinlich auf Beide einen noch tieferen Eindruck machen würden“.¹⁶¹ Ähnliche Situationen mögen sich auch 100 Jahre früher abgespielt haben. Die religiöse Vermittlung des Pastors blieb dem Brautpaar vielfach unklar. Eine neue Rolle kam Eastlake zufolge in der Mitte des 19. Jahrhunderts dem Vater der Braut zu, wohingegen zuvor der Bruder der Braut eine wesentlich wichtigere Rolle spielte – sei es der leibliche Bruder oder ein anderer junger Mann aus der Verwandtschaft der Braut, der so genannte Brautbruder (*pruudivend*).¹⁶²

Eheverbote innerhalb von Verwandtschaft und Schwägerschaft

Mit der frühzeitigen Bekanntgabe der Verlobung beim Pastor sollten Ehehindernisse vermieden werden. Solche Hindernisse konnten mit dem Verwandtschafts- oder Schwägerschaftsgrad zusammenhängen oder auch religiöser Art sein.¹⁶³ Leider existieren nur wenige Untersuchungen zu Hieratspolitiken innerhalb der Verwandtschaft. Laut Hupel lehnten Bauern die Heirat mit einem Blutsverwandten ab.¹⁶⁴ Dabei waren Ehen unter Verwandten bei den Deutschen im Baltikum überhaupt keine Seltenheit.

Aus Gesetzesinitiativen geht hervor, dass Eheschließungen innerhalb der Schwägerschaft wie in früheren Jahrhunderten auch ein Problem darstellten. Strenge Strafen bei Geschlechtsverkehr innerhalb der Schwägerschaft waren eine dieser Maßnahmen. So veröffentlichte der damalige livländische und rigaische Generalgouverneur Erich Dahlberg 1699 eine Verordnung, gemäß der ein (verwitweter) Ehemann weder mit der Schwester seiner verstorbenen Frau noch mit der Witwe des Bruders seiner Frau Geschlechtsverkehr haben durfte; dasselbe galt für eine (verwitwete) Ehefrau, die weder mit dem Bruder ihres verstorbenen Mannes noch mit dem Witwer der Schwester ihres Mannes Geschlechtsverkehr haben durfte. Überschreitungen wurden mit der Todesstrafe geahndet.¹⁶⁵ Diese Bestimmung galt bis 1769, als das Justizkollegium für Liv-, Est- und Finnländische Angelegenheiten die Todesstrafe für solche Fälle abschaffte.¹⁶⁶

Der Erlass von 1693, der in Livland das gesamte 18. Jahrhundert hindurch gültig blieb,¹⁶⁷ verbot den Geschlechtsverkehr innerhalb der Schwägerschaft ersten und zweiten Grades.

161 Eastlake, Liivimaa (wie Anm. 156), S. 84.

162 Siehe z.B. [Rosenplänter]: Hochzeitsgebräuche der Esten nach Rosenplänter, in: Beiträge zur genaueren Kenntniss der estnischen Sprache (1818), H. 11, S. 39-50, hier S. 43; Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 227, 247; Tedre, Pulmad (wie Anm. 93), S. 54 f.

163 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XI.

164 Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 138.

165 Sammlung (wie Anm. 47), S. 1544-1547.

166 Ebenda, S. 1547.

167 Gouvernementliches Plakat, veranlaßt durch ein königliches Schreiben vom 29. Nov. 1692, die Blutschande betreffend; publiziert vom Herrn Generalgouverneur, am 1. August 1693, ebenda, S. 1133-1134.

Eine derartige Beziehung wurde als Inzest mit der Todesstrafe geahndet: durch Enthauptung und Verbrennung des Rumpfes auf dem Scheiterhaufen. Die Notwendigkeit dieser Verordnung lässt auf Delikte dieser Art schließen.¹⁶⁸ 1703, während der Regierungszeit Karls XII., erließ Johann Gabriel Stenbock in Stockholm einen Befehl, nach dem nur mit einem hoheitlichen Dispens Ausnahmeregelungen möglich waren.¹⁶⁹ Auf Überschreitungen war kein genaues Strafmaß festgelegt; der Befehl blieb während des ganzen 18. Jahrhunderts in Kraft.¹⁷⁰

Weitere Heiratsvoraussetzungen und -beschränkungen

Das Mindestalter für eine Heirat wurde vom Kirchengesetz nicht explizit vorgegeben, lässt sich aber in etwa bestimmen.¹⁷¹ So war die erste Teilnahme am Abendmahl eine Grundvoraussetzung. Die Berechtigung dafür sowie für die erste Beichte konnte laut schwedischem Kirchengesetz erst ab dem 14. bzw. 15. Lebensjahr erworben werden.¹⁷² Die Teilnahme am Abendmahl wiederum war an die Konfirmation gekoppelt, die – wie gesehen – in Livland Ende des 18. Jahrhunderts im Alter von 15 Jahren üblich war. Gemäß dem Ukas der Synode, den das Justizkollegium für Liv- und Estländische Angelegenheiten 1819 für das Estländische Konsistorium erlassen hatte, wurde das Heiratsalter auf mindestens 15 Jahre bei Jungen und zwölf Jahre bei Mädchen festgelegt.¹⁷³ Da aber das Alter für die Heiratsfähigkeit ohnehin mit der Konfirmation vorgegeben wurde, scheint die Heirat einer Zwölfjährigen unwahrscheinlich.

Eine weitere Voraussetzung war die Zustimmung der Eltern. Falls die Eltern die Ehe ablehnten, musste der Streit im Konsistorium und in zweiter Instanz an einem weltlichen Gericht beigelegt werden. Wurde der Einwand der Eltern für angemessen befunden, musste sich der Sohn dem Willen der Eltern unterordnen.¹⁷⁴ Gleichzeitig wurden Eltern und Vormünder dazu ermahnt, ihre Macht nicht zu missbrauchen. Sie sollten einer Ehe weder im Wege stehen noch ihre Kinder zu einer Ehe zwingen.¹⁷⁵ Kinder sollten auf der anderen Seite

168 Aus dem 18. Jahrhundert ist ein Prozess vor dem Landgericht Pärnu bekannt, bei welchem eine Inzestbeziehung zwischen dem Bauer Pakki Märt und seiner Stiefmutter Mai verhandelt wurde. Vgl. Laur, *Peccatum* (wie Anm. 5), S. 133; siehe auch *Sammlung* (wie Anm. 47), S. 1134.

169 Nach einer Verordnung Karls XII. von 1698 war die Erteilung einer Dispens über die Heirat zwischen nahen Verwandten allein dem Monarchen vorbehalten. Vgl. Andresen, *Kirikukorraldus* (wie Anm. 51), S. 145. Während der russischen Herrschaft wurden in Estland die Anträge auf Dispens über die Heirat zwischen nahen Verwandten beim Justizkollegium der Liv-, Est- und Finnländischen Angelegenheiten eingereicht, das die Anträge auf Dispensrecht dem Senat vorlegte. In Livland aber erteilte das Konsistorium gegen eine Geldsumme Dispense. 1733 erließ der Senat einen Ukas, der das in der schwedischen königlichen Verordnung vorgesehene Recht, Dispense über die Heirat zwischen nahen Verwandten zu erteilen, dem Justizkollegium der Liv- und Estländischen Angelegenheiten einräumte, vgl. ebenda.

170 *Sammlung* (wie Anm. 47), S. 1574-1575.

171 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § V.

172 Ebenda, Cap. VIII, § III.

173 Andresen, *Kirikukorraldus* (wie Anm. 51), S. 136.

174 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § VI.

175 Ebenda, Cap. XV, § VI.

etwaige Probleme dem Pastor und anderen „verständnisvollen Menschen“ berichten. Blieben die Hilfsangebote des Pastors ergebnislos, konnte die Streitfrage an das Domkapitel¹⁷⁶ und in einem zweiten Schritt an ein weltliches Gericht weitergegeben werden.¹⁷⁷

In Anbetracht der dreifachen Brautwerbung sowie der dreifachen kirchlichen Ankündigung kann eine Zwangsehe nahezu ausgeschlossen werden. Im 19. Jahrhundert mit Verkürzung und Vereinfachung der Brautwerbung mag die Wahrscheinlichkeit für solche Eheschließungen angestiegen sein (s. Eastlake).

Das schwedische Kirchengesetz sah kein Heiratsverbot mit Angehörigen anderer Religionen vor, um einen Konfessionswechsel (für die nicht-evangelische Partei) zu gewährleisten.¹⁷⁸ Unter russischer Zarenkrone hatte bei der Heirat eines Orthodoxen und einer Lutheranerin (oder umgekehrt) ein orthodoxer Priester die Trauung durchzuführen. Vor der Trauung musste das evangelische Gemeindemitglied eine Bescheinigung des Pastors einholen, in der bestätigt wurde, dass die Heiratsabsicht in der eigenen Gemeinde bekannt gegeben worden war und somit keine Ehehindernisse vorlägen.¹⁷⁹ Ab 1827 waren Ehen zwischen Orthodoxen und Angehörigen anderer Religionen verboten.¹⁸⁰ Es bestand die Möglichkeit, die Konfession zu wechseln.¹⁸¹

Bei der Verlobung mit einer der Kirchengemeinde unbekannt Person hatte diese Person oder ein glaubwürdiger Zeuge dem Gemeindepastor eine Begründung für den anstehenden Umzug vorzulegen. Der Pastor konnte die Entscheidung sodann hinauszögern, indem er den zuständigen Propst um Hilfe bat. Versäumte der Pastor es, sich ausreichend über den Antragsteller zu informieren, konnte er selbst belangt werden. Schließlich bestand die Gefahr, dass die Eheschließung anfechtbar war. Wenn aber jemand dem Pastor falsche Informationen über die fremde, heiratswillige Person geliefert hatte, musste diese Person selbst vor das weltliche Gericht treten.¹⁸²

Wurde eine Heirat angefochten, musste der Pastor dies der Gemeinde der Braut im Beisein von zwei bis drei angesehenen männlichen Gemeindemitgliedern mitteilen. Wenn der Einsprucheinlegende selbst betroffen war, musste er vernommen werden, wenn er aber für eine dritte Person Einspruch eingelegt hatte, musste diese sich verteidigen. Stellte sich schließlich heraus, dass der Einwand haltlos war, musste der Protestierende Strafe zahlen.¹⁸³

Eine weitere Bestimmung, die die Eheschließung infrage stellte, zielte auf den Gesundheitszustand von Braut und Bräutigam ab. Stellte sich heraus, dass eine Partei nicht in der Lage war, die Ehe zu führen und die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen, konnte die

176 Das Konsistorium wurde auch Domkapitel genannt, denn anders als in den deutschen Gebieten mit ihrem episkopalen System galt in Schweden das konsistoriale System der Kirchenleitung. In den schwedischen Gebieten blieben auch nach der Reformation die Bistümer aus der Zeit des Katholizismus erhalten; vgl. Andresen, *Territoriaalkirik* (wie Anm. 9), S. 62.

177 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § VI.

178 Ebenda, Cap. XV, § VIII.

179 Andresen, *Kirikukorraldus* (wie Anm. 51), S. 135 f.

180 Ebenda, S. 137.

181 Ein Wechsel aus der Evangelischen in die Russisch-Orthodoxe Kirche konnte nur dann vollzogen werden, wenn eine „wahre Glaubensüberzeugung“ vorlag. Aus diesem Grund musste ein Geistlicher prüfen, ob der Beantragende den „festen und ernsthaften Wunsch“ hatte. Vgl. ebenda, S. 136.

182 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XIX.

183 Ebenda, Cap. XV, § XXVI.

Ehe annulliert werden. Trat das Leiden allerdings erst nach Vollzug der Eheschließung auf, galt dies nicht als Scheidungsgrund.¹⁸⁴

Im 20. Jahrhundert und noch Anfang des 21. Jahrhunderts sind in Schwänken und Erzählungen solcherart Vorfälle festgehalten worden: wie beispielsweise um eine Braut geworben wurde, zur Trauung jedoch ihre hinkende Schwester erschienen war. Bemerkte der Bräutigam die Täuschung der Brauteltern erst nach der Trauung, musste das Paar dennoch zusammenbleiben.¹⁸⁵

Von der Verlobung zur Trauung und von der Brautwerbung zur Hochzeit

Die zuständige Instanz für eine Auflösung der Verlobung war das Kirchenggericht.¹⁸⁶ Eine Verlobung konnte dann aufgelöst werden, wenn sich das Paar als nicht für die Ehe geeignet erwies. Dies konnte der Fall sein, wenn eine Seite vor oder nach der Verlobung ein Vergehen begangen hatte, von dem die andere Seite keine Kenntnis hatte, und durch das das Ansehen der anderen Seite in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Ein weiterer Trennungsgrund war es, wenn sich negative Umstände oder Geheimnisse offenbarten.¹⁸⁷ Die Auflösung einer Verlobung war auch dann möglich, wenn die Verlobung nicht freiwillig erfolgte. Der Krankheitsfall, wie eine chronische Erkrankung oder Behinderung, die vor der Verlobung geheim gehalten wurde, stellten einen weiteren Entlobungsgrund dar.

Eine Annullierung der Verlobung gegen den Willen des Verlobungspaares war aus rechtlicher Sicht nur im Fall einer nachweislich ansteckenden Infektionskrankheit möglich.¹⁸⁸ Grundsätzlich konnte eine Verlobung nur unter der Voraussetzung aufgelöst werden, dass noch kein Geschlechtsverkehr stattgefunden hatte.¹⁸⁹ Andernfalls musste sich das Kirchenggericht mit dem Annullierungswunsch der Verlobung auseinandersetzen.¹⁹⁰

Entsagt sich ein Partner oder eine Partnerin der Verlobung ohne triftigen Grund, musste er oder sie sich mit der anderen Seite versöhnen und Buße tun, ehe eine Verbindung mit einer dritten Person eingegangen werden durfte.¹⁹¹ Floh beispielsweise der Mann nach der Verlobung, dann hatte die Frau nach Rücksprache mit dem Bischof oder dem Konsistorium das Recht, sich mit einem neuen Mann zu verloben.¹⁹²

Die kirchliche Voraussetzung für eine Trauung bestand darin, dass der Pastor die Heiratsabsicht des Brautpaares an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen von der Kanzel verkündete.¹⁹³ Die Zeit zwischen Verlobung und Trauung konnte unterschiedlich lang ausfallen,

184 Ebenda, Cap. XVI, § X.

185 Für eine wörtliche Aufzeichnung einer solchen Volkserzählung vgl. Metsvahi, Suhtlemise (wie Anm. 5), S. 107.

186 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XVI, § II; siehe auch Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 145.

187 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XVI, § II; Cap. XVI, § I.

188 Ebenda, Cap. XVI, § III.

189 Ebenda, Cap. XVI, § II; Cap. XVI, § I.

190 Ebenda, Cap. XVI, § II, 4; siehe auch Cap. XVI, § I, 5.

191 Ebenda, Cap. XVI, § IV.

192 Ebenda, Cap. XVI, § V.

193 Kässä-ramat/ Kumma sisse on kokkopantut/ kuida Jummalatenistust/ Christlikko Kombede nink

wenigstens jedoch drei Wochen.¹⁹⁴ Innerhalb dieser Zeit fanden verschiedene Vorbereitungen für die Hochzeit statt. In Estland musste die Braut eine „Probezeit“ beim Bräutigam durchlaufen, d.h. mit ihm das Bett teilen und auf dem Feld arbeiten.¹⁹⁵ Außerdem verbrachte sie Zeit bei der Zusammenstellung der Mitgift mit den Mädchen des Dorfes (*pruudaitamine*) oder beim Einwerben von Geschenken (mit einer Flasche Schnaps [*viinutamine*]). Die helfenden Personen wurden mit einer Einladung zur Hochzeit belohnt.¹⁹⁶

Während die Verlobung in vielen Regionen Est- und Livlands im Frühjahr stattfand, lagen Trauung und Hochzeit im Herbst,¹⁹⁷ meistens zwischen dem Martinstag und Weihnachten.¹⁹⁸ Genaue Zeitangaben lassen sich jedoch nur für das 17. Jahrhundert verifizieren, so Palli in seinen demografischen Untersuchungen zu Taufen, Trauungen und Bestattungen aus den Jahren 1662–1696 im Kirchspiel Rauga (Rõuge):

„Besonders eigenartig ist die äußerst ausgeprägte saisonbedingte Häufung von Eheschließungen. Mehr als zwei Drittel aller Trauungen finden innerhalb von zwei Monaten statt – im November und Dezember. Überdurchschnittlich viele Einträge zu Trauungen findet man auch in den Monaten Oktober und Januar, also könnte man den Zeitabschnitt vom Oktober bis Ende Januar als Heiratssaison bezeichnen.“¹⁹⁹

Die Trauung

Das Kirchengesetz gab vor, wer zur Heirat zugelassen und wer nicht zugelassen war. Eine Person, die beispielsweise wegen Ehebruchs angeklagt worden war, durfte nicht heiraten. Der bzw. die des Ehebruchs Angeklagte durfte weder zu Lebzeiten der bzw. des Geschädigten noch nach deren bzw. dessen Tod heiraten.²⁰⁰ Eine Ausnahmegenehmigung konnte der Bischof und das Domkapitel ausstellen.²⁰¹ Traute ein Pastor ein Paar, das laut Gesetz nicht heiraten durfte, musste der Geistliche einen Monat bei „Wasser und Brot“ zubringen und wurde danach des Landes verwiesen. Dies wurde in Estland auch auf einem Plakat kundgetan.²⁰²

Kirko-Wiside ka meie Ma Koggoduste sees peap peetama nink techtama. Sädu Tokholmi Linnas ue Kirko-Sädust möda selle 1693. Aastal [Handbuch, Worinnen verfasst ist, welcher gestalt Der Gottes-Dienst mit Christlichen Ceremonien und Kirchen-Gebräuchen in unseren Schwedischen Versammlungen gehalten und verrichtet werden soll: Verbessert und vermehret in Stockholm, im Jahr 1599. übersehen im Jahr 1608. und nunmehr nach der neuen Kirchen-Ordnung eingerichtet im Jahr 1693], Tallinn 1699, S. 105.

194 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XVIII, Tedre, Pulmad (wie Anm. 93), S. 31.

195 Genaueres etwa bei Luce, Wahrheit (wie Anm. 137), S. 78.

196 Vgl. Tedre, Pulmad (wie Anm. 93), S. 31–35.

197 Ebenda, S. 31; Luce, Wahrheit (wie Anm. 137), S. 77 f.; Wiedemann, Leben (wie Anm. 110), S. 312; Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 99.

198 Schlegel, Reisen VIII (wie Anm. 128), S. 182.

199 Heldur Palli: Ajaloolise demograafia probleeme Eestis [Über Probleme der Bevölkerungsgeschichte Estlands], Tallinn 1973, S. 85.

200 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § 4.

201 Ebenda, Cap. XV, § I.

202 Ebenda, Cap. XV, § III. Die Pastoren waren verpflichtet, die Plakate der bäuerlichen Bevölkerung

Eine Witwe musste mindestens ein Jahr lang, ein Witwer ein halbes Jahr im Witwenstand verbleiben, ehe sie eine neue Ehe eingehen durften.²⁰³ Trotz des Erlasses vom 18. Januar 1699 von Axel Julius Graf de la Gardie mit Bezug auf die königliche Sonderregelung vom 20. Oktober 1698, gemäß der die Nichteinhaltung der Witwenfrist unter Strafe gestellt wurde,²⁰⁴ wurde im 18. Jahrhundert sowohl in Estland als auch in Livland häufig vor Ende der vorgegebenen Zeit geheiratet. So heirateten zum Beispiel 40,8 Prozent der Witwer aus dem livländischen Kirchspiel Karusen (Karuse) noch innerhalb eines halben Jahres erneut. Oft handelte es sich hier um Bauernwirte, die eine Wirtin und eine Pflegemutter für ihre Kinder benötigten. Von den Witwen des Kirchspiels fanden im ersten Trauerjahr 39,3 Prozent der Frauen einen neuen Mann. Besonders schnell heirateten die Frauen, die jetzt alleine den Hof führten und deren Söhne noch nicht volljährig waren.²⁰⁵

Der Aufklärer Johann Christoph Petri wies die Schuld an dieser Wiederheiratspraxis der Leibeigenschaft und den Gutsherren zu: „[...] wenn er vom Leichenbette seiner Gattin hinweggeilt, sich sogleich einen andern weiblichen Gegenstand, gleichgültig, ob es eine freundliche Metzze oder ein zänkischer Unhold ist, aufzusuchen, der seine körperlichen Bedürfnisse befriedigen und ihm Handschuhe stricken kann; wessen ist die Schuld dieser viehischen Rohheit?“²⁰⁶ Traute ein Pastor eine Witwe bzw. einen Witwer in zweiter Ehe, ohne das Sorgerecht für möglicherweise vorhandene minderjährige Kinder zu klären, konnte er als Strafe seine Arbeit verlieren.²⁰⁷

Während der Trauung hatte der Pastor die Gebete und geistlichen Gesänge aus dem Kirchenhandbuch zu verwenden. Die Rede des Pastors vor der Zeremonie sollte kurz gehalten werden.²⁰⁸ Bei Trauungen – wie auch bei anderen kirchlichen Handlungen – musste man sich an die Agende aus dem Jahr 1693 (das „Handbuch“) halten,²⁰⁹ das lediglich auf Estnisch gedruckt unter dem Titel „Kässi-ramat, kumma sisse on kokkopantut [...]“ vorlag.²¹⁰

Der Verlauf der Trauung wird in dem Handbuch auf 19 Seiten beschrieben. Der Ablauf der ganzen Liturgie ist detailliert erläutert. Sogar die Handlungen sind festgelegt (z.B. wann das Brautpaar sich niederknien oder wie der Pastor zu stehen hat). Das zentrale Heiratsritual, das Ehegelübde, sollte von Mann und Frau gleichlautend gesprochen werden. Zunächst sagt der Mann: „Ich N. nehme jetzt Dich als meine Ehefrau (*Abbimehhex*²¹¹) und will Dich

von der Kanzel aus vorzulesen, tatsächlich aber erfüllten nicht alle Pastoren immer ihre Pflicht. Vgl. Laur, Ala (wie Anm. 24), S. 118.

203 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XXIV.

204 Hupel, Declaration (wie Anm. 120), S. 192 f.

205 Palli, Rahvastiku ajalugu (wie Anm. 40), S. 83.

206 Petri, Ehstland II (wie Anm. 99), S. 190.

207 Ebenda, Cap. XV, § XXIV.

208 Ebenda, Cap. XV, § XXI.

209 Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 141; Laur, Eesti ajalugu (wie Anm. 23), S. 66.

210 Hupel, Kirchenpatronat (wie Anm. 120), S. 12.

211 Das Wort *abimees* besaß in der estnischen Sprache des 17. Jahrhunderts zwei Bedeutungen: *aitaja*, *abiline* (dt. Helfer) und *abikaasa*, *abielumees* (dt. Ehepartner, Ehemann). Vgl. Kristel Kikas: Mida sisaldab Heinrich Stahli Vocabula? [Was beinhaltet Heinrich Stahls Vocabula?], Tartu 2002, S. 38. Es lässt sich schwer sagen, ob an dieser Stelle eigentlich das Wort *abinaiseks* (dt. Ehefrau) oder *abikaasaks* (dt. Ehepartner) stehen sollte (vgl. ebenda) oder ob das Wort *abimees* (Hilfe + Mann; *abistaja* [dt. Helfer]) im 18. Jahrhundert geschlechtsneutral verwendet wurde (so wie in der heutigen estnischen Sprache z.B. das Wort *esimees* [dt. Vorsitzender])

lieben in guten und in schlechten Zeiten und als Zeichen dafür nehme ich diesen Ring von Dir.“²¹² Wenn der Bräutigam diese Zeilen gesprochen hat, sagt die Braut dem Bräutigam die gleichen Worte. Dann nimmt der Bräutigam den Ring und steckt diesen zunächst an den Zeigefinger der linken Hand, danach an den Mittelfinger und zum Schluss an den Ringfinger.

Auch die Ehebeziehung wurde während der Trauung angesprochen: Bereits im ersten Satz des Pastors heißt es, dass Gott es so eingerichtet hat, dass der Mann das Haupt der Frau ist und für die Frau sorgen, über sie herrschen und sie lieben muss.²¹³ Die vom Pastor artikulierte naturgemäße Ungleichheit der Geschlechter implizierte, dass sich die Frau den Bedürfnissen ihres Mannes unterordnete. Es folgen die Verweise auf den Apostel Paulus, dem zufolge die Frau als die Schwächere geachtet werden muss, und auf Sara, die Abraham ihren „Herrn“ nannte.²¹⁴ Zweimal wird festgehalten, dass das Paar zueinanderhalten und sich gegenseitig lieben muss, und zwar mehr als seine Eltern.²¹⁵ Die Ebenbürtigkeit von Mann und Frau, begründet durch die Erlösung beider durch Jesus Christus, fand in der Zeremonie wenig Platz.²¹⁶ Das Thema der Fruchtbarkeit und der Nachkommenschaft wurde beiläufig angesprochen.²¹⁷

Die Zeremonie musste anders ausgestaltet werden, wenn die Braut mit dem Bräutigam vor der Trauung Geschlechtsverkehr gehabt hatte. Dann durfte der Pastor die Braut nicht mit Brautschmuck trauen, „mit keinem andern Hochzeitlichen Gepräng, als welches Unsern Satzungen oder dem Herkommen gemäss“. Wurde ein vorehelicher Geschlechtsverkehr verheimlicht, musste die Braut eine Strafe von zwei Silbertalern in die Kirchenkasse zahlen.²¹⁸ Für ein Kind, das früher als neun Monate nach der Trauung zur Welt kam, galt eine Strafe in Höhe von einem Rubel. Da diese in sehr seltenen Fällen kassiert wurde, ist davon auszugehen, dass die Schwangerschaft nicht nachverfolgt wurde und die Betroffenen nicht bestraft wurden.²¹⁹ Auch das Verbot des Brautschmuckes scheint bei estnischen Trauungen umgangen worden zu sein, denn der Schmuck wurde in der Regel getragen.

In Anbetracht der starken Position der Frau in der Geschlechterbeziehung im Estland vergangener Jahrhunderte²²⁰ scheint es zweifelhaft, dass die christliche Trauung und die Worte des Pastors wesentlich dazu beitragen konnten, die Auffassung zu verankern, dass das weibliche Geschlecht sich dem männlichen Geschlecht unterordnen müsse. Die wirtschaftliche

ein geschlechtsneutrales Wort ist). Im heutigen Estnisch gilt sowohl für den Ehemann als auch für die Ehefrau das Wort *abikaasa* (dt. Ehepartner), das in der estnischen Sprache des 17. Jahrhunderts lediglich für die Ehepartnerin verwendet wurde (vgl. ebenda).

212 Kässi-ramat (wie Anm. 193), S. 110.

213 Ebenda, S. 105.

214 Ebenda, S. 106.

215 Ebenda, S. 107, 113.

216 Ebenda, S. 106.

217 Ebenda, S. 118.

218 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XX.

219 Tammisto, Talupojähiskonna (wie Anm. 123), S. 59.

220 Vgl. Marika Mägi: Viikingiaegne Eesti. Maa, asjad ja inimesed ajastu risttuultes [Estland in der Zeit der Wikinger. Land, Gegenstände und Menschen in einer unruhigen Zeit], Tallinn 2017, S. 112-122; dies., Abielu (wie Anm. 4); Merili Metsvahi: Varasem perekondlik korraldus ja õe-venna intsesti teema rahvaluules [Die frühere Familienordnung und das Thema des Inzests zwischen Geschwistern in der Volksdichtung], in: Vikerkkaar 7-8 (2014), S. 123-137; dies., Description (wie Anm. 5), S. 315-318.

Abhängigkeit der Frau war bei weitem nicht so stark ausgeprägt wie in westeuropäischen Ländern. Während in England im 18. Jahrhundert der Mann mit der Trauung das ganze Vermögen der Frau übernahm sowie auch das im gemeinsamen Zusammenleben erworbene,²²¹ sah dies bei der Bauernbevölkerung in Estland ganz anders aus: Das Geld, das während der Hochzeit von den Gästen gesammelt wurde und die Tiere, die die Braut als Gegenleistung für die während der Hochzeit verteilten Geschenke erhielt, verblieben bei der Frau.²²² Auch die aus dem Elternhaus erhaltene Mitgift (zusammen mit Silberschmuck u.a.²²³), darunter immer auch Herdentiere,²²⁴ gehörten der Frau. Da der Hof samt seinem eisernen Bestand zum Eigentum des Gutsherrn zählte, konnte die Bäuerin vermöglicher in die Ehe gehen als ihr Mann. Die in der Ehe erwirtschafteten Gewinne (etwa durch Wolle und Milch) standen der Frau ebenso zu wie der Verkaufserlös einer eigenen Kuh.²²⁵

Frau und Mann hatten jeweils eigene Verantwortungsbereiche. Die Frau stellte Dienstmädchen ein und beaufsichtigte ihre Arbeit. Sie versorgte die Tiere, kochte und hütete die Kinder. Der Mann war für die Pferde und die Knechte zuständig. Somit war die Arbeitseinteilung zwar einerseits recht klar, andererseits aber auch nicht allzu steif.²²⁶ Im Unterschied zur in Europa üblichen Herrschaftszuweisung auf den Mann verteilte sich in Estland Verantwortung und Wirtschaftsführung auf Mann und Frau gleichermaßen.²²⁷

Um die Wirtschaft effizient zu zweit zu führen, mussten Bäuerin und Bauer einmütig handeln. Dass aber vollständige Einigkeit in jeder einzelnen Frage offensichtlich selten zu erreichen war, zeigte sich in einem Ritual während der Trauungszeremonie, bei dem die Braut versuchte, auf den Fuß des Bräutigams zu treten und der Bräutigam seinerseits auf den Fuß der Braut. Demjenigen, der schneller war, wurde die größere Durchsetzungsfähigkeit zugeschrieben.²²⁸ In vielen Beschreibungen ist zu lesen, dass gerade die Braut durch den Tritt auf den Fuß des Bräutigams sicherstellen wollte, dass sie in der Familie das Sa-

- 221 Stephanie Coontz: *Marriage, a History. From Obedience to Intimacy, or How Love Conquered Marriage*, New York, NY u.a. 2005, S. 144.
- 222 Siehe Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 356. Schlegel schreibt: „Am folgenden Tage theilt die Braut abermals Geschenke an die Gäste aus, wofür sie von ihnen Kälber, Lämmer, Ferkel u. dergl. erhält. So hat sie zugleich einen kleinen Hausstand, der ihr nicht viel kostet.“ Schlegel, *Reisen VIII* (wie Anm. 128), S. 183.
- 223 Eine estnische Frau besaß viel Schmuck: „Rechnet man allen diesen Schmuck zusammen, so trägt manche Ehst in über 30 Rubel an sich.“ Petri, *Ehstland II* (wie Anm. 99), S. 182.
- 224 Siehe z.B. Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 384.
- 225 Sulev Vahre: *Eesti mees küsimustes ja vastustes* [Der estnische Mann in Fragen und Antworten], Tallinn 2009, S. 48.
- 226 Andreas Kalkun: *Naiselikkus, mehelikkus ja seksuaalsus talupojakultuuris. Siin kasvab priskelt eesti neiu ja sirgab eesti mehele?* [Weiblichkeit, Männlichkeit und Sexualität in der bäuerlichen Kultur. Hier wächst schön das estnische Mädchen für den estnischen Mann heran?], in: Brigitta Davidjants (Hrsg.): *Kapiuksed valla. Arutlusi homo-, bi- ja transseksuaalsusest* [Outing. Gespräche über Homo-, Bi- und Transsexualität], Tallinn 2010, S. 12-22, hier S. 18.
- 227 Michael Mitterauer: *Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus*, in: Ders., Reinhard Sieder (Hrsg.): *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, München 1991, S. 72-99, hier S. 98.
- 228 Christian Kelch 1695 < Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 73, 166; Tedre, Pulmad (wie Anm. 93), S. 38; Willigerod, *Geschichte* (wie Anm. 130), S. 14 f.; [Johann Christoph Petri]: *Neue Pittoresken aus dem Norden, oder statistisch-historische Darstellung aus Ehst- und Liefland. Nebst einem kurzen Umrisse von Moskau. Von einem unparteiischen Augenzeugen*, Erfurt 1805, S. 120.

gen hat.²²⁹ Georg von Tannenberg, Christian Schlegel und Friedrich Reinhold Kreutzwald nennen für diese Verhalten Beispiele aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In diesen war die Braut mehrheitlich die Gewinnerin.²³⁰ Es sind auch andere Mittel beschrieben worden, die die Braut bei der Trauung oder während des Hochzeitszyklus einsetzte, um sich zukünftig die Führung zu sichern.²³¹

Die Hochzeit

Der Ehestatus galt allgemein als etwas Begehrtes und die Eheschließung als das wichtigste Ereignis im Leben eines Menschen.²³² Bereits seit früher Kindheit mussten Mädchen – unterstützt und angeleitet durch die eigene Mutter – die Mitgift vorbereiten, denn ohne diese konnte keine Ehe geschlossen werden.²³³ Die Mitgift wurde nach der Heirat in den Haushalt des Bräutigams mitgenommen; im Hochzeitsbrauch spielte sie eine wichtige Rolle.²³⁴ Es erscheint lohnenswert, in diesem Kapitel näher darauf einzugehen, da die Hochzeit als der Beginn des Zusammenlebens gesehen wurde. Die Trauung wurde als verhältnismäßig unbedeutend bewertet.²³⁵ Gerade bei der Hochzeit wurde das im Gegensatz zur Trauung reiche Volksbrauch bewahrt, obwohl die Kirche bestrebt war, die religiöse Bedeutung der Ehe zu vermitteln. Noch für das 18. Jahrhundert lässt sich ihre sippenbezogene Bedeutung und der ritualisierte Charakter hervorheben.

Trauung und Hochzeit fanden nicht immer am gleichen Tag statt. Am Beispiel Ösels hält Luce fest, dass der Termin der Trauung vom Kirchspielpastor vorgegeben wurde:

„Auf einen bestimmten Tag werden dann alle Brautpaare des Kirchspiels vor den Prediger beschieden, um ihnen die Lehren des Christenthums vor neuem einzuschärfen, hernach werden sie sämtlich getrauet. Das Hochzeitsfest feyert aber Jeder nach Seine Belieben früher oder später nachher, selten Einer am Tage der Copulation. Und kann man es ihnen verdenken, daß sie diese, nach allem was geschehen ist, bloß für eine kirchliche Ceremonie halten?“²³⁶

229 Johann Voldemar Jannsen: *Ebbausk ja abbiello* [Aberglaube und Ehe], in: Perno Postimees ehk Näddalileht 17, 4.5.1860, S. 129-131, hier S. 130; *Gebräuche* (wie Anm. 134), S. 10; Hein, *Pulm* (wie Anm. 6), S. 160; Petri, *Ehstland II* (wie Anm. 99), S. 284; Wiedemann, *Leben* (wie Anm. 110), S. 315; Schlegel, *Reisen VIII* (wie Anm. 128), S. 182.

230 [Tannenberg], *Ansichten* (wie Anm. 99), S. 194; Schlegel, *Reisen VIII* (wie Anm. 128), S. 182; Jannsen, *Ebbausk* (wie Anm. 229), S. 130; Wiedemann, *Leben* (wie Anm. 110), S. 315.

231 Siehe z.B. Wiedemann, *Leben* (wie Anm. 110), S. 311, S. 318 f.

232 Tedre, *Inimelu* (wie Anm. 129), S. 415. 1860 veröffentlichte ein junger Kanzleibeamter des Gouvernements Peipus (Pihkva, russ. Pskov), Michail L'vovič Mirotvorcev, eine Beschreibung über die Lebensverhältnisse der Setukesen, in der er erwähnt, dass das Lebensziel der Setukesen die Heirat sei. Vgl. Hein, *Pulm* (wie Anm. 6), S. 373; siehe auch Metsvahi, *Description* (wie Anm. 5), S. 110.

233 Siehe Metsvahi, *Differences* (wie Anm. 131), S. 140 f.

234 Tedre, *Pulmad* (wie Anm. 93), S. 83-88.

235 Siehe z.B. Mägi, *Abielu* (wie Anm. 4), S. 92.

236 Luce, *Wahrheit* (wie Anm. 137), S. 79 f.

In Seto (Setumaa) fand die Hochzeit Mitte des 19. Jahrhunderts am achten Tag nach der Trauung statt,²³⁷ bei den Gauja-Esten (*Koiva maarahvas*) – einer kleinen südestnischen Volksgruppe in Lettland – feierte man zwei bis drei Wochen nach der Trauung.²³⁸ In der Gegend um Oberpahlen lagen in der zweiten Hälfte des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts einige Tage dazwischen.²³⁹

Das schwedische Kirchengesetz sah eine Fortsetzung der bestehenden Hochzeitsbräuche vor. Die Herkunft der betreffenden Personen bestimmte dabei den Ablauf der Feier. Moralischen Einfluss wollte man nehmen, indem Pastoren und Beamte die Hochzeitsleute ermahnten, um überflüssige und unvernünftige Ausgaben für Essen und Trinken und überhaupt „Unwesen mit Trincken und Getümmel“ zu vermeiden.²⁴⁰

Aus dem 17. Jahrhundert sind Landpolizeiverordnungen und Aushänge überliefert, mit denen Bauernhochzeiten reglementiert werden sollten: So durfte eine Hochzeit nicht länger als zwei Tage dauern, die Zahl der Gäste und die Geschenke, die an die Gäste verteilt wurden, wurden beschränkt.²⁴¹ Sogar das Essen und die Getränke mussten limitiert sein.²⁴² Teile einer solchen Hochzeitsverordnung von 1668 wurden ins Estnische übersetzt, um die Verbreitung der Inhalte zu befördern.²⁴³ Dennoch scheinen sich die Verhältnisse zu Beginn des 18. Jahrhunderts nicht verbessert zu haben; das Thema Verschwendung blieb weiterhin aktuell.²⁴⁴ Dies schlug sich auch auf Kirchenvisitationen nieder. So wurde zum Beispiel während der Kirchenvisitation in Jegelecht (Jöelähtme) 1740 gefragt: „Sind bei Hochzeiten weiterhin gewohnheitsmäßige Trinkgelage und andere Ärgernisse üblich?“ Außerdem wurde die Gemeinde zur Anständigkeit gemahnt.²⁴⁵

Im Lauf der Zeit regelten die Behörden nicht nur den Ablauf der Hochzeiten, sondern setzten auch den Termin fest. Am 24. Februar 1754 erließ die estnische Provinzialregierung auf Bitte des Konsistoriums hin eine Verordnung, laut der Hochzeitsfeste (zusammen mit anderen „Belustigungen und Zusammenkünften“, die in Begleitung von Musik stattfinden) während der Fastenzeit verboten waren.²⁴⁶ Johann Georg Eisen, der Mitte des 18. Jahrhunderts in Torma der livländischen Gemeinde Marien (Maarja) vorstand, beschwerte sich am 4. November 1754 in einem Rundschreiben an die Gutsherren seines Kirchspiels über die „fortdauernden Ausschweifungen“ des „ungeheure[n] Fressens und Gesöffs“.²⁴⁷

Im Kirchenarchiv von Torma befindet sich eine estnischsprachige handschriftliche Übersetzung von Teilen des 1668 von Clas Tott erlassenen und 1671 vom Regentschaftsrat König

237 Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 374.

238 Ebenda, S. 379.

239 Hupel, Hauben (wie Anm. 90), S. 560; Wiedemann, Leben (wie Anm. 110), S. 313.

240 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XV, § XXIII.

241 Zu den auf Hochzeiten an die Gäste verteilten Geschenke siehe z.B. Gebräuche (wie Anm. 134), S. 22 f.

242 Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 57-59, 74-76.

243 Ebenda, S. 58.

244 Jürjo, Aufklärung (wie Anm. 38), S. 388 f., auch S. 221. Auch die Dauer der Hochzeiten konnte mithilfe der Regeln nicht verkürzt werden. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dauerten Hochzeiten 4-5 Tage und bei wohlhabenderen Bauern auch eine Woche. Vgl. Schlegel, Reisen VIII (wie Anm. 128), S. 183.

245 Kala, Jöelähtme (wie Anm. 109), S. 364-356.

246 Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 141.

247 Jürjo, Aufklärung (wie Anm. 38), S. 398.

Karls XI. bestätigten Verordnung der Landpolizei mit Reglementierungen für Hochzeitsfeste der Bauernbevölkerung. Demnach sollte eine Hochzeit nicht länger als zwei Tage dauern und je nach Status des Bauern und der Größe des von ihm zu bestellenden Landes sollten nicht mehr als sechs bzw. 16 Paar Gäste eingeladen werden dürfen, nicht mehr als 1,4 bis 4 Fass Bier und 1,5 bis 4 Stauf Schnaps angeboten werden sowie nicht mehr als ein Paar Handschuhe und ein Leinengürtel verschenkt werden. Auch das Maß für die anzuwendende körperliche Züchtigung und die Geldstrafe wurde bei Zuwiderhandlungen festgelegt. Die Bestrafung richtete sich an den Gutsherrn oder Gutsverwalter, die die Feierlichkeiten zugelassen hatten.²⁴⁸

Pastor Eisen fügte der Abschrift eine Notiz hinzu:

„Immer, wenn ich diese Mitteilung vorlese, lachen die Bauern laut, denn in manchen Dingen wird hier viel erlaubt, in manchen Dingen aber zu wenig. Kein Bauer lädt 16 Paare zur Hochzeit ein, das heißt, dass er dort mehr Freiheit zugesprochen bekommt, als er will. 4 Stauf Schnaps waren aber zu wenig, dies mag in Schweden ausreichend gewesen sein, doch nicht für die Bäuche der Einwohner Livlands. Deshalb habe ich den Text dieser Ermahnung geändert.“²⁴⁹

Erfolgloser noch als der Versuch, die Zahl der Gäste oder die Menge der alkoholischen Getränke regulieren zu wollen, war der, das Verteilen von Geschenken steuern zu wollen. Mit Blick auf das genannte Beispiel von der Insel Moon, bei dem die Braut mindestens 50 Paar Handschuhe als Geschenke benötigte, scheint diese Verordnung praxisfern.²⁵⁰

Befürchtungen um die Verschwendung auf Hochzeiten artikulierten auch Hupel. Er lobte einen Beschluss aus dem Kirchspiel Theal (Sangaste), der Hochzeitsfeiern auf maximal eine Woche beschränkte. So konnte ein Bauer nicht mehr als zwei Hochzeiten im Jahr beiwohnen.²⁵¹ Hupel wünschte sich gar eine Übertragung auch auf andere Lebensbereiche: „Der Verschwendung, Unordnung, Luderlichkeit, und verderblich langen Faulheit, wird vorgebeugt. Wäre nicht zu wünschen, daß eine so löbliche und wohltätige Einrichtung allgemeiner würde?“²⁵² Die Ergänzung zum schwedischen Kirchengesetz für Estland sah überdies vor, dass auf Hochzeiten während der Fastenzeit nicht getanzt und musiziert werden durfte.²⁵³ Am 12. Februar 1790 unterband die Statthalterschaftsregierung das Schießen auf Hochzeiten.²⁵⁴

Die offiziellen Verfügungen griffen aber nicht in so maßgebliche Bereiche der Hochzeitsrituale ein wie das Aufsetzen der Haube.²⁵⁵ Dieser Ritus stand für eine Zweiteilung des Lebens der Frau: Von dem Status der Alleinstehenden ging die Frau in den der Ehe

248 Johann Hiemets: *Torma Kihelkonna ajalugu*, Torma 1967, S. 165.

249 Ebenda, S. 166.

250 Ebenda, S. 165.

251 August Wilhelm Hupel: *Wegen der lief- und ehstländischen Bauer-Hochzeiten*, in: *Nordische Miscellaneen*, drittes Stück, Riga 1781, S. 237 f., hier S. 237; Hein, Pulm (wie Anm. 6), S. 103.

252 Hupel, *Bauer-Hochzeiten* (wie Anm. 251), S. 238.

253 Ders., *Declaration* (wie Anm. 120), S. 177.

254 Andresen, *Territoriaalkirik* (wie Anm. 9), S. 154.

255 Tedre, Pulmad (wie Anm. 93), S. 68-73; siehe auch z.B. Eastlake, Liivimaa (wie Anm. 156), S. 105.

über. In Estland existierte mancherorts die Tradition, dass Frauen zwischen Trauung und Hochzeit eine spezielle Kopfbedeckung trugen. So trug eine Braut in Oberpahlen nach der Trauung eine Pelzmütze, bis ihr an ihrer Hochzeit eine Haube aufgesetzt wurde.²⁵⁶

Unter die Haube kam man außer durch Heirat auch durch Mutterschaft. Im 18. Jahrhundert war vermutlich nur wenigen Menschen außerhalb der Bauernschaft die tatsächliche Bedeutung des Aufsetzens der Haube präsent. Eine Ausnahme stellte Hupel dar, der mehrfach Zeuge diese Rituals war²⁵⁷ und aus dem Wissen heraus 1777 als ein Mittel gegen Kindsmorde das Unter-die-Haube-kommen der Schwangeren propagierte.²⁵⁸

Weder der Gesetzgeber noch die Mehrheit der Pastoren waren mit den Mentalitäten und Bräuchen der Landbevölkerung vertraut oder kannten Hupels Schriften. Die Gesetzgebung war nach Vorlage anderer Länder entstanden. Auf diese Weise wurde in der Statthalter-schaftszeit in Tallinn 1792 eine Regelung eingeführt, wonach ledigen schwangeren Frauen keine Hauben mehr aufgesetzt und keine Schürzen mehr umgebunden werden durften. Durch diese Verordnung glaubte man Kindstötungen zu vermeiden. Dies war an den Gegebenheiten vorbeigedacht. Junge ledige Mütter verweigerten die Anordnung aus Scham, das unbedeckte Haupt zeigen zu müssen. Wegen des Widerstands in der bäuerlichen Bevölkerung wurde die Regelung außer Kraft gesetzt.²⁵⁹ Dass der Brauch des Haubentragens nach Empfängnis und Geburt eines Kindes in der Bauernschaft verbreitet war, verdeutlicht eine Geschichte, die noch im 20. Jahrhundert Teil des kollektiven Gedächtnisses der Esten war: Auf Saaremaa, auf der Halbinsel Sworbe (Sõrve), hatte – so der Volksglaube – einst eine Dürre das Land verwüstet, deren Ursprung darauf zurückgeführt wurde, dass die schwangeren Mädchen ohne Hauben herumgelaufen seien.²⁶⁰

Da der Adel die Bedeutung des Aufsetzens der Haube überhaupt und im Rahmen von Hochzeitsbräuchen für die Festigung traditioneller Gepflogenheiten und des Wertesystems der Bauern nicht verstand, bemerkte er lediglich die wirtschaftlichen Folgen der tagelang anhaltenden Feierlichkeiten für die Bauern.²⁶¹ Die Unzufriedenheit der adeligen Gutsherren stieg auch an, weil während der Hochzeitsfeierlichkeiten auf den Gutshöfen oftmals

256 Hupel, Hauben (wie Anm. 90), S. 560.

257 Ders., Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 137; ders., Hauben (wie Anm. 90), S. 560; siehe auch Metsvahi, Description (wie Anm. 5), S. 311. Manchmal täuschten alte Jungfern Hupel gegenüber sogar eine Schwangerschaft vor, um heiraten zu können, vgl. Hupel, Werth (wie Anm. 90), S. 292. Für die estnische bäuerliche Bevölkerung galt als würdig, wer verheiratet war; Junggeselle zu sein, war verachtenswert und es gab kaum unverheiratete Frauen. Vgl. [Arnold Gustav Wilhelm von Tideböh]: Schilderungen des Ehstnischen Volksstammes in den Ostseeländern III, in: Das Inland. Eine Wochenschrift für Liv-, Ehst- und Kurlands Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur, 17.1.1855, S. 33-37, hier S. 33.

258 Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 136-138; siehe auch Laur, Ird, Aufhebung (wie Anm. 5), S. 79; Jürjo, Aufklärung (wie Anm. 38), S. 233.

259 Hupel, Hauben (wie Anm. 90), S. 564 f.

260 Eesti Rahvaluule Arhiiv, RKM II 205, 490-494 (2).

261 Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schrieb Hiärn über die alltägliche Ernährung der Esten: „Sie haben sich allemahl geringer und schlechter Speise bedienet [...] die Hunde bey den Teutschen besser, als diese arme Leute alhier haben.“ Thomas Hiärn: Ehst-, Lyf- und Lettlaendische Geschichte. Nach der Originalhandschrift herausgegeben und im Drucke besorgt von Dr. C.E. Napiersky, Riga 1835, S. 45. Auch von der Ernährung estnischer Bauern im 18. Jahrhundert kann etwa das Gleiche behauptet werden. In ertragsarmen Jahren starben bis zur

keine nüchternen Arbeiter zu finden waren.²⁶² Wiederholt unternahm der Adel erfolglose Versuche, die Bräuche zu regulieren. Der Hochzeitszyklus mit seinem festem Brauchtum und seiner Fülle an Ritualen funktionierte weiterhin mit seinem Symbolgehalt, der soziale Gruppen miteinander verband sowie Identität und Wertvorstellungen formte und stärkte.²⁶³

Der Abstand zur Lebenswelt der bäuerlichen Bevölkerung konnte auch durch Hochzeitseinladungen nicht verkleinert werden, denn diese nahm der Adel nicht an: Die schlechte Luft in den Bauernhäusern entsprach nicht den Verhältnissen, die dem Adel vertraut waren.²⁶⁴ Gegenteilige Fälle, die vom Interesse der Gutsherren an ihrer Bauernschaft zeugen, sind nur selten nachweisbar: So schreibt Schlegel, dass er von einem Gutsbesitzer aus Wiek (Läänemaa) eine Beschreibung der Hochzeitsbräuche erhielt, die mit folgenden Worten beginnt: „Da eins meiner Hofsmädchen diesen Herbst heirathet, so habe ich mich genau nach den bei solchen Gelegenheiten üblichen Gebräuchen erkundigt.“²⁶⁵

Der Ehebruch

Geschlechtsverkehr war nur in der Ehe erlaubt und außereheliche sexuelle Beziehungen wurden bis 1764 als Straftat geahndet. Das Strafmaß legte in Estland als erste Instanz das Kirchengesicht fest. In zweiter Instanz, wenn kein Urteil gefällt werden konnte, war das weltliche Manngericht zuständig. In Livland meldeten Pastoren einen Ehebruch direkt beim Landgericht.²⁶⁶ Die Regulierung des sexuellen Verhaltens war ein wichtiges Mittel, um soziale Kontrolle auszuüben.²⁶⁷

Ehebruch wurde vor allem dann zu einem Delikt, wenn daraus eine Schwangerschaft folgte.²⁶⁸ Da die Geistlichen bei der Taufe von Kindern die Namen der Eltern benötigten, waren sie es, die Ehebrüche feststellten. Erhielt der Pastor nicht die gewünschten Informationen zu den Eltern, hatte er die Geburt des Kindes beim weltlichen Gericht zu melden, welches sodann der Frage der Elternschaft nachging.²⁶⁹

Mitte des 19. Jahrhunderts estnische Bauern an Hunger, vgl. Marten Seppel: *Näljaabi Liivi-ja Eestimaal 17. sajandist 19. sajandi alguseni* [Hungerhilfe in Livland und Estland vom 17. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts], Tartu 2008.

262 Hupel, *Bauer-Hochzeiten* (wie Anm. 251), S. 237 f.

263 Siehe auch Gilbert Lewis: *Day of Shining Red. An Essay on Understanding Ritual*, Cambridge 1980, S. 12.

264 Holzmayer, *Osiliana II* (wie Anm. 94), S. 98.

265 Schlegel, *Reisen VIII* (wie Anm. 128), S. 189.

266 Tammisto, *Talupojähiskonna* (wie Anm. 123), S. 34; Briefwechsel mit Ken Ird, 8.11.2019.

267 Ken Ird: *Sozialdisziplinierung im frühneuzeitlichen Livland. Fälle von Sodomie vor dem Landgericht Pernau im 17. bis 19. Jahrhundert*, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 9 (2014), S. 67-82, hier S. 81.

268 Mati Laur, der die „Verstöße gegen das sechste Gebot“ in den Protokollen des Landgerichts Pärnu aus den Jahren 1744 und 1745 untersucht hat, kommt zum Ergebnis, dass die meisten Verstöße sexueller Art in die Kategorie „außereheliche Schwangerschaft“ fallen. Vgl. Laur, *Peccatum* (wie Anm. 5), S. 132 f.

269 *Kirchen-Gesetz* (wie Anm. 9), Cap. III, § XI. Die Gesetze und die Wirklichkeit klappten auch in diesem Fall auseinander. Die Gutsherren wollten nicht zugeben, dass sie die Väter der unehelichen Kinder waren, und verboten den Pastoren nach dem Vater des Kindes zu fragen. Vgl. Petri, *Ehstland II* (wie Anm. 99), S. 31.

Eine der Hurerei bezichtigte Person musste zur Strafe bei der sonntäglichen Predigt auf dem für diesen Zweck vorgesehenen Strafschemel stehen und hier die Absolution erhoffen. Wer nicht einverstanden war, auf dem Strafschemel zu stehen, musste 100 Silbertaler zahlen.²⁷⁰ Die eine Hälfte der Summe ging an die Kirche und die andere Hälfte an ein Hospital oder die Armen des Kirchspiels. Wer sich ein weiteres Mal freikaufen wollte, musste die zweifache Summe zahlen, beim dritten Mal blieb die Summe dieselbe, allerdings kam jetzt die öffentliche Zurschaustellung auf dem Strafschemel hinzu. Handelte es sich um einen einfachen Ehebruch, wurde das Strafmaß an drei aufeinander folgenden Sonntagen auf dem Strafschemel stehend vergolten. Von dieser Strafe konnte man sich laut Kirchengesetz nicht mit Geld freikaufen.²⁷¹

Martin Körber hat das Verbüßen von Schandstrafen für Sexualdelikte am Beispiel Ösels anhand von 700 Blättern aus den Protokollen des Konsistorialarchivs aus den Jahren 1673–1694 dargestellt:

„Die Verurtheilung zur Kirchenbuße durch das Konsistorium erfolgte [...] besonders häufig [...] für Vergehen Contra sextum. Außer der kirchlichen Strafe fand noch eine weltliche statt: für den Bauer 6-12 Paar Ruthen, die aber mit Geld gelöst werden konnten [...]. Von dem Strafgehalte fiel die eine Hälfte der Kirchspielskirche, die andere der Behörde und zwar 1/3 dem gleichfalls im Konsistorium sitzenden Fiskal, 2/3 dem Gouverneur und den übrigen Konsistorialen zu.“²⁷²

Auf der Insel wurden drei verschiedene Arten von Schandstrafen praktiziert: die große öffentliche Buße, die öffentliche und die geheime Buße. Die zu bestrafende Person musste die erste sein, die die Kirche betrat, und die letzte, die die Kirche verließ. Im Fall der großen Buße musste sie nach dem Betreten der Kirche im Eingang niederknien oder sitzen. Dies musste an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen geschehen. Am Ende der Predigt teilte der Pastor den Namen des Büßers und seine Vergehen mit. Er ließ wissen, dass die zu bestrafende Person Gottes Zorn auf die ganze Gemeinde gezogen habe, und ermahnte die Gemeinde. Dann verkündete der Geistliche, dass die angesprochene Person ihr Vergehen bereut und die Gemeinde um Verzeihung bittet. Am dritten Sonntag schließlich musste der Büßer vor dem Altar niederknien, während der Pastor das Vergehen mit der Verleitung durch den Teufel verknüpfte und vom Zorn Gottes sprach. Anschließend wurde der Sündige wieder in die Gemeinde aufgenommen, indem Gemeinde und Pastor im gemeinsamen Gebet um Gottes Hilfe baten.

Ferner fragte der Pastor den Beschuldigten:

„1) Bekennet ihr N.N. nun, daß ihr mit dieser eurer N.N. und andern Sünden Gott den Allmächtigen heftig erzürnet und beleidiget habet? Ja. 2) Gereuet euch denn herzlich solche grobe Sünde? Ja. 3) Bittet ihr auch Gott, daß er um Christi willen

270 Ein estnischer Leibeigener hätte auch im Laufe mehrerer Generationen keine 100 Silbertaler zurücklegen können, daher waren die Strafmaße andere (siehe unten).

271 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. IX, § IV.

272 M[artin] K[örber]: Oesel einst und jetzt. Erster Band: Arensburg, von dem Verfasser der „Bausteine zu einer Geschichte Oesels“, Arensburg 1887, S. 284.

euch solche Sünde vergeben wolle? Ja. 4) Gelobet ihr denn auch Gott und seiner christlichen Gemeinde, daß ihr euch fernerhin vor solcher und andern dergleichen groben Sünden hüten und euer Leben bessern wollt? Ja.“²⁷³

Eine kirchliche Buße war nicht nur bei Sexualdelikten üblich, sondern grundsätzlich bei allen Vergehen. Auf Ösel beispielsweise waren nur die zum Tode Verurteilten von der kirchlichen Buße ausgenommen.²⁷⁴ In Kapitel neun des Kirchengesetzes wird der Rolle der Buße als einem Mittel der moralischen Disziplinierung Wichtigkeit beigemessen:

„Bey öffentlicher Beicht soll der Priester das Volk warnen / daß niemandt so unbedacht sey / und dem Bußfertigen Sünder aufrücke / daß Er seine Kirchen-buße außgestanden / und sich solchergestalt für GOTT gedemütiget habe; Thut jemandt solches / der soll davor gebührendt angesehen und von dem Weltlichem Richter mit Straffe belegt werden.“²⁷⁵

Die Maßnahmen zur sozialen Disziplinierung der estnischen und livländischen Landbevölkerung waren exakt instruiert: der Strafschemel, der Ablauf der Bußbezeugung. Eine Rücksichtnahme auf die Gesetzesbrecher war dabei nicht vorgesehen. Bereits Ende des 17. Jahrhunderts wurde den Behörden die Ineffizienz der Bestrafungsmethoden klar und in der Konsequenz wurde der Strafschemel als Strafmaß nicht mehr verpflichtend eingesetzt:

„Weil bey dem gemeinen Bauervolk in Ehtland nicht groß soll geachtet werden auf dem Straf-Schemel zu stehen, sie auch nicht mächtig sind solche Gebuße, so in der Kirchenordn. denen auferlegt wird, die da mit Hurerey sich versehen, zu bezahlen: so approbirt Königl. Maj. in Gnaden der Ritter- und Priesterschaft eingelligen Vorschlag, daß der Schuldige in solchenfall das erstmal mit vier paar Ruthen, und das andremal doppelt gestraft werde [...]“²⁷⁶

Die Züchtigung konnte durch eine Geldstrafe ersetzt werden. Die Neuerungen galten nur für die Bauern, bei allen anderen Bevölkerungsschichten sollte weiterhin nach den alten Regelungen des Kirchengesetzes verfahren werden.²⁷⁷

Folgt man der Untersuchung von Peeter Tammisto, so kann man festhalten, dass die Ahndung von Sexualdelikten von der ständischen Zugehörigkeit der Personen abhing. Bei der Bauernschaft scheint die Züchtigung überwogen zu haben; die Geldstrafe nahmen diejenigen an, die sich von der Züchtigung freikaufen konnten.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Strafschemel als Strafe für Ehebruch bei den auf einem Gut arbeitenden Bauern²⁷⁸ oder bei Personen deutscher Herkunft eingesetzt. So beschreibt Tammisto einen Rechtsstreit aus 1734, bei dem die ledige Tochter

273 Ebenda, S. 284 f.

274 Tammisto, *Talupojähiskonna* (wie Anm. 123), S. 60.

275 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. IX, § V.

276 Hupel, *Declaration* (wie Anm. 120), S. 172.

277 Ebenda.

278 Wahrscheinlich ging man davon aus, dass diese inzwischen „germanisiert“ waren. Vgl. dazu Hupel, *Werth* (wie Anm. 90), S. 296.

des Pastors der Katharinenkirche in Sankt Katharinen (Kadrina), Beata, deren zwei Kinder von zwei verschiedenen Männern stammten, (nur) mit dem Strafschemel, auf dem sie an vier aufeinanderfolgenden Sonntagen stehen musste, bestraft wurde.²⁷⁹ Im Kirchspiel Kusul (Kuusalu) dagegen wurde 1729 ein Dienstmädchen des Guts Kolk (Kolga) wegen Hurerei mit 20 Paar Rutenschlägen und dem Strafschemel in der Kirche bestraft.²⁸⁰

Folgende Fälle, bei denen der Strafschemel eingesetzt wurde, sind aus der estnischen Bauernschaft bekannt.²⁸¹ Das Manngericht im estnischen Kirchspiel Haljall (Haljala) bestrafte 1730 die Ehefrau von Kubja Ado, Marri, für Ehebruch mit acht Paar Rutenschlägen und einer unbestimmten Geldstrafe zugunsten der Kirche. Der Mitschuldige, der Fronvogt des Guts Annikvere, Liiva Mihkli Jürri, wurde mit je 20 Paar Rutenschlägen öffentlich vor der Kirche an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen vor dem Gottesdienst bestraft. Während des Gottesdienstes mussten die gezüchtigten Sünder auf dem Strafschemel Kirchenbuße tun und die Absolution empfangen.²⁸² Gemäß der vorhandenen Überlieferungen funktionierte die öffentliche Züchtigung²⁸³ weit besser als Schandstrafe, der Strafschemel und die Ermahnung dagegen kaum.

Während es sich beim letzten Fall um einen Doppelehebruch handelte (*adulterium duplex*), ist die folgende Darstellung ein Beispiel für einen einfachen Ehebruch (*adulterium simplex*): 1753 bestrafte ein Manngericht im estnischen Klein St. Marien (Väike-Maarja) den Ehemann Tuhka Jaan mit 40 Paar Rutenschlägen und die ledige Mitschuldige Marri mit 20 Paar Rutenschlägen. Beide Züchtigungen wurden auf zwei Sonntage verteilt.²⁸⁴ In Livland lag das übliche Strafmaß für Männer bei zehn Paar Rutenschlägen, für Frauen bei fünf Paar Rutenschlägen. Bei wiederholter Hurerei wurde die Strafe verdoppelt und beim dritten Mal verdreifacht.²⁸⁵ Wenn der Mann die Frau später heiratete, musste er die Strafe nicht verbüßen. Wollte weder der Vater eines unehelichen Kindes noch die Frau selbst die eheliche Bindung, musste der Mann Alimente zahlen: nach Angaben des Landgerichts Pernau (Pärnumaa) aus den 1740er Jahren eine Milchkuh und vier Scheffel (etwa 180 kg) Roggenmehl,²⁸⁶ laut Hupel drei Tonnen Korn, eine Kuh oder drei Rubel.²⁸⁷

Sowohl die Höhe der Geldstrafe als auch das Maß an Züchtigung hing von den Umständen und dem Ort, dem Gouvernement und dem einzelnen Kirchspiel, ab. Laut Tammisto

279 Tammisto, Talupojähiskonna (wie Anm. 123), S. 62.

280 Ebenda, S. 61.

281 Im folgenden Beispiel geht es aber nicht um einen gewöhnlichen, „durchschnittlichen“ Bauern, sondern um den Fronvogt und seine Frau. Ob es in Estland auch Fälle gab, in denen ein einfacher Leibeigener auf dem Strafschemel stehen musste, ist bislang unerforscht.

282 Tammisto, Talupojähiskonna (wie Anm. 123), S. 60.

283 Die Züchtigung war sowohl im Rahmen des Hauszuchtrechtes der Gutsherren als auch unter den von den Gerichten verhängten Strafen die üblichste. Es handelte sich um ein legales Mittel zur Disziplinierung von Leibeigenen, deren Rechtmäßigkeit beide Seiten nicht anzweifelten, vgl. Marten Seppel: Vägivalla piirid pärisorjuslikes suhetes Eesti- ja Liivimaal 17. sajandil [Die Grenzen der Gewalt in den leibeigenschaftlichen Beziehungen in Estland und Livland im 17. Jahrhundert], in: Tuna. Ajalookultuuri ajakiri 15 (2012), H. 2, S. 19-31, hier S. 20-22.

284 Tammisto, Talupojähiskonna (wie Anm. 123), S. 61.

285 Sowohl in Estland als auch in Livland gab es viele Fälle, in denen gegen das sechste Gebot auch ein zweites oder drittes Mal verstoßen wurde. Vgl. ebenda, S. 62; Laur, Ird, Aufhebung (wie Anm. 5), S. 76.

286 Laur, Peccatum (wie Anm. 5), S. 146.

287 Hupel, Nachrichten I (wie Anm. 85), S. 517.

variierten die Strafen für Hurerei und Ehebruch von einem bis zu acht Rubel.²⁸⁸ Am häufigsten wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Strafe für ein uneheliches Kind eine Zahlung von vier Rubeln und für Ehebruch – bei einem Mann – von acht Rubeln verhängt.²⁸⁹ Zum Vergleich: Eine Kuh kostete in den 1760er Jahren zwei bis vier Rubel und eine Tonne Roggen etwa vier Rubel.²⁹⁰

1764 wurden die Schandstrafen verboten.²⁹¹ Aus Sicht der bäuerlichen Bevölkerung bedeutete dies lediglich, dass die Züchtigung nicht mehr vor der Kirche, sondern unter Ausschluss der Öffentlichkeit durchgeführt wurde. Als die Züchtigung durch die Geldstrafe ersetzt wurde, fiel das Strafmaß deutlich: Hurerei kostete jetzt statt vier Rubel noch 50 Kopeken und Ehebruch statt acht Rubel einen Rubel. Die Einträge in den Gemeindegeldbüchern bestätigten die Einführung der neuen Strafmaße.²⁹² Nach 1764 wurden die Strafen sowohl in Estland als auch in Livland immer vom Kirchengericht festgelegt. In den Akten der estnischen Manngerichte sind bis 1835 keine Gerichtsverfahren zu Ehebrüchen mehr aufzufinden, obwohl die Manngerichte laut Gesetz weiterhin Fälle von Ehebruch bearbeiten durften.²⁹³

Nahezu sämtliche Strafen, die die Kirche im 18. Jahrhundert in Estland verhängte und zu denen Urteilsbegründungen vorliegen, bezogen sich auf Sexualdelikte.²⁹⁴ Eine Strafe wegen Ehebruchs konnte in den letzten Jahrzehnten des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts deutlich geringer ausfallen als die Strafe für die Nichteinhaltung des sonntäglichen Arbeitsverbotes.²⁹⁵

Die tiefe Kluft, die zwischen den Lebenswelten der bäuerlichen Bevölkerung und der höheren Gesellschaftsschichten bestand, zeigte sich besonders deutlich im Umgang mit alleinerziehenden Müttern. Da das Ansehen von Alleinerziehenden unter den Esten des 18. Jahrhunderts keineswegs niedrig war, kam es häufig vor, dass die Eltern einer Frau, die ein uneheliches Kind geboren hatte, den jungen Mann, der ihre Tochter geschwängert hatte, nicht akzeptierten. Anstelle des als ungeeignet bewerteten Schwiegersohnes behielten diese Eltern ihre Töchter lieber mit ihrem Kind bei sich als sie zu verheiraten.²⁹⁶ Trotzdem orientierte sich der Gesetzgeber bei den Tötungsdelikten an Säuglingen, eigentlich verursacht durch die permanent vorhandene Hungergefahr, an den Erfahrungen anderer Länder, wo Kindesmorde in einen kausalen Zusammenhang mit unehelichen Kindern gestellt wurden. Gegen die Verheimlichung von Schwangerschaften erließ der Rigische Generalgouverneur 1733 eine Verordnung, die Wirtinnen dazu verpflichtete, ledige Frauen ihres Haushaltes unter Aufsicht zu behalten, und sollte eine Schwangerschaft vermutet werden, sollte die Hebamme bestellt werden. Einen weiteren, gut 50 Jahre später unternommenen Versuch stellte die Anordnung dar, alleinstehende Mütter „mit Schonung und Menschenliebe“ zu

288 Tammisto, *Talupojähiskonna* (wie Anm. 123), S. 57-60.

289 Ebenda, S. 63.

290 Ebenda, S. 63 f.

291 Laur, *Ird, Aufhebung* (wie Anm. 5), S. 77 f.

292 Tammisto, *Talupojähiskonna* (wie Anm. 123), S. 63.

293 Ebenda.

294 Ebenda, S. 58.

295 Ebenda, S. 64.

296 Hupel, *Nachrichten II* (wie Anm. 39), S. 137.

behandeln.²⁹⁷ Auch er zeugt davon, dass der Stellenwert, den alleinerziehende Mütter in der bäuerlichen Landbevölkerung hatten, falsch eingeschätzt wurde.

Die Scheidung

Scheiden lassen konnte sich nur eine Person, bei der ein weltliches Gericht nachgewiesen hatte – hier reichte nicht die Aussage des Ehepaars oder der Zeugen –, dass der Ehemann oder die Ehefrau außerehelichen Geschlechtsverkehr gehabt hatte. Das Recht, sich scheiden zu lassen, erteilte der Bischof oder das Domkapitel. Der Pastor setzte dieses dann gemäß dem Kirchengesetz um. Die unschuldige Seite durfte nach der Scheidung eine neue Ehe eingehen. Erst dann durfte auch die schuldige Seite wieder heiraten.²⁹⁸

Das Recht auf Scheidung bestand auch, wenn die Braut vor oder nach der Verlobung durch einen anderen Mann geschwängert worden war, es sei denn, der Bräutigam hatte im Wissen um den Vorfall mit der Braut Geschlechtsverkehr.²⁹⁹ Die Männer in der estnischen Bauernbevölkerung scheinen ihren Frauen oder Bräuten die Schwangerschaften in der Regel verziehen zu haben. Einen Tabubruch stellte hingegen der Beischlaf mit Männern russischer oder deutscher Herkunft dar. Bauernmädchen wurden auch deshalb von ihren Eltern angehalten, Annäherungsversuche von Gutsherren, „Kleindeutschen“ und russischen Soldaten zu meiden.

Eine Ehe wurde auch dann für ungültig erklärt, wenn eine Partei ihre ehelichen Pflichten nicht erfüllte, nicht erfüllen wollte oder gar aus der Beziehung flüchtete. In diesem Fall hatte ein weltliches Gericht zu entscheiden. Dieses konnte eine „öffentliche Citation“ des Geflüchteten beantragen. Gleichzeitig wurde das Domkapitel informiert. Ließ sich die steckbrieflich gesuchte Person auch im Laufe einer von den Kanzeln der Kirchen verkündeten Zeit nicht finden, wurde die verlassene Person vom Bischof und dem Domkapitel als geschieden anerkannt. Befand sich der oder die Flüchtige noch innerhalb der Staatsgrenzen, dann hatte das weltliche Gericht über die Fortsetzung des Verfahrens zu verfügen.³⁰⁰

War ein Ehemann beispielsweise zu Handelszwecken oder aufgrund von Krieg für längere Zeit fort, hatte die Frau auf ihn zu warten. Alternativ durfte sie den Richter oder das Domkapitel fragen, ob sie den Mann schriftlich um Rückkehr bitten konnten. Kehrte der Mann trotz Erhalt der Nachricht innerhalb eines Jahres nicht zurück, hatte die Frau das Recht auf Wiederheirat. Jedoch hatte das Gericht vorab die Pflicht, Informationen zum Verhältnis der beiden Ehegatten zueinander einzuholen. Wenn man von dem Mann nichts hörte, durfte die Zurückgebliebene – sofern es keine besonderen Umstände gab, die diese Zeit verkürzt hätten – nach sieben Jahren wieder heiraten. Kehrte der Mann wider Erwarten doch nach Hause zurück und konnte er nachweisen, nicht in der Lage gewesen zu sein, eine Nachricht zu schicken, konnte die Frau den ersten Mann zurücknehmen und ihr zweiter Mann durfte eine neue Ehe eingehen.³⁰¹ Die Bestimmung regelte nur das Fortbleiben von

297 Laur, *Peccatum* (wie Anm. 5), S. 147.

298 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XVI, § VI; auch Cap. XVI, § VII.

299 Ebenda, Cap. XVI, § VII.

300 Ebenda, Cap. XVI, § VIII.

301 Ebenda, Cap. XVI, § IX.

Männern. Doch auch Frauen verschwanden ohne die Erlaubnis ihrer Männer, um in der Stadt als Amme Geld zu verdienen: „Die Weiber aber so sich vom Lande in die Stadt begeben für Ammen zu dienen, werden als andere Dienstboten in der Stadt considerirt.“³⁰² Die zitierte Verordnung der estländischen Provinzialregierung vom 4. August 1826 verbot den Gutsherren, Ehefrauen aus der Bauernschaft gegen den Willen ihrer Ehemänner einen Erlaubnisschein zum Ammendienst auszustellen. Schon ein Jahr später, am 14. Juni 1827, erließ die Provinzialregierung eine Verordnung, gemäß der Frauen den Dienst als Amme nur dann antreten durften, wenn ihre eigenen Kinder mindestens drei Monate alt waren und sich in Obhut vertrauenswürdiger Betreuer befanden. Ohne eine entsprechende Bescheinigung des Pastors durfte der Dienst nicht angetreten werden. Die seinerzeit vom Generalgouverneur Philipp Palucci veranlasste Verordnung wurde nach dessen Amtszeit, am 16. Januar 1831, aufgehoben, denn diese sei „belastend für Mütter der höheren Stände.“³⁰³

War die Ehe von Unstimmigkeiten zwischen den Eheleuten geprägt, hatte der Pastor einzuschreiten. Er erklärte sodann den Ehepartnern, dass sie gegen den Willen Gottes agierten und der Ehezwist aus den Versuchungen des Teufels entstanden war. Zeigten die Worte des Geistlichen keine Wirkung, hatte sich das Ehepaar an das Domkapitel zu wenden, das die Untersuchung fortsetzte und beide Seiten vernahm. Half auch das nichts, verhängte ein weltliches Gericht entweder eine Haftstrafe oder eine andere Strafe. Wurde diese Strafe nicht angetreten, musste das Hofgericht eine Lösung finden. Standen sich die Eheleute nach dem Verfahren nach wie vor feindlich gegenüber, wurde eine Trennung auf Zeit ausgesprochen: Sie wurden dann „auff eine Zeit/ zu der Wohnung/ Tische/ Bett/ sampt der Wohnung von einander geschieden werden“. Gleichzeitig musste die Gemeinde für sie beten. Half schließlich auch das nicht, musste der Pastor sie ein zweites Mal von der Kanzel unter Nennung des Namens zur Buße ermahnen.³⁰⁴

„[H]artnäckige und widerspenstige“ Menschen, die einfach aus der Ehe ausbrachen oder die Frau vertrieben, um dort allein zu leben und allein in den Genuss des gemeinsamen Eigentums zu kommen, wurden nach wiederholten Ermahnungen des Pastors aus der Gemeinde ausgeschlossen. Auch in diesem Fall musste der Geistliche den Beistand eines weltlichen Gerichts suchen, welches eine Strafe festlegte und das Paar zur Gehorsamkeit ermahnte.³⁰⁵

Im 18. Jahrhundert herrschte unter den Gebildeten die Meinung vor, dass die Esten in der Ehe sehr treu seien. So schreibt Hupel: „Verheyraethe sind gemeiniglich ihren Ehegatten sehr treu [...]“³⁰⁶ In dem Artikel „Schilderungen des ehstnischen Volksstammes in den Ostseeländern“ heißt es: „Die Heiligkeit des Ehebandes ist bei den Ehsten unverbrüchlich: der Bruch der ehelichen Treue galt von Alters her als das schwärzeste Verbrechen.“³⁰⁷ Willigerod, der in Deutschland aufgewachsen war, schreibt, dass der Ehebruch unter den Esten vor der Ankunft des Christentums beinahe gar nicht vorgekommen war.³⁰⁸ Auf die Tatsache, dass weder eine estnische Frau noch ein estnischer Mann im 17. Jahrhundert Ehebruch

302 Hupel, Declaration (wie Anm. 120), S. 176.

303 Andresen, Kirikukorraldus (wie Anm. 51), S. 146.

304 Kirchen-Gesetz (wie Anm. 9), Cap. XVI, § XI.

305 Ebenda, Cap. XVI, § XII.

306 Hupel, Nachrichten II (wie Anm. 39), S. 138.

307 [Tidebühl], Schilderungen (wie Anm. 257), S. 33.

308 Willigerod, Geschichte (wie Anm. 130), S. 17, siehe auch Kruusberg, Esiisade (wie Anm. 2), S. 33.

begangen habe und dass die Wurzeln ihrer ehelichen Treue vorchristlichen Ursprungs seien, weist auch Christian Kelch in seinem Werk „Liefländische Historia“ hin.³⁰⁹

Die Auffassung von Treue beruht nicht nur auf Überlieferungen und dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden livischen Recht, das für Vergewaltigung das Erhängen vorsah,³¹⁰ sondern auch auf Unterschieden, die die Autoren wahrnahmen, wenn sie die Formen des Zusammenlebens und der Paarbeziehungen in der estnischen bäuerlichen Bevölkerung mit der Umgebung, aus welcher sie selbst kamen, verglichen. Sowohl Willigerod als auch Hupel waren in Deutschland aufgewachsen: Willigerod als Sohn eines Goldschmieds, Hupel als Sohn eines Geistlichen und einer Adligen. Außereheliche Beziehungen waren in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts für höhere Schichten Normalität.³¹¹ In der bäuerlichen Landbevölkerung Estlands waren die zwischengeschlechtlichen Beziehungen hingegen egalitärer. Sowohl Männer als auch Frauen konnten außereheliche Beziehungen haben.³¹² Im 19. Jahrhundert wurden in der estnischen Sprache dafür die Begriffe *vårdnaine* (dt. „Kebsweib“) und *vårdmees* („Schelm, Betrüger, Ehemann, der einer fremden Frau den Hof macht“) verwendet.³¹³

Die Vorstellung von der ehelichen Treue scheint mit der in den vorreformatorischen Visitationsdokumenten häufig zitierten heimlichen Heirat und dem außerehelichen Zusammenleben im Widerspruch zu stehen.³¹⁴ Auch die Auffassung, dass egalitäre Beziehungen zwischen Mann und Frau zu einem höheren Maß an Unbeständigkeit in der Ehe geführt hätten, welche wiederum auf anthropologischen Parallelen und dem Vergleich zu heutigen Gesellschaften basiert, scheint irreführend.³¹⁵ Die Beziehungen zwischen Mann und Frau waren in der bäuerlichen Bevölkerung Estlands weniger hierarchisch als in den meisten Gegenden Westeuropas, die Frauen besaßen hier autonome Rechte und das Recht auf Mitbestimmung.³¹⁶ Widersprüche findet man in den Schilderungen erst dann, wenn das beschriebene Verhalten außerhalb des Horizonts des Berichtenden lag. Die Ehe dürfte ein solches Unverständnis hervorgerufen haben. Den Zweck einer Ehe verstanden Esten und

309 Raud, Perekont (wie Anm. 2), S. 20. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts wurden bei den Setukesen (eine den Esten nah verwandte russisch-orthodoxe Volksgruppe, die erst im 20. Jahrhundert von der Moderne erreicht wurde) Ehefrauen und Ehemänner im Vergleich zur russischen bäuerlichen Bevölkerung für sehr treu gehalten. Vgl. Metsvahi, Suhtlemise (wie Anm. 5), S. 108 f.

310 Kruusberg, Esiisade (wie Anm. 2), S. 34.

311 Coontz, Marriage (wie Anm. 221), S. 140.

312 Siehe z.B. Hupel, Werth (wie Anm. 90), S. 293.

313 Ferdinand Johann Wiedemann: Estnisch-Deutsches Wörterbuch. Vierter unveränderter Druck nach der von Jakob Hurt redigierten Auflage, Tallinn 1973 [1869], S. 1332.

314 Olaf Sild: Kirikuvisitatsioonid eestlaste maal vanemast ajast kuni olevikuni [Die Kirchenvisitationen im Lande der Esten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart], Tartu 1937, S. 33 f., 38.

315 Mägi, Abielu (wie Anm. 4), S. 92.

316 Ebenda. Die Ursprünge des weitreichenden Entscheidungsrechts der Frauen stammen aus der vorchristlichen matrilinearen Vergangenheit der Esten und anderer ostseefinnischer Stämme, vgl. Nils Blomkvist: The Discovery of the Baltic. The Reception of a Catholic World-System in the European North (AD 1075–1225), Leiden 2005, S. 182–194. Obwohl das Familiensystem bereits ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts patrilinear war, findet man auch in Gesetzen des 18. Jahrhunderts Spuren von Matrilinearität. So ist in einer Landesordnung der Fall festgelegt, wenn eine Ehefrau ohne Nachkommen stirbt, ihre noch lebende Mutter ihr bewegliches Vermögen erhält, vgl. Sammlung (wie Anm. 47), S. 966.

Deutsche unterschiedlich. Dies zeigt auch eine von Hupels ersten Schriften, „Vom Zweck der Ehen...“: „Der Zweck der Ehe ist die Hülfsleistung zu beyderseitiger Wohlfahrt. So lehrt die Bibel; so sagt die Erfahrung. [...] die Hülfsleistung steht oben an, begreift alles andere in sich; es bedarf, sie ist Hauptzweck.“³¹⁷ Obwohl es sich hier um eine allgemeingültige Bemerkung handelt, beruht diese wahrscheinlich auch auf Erfahrungen, die Hupel in seiner estnischen Gemeinde gemacht hatte. Zudem verweist auch die Etymologie des estnischen Wortes für „Ehe“, *abielu* (dt. Hilfsleben), auf ein Grundverständnis von Ehe als Institution für gegenseitige Hilfe. Bei dem Begriff handelt sich um ein Kompositum, das aus den Wörtern *abi* (Hilfe) und *elu* (Leben) besteht. Das Wort war bereits vor dem 18. Jahrhundert in Gebrauch³¹⁸ und wird sowohl im offiziellen als auch im alltäglichen Sprachgebrauch bis heute verwendet. Aus der zitierten Schrift geht hervor, dass Hupel mit Bauern seiner Gemeinde Gespräche zum Thema Ehe geführt hat: „Wenn man einen liefländischen Bauer fragt, warum er heurathen wolle, so sagt er, daß er eine Gehülfin nöthig habe, die ihm beystehet, wäschet, Kleider macht. Er folgt der Natur ohne Verstellung; seine Einfalt ist Weisheit. Sein Eheversprechen ist wohl kein Bündniß Kinder zu zeugen; aber seine Ehe doch keine Hurerey.“³¹⁹ Hupels enge Verbindung zur estnischen Gemeinde während seiner Zeit in Livland führte, im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, zu einer liberaleren Sicht. So verurteilte zum Beispiel Joachim Geort Darjes – ein Lehrer an der Universität Jena, der Hupel während seines Aufenthaltes in Jena wesentlich beeinflusst hatte – den Geschlechtsverkehr von Eheleuten während einer Schwangerschaft als „Hurerey“. Hupel hingegen vertrat eine andere Meinung: „Beyschlaf mit der schwangeren oder unfruchtbaren Gattin ist nicht Hurerey, sondern Gehülfschaft wider ein Bedürfniß, das einer oder beyde Theile fühlen.“³²⁰ Hupel veränderte demnach im Laufe seiner Zeit in Livland seine Meinung: Nicht mehr die Fortpflanzung sah er als die primäre Aufgabe einer Ehe an, sondern im gegenseitigen Wohl zu handeln.

Hupel verurteilte zudem die Fortsetzung einer Ehe unter Anwendung von „harten Mitteln“.³²¹ An anderer Stelle diskutierte er über Kastrations- und Onaniefragen.³²² Diese gedanklichen Auseinandersetzungen waren ein Novum für die damalige Zeit. Sie beeinflussten das Werk des deutschbaltischen Schriftstellers des Sturm und Drangs, Jakob Michael Reinhold Lenz.³²³

Wer im 18. Jahrhundert eine Ehe einging, traf eine Entscheidung für das ganze Leben. Jedes Kind wusste, dass die Hochzeit eines der wichtigsten Ereignisse im Leben ist. Der Brauch des Fensterlins und die Brautwerbung sorgten für eine gute Wahl im Sinne aller Beteiligten. Scheidungen waren in der bäuerlichen Bevölkerung äußerst selten und übli-

317 August Wilhelm Hupel: *Vom Zweck der Ehen*, Riga 1771, S. 78 f.

318 Siehe z.B. Kikas, Heinrich (wie Anm. 211), S. 38.

319 Hupel, *Zweck* (wie Anm. 317), S. 71 f.

320 Ebenda, S. 82.

321 Jürjo, *Aufklärung* (wie Anm. 38), S. 362.

322 Ulrike Plath: *Libertinistlik kirjandus ja „valgustuse erootika“ Baltikumis* [Libertine Literatur und die „Erotik der Aufklärung“ im Baltikum], in: Katre Kaju (Hrsg.): *Balti kirjasõna ja kultuurielu valgustusajastu peeglis* [Baltisches Wort und kulturelles Leben im Spiegel der Aufklärung], Tartu 2014, S. 283-310, hier S. 300.

323 Ebenda.

cherweise endete eine Ehe mit dem Tod eines Partners, wobei davon auszugehen ist, dass etwa die Hälfte aller Ehefrauen noch im fruchtbaren Alter starb.³²⁴

Die vergleichsweise stark ausgeprägte Gleichstellung der Geschlechter begünstigte im ehelichen Konflikt die Eheauflösung. Dies konnte auch inoffiziell vollzogen werden. Indrek Jürjo schreibt: „Oft genug kam es vor, daß die Bauern wegliefen, ihre verlassenen Frauen sich aber einen neuen Mann fanden, mit welchem sie dann in ‚wilder Ehe‘ zusammenlebten.“³²⁵

Eine offizielle Scheidung war aus praktischen Gründen so gut wie ausgeschlossen. Es handelte sich um ein sehr kostspieliges und mühseliges Prozedere. Schon der Umstand, dass man dafür nach Riga zum livländischen Oberkonsistorium fahren musste, trug dazu bei. So wollte zum Beispiel Johann Joost sich von seiner Frau Mari scheiden lassen, doch wegen der Kosten und der Dauer der Reise versöhnte er sich mit seiner Frau.³²⁶ In den Kirchspielen Karusen und Odenpäh blieben Scheidungen im Laufe des ganzen 18. Jahrhunderts Einzelfälle.³²⁷

Bei Hupel lassen sich moralische Dilemmata in Scheidungsfällen finden: Denn einerseits war Hupel Pastor, der kirchliche Vorschriften zu befolgen hatte, andererseits aber ein außergewöhnlich herzlicher Mensch, der als Seelsorger seine Gemeindemitglieder zu verstehen suchte.³²⁸ Als Hupel in Ecks (Äksi) arbeitete,³²⁹ führte die Viehmagd seines Pastorats, Mai, „fleischliches Zusammenleben“ mit Hupels Knecht Jürri und wurde schwanger. Obwohl Mais früherer Ehemann bereits seit sechseinhalb Jahren verschwunden war, erlaubte das Stadtkonsistorium in Reval (Tartu) Hupel nicht, das Paar zu trauen.³³⁰ 1786 dagegen befahl das livländische Oberkonsistorium einem leibeigenen Paar in Alt-Pahle (Vana-Põltsamaa) wegen der „eigenmächtigen Auflösung der Verlobung“, nach Riga zu gehen. Einen Monat später musste Hupel dieses Paar gegen seinen Willen trauen. Nach sieben Jahren aufgezwungener Ehe lief der Mann davon.³³¹

Neben den Beschlüssen des Kirchengerichts, die mit den Wünschen des Paares im Widerspruch stehen konnten, konnte noch die Willkür des Gutsherrn über seine Leibeigenen hinzukommen. So konnte ein Gutsherr willkürlich einen Mann von seiner Frau trennen: „[...] so wie ich z.B. von einem Edelmann in der Nähe von Reval, dem Herrn v. B., der sonst seine Bauern wirklich gut hält, weiss, dass er wegen eines Vergehens, einen Mann von seiner Frau trennte, und auf ein weit entlegenes Gut schickte.“³³²

324 Palli, *Rahvastiku ajalugu* (wie Anm. 40), S. 82.

325 Jürjo, *Aufklärung* (wie Anm. 38), S. 58.

326 Ebenda.

327 Palli, *Rahvastiku ajalugu* (wie Anm. 40), S. 81.

328 Jürjo, *Aufklärung* (wie Anm. 38), S. 59.

329 Vor seiner Zeit in Odenpäh (hier arbeitete er 1763–1804) war Hupel für einige Jahre im livländischen Ecks (Äksi) als Pastor tätig.

330 Jürjo, *Aufklärung* (wie Anm. 38), S. 58.

331 Ebenda.

332 Johann Christoph Petri: *Briefe über Reval nebst Nachrichten von Esth- und Liefland*. Ein Seitenstück zu Merckels Letten. Von einem unparteiischen Beobachter, [Hamburg] 1800, S. 34.

Fazit

Das schwedische Kirchengesetz war von der Lebenswelt des Volkes und seinem Wertekosmos weit entfernt konzipiert worden. Hupel, der 1781 die etwa ein Jahrhundert zuvor verfassten regionalen Ergänzungen des schwedischen Kirchengesetzes veröffentlichte (bis dahin waren diese nicht im Druck erschienen), fügte als Notiz hinzu: „Wie die in der Kirchenordnung überhaupt enthaltenen Gesetze nicht durchgängig befolgt werden, oder befolgt werden können; so verhält es sich auch mit manchen in vorstehender Declaration gegebenen Verordnungen.“³³³

Nicht immer war es möglich, das schwedische Kirchengesetz in seiner ergänzten, regionalen Fassung zu befolgen. Zum einen war die ursprüngliche Gesetzesgrundlage nicht für eine von Leibeigenschaft geprägte Gesellschaftsordnung geeignet. Bei einem Interessenskonflikt zwischen Adel und niederen Ständen, deren Interesse eigentlich durch das Gesetz geschützt werden sollte, gewannen allzu oft die Interessen des Adels die Oberhand. Zum anderen waren die Grenzen der Gesetzgebung offenkundig, wenn die Lebenswelt der Bauernschaft mit ihr in Widerspruch stand.

Die soziale Disziplinierung von Bauern war in Estland und Livland nicht erfolgreich,³³⁴ denn es mangelte an Wissen über die bäuerliche Lebenswelt. Wie wenig Verständnis für das Wertesystem und die Lebenswelt der bäuerlichen Bevölkerung vorhanden war, wird etwa durch den oben beschriebenen Fall aus dem 18. Jahrhundert deutlich, bei dem die Gemeinde in Torma in Gelächter ausbrach, als sie in der Kirche von den Regeln für Hochzeiten erfuhr. Das Weltbild und das Wertesystem der estnischen Bauern stützten sich auf volkstümliche Haltungen und Auffassungen, die durch Volkslieder (*regilaul*), -erzählungen, -bräuche und -glaube übermittelt wurden. In ihnen befanden sich auch evangelisch-lutherische Elemente. Doch die allgemeine weltanschauliche Grundlage bestand im 18. Jahrhundert in erster Linie aus der vielfältigen Volkstradition und den Volksbräuchen, die mit der kirchlichen Lehre wenige Gemeinsamkeiten hatten.³³⁵

Wie an Eastlakes Beschreibung der Brautwerbung zu ersehen ist, verstanden die Bauern noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht alles, was der Pastor ihnen predigte. Gerade bei Schandstrafen wurde der Widerspruch deutlich. Die gewünschte Wirkung der Strafform blieb aus. Das Straf- und Ermahnungssystem des schwedischen Kirchengesetzes blieb unverstanden und infolgedessen ohne die Unterstützung der Gemeinden.³³⁶ Es bestand

333 Hupel, Declaration (wie Anm. 120), S. 192.

334 Wäre diese erfolgreich gewesen, hätte es keine Fälle geben können, in denen dieselben Personen fünf Mal oder noch häufiger wegen Ehebruchs angeklagt wurden. Vgl. Laur, Ird, Aufhebung (wie Anm. 5), S. 76.

335 Alexander Neus wunderte sich noch 1840 darüber, dass die Esten, obwohl bereits seit dem 17. Jahrhundert gereimte geistliche Lieder ins Estnische übersetzt worden waren, um diese den Esten nahezubringen, weiterhin keine Anzeichen erkennen ließen, selbst gereimte Lieder zu schaffen. Stattdessen entstünden immer noch neue (auf einem eher altmodischen Weltbild basierende) Lieder in Form der altestnischen alliterierenden Volkslieder. Vgl. Alexander Heinrich Neus: Ueber die poetischen Versuche in der estnischen Sprache, in: Das Inland. Eine Wochenschrift für Liv-, Esth- und Curland's Geschichte, Geographie, Statistik und Litteratur. Fünfter Jahrgang, 28.8.1840, S. 545-550, hier S. 546 f. 1840 hatte die Moderne in Livland und Estland noch nicht eingesetzt.

336 Es handelte sich damit um eine vollkommen andere Situation als z.B. in England und Schottland

eine tiefe Kluft zwischen Verhaltensweisen, die in der bäuerlichen Bevölkerung als verwerflich wahrgenommen wurden (z.B. der Geschlechtsverkehr mit Deutschen) und zwischen den Unsittlichkeitsvorstellungen der Kirche.

Die lokale Gemeinde wurde daher weniger durch die konfessionelle Lehre und christliche Moral zusammengehalten als vielmehr durch eine volkstümliche Weltanschauung. Um die volkstümliche Bedeutung einer Hochzeit verstehen zu können, bedurfte es Kenntnisse über das Brauchtum des Hochzeitszyklus. Diese Praktiken der Brautwerbung trugen zu einer harmonischen, auf gegenseitiger Hilfe basierende Beziehung bei. Die an Liedern und Ritualen reichen Hochzeiten halfen wiederum, die traditionellen Wertvorstellungen zu festigen. Sie können als Gegenentwurf zu den moralischen Vorstellungen des Adels gesehen werden.

Dies ist auch ein Grund, warum Brauchtum und Lieder bewahrt werden konnten. Der Adel war weit entfernt davon, ein Gefühl der Gemeinschaft oder Solidarität in der bäuerlichen Bevölkerung mit dem höheren Stand aufkommen zu lassen. Im Gegenteil, das Hauszuchtrecht der Gutsherren und die häufige Willkürherrschaft führten dazu, dass die bäuerliche Bevölkerung sich vom Adel abgrenzte und distanzierte. Da weder Adel noch Pastoren Interesse am Leben der estnischen Bauern zeigten, wurden die Wertvorstellungen der unteren Stände noch weniger erfasst. Eine koloniale Perspektive auf die Bauern als reine Arbeitskräfte beförderte eine Unterschätzung der bäuerlichen Bevölkerung, ihrer Kultur und ihres Wertekanons. Selbst in vereinzelten Ausnahmefällen wie bei Hupel gab es wenig Verständnis für die starke Rolle von Frauen ebenso wie für die geringere Bedeutung der Patrilinearität. Hupels Verwunderung darüber, dass ein Bauer ein Stiefkind wie sein eigenes Kind aufziehen³³⁷ oder dass ein junger Ehemann ein paar Monate nach der Hochzeit Vater eines fremd gezeugten Kindes werden konnte, spricht davon Bände.³³⁸

Dasselbe Unverständnis lässt sich bei Hupel in Bezug auf das Sexualleben finden: Einerseits stellt Hupel fest, dass die sexuelle Erregung bei den Esten nicht so schnell ausgelöst werde wie bei anderen Völkern,³³⁹ andererseits behauptet er aber, dass die Esten besonders wollüstig seien: „Zur Wohllust sind sie, sonderlich die Ehsten, durchgängig geeignet. [...] Hurerey ist bey ihnen keine Schande; nur etliche Eltern betrüben sich, wenn ihre Tochter geschwächt wird.“³⁴⁰

Hupel machte sich mit seinen Ansichten angreifbar. Karl Ernst von Baer etwa, der auf dem Gut Lassila (Lasila) in West-Wierland (Lääne-Virumaa) aufgewachsen war, kritisierte Hupels Aussagen über die Liederlichkeit der Esten in seiner 1814 an der Revaler Universität verteidigten Dissertation „Über endemische Krankheiten der Esten“: „Die Behauptung, dass [die Esten; M. M.] eine Neigung zum Liebesgenuss haben, ist oft übertrieben, auch Hupel, ein vorzüglicher Mann, scheint in dieser Sache ungerecht gehandelt zu haben.“³⁴¹

unter und nach Karl II.: Hier genoss das Gerichtssystem die Unterstützung der Gemeinde, denn beide Seiten hatten gleiche Vorstellungen von „verwerflichem“ Sexualverhalten. Peter Laslett: *The World We Have Lost*, London 1965, S. 138.

337 Hupel, *Hauben* (wie Anm. 90), S. 568.

338 Ders., *Werth* (wie Anm. 90), S. 292.

339 Ebenda, S. 286; Hupel, *Hauben* (wie Anm. 90), S. 563.

340 Ders., *Nachrichten II* (wie Anm. 39), S. 136.

341 Karl Ernst von Baer: *Eestlaste endeemilistest haigustest, ladina keelest tõlkinud Ülo Torpats* [Über endemische Krankheiten der Esten, aus dem Lateinischen übersetzt von Ülo Torpats], Tallinn 2013, S. 70.

Dennoch hatten sich die Wertvorstellungen der Deutschen in Estland und Livland im Laufe der Jahrhunderte denen der bäuerlichen Bevölkerung angenähert und ein Gelehrter wie von Baer konnte leichter verstehen, dass Hupel nicht die Liederlichkeit der estnischen Frauen thematisiert hatte, sondern die Rede von einer Form der Sexualität war, die frei von den Vorstellungen der höfischen Liebe und falscher Frömmigkeit war.³⁴²

Was abschließend noch zu erwähnen bleibt, ist der Einfluss, den die Einführung der Rekrutenaushebung auf die Eheschließungen hatte. 1828 berichtete O.W. Masing, dass die 1797 in Estland und Livland eingeführte Rekrutenaushebung einen deutlichen Anstieg an Eheschließungen mit sich gebracht hatte. Es habe sich nämlich zunächst unter dem Volk die Auffassung verbreitet, dass nur ledige Männer oder Ehemänner, deren „Benehmen zu wünschen übrig ließ“ als Rekruten eingezogen würden, weshalb die Männer versucht hätten, gleich nach der Konfirmation zu heiraten.³⁴³ Während die Rekrutenaushebung zunächst also die Eheschließungen begünstigte, führte sie später zu einer Verringerung der Eheschließungen. Die gesunkene Zahl heiratsfähiger Männer hatte zu einer zahlenmäßigen Dominanz von Frauen geführt.³⁴⁴

Welche weiteren Tendenzen bei den Eheschließungen waren zu beobachten? Welche regionalen und epochenbezogenen Eigenarten können bei Eheschließungen im Laufe des 18. Jahrhunderts festgestellt werden? Auf welche Weise, in welcher Zeit, in welchem Umfang und in welchen Bereichen konnte die lutherische Lehre in volkstümliche Weltanschauungen einfließen und welche Wirkung hatte sie auf Eheschließungen und Paarbeziehungen? Diese und weitere Fragen warten auf wissenschaftliche Antworten.

Summary

This article provides an overview of marriage and how it was regulated in Estonia and Livonia during the 18th century. An introduction to the social and historical background of Estonian peasant life is given as an aid to understanding these regulations and the way they were applied. A notable aspect here is the fact that in the 18th century Estonia and Livonia were among the regions in Europe in which serfdom was the most advanced. The Estonian peasant was a serf who belonged to the landlord through the land in which his family's household was located.

The topic of marriage and issues connected with marriage are presented chronologically, following the life span of the couple. The overview starts with the issues that are related to their life before marriage (how young people got to know each other in a village), and ends with the questions of possible divorce.

During the 18th century the Swedish Church Law (1686) was of key importance in the jurisdiction of the territory of Estonia and Livonia. Therefore, almost every section describes how the issue under consideration (betrothal, wedding, sexual relationship outside marriage,

342 Siehe Andreas Kalkun, Mari Sarv: Seks ja poetika. Regilaulu peidus pool [Sex und Poetik. Die versteckte Seite des altestnischen Volksliedes], in: Vikerkaar 4-5 (2014), S. 91-108.

343 Sulev Vahtre: Eestimaa talurahvas hingeloenduste andmeil (1782–1858) [Die estnische bäuerliche Bevölkerung nach den Angaben der Seelenrevisionen (1782–1858)], Tallinn 1973, S. 171.

344 Ebenda, S. 178.

widowing etc.) was regulated under Swedish Church Law. However, as this legislation was not always in accordance with local habits and customs, information on local regulations and the actual practices among the peasants is also included.

There are many descriptions of wooing and weddings among Estonian peasants in the publications of 18th century authors, and a selection of these texts has been used in this article. It becomes obvious from these descriptions and contemporary discussions that for a peasant man and woman in the 18th century wooing was more important than betrothal, and rural marriage more important than a wedding in a church. There was a gap between the Lutheran teachings and state regulations that were conveyed in the churches and the everyday behaviour of a pre-modern peasant.

Scientific Motherhood and National Modernity: Lithuanian Discourses on Infant Feeding from the Late 19th Century to 1940

by Andrea Griffante

Scholarly research has pointed out that in the course of the 19th and 20th centuries, motherhood experienced profound changes characterised by the reshaping of mothers' traditional roles, along with the emergence of a new concept of maternal duties. One of the main features influencing this development was the idea of scientific motherhood, that is "an ideology that places social pressure on mothers to seek out and heed scientific and medical advice regarding 'proper' mothering techniques."¹ With its roots in industrialisation, increasing public circulation of scientific discourse and the rise of pediatrics as a separate branch of science, scientific motherhood spread from Europe and the US throughout the world as a major attribute of social practices of "modernisation." As an ideological pattern, scientific motherhood had a couple of main outcomes. On the one hand, the growing centrality of professional medicine and child-related disciplines stigmatised confidence in "natural" maternal instinct. In turn, mothering was transformed into a sum of externalised techniques with women being assigned an active task as collectors of information and expert advice on child rearing. In practice, this meant a kind of "medicalisation" of mothering through the intervention of pediatricians, psychologists, nutritionists and other professionals. Mothers' new subjectivity, on the other hand, introduced a morally grounded distinction between good and bad mothers contingent on the adoption or avoidance of scientific mothering practices. Even though scientific motherhood long coexisted and conflicted with traditional mothering concepts and practices, the former became an inextricable part of the culture of the educated elite throughout the world and a part of their modernising projects.²

In the European and American context, where the industrialisation process had contributed to the exponential growth of infant mortality rates, the maternal power emanating

- 1 Jennifer A. Carter: *Scientific Motherhood*, in: William C. Cockerham, Robert Dingwall et al. (eds.): *The Wiley Blackwell Encyclopedia of Health, Illness, Behavior, and Society*, Toronto 2014, pp. 1-3.
- 2 Rima D. Apple: *Constructing Mothers: Scientific Motherhood in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, in: *Social History of Medicine* 8 (1995), no. 2, pp. 161-178; Katherine Arnup: *Education for Motherhood: Advice for Mothers in Twentieth-Century Canada*, Toronto 1994; Natalia Chernyaeva: *Childcare Manuals and Construction of Motherhood in Russia, 1890-1990*. PhD Thesis, University of Iowa, Iowa City, IA 2009; Angela Davis: *Modern Motherhood: Women and Family in England, 1945-2000*, Manchester 2014; Yolanda Eraso: *Representing Argentinian Mothers: Medicine, Ideas and Culture in the Modern Era, 1900-1946*, Amsterdam 2013; Katherine A. Foss: *Perpetuating "Scientific Motherhood": Infant Feeding Discourse in Parents Magazine, 1930-2007*, in: *Women & Health* 50 (2010), no. 3, pp. 297-311; Kim Klausner: *Worried Women: The Popularization of Scientific Motherhood in the 1920s*, in: *The History Journal: Ex Posto Facto* 4 (1995), no. 2, pp. 51-69; Lee Jae Kyung: *The Glorification of 'Scientific Motherhood' as an Ideological Construct in Modern Korea*, in: *Asian Journal of Women's Studies* 5 (1999), no. 4, pp. 9-27; Jacquelyn S. Litt: *Medicalized Motherhood: Perspectives from the Lives of African-American and Jewish Women*, New Brunswick, NJ 2000.

from scientific motherhood primarily related (even if not exclusively) to women's ability to preserve the lives of their children and feed them correctly. Historiography has pointed out that, while reflecting the recent changes in the field of organic chemistry and medicine and being medical discourse-driven, the new focus on infant feeding became a catalyst for the transformation of women's role within the family and a tool for demographic growth.³ Irrespective of the growing amount of scholarly literature devoted to the history of infant feeding, some questions of basic importance for social historians have not been answered yet. Have discourses on infant feeding been used as a tool to convey sociopolitical values? In what ways have they intertwined with national discourse? To what extent have they represented a tool for the disciplining of mothers and, ultimately, for the construction of motherhood?

In order to answer these questions at least partially, I will analyse the development of the discourse on infant feeding in Lithuania from the end of the 19th century until the beginning of the first Soviet occupation. The Lithuanian national movement, which emerged in the last two decades of the 19th century, looked at traditional mothering as one of the social institutions to be reformed as a precondition for the enlargement of the Lithuanian middle class. The elite's commitment to reducing the high rates of infant mortality – an unacceptable feature for an “educated” nation which symbolically put the very survival of the national community at risk – and the development of pediatrics as a separate branch of medicine represented the two main factors which prompted interest in “modern” infant feeding and its promotion.

The construction of scientific motherhood in early 20th century Lithuania has not to date been the object of scholarly investigation. Lithuanian historiography has tackled the transformations of motherhood mainly through the lens of the women's movement. Priority has been given to the fight for the acquisition of social and political rights.⁴ Even if the ideological importance of motherhood for the Lithuanian national project has not been

- 3 Rima D. Apple: *Mothers and Medicine: A Social History of Infant Feeding, 1890–1950*, Madison, WI 1987; Linda M. Blum: *At the Breast: Ideologies of Breastfeeding and Motherhood in the Contemporary United States*, Boston, MA 1999; Linda Bryder: *Breastfeeding and Health Professionals in Britain, New Zealand and the United States, 1900–1970*, in: *Medical History* 49 (2005), pp. 179–196; idem: *From Breast to Bottle: A History of Modern Infant Feeding*, in: *Endeavour* 33 (2009), no. 2, pp. 54–59; Samuel J. Fomon: *Infant Feeding in the 20th Century: Formula and Beikost*, in: *Journal of Nutrition* 131 (2001), pp. 409S–420S; Tasnim Nathoo, Aleck Ostry: *The One Best Way? Breastfeeding History, Politics, and Policy in Canada*, Waterloo 2009; Jörg Vögele, Luisa Rittershaus et al.: “Breast is Best”: *Infant-Feeding, Infant Mortality and Infant Welfare in Germany during the Late Nineteenth and Twentieth Centuries*, in: *Health* 5 (2013), pp. 2190–2203.
- 4 Virginija Jurėnienė: *Lietuvių moterų judėjimas XIX amžiaus pabaigoje – XX amžiaus pirmojoje pusėje* [The Lithuanian Women's Movement, End of 19th – Early 20th Century], Vilnius 2006; Indrė Karčiauskaitė: *Katalikiškoji moterų judėjimo srovė Lietuvoje (1907–1940)* [The Catholic Wing of the Women's Movement in Lithuania (1907–1940)], PhD Thesis, Vytautas Magnus University, Vilnius 2007; Dalia Leinartė: *The Lithuanian Family in its European Context, 1800–1914: Marriage, Divorce and Flexible Communities*, Cham 2017; Olga Mastianica: ‘Moterims, kurios gimdo tėvynei sūnus’: *moters vaidmuo formuojant tautinę tapatybę Edukacinės komisijos laikais* [‘For Women who gave Birth to the Fatherland's Sons’: The Role of Women for the Formation of National Identity in the Educational Commission Epoch], in: Ramunė Šmigelskytė-Stukienė (ed.): *XVIII amžiaus studijos, t. 2: Lietuvos Didžioji Kunigaikštystė. Valstybė. Kultūra. Edukacija*

overlooked,⁵ the particular tools – such as infant feeding – employed for the construction of motherhood have not been explored. This article attempts to fill some of the existing historiographical gaps. My point is that, while embodying a hygienic practice aimed at reducing infant mortality and disciplining mothers, the promotion of breast feeding, which allegedly represented the best choice for babies in their first year of life, reflected two different conceptions of motherhood. Prior to the emergence of the Lithuanian nation state, it consolidated the image of a mother's subjectivity as that of an actor (potentially) engaged in the nation building process. In the interwar period, however, the stress on the importance of breastfeeding indicated the emergence of a radically different idea of motherhood constructed around the concepts of obedience and service.

My contribution is divided into four parts. In the first, I introduce the problem of scientific motherhood and analyse its development in Lithuania as a branch of rising hygiene science. In the second part, I investigate the debates on breastfeeding which emerged in the late 19th century and the concerns they embraced until the outbreak of the Second World War. In the third part, I investigate how, in the period analysed, discourses on the feeding of sterilised cow's milk contributed to socially and morally stigmatise women who did not breastfeed their children. Finally, in the fourth part, I investigate how traditional views on infant feeding remained in use throughout the period and can be considered as mothers' claim for full independent subjectivity.

Scientific Motherhood: From Individual to Collective Responsibility

In his "Hygiene or the Science of Health Preservation" (*Hygiena, arba Mokslas apie užlaikymą sveikatos*, 1897), the Lithuanian columnist Juozas Adomaitis exposed his arguments on hygiene, harshly criticising the passive fatalism with which peasants looked at diseases as a scourge of God. Irrespective of their supposedly strong faith, "those who speak in this way are not familiar enough with the Scripture. There, they would find [the description of] the exemplary life our Saver held while being on earth. So, how did He spend His lifetime? He taught people, and thus He enlightened their minds and healed their bodies." Righteous Christians, Adomaitis claimed, would nurture morality continuously and care for the body by taking on the teachings of modern science.⁶

The rhetorical reference to the "Saver" as the moral basis of late 19th century hygiene practices illustrates quite well the emergence of a new sensibility in which the spread of scientific hygiene principles corresponded to the personal engagement of individuals on whom the very effectiveness of hygiene norms depended. "Private hygiene", as the

[18th Century Studies, Vol. 2: The Grand Duchy of Lithuania: State, Culture, Education], Vilnius 2015, pp. 172-182.

5 Tomas Balkelis: *The Lithuanian National Intelligentsia and the Women's Issue, 1883–1914*, in: *Canadian Slavonic Papers* 46 (2004), no. 3-4, pp. 267-287; Jurga Miknyté: *Moters socialinio vaidmens konstravimas viešajame diskurse XIX a. vidurio-XX a. pradžios Lietuvoje* [The Construction of the Social Role of Women in the Public Discourse, End of 19th – Early 20th Century]. PhD Thesis, Vytauto Didžiojo universitetas, Kaunas 2009.

6 Juozas Adomaitis: *Hygiena, arba Mokslas apie užlaikymą sveikatos* [Hygiene or the Science of Maintaining Health], Chicago, IL 1897, p. 3. The author had emigrated to the US in 1894.

Lithuanian-American physician Andrius Graičiūnas specified in his 1911 handbook, was to be understood as a branch of science enabling people to learn “the rules of nature for health preservation.”⁷ However, Graičiūnas pointed out, increasing urbanisation promoted the emergence of a second branch – “public hygiene” – which furthered the creation of the environmental preconditions for the successful fulfillment of the personal health preservation task.⁸ This environmental perspective, however, should not be identified with social hygiene. Fascinated by a romanticised view of nature, the promoters of “public hygiene” mainly claimed for the implementation of sanitation works in urban centers as an ethical undertaking to pursue the restoration of the original relations between humans and the natural environment.⁹ Shared by virtually all intellectuals, the importance of “public hygiene” was especially stressed by left-wing activists. In 1910, the author of a socialist pamphlet concentrated upon the urban environment (“cold weather, the bad air of big cities, dust, dirt and the seeds of whatever disease, or bacteria, and many other dangers are continuously threatening health”)¹⁰ as chiefly responsible for the deterioration of health. Echoes of social determinism linking social condition, diseases and heritability were not absent; their influence, however, remained limited.¹¹ Adequate food, sunlight, warmth, moderate physical activity, rest and regular house cleaning and ventilation were considered the recipe for preventing diseases and illnesses.¹²

This understanding of hygiene, which based the effectiveness of adopted measures on the responsible action of individuals, changed considerably in the 1920s and 1930s. In fact, as in previous years, hygiene continued to be depicted as a cluster of practices aimed at “protect[ing] oneself from surrounding harmful influences and create healthy surroundings around oneself.”¹³ The framework in which the hygiene concept unfolded was, however, different. The pre-war bifurcated notion of “private” and “public” hygiene remained in use but merged with a new concept – “individual hygiene” – which summed up all practices devoted to the preservation of people’s health irrespective of individual features. “Individual hygiene,” however, became increasingly intertwined with a second concept which had already emerged in western Europe in the second half of the 19th century:¹⁴ social hygiene. Depicted as a multi-disciplinary field of research based on medical statistics and inspired

7 Andrius Graičiūnas: *Sveikata arba tiesus ir trumpas kelias į sveikatą: Paminės žinios iš anatomijos, fiziologijos ir higienos* [Health or the Virtuous and Short Pathway for Health: Basic Notions of Anatomy, Physiology and Hygiene], Chicago, IL 1911, p. 2.

8 *Ibidem*, p. 251.

9 Juozapas Sabas: *Gamta – sveikatos šaltinis* [Nature: The Origin of Health], Seinai 1908, pp. 6-8; *Sveikata, Švento Kazimiero draugijos išleidimas* [Health, release of the Holy Casimir Society], Kaunas 1907, pp. 5-7.

10 Pijus Norkus: *Darbininko sveikata* [The Worker’s Health], Philadelphia, PA 1910, p. 3.

11 *Daktaras bei mokslas apie sveikatą* [The Physician and Health Science], Philadelphia, PA 1908, pp. 2 f.

12 *Ka daryti, kad sveiki butume ir ilgai gyventume* [What to do in order to live long and healthy], Tilžė 1895, p. 2; Norkus, *Darbininko sveikata* (see note 10).

13 See, for example, Pranas Šimkus-Šimelevičius (ed.): *Mūsų sveikata* [Our Health], Kaunas 1938, pp. 7 f.

14 Dorothy Porter: *Health, Civilization, and the State: A History of Public Health from Ancient to Modern Times*, London 1999, pp. 128-146; Gérard Seignan: *L’hygiène sociale au XIX^e siècle: une physiologie morale*, in: *Revue d’histoire du XIX^e siècle* 40 (2010), no. 1, pp. 113-130.

by social determinism, social hygiene addressed separate social groups with the aim of eradicating the physical, social and economic reasons for the deterioration of these groups' health conditions.

Prompted by the engagement of the Lithuanian medical intelligentsia in the structures of the new independent state and the growing role played by the state in public life (which became particularly evident from the late 1920s onwards), the concept of hygiene grew as a set of behavioural norms under the constant control of an external authority.¹⁵ Whereas individual involvement in hygiene remained central for the success of hygiene practices, “experts” (physicians, sociologists, economists, statisticians, etc.) and the state became the new pivotal figures responsible for the application and control of social hygiene measures.¹⁶ This general reframing brought about the emergence of radically different subjects and objects of hygiene. Hence, society (*visuomenė*) arose as the collective actor with a commitment to carry out the suggestions of the experts and guarantee “the nation’s healthiness” (*tautos sveikatingumas*). In turn, the role of individuals was reduced to that of subjects whose maturity depended upon their ability to follow the scientific discourse and thus demonstrate their moral responsibility towards the community.¹⁷

The new role of hygiene is clearly visible in an article by the physiologist and hygienist Jonas Šopauskas published in 1938 in *Medicina*, the most prominent periodical scientific publication devoted to medical research in interwar Lithuania:

“If in the 19th century one’s health was a private matter of the individual, now public health care is widespread more or less in all educated states (*visoje kultūringose valstybėse*). It has become clearer and clearer that no treasure is more valuable for the state than the health of its citizens [...]. In fact, forest animals and savage people are not [the object of] hygiene, since they live in natural conditions and they cannot partially or totally modify them by their own will (*savo valia*). [The situation is] different in the case of a person [living in an] educated society; his life conditions are artificial (*dirbtinės*) and they can be modified according to his desires (*pagal norą*). In other words, an educated person creates on his own his life environment which can, in certain circumstances, help and, in others, endanger his health.”¹⁸

Šopauskas described the role of hygiene science in pairs of antithetic terms – individual / collectiveness, nature / culture, passivity / will. Understood as a veritable shift from a state of

15 Until the outbreak of the conflict, medical training was available in the main academic centres of the Tsarist Empire – St. Petersburg, Moscow, Kharkov and Warsaw. After completing their academic training, young physicians only rarely returned to the Lithuanian provinces, where no self-government institutions administering health care were in place. Instead, they much more frequently searched for a better professional life elsewhere in the empire. It was only at the end of war, when new employment possibilities arose in the independent Lithuanian state that the return of physicians began. Largely imbued with social medicine ideas, physicians acted as nation builders through the introduction of new hygiene and medical practices.

16 Juozas Maciūnas: Socialinė globa ir socialinė higiena [Social Tutelage and Social Hygiene], in: *Medicina* (1932), no. 11, p. 732.

17 Šimkus-Šimelevičius, *Mūsų sveikata* (see note 13), pp. 7 f.

18 Jonas Šopauskas: Higienos uždaviniai šių dienų gyvenime [The Tasks of Hygiene for Today’s Life], in: *Medicina* (1938), no. 2, pp. 106 f.

nature to culture resulting from the growth of the body politic, the citizen of the independent state should do nothing but epitomise the spirit of community and rationality which the rule of culture requires. Hygiene, in turn, emerges as the expression of citizens' and the state's moral reciprocity, having the double task to "analyse and describe people's life conditions and their influence upon a person's organism" and "indicate the ways and norms how personal and social life must be tided (*tvarkomas*), so that a person's health and ability to work would reach its optimal level."¹⁹ By its statistical and normative role, hygiene unfolded as a set of rules and instruments of social control for the preservation and betterment of the nation-organism with a strong moral undertone.

The hygiene concept and related practices exerted a strong influence on, among others, the (re)construction of social roles. Motherhood was one of them. Prior to the outbreak of the Great War, liberal and catholic intellectuals alike put motherhood on the border between instinct and science. In an article published in 1915 in the liberal *Lietuvos ūkininkas* (The Lithuanian Peasant), "women's ignorance and uncleanness" (*moterų tamsumas ir nešvarumas*) were singled out as the main causes of infant mortality. What was to be changed was the overall understanding of mothering as a set of scientific hygiene norms to be adopted for child rearing:

"In child rearing, these mothers follow almost exclusively their innate feelings (instinct) [*beveik vien įgimtais jausmais (instinktu)*]. But nowadays we do not live in those times and in those conditions in which innate feelings alone are enough to rear a child [...]. Parents should take care and give their daughters, future mothers, as much knowledge as they can, so that by using it adequately they could not only save the life of their baby but also educate [it] well in order to rear it as a useful person for all our nation [*naudingas visai mūsų tautai žmogus*]."²⁰

The adoption of scientific guidelines for child rearing was, first of all, a matter of collective identity and moral maturity. Until the late 1910s, however, the discourse remained focused on "individual" practices, namely, on the need to support the Lithuanian mother's (*moterė-lietuvi*)²¹ "individual" efforts to learn and apply scientific hygiene norms to child care.

It was after the end of the First World War and the emergence of the Lithuanian independent state that a new relationship between hygiene and maternal responsibility was put forward. In a guise reflecting the trajectory of the hygiene concept, motherhood shifted into the expression of a symbolic "collective" persona bearing responsibility for the survival and development of the whole nation. Mother and child care represented one of the specific branches of social hygiene.²² More specifically, children represented the lowest, most

19 Ibidem, p. 106.

20 [Unknown]: *Mūsų nelaimė* [Our Misfortune], in: *Lietuvos ūkininkas* 5/3/1915, p. 85.

21 Juozas Jarašius: *Kaip vaikus auginti* [How to Bring Children up], in: *Vilniaus žinios* 17/12/1908, p. 2; Bronius Stosiūnas: *Motinoms patarimai* [Advice for Mothers], in: *Šaltinis*, 12/12/1906, p. 583.

22 Ibidem, p. 109. Šopauskas indicate mother and child care as one of the six most important branches of hygiene, the others being the fight against infectious diseases, the creation of healthy surroundings, the fight against "social diseases", „health care for school-age children, and sanitary education. See also Maciūnas, *Socialinė globa* (see note 16), pp. 731 f.

fragile cell of the nation's organism (children > families > the nation > the state) whose classical representation as the nation's future was strengthened in the framework of natalist rhetoric.²³ In turn, mothers were assigned a pivotal role in the improvement of child hygiene, the reduction of infant mortality rates and, accordingly, the growth and strengthening of the nation. As in pre-war years, scientific mothering remained a moral imperative for mothers. Nonetheless, there seemed to be no room left for the mother's "individual" will. Within a framework in which professionals in mother- and child-related disciplines, such as infant psychology, pediatrics, gynecology and nutrition science, had a common commitment to control and discipline motherhood, and the state increasingly supported the ideological image of mothers as the custodians of the nation's future, "morally" deserving mothers had no choice but to recognise expert authority and follow their advice. This "deprivation" of autonomous subjectivity fit perfectly the organic understanding of the nation supported by social hygiene:

"We see – the physician Kazys Oželis stressed in an article devoted to the goals of social medicine, a field contiguous to social hygiene – that social medicine studies a person not as a separate individual but as the collective element [*kolektyvus elementas*] of families and nation: as a **creator**, as **human capital** (a worker, a soldier and a citizen) and as the link connecting generations, a **life giver-fecundator** [*gyvybės perdavėjas-vaisintojas*]. Every individual is first of all a **work tool-multiplier** [*darbo įrankis-daugintojas*], an element [expressing] the nation's **energy** and **wealth**. Society must protect her / his health not only in her / his own [interest] but also for the sake of common social goals and to make **society take advantage of her / him**".²⁴

Society was described as an organism having a clear (re)productive duty. Every action had to prevent the nation-organism from wasting energy, guarantee the effectiveness of its efforts and secure the nation's endurance in time. As an organ of the nation's body, mothers accomplished the vital task of (re)producing the most basic cells of society. This link of reciprocity between mothers and the nation brought about as a logical consequence the substitution of a mother's individual will by nation-led (that is, expert-led) volition and was in line with terms of economic convenience. Since "[c]hildren's health is the capital (*kapitalas*) we have not learnt to value and spare (*branginti ir taupyti*)", mothers were expected to act from the very beginning of pregnancy to preserve their children so as to relieve the state from wasting funds for "maintaining the handicapped and unfit to work".²⁵

Whereas motherhood was depicted as the natural extension and the veritable goal of womanhood, *scientific* motherhood represented an outcome of cultural development and needed to be supported through the use of adequate tools. The basis of scientific mothering (pedagogics, hygiene, etc.), the pedagogue and journalist Vincenta Matulaitytė-Lozoraitienė

23 Redakcijos žodis [The Redaction's Word], in: *Naminis gydytojas*, 3/2/1923, no. 1, p. 1.

24 Author's emphasis, Kazys Oželis: *Socialinės medicinos pagrindai* [Basics of Social Medicine], in: *Medicina* (1930), no. 12, p. 818.

25 *Motina ir vaikas* [Mother and Child], Kaunas 1938, p. 245.

argued, should be included in school curricula. This would enable girls to realise from their very youth that “the world is led not only by heart and poetry but even more by rationality and prose.”²⁶ “Rationality and prose” summarised the rules for the healthy physical and spiritual growth of the nation.²⁷ The preconditions for the universal introduction of training in scientific mothering relied, according to Vanda Janavičienė, on the natural (biological) bond linking mothers and children, thus providing scientific mothering with a maieutic function. For “according to the natural law (*įgimta teisė*)” the responsibility of child-rearing belongs to mothers, “if we want to teach and educate children adequately, we need first to teach and educate mothers. By educating mothers, we will educate also children and, in the meantime, the whole nation.” The introduction of training in mothering in school curricula, therefore, would help provide girls with all the theoretical tools to “carry out their holy duty (*šventa pareiga*).”²⁸

Milk, the Nation, and Discipline

Infant feeding represented the most relevant obligation of the maternal “holy duty.” While it was a part of the concept of scientific motherhood, infant feeding embodied much more specific *social* meanings, helped specify the ‘social’ role of mothers, discipline and sanction “inadequate” mothering. In order to understand why infant feeding was so central, a step back to the international context in which this idea developed is needed.

In the last two decades of the 19th century, the interest in infant mortality experienced rapid growth throughout Europe. This rise in concern was due to a set of coexisting causes. Around the middle of the century, infant mortality had risen dramatically as a primary side-effect of industrialisation. By 1880, infant mortality still reached 16.6% in England, 22.6% in Germany and as high as 26.8% in Russia.²⁹ It was in such a changing social panorama that a new sensibility towards children arose. As children became envisaged as human capital, education and protective measures (addressing not only children but also mothers) were adopted with increasing frequency. The far-reaching effects of high infant mortality rates motivated jurists and physicians to overcome national limits and create international frameworks focused on child protection-related issues. Among the topics discussed during their periodical international meetings, law experts focused upon the juridical and administrative tools to fight child abandonment, the need for a flexible legal framework able to adapt to ongoing changing social conditions and, last but not least, the possibility to modify the juridical status of children born out of marriage. In particular, the discussions on the principle of rejecting the penal liability of minors were characterised by growing

26 Vincenta Matulaitytė-Lozoraitienė: *Motina ir visuomenė* [Mother and Society], in: *Motina ir vaikas* (1929), no. 5, p. 4.

27 Jadvyga Nainienė-Petrauskaitė: *Svarbiu motinoms reikalu* [About an Important Issue for Mothers], in: *Motina ir vaikas* (1929), no. 3, p. 3 f.

28 Vanda Janavičienė: *Pagerbkime motinas!* [Let’s Respect Mothers!], in: *Motina ir vaikas* (1935), no. 5, p. 2.

29 Michel Poulain, Dominique Tabutin: *La mortalité aux jeunes âges en Europe et en Amérique du Nord du XIXe à nos jours*, in: *Idem* (eds.): *La mortalité des enfants dans le monde et dans l’histoire*, Louvain 1980, p. 120.

attention to the link between a child's individuality and the social surroundings in which she/he grew up. As early as 1883, during the First Congress on Child Protection held in Paris, maternal feeding (that is, breastfeeding and weaning) was mentioned as one of the tools to be deployed to prevent poor and abandoned children from becoming criminals.³⁰ Since mothers who abandoned children could be considered as belonging to a group which was breaking up social customs and bourgeois morality (unmarried women, women belonging to lower social classes, prostitutes, etc.), breastfeeding embodied an instrument to bring women and children together and, in the meantime, to discipline mothers socially. According to jurists, the spread of breastfeeding practices would reduce the number of mothers abandoning their children and strengthen the emotional relation between mothers and children. In turn, children brought up within familial surroundings were supposed to socialise according to accepted moral standards and avoid deviance. In other words, disciplining of mothers through breastfeeding was supposed to carry out a function of social protection and disciplining of children from poor and morally "unstable" environments.³¹

The fight against infant mortality prompted physicians to support international networking, also. Over the last decades of the 19th century, the development of bacteriology and organic chemistry had fueled discussions on safe infant feeding. The rising consciousness with respect to the superiority of breastfeeding and the spread of formulas³² was accompanied by heated debates on the safe use of animal milk in the case of foundlings, abandoned children or mothers who could not (or not constantly) breastfeed their children. In order to prevent the spread of deaths by digestive tract infections which crude milk or inadequate food could cause in babies and young children, different patterns of milk sterilisation and distribution were checked. Germany, Italy and the Netherlands steadily supported mechanisms of overall control on milk production, conservation and distribution. In the United States, cities gave priority to the establishment of large depots of sterilised milk. The most innovative response, however, came from France. In 1894, the French physician Léon Dufour created an innovative sterilised milk distribution scheme combining medical, educational and social functions. While strongly supporting breastfeeding as the safest option for feeding babies, Dufour established a facility (*Goutte de lait*) where not only was reduced-fat pasteurised milk distributed in sterilised bottles to women of the lower working class but prevention was to be carried out according to planned activities (regular check-ups for the children, and consultation on child feeding, health, and hygiene issues for mothers).³³ In the same period, a similar idea was promoted by another French obstetrician, Pierre Budin. Even though his efforts focused much more intensively on supporting breastfeeding as the safest way to prevent gastroenteritis in babies and reduce infant mortality, Budin recognised

30 Catherine Rollet: La santé et la protection de l'enfant vues à travers les Congrès internationaux (1880–1920), in: *Annales de Démographie Historique* (2001), no. 101, pp. 99 f.

31 Marie-Sylvie Dupont-Bouchat: Le mouvement international en faveur de la protection de l'enfance (1880–1914), in: *Revue d'histoire de l'enfance "irrégulière"* (2003), no. 5, pp. 207 f.

32 Apple, *Mothers and Medicine* (see note 3).

33 Florence Levert: L'«élevage» des bébés à Fécamp (1894–1928), in: *Ethnologie française* 39 (2009), no. 1, p. 141; Manuelle Sautereau: Aux origines de la pédiatrie moderne: le Docteur Léon Dufour et l'Œuvre de la «Goutte de lait» (1894–1928), in: *Annales de Normandie* 41 (1991), no. 3, p. 217–233.

the key preventive function of mother and child centers where children would be provided with sterilised milk in case natural nutrition failed.³⁴

Though the deployed means differed from those proposed by jurists, infant feeding can also be viewed here as having a particular disciplining goal – promoting among lower-class women the development of a new sense of responsibility under the control of an external medical authority which gave the main guidelines on child-rearing, providing adequate food and constantly testing mothers' behaviour through constant child check-ups.

In the wake of the echo of international networks,³⁵ as well as the emergence of imperial organisations aimed at reducing the causes of infant mortality,³⁶ interest in infant feeding also emerged throughout the Lithuanian provinces of the Tsarist Empire. Even though the main aspects detectable in the Lithuanian discourse did not differ much from the general trend, the local socioeconomic framework and the (slow) spread of the national movement in a still widely agrarian society, inevitably influenced its features.

Between the end of the 19th and the first decades of the 20th century, the breastfeeding mother was figured as the epitome of scientific motherhood. In particular, breastfeeding embodied a new sense of *individual maternal responsibility* (in which medical discourse served as an external normative entity) opposed to the *collective* habits of “ignorant bumpkins” (*tamsūs praščiokai*).³⁷ In 1895, commenting on the increasing tendency to shorten the breastfeeding period or even not to breastfeed children at all, the pedagogue Juozas Damijonaitis harshly condemned this trend as a sin against God's Law. As in the quotation from Adomaitis at the beginning of this article, the reference to God helped objectivise modern medicine as a normative universal paradigm.³⁸

When not openly mentioning the Divine, references to “nature” (*gamta*) as the origin of and sufficient reason for supporting breastfeeding provided mothers' “duty” (*priedermė*) with a similar sense of universality. “As far as she is healthy” – an article published in *Sveikata* (Health), a periodical annex to *Lietuvos ūkininkas* (The Lithuanian Peasant), stated – “a mother must breastfeed her child. Studies demonstrated that mothers have been entrusted [this tool] by nature itself [*pačios gamtos*].” The moral core of “nature” (that is of an instance which can be accepted or rejected according to a woman's moral attitudes) is however revealed when the author criticises the behaviour of those who give up breastfeeding. If a woman declines to breastfeed her child, our author continues, she commits “the worst sin: [...] not only does she not attend her duty [*pareiga*], but she often abandons her child

34 Paul L. Toubas: Dr. Pierre Budin: Promoter of Breastfeeding in 19th Century France, in: *Breast-feeding Medicine* 2 (2007), no. 1, pp. 45-49.

35 Representatives from the Russian Empire took part, among others, in the three Gouttes de lait international conferences in 1905 (6 people), 1907 (4) and 1911 (39). See Rollet, *La santé* (see note 30), p. 116.

36 Two organisations devoted to these goals were founded in the first decade of the 20th century – the Union to Combat Children Mortality and Charitable Society for the Protection of Motherhood and the All-Russian Guardianship for the Protection of Motherhood and Infancy. See Chernyaeva, *Childcare Manuals* (see note 2), pp. 37-50.

37 [Unknown], *Rodos motinoms apie auginimą žindomų kūdikių [Indications for Mothers about the Up-Bringing of Breast Fed-Children]*, Tilžė 1895, p. 3.

38 Juozas Damijonaitis: *Apie reikalingumą penėjimo kūdikių krutomis motinos [On the Need to Feed Children at Mother's Breast]*, in: *Lietuvos Ūkininkas* (1895), no. 17, 130 f.

without a [serious] reason only because of money, amusement, rendezvous, avidity. Those foundlings often grow up orphans, they eat inadequate food and die like flies to the shame of their worthless mothers".³⁹ Similar tones were used by the ophthalmologist Petras Avižionis who accused mothers who did not follow medical advice on breastfeeding and child rearing as "immoral" (*nedoros*). Maternal love, Avižionis pointed out, remained an ambiguous concept which was often still interwoven with rearing practices based on instinct. Whereas these practices ought to be considered insufficient or even detrimental to the child, real maternal love was reflected in the adoption of scientific child-rearing practices and, first of all, of breastfeeding.⁴⁰

In the aftermath of the First World War, the importance of breastfeeding was stressed even more strongly. Although no accurate statistics are available, until the early 1920s, infant mortality rates did not differ significantly in comparison to the years of German occupation. By 1919 and 1920, infant mortality (< 1 year) reached 20% (the same rate as 1917), while one year later it fell to the 1918 level (16%). Along with social conditions, a lack of, or insufficient, breastfeeding was highlighted as the main reason for the persistence of such high rates.⁴¹ If the personal engagement of local pediatricians who had come back from displacement represented the basic precondition for breastfeeding campaigns, in the early 1920s international humanitarian organisations operating in the country (the American Relief Administration, the American Red Cross, the Lady Muriel Paget's Mission (*LMPM*)) also manifested a pronounced interest in safe feeding as a tool for the reduction of infant and child mortality.⁴²

Against this changing social background, the narrative construction of breastfeeding underwent a transformation in line with the collective tasks allocated to post-war motherhood and the social determinism which characterised social hygiene discourse. The physician Wilhelm Westermann pointed this out quite clearly when he sketched the tasks of child protection facilities:

"The foremost task of child protection [facilities] is related to securing [children] from death, since [high] mortality is definitely one of the main enemies of children; any [other] tool for fighting against moral degeneration [*moralinė degeneracija*] is legitimate only thereafter. **The mother's breastfeeding is the best protection for children for it helps [them] survive during the dangerous earliest years of life. In poor families, bad social life conditions have second-rank importance for babies. [...]** Mothers' social environment, health conditions, even her whims,

39 [Unknown]: Kaip maži vaikai auginti? [How to Bring Young Children Up?], in: Sveikata (1913), no. 4, p. 13.

40 Petras Avižionis: Kūdikių žindymas ir penėjimas [Children's Breastfeeding and Weaning], Tilžė 1904.

41 Vanda Tumėnienė: Kova su vaikų mirtingumu [The Fight against Children's Mortality], in: Medicina (1923), no. 1, pp. 49-54. Tumėnienė, a pediatrician active in medical practice and academic teaching in interwar Lithuania, listed age, feeding techniques, social conditions, housing conditions and season as the five elements influencing infant mortality rates. Breastfeeding was figured as the main tool for the reduction of infant mortality.

42 Andrea Griffante: Children, Poverty and Nationalism in Lithuania, 1900–1940, London 2019, pp. 69-100.

incompetence, recklessness [can] hinder breastfeeding of babies. In these cases, the task of child protection [facility] is to take care of these children and save [them] from death.”⁴³

Unlike in the pre-war period, the role of breastfeeding in the fight against infant mortality was able to rely on a consistent amount of scientific literature in Lithuanian explaining the physiology of human milk and its advantages for child growth and the prevention of digestive tract infections.⁴⁴ The emphasis on the scientific nature of advice, however, radically changed the depiction of mothers. Breastfeeding was no longer considered an act responding to a mother’s individual choice and personal responsibility, but envisaged, especially in the 1930s, as the fulfillment of a moral task relying on medical authority and the child-centered vision of motherhood predicated by the state.⁴⁵ As the pediatrician, Petras Baublys, put it in a 1940 article, breast feeding represented a child’s natural right (*prigimta teisė*), the denial of which would entail a (moral) crime (*nusikaltimas*). The reference to lack of breastfeeding as a criminal act is particularly interesting when bearing in mind Baublys’ characterisation of mothers as endowed by human nature with “rationality and will” (*protas ir valia*).⁴⁶ Many authors have pointed out that the possession of “rationality” in the guise outlined by the elite, represents the precondition for the exercise of personal autonomy in liberal regimes of governance. Accordingly, those whose rationality is non-existent, defective or underdeveloped have only the right to be despotically treated in such a way as to build up the capacity to reason that is the precondition of self-governance. In turn, “will” represents the *key moral faculty* of liberal freedom without which no “rational” act can be accomplished. Refusing to breastfeed children, mothers deliberately gave up the very basic tools of scientific motherhood, namely demonstrated defective will and, therefore, abnormal mothering ability. The refusal to breastfeed, therefore, legitimated the intervention of an external authority with *adequate* rationality and will.⁴⁷

43 Author’s emphasis, Vilhelm Vestermann: Kudikių globos klausimas [About Children’s Tutelage], in: *Medicina* (1924), no. 6-7, p. 479.

44 See, for example, Vanda Tumėnienė: Normaliai augančio kūdikio maitinimas Czerny mokyklos dėsniais [The Feeding of Normally Growing Children According to the Laws of Czerny’s School], in: *Medicina* (1923), no. 6-7, pp. 315-329; idem: Tavo kūdikis: kūdikis, jo priežiūra ir slaugymas [Your Baby: The Baby, Its Care Taking and Nursing], Kaunas 1932, pp. 29 f.; *Motinos ir vaiko kalendorius 1932* [Mother and Child Calendar], Kaunas 1931.

45 Pranas Mažylis: Lietuvos gyventojų priauglis medicinišku žvilgsniu [A Medical Approach to the Lithuanian Population’s Growth], in: *Antrosios Lietuvos Motinoms ir Vaikams Apsaugoti Konferencijos darbai* [Proceedings of the Second Conference on the Protection of Mothers and Children in Lithuania], Kaunas 1937, pp. 30-32.

46 Petras Baublys: Žindymas – gamtos prievolė [Breastfeeding: A Natural Duty], in: *Motina ir vaikas* (1940), no. 5, p. 105. The idea that healthy mothers’ refusal to breastfeed their children was a criminal act was widespread in the public discourse without ideological divides. See, for example, Dr. J. Ippas: Šventoji motinos pareiga [Mothers’ Holy Duty], in: *Pieno lašas 1923–1933* [Drop of Milk, 1923–1933], Kaunas 1933, pp. 37 f.

47 Andrew Barry, Thomas Osborne et al. (eds): *Foucault and Political Reason*, London 1996.

Sterilising Milk, Stigmatising Mothers

This observation leads us to a second point. The aforementioned extract from Westermann shows that breastfeeding had not only hygiene goals. Although Westermann stressed that even mothers' social conditions could not influence children if mothers chose breastfeeding, the very reference to the "fight against moral degeneration" which was supposed to take place later on, reveals a strong commitment to poverty-related childhood and the role of social disciplining embraced in breastfeeding practices. Depicted as the result of a cultural upgrade,⁴⁸ the consolidation of breastfeeding practices was endangered not only by new urban middle-class "fashions," but especially by recent social transformations.⁴⁹ In urban centres, work in factories often prevented women from breastfeeding their children regularly and became one of the main reasons for giving up breastfeeding some weeks after birth. Along with the prohibition for girls younger than 14 to work in factories, the exclusion from night duties, the introduction of a two-week holiday before and six-week holiday after childbirth and other measures, breastfeeding was portrayed by pediatricians and social activists as one of the basic elements of the new mother and child protection framework. Therefore, the promotion of breastfeeding remained a measure oriented towards the lower-class, virtually helping prevent family breakup and children's (and mothers') moral "degeneration".

Notes on alternative infant feeding measures simultaneously pursuing both hygiene and social goals were, however, constantly present in the Lithuanian public discourse. The first instructions on infant feeding other than mother's milk appeared at the end of the 19th century. Referred to as an emergency option, the choice of alternative feeding was to be encouraged exclusively in the case of the mother's serious inability or contagious disease and had to be determined through medical expertise.⁵⁰ Even if, on the eve of the First World War, wet nursing was still considered the most appropriate alternative infant food,⁵¹ the limited availability of wet nurses, the concern with lower social mothers who could not afford the costs and who wet-nursed higher class children leaving their own babies on the brink of death,⁵² meant there was an overwhelming prevalence of cow milk diluted with

48 Tumėnienė, *Kova su vaikų mirtingumu* (see note 41), p. 53.

49 Petras Baublys: *Kova su kūdikių viduriavimu* [The Fight against Infant Diarrhea], in: *Sveika šeima* (1940), no. 4, pp. 11-16.

50 *Rodos motinoms* (see note 37), p. 5.

51 *Pamokinimas motynoms* (*Draugija rūpinimuisi žmonių gerove*) [A Lesson for Mothers (Society for People's Health Care)], Ryga 1911, p. 5.

52 While workers were compelled to reduce or give up breastfeeding as soon as they went back to work, wet nurses, who usually came from lower social strata, used to breastfeed others' children instead of their own, thus putting their own children's lives at risk. See Pranas Mažylis: *Referatas "Nėščių, gimdančių, žindančių motinų apsauga ir globa"* [Presentation: "On the Protection and Care of Pregnant Women, Women Giving Birth and Breastfeeding Women"], in: *Pirmosios Lietuvos Motinoms ir vaikams apsaugoti konferencijos darbai* [Proceedings of the First Conference on the Protection of Mothers and Children in Lithuania], Kaunas 1931, p. 27. Reforms of children's penal liability and the protection of mothers and children were also required. See Bronislova Novickienė: *Reikalingi Lietuvai įstatymai, kurie globotų motiną ir vaiką* [Laws Required for the Protection of Mothers and Children in Lithuania], in: *Antrosios Lietuvos Motinoms* (see note 45), pp. 68 f.

barley or rice water.⁵³ Formula food, which in the meantime was spreading in Europe and America, was univocally considered as totally inappropriate for babies.⁵⁴

The situation changed at the end of the First World War. Especially in East Central Europe, the late 1910s and early 1920s coincided with a severe humanitarian crisis caused by three to four years of war, requisitions and epidemics, as well as repatriation and ongoing guerrilla warfare. A large number of international humanitarian organisations focused their action on a very specific target – children. The intervention differed from “ordinary” relief in that it had a far-reaching goal: the creation of *homines novi* sharing common liberal values and consolidating, through their everyday practices, the *cordon sanitaire* against the spread of Bolshevism. If, on the one hand, the food and medical support delivered were supposed to help people withstand the appeal of social revolution in the present, the norms for their use were, on the other, designed to instill the seeds of good practices that local inhabitants should follow and develop autonomously in the future as citizens of a democratic Europe.⁵⁵

While sharing with the American Red Cross a commitment to child health care (the mission to Lithuania managed seven mother and child medical care centres),⁵⁶ one of the humanitarian actors that arrived in the Baltic countries – the LMPM – focused exclusively upon mother-and-child care and the promotion of safe infant feeding. During its activity in the country (1922), the LMPM established two institutions in Kaunas which reflected the model spread internationally in the late nineteenth and early twentieth centuries and which were to be handed over to the Lithuanian authorities after the mission’s departure: a mother and child welfare centre, and milk kitchens.

Organised as a complex free network of pre-natal and pediatric control, and promotion of sterilised milk, the facilities sought to improve poor mother and child relations and combat child abandonment and physical / moral degradation. Although breastfeeding remained at the top of the practices to be promoted,⁵⁷ it was sterilised milk that was provided with a central disciplining role. Poor mothers, who, according to a 1922 report, were often too badly nourished to adequately breastfeed their children but who, at the same time, used to extend the breastfeeding period because they could not afford to buy fresh milk, were encouraged to use sterilised milk distributed at the milk kitchens. Since a medical prescription was required in order to be given sterilised milk, mothers were supposed to attend the mother and child welfare centre regularly and, according to a preventive practice developed in the United Kingdom from the mid-19th century,⁵⁸ be periodically visited at home by midwives / nurses who would check the child’s health and the mother’s hygienic and moral stance.⁵⁹ Hence, while milk once more overstepped its purely nutritional goal and

53 [Unknown]: Kaip maži vaikai auginti? [How to Bring Babies Up?], in: Sveikata (1913), no. 4, p. 13.

54 Antanas Vileišis: Apie kūdikių auginimą. Vilniaus žinios [About Babies’ Upbringing], 22 January 1905, p. 3.

55 Julia F. Irwin: ‘Sauvons les Bébés’: Child Health and U.S. Humanitarian Aid in the First World War Era, in: Bulletin of the History of Medicine 86 (2012), no. 1, pp. 37-65, here p. 53.

56 Kazys Grinius: Kova su vaikų mirtingumu Kaune [The Fight against Infant Mortality in Kaunas], Kaunas 1926, pp. 4 f.

57 University of Birmingham, Cadbury Research Library (UB CRL), Birmingham, EJ72, Hints to Mothers [1921?].

58 Porter, Health (see note 14), pp. 176-178.

59 UB CRL, EJ74, Lina M. Potter: Special Report on the Condition of Children in Kovno, Kaunas 1922.

became a tool of social control of mothers from lower social strata, a lack of breastfeeding implicitly marked the image of socially-at-risk (and, implicitly, defective) motherhood.

Against a general framework characterised by poor engagement in mother and child welfare on the part of the state and local administration, the LMPM and the American Red Cross model became a model for the three interwar private organisations on which interwar mother and child welfare depended – the Babies' Rescue Society (*Kūdikių gelbėjimo draugija*), the Drop of Milk Society (*Pieno lašo draugija*) and the Lithuanian Catholic Women's Society (*Lietuvių Katalikių moterų draugija*). Though led by slightly different agendas, age targets and ideological orientations, in their activity all three agencies combined assistance for indigent children, mother and child care, infant feeding and strong breastfeeding propaganda.⁶⁰ All of them understood their activity as one of social control, discipline and eugenics. Mother and child centres – the participants in the second Lithuanian Conference on the Protection of Mothers and Children agreed – were to offer their services

“[...] to the children of young, inexperienced mothers, to the children of ignorant and superstitious mothers, to the children of impoverished mothers, to orphans being reared in foster families, to foundlings and eventually to all weak children the lack of health care would transform into weak persons, bad workers and a heavy burden on the shoulders of all citizens.”⁶¹

As this quotation shows, both mothers (among them, those who did not breastfeed and needed sterilised cow milk for their children) and children attending centres were *a priori* depicted as being on the outskirts of society. While the image of mothers was inspired by social determinism and poverty-related moral stigma (inability to rear and shape children morally as a direct consequence of social conditions), attendance at the centres was portrayed as a tool to discipline their incomplete / inadequate maternal skills. In turn, children born to these mothers represented human capital at high social risk whose protection from physical and moral decay⁶² and growth as physically efficient and morally irreproachable citizens could be guaranteed only by an external authority.⁶³ In other words, if milk represented, along with other aid supplied there, a means to improve the health of babies, alternative feeding sanctioned mothers with the mark of moral instability.

60 Interwar mother and child welfare management was characterised by a strong ideological divide between centre-left wing organisations (the Babies' Rescue Society and the Drop of Milk Society) and the Lithuanian Catholic Women's Society. Nonetheless, all of them took on similar social reformist goals and similar activities. The Babies' Rescue Society managed orphanages for foundlings and babies, crèches, pediatric hospitals and ambulatory clinics. Created in order to continue Lady Paget's facilities' work in Kaunas, the Drop of Milk Society pursued similar goals. Quite similar was the commitment of the Lithuanian Catholic Women's Society which engaged in charity activities and established a special Mother and Child Section. See Griffante, *Children* (see note 42), pp. 124-131.

61 *Antrosios Lietuvos Motinoms* (see note 45), p. 20.

62 Kazys Grinius: *Kaip pagerinti jaunąją kartą* [How to Better the New Generation], in: *Pieno lašas 1923–1933* (see note 46), pp. 22 f.

63 See also Veronika Karvelienė: *Socijalinės globos sekcija* [The Section for Social Support], in: *Tiesos ir meilės tarnyboje 1908–1933* [At the Service of the Truth and Love 1908–1933], Kaunas 1933, pp. 90-96.

The fact that non-breastfeeding was equated with moral indignity / social stigma becomes even more visible when one looks at the advice on alternative feeding in interwar literature for mothers. As earlier, sterilised cow milk remained the basic infant food recommended as an alternative to breastfeeding.⁶⁴ However, whereas scientific and popular medical literature constantly pointed out that virtually all mothers could breastfeed their children, lactation failure was mostly linked to “social diseases” such as alcoholism, tuberculosis, syphilis and other sexually transmitted diseases⁶⁵ and social backgrounds characterised by “sexual promiscuity and moral deviance” (*lytinis palaidumas ir moralinis pakrikimas*).⁶⁶ Feeding babies with sterilised milk (and doctors prohibiting mothers from breastfeeding) turned out to be a eugenic tool enabling the bettering of society through the “separation” of children from mothers whose physical, mental and, eventually, social “instable” conditions would put them at risk.⁶⁷ By prompting “those” mothers to attend mother and child centres, pediatricians (namely, the only figure endowed with the legitimate “moral” and “professional” authority to prohibit a mother from breastfeeding her child)⁶⁸ pushed them into a space physically separating the normal from the abnormal and, thus, reinforcing the social stigmatisation of non-breastfeeding mothers.

In Search of Mothers’ Subjectivity

Since breastfeeding represented one of the basic practices through which the elite tried to reshape motherhood and instill elite-related values within the nation’s more general modernisation project, breastfeeding discipline needed to become part of women’s cultural baggage.⁶⁹ The shift from a mother’s personal involvement in the reshaping of motherhood through her will to the depiction of women as a passive medium for eugenic goals entailed a new understanding of how the notions of scientific motherhood had to be conveyed. As all other citizens, in interwar Lithuania girls were obliged to go through standardised primary education.⁷⁰ While training basic intellectual abilities, however, primary education was still insufficient to help young women understand the complexity of their maternal “duties.”⁷¹ The family was therefore encouraged to become the first informal space where women could

64 See, for example, Marija Endziulaitytė-Gylienė: *Kūdikio maitinimas, auginimas ir higiena* [Baby’s Feeding, Upbringing and Hygiene], Kaunas 1928, pp. 13-18; *Motinos ir vaiko kalendorius 1940* [1940 Mother and Child Calendar], Kaunas 1939, p. 28.

65 Sigfried Hammerschlag, Leo Langstein et al.: *Akušerės vadovėlis* [The Midwife’s Handbook], Kaunas 1935, p. 734.

66 Vincentas Tercijonas: *Įgimtas sifilis ir tokių vaikų likimas* [Congenital Syphilis and the Fate of Diseased Children], in: *Pieno Lašas 1939* [Drop of Milk 1939], Kaunas 1939, p. 41 f.

67 Juozas Blažys: *Motinių ir vaikų apsauga eugenikos atžvilgiu* [The Protection of Mothers and Children from the Point of View of Eugenics], in: *Pirmosios Lietuvos Motinoms ir vaikams* (see note 52), p. 81.

68 *Sveikas maistas vaikams* [Healthy Food for Children], Kaunas 1936, pp. 8, 16.

69 *Motina ir vaikas: moterų vadovas* [Mother and Child: A Women’s Handbook], Kaunas 1938, p. 246.

70 *Matulaitytė-Lozoraitienė, Motina* (see note 26), p. 4.

71 *Nainienė-Petrauskaitė, Svarbiu motinoms reikalu* (see note 27), p. 4.

learn the notions of scientific motherhood from early childhood onwards.⁷² Since families were often far less cooperative than intellectuals hoped, a whole set of informal means was put in place. While active in Lithuania, the LMPM created free classes on maternal practices for young girls in Kaunas. The idea proved to be quite successful.⁷³ In a similar guise, mother and child centres organised public lectures, exhibitions⁷⁴ and showed films devoted to breastfeeding and child rearing on a regular basis.⁷⁵ Institutionalised in 1929, Mother's Day was also intensively used to disseminate knowledge of hygiene.⁷⁶ In the 1930s, periodical publications for mothers, such as *Mother and Child (Motina ir vaikas)*, became veritable arenas for the distribution of medical and pedagogic knowledge where mothers could actively participate by means of letters and where their doubts would be clarified by experts.⁷⁷ Through their intimacy with mothers and by establishing a relation of reciprocal trust, midwives, who in the interwar period slowly began to develop as an independent branch of the medical profession, were also allocated the task of persuading women to breastfeed their children.⁷⁸

Mothers, however, did not remain the passive recipients of the elite's designed practices. On the contrary, when trying to detect mothers' voices in documents one can clearly recognise the persistence of traditional mothering practices. While slowing down the entrenching of scientific motherhood, the persistence of traditional practices shed light upon the endurance of mothers' subjectivity as opposed to the passive reception of "foreign" notions. Even though, in the early 1920s, the general attitude of women to the activity of the international humanitarian actors was far from being reproachable,⁷⁹ the LMPM commissioner to Lithuania was the first to point out in her report that the idea of medical personnel examining children and giving advice on hygiene issues was quite unfamiliar to local people.⁸⁰ Resistance to new norms and practices endured throughout the interwar period. Widespread lack of hygiene knowledge was often accompanied by convictions about the harmfulness of breast milk.⁸¹ The Drop of Milk Society nurses reported that, after receiving sterilised milk and milk products for their children in mother and child centres, young mothers sometimes poured it away just outside the facilities and continued to feed their babies with raw cow's milk. Reports from crèches recorded the continuance of "traditional" feeding habits as well: after festivities or free days, babies quite often entered crèches suffering from gastric prob-

72 Mažylis, Referatas "Nėščių, gimdančių" (see note 52), p. 27; Elena Vasyliūnienė: Pasiruošimas motinistei [Preparation for Motherhood], in: *Motina ir vaikas* (1940), no. 4, pp. 65-68.

73 Kauno Apskritis archyvas, Kaunas, F. 64, Ap. 1, b. 71, 10-1a, LMPM Report, 15 December 1922.

74 Lietuvos Centrinis Valstybė (LCVA), Vilnius, F. 567, Ap. 1, b. 29, p. 8, Lithuanian Catholic Women's Society Letter, 16 May 1935.

75 LCVA, F. 1411, Ap. 1, b. 3, p. 3, Lithuanian Organisations for the Protection of Mothers and Children minute, 7 December 1935; Grinius, Kova su vaikų mirtingumu (see note 56), p. 3.

76 LCVA, F. 1411, Ap. 1, b. 1., p. 234, Letter to the Lithuanian Organisations for the Protection of Mothers and Children, 7 May 1935.

77 Vladas Putvinskis: Į darbą [Let's Work!], in: *Motina ir vaikas* (1929), no. 2, p. 3.

78 Hammerschlag, Langstein et al., *Akušerės vadovėlis* (see note 65), p. 366.

79 Vyriausiosios L.R.K. valdybos apyskaita: 1922 metais [Report of the High Committee of the Lithuanian Red Cross, 1922], Kaunas 1923, p. 2.

80 UB CRL, EJ72, Report on Kaunas, February 1922.

81 Vanda Mingailaitė-Tumėnienė: *Mano atsiminimai* [My Memoirs], Chicago, IL 1957, pp. 31 f.

lems. The widespread idea that not all mothers have enough milk or that milk quality was not always adequate to breastfeed children also represented a frequent reason to quit natural feeding.⁸² Furthermore, in summertime, breastfeeding was experienced as a major obstacle for rural women's daily activities both at home and in the fields.⁸³ Old superstitions and child-rearing traditions as well as the belief that high infant mortality rates represented nothing but the outcome of immutable natural selection made the spread of "modern practices" especially difficult.⁸⁴ The effectiveness of intervention by midwives was, eventually, reduced by the very low figures of trained midwives available and by the lack of a universal and free-of-charge health care system. Since women could often not afford the assistance of a midwife, it was aged females (so called *bobos*) who took care of women in labour and gave them the basic notions of child rearing.⁸⁵

Final Remarks

Far from being *sic et simpliciter* the history of a technique, the diachronic analysis of infant feeding sheds light upon the cluster of actors and discourses within a practice often imagined as being an exclusive field of mother and child relations. While reflecting ongoing scientific debates, infant feeding as a discourse and a practice echoes specific views of motherhood and contributes to its social construction.

In the Lithuanian case, the discourse on infant feeding turned out to be of basic importance for the construction of motherhood as the expression of a modernising society. Against this background, the promotion of breastfeeding as the pivot of scientific child rearing was intended to prompt the creation of a "modern" society characterised by low(er) infant mortality rates and conscious motherhood. Accordingly, as early as the national movement was trying to enlarge its social basis, discourses on breastfeeding helped depict mothers as active subjects joining the nation- and society-building project. In the 1920s and 1930s, in contrast, discourses on breastfeeding testified to the transformation of mothers into passive recipients of externalised discipline (tools of reproduction and qualitative implementation of the state's economic manpower), while social stigma for those who did not conform with normative patterns (namely, did not breastfeed children) was progressively reinforced. Resistance to scientific motherhood and "modern" infant feeding techniques, however, mirrored not only the limits of the interwar Lithuanian welfare system but also the existence of an alternative claim to maternal subjectivity which would give back to mothers' active involvement in the definition of their role.

82 Pieno lašo draugijos patarimai [Drop of Milk Society Advice], in: *Naminis gydytojas*, 6 April 1924, p. 3.

83 Baublys, *Kova su kūdikių viduriavimu* (see note 49), p. 12.

84 Nijolė Vienožinskienė: *Sveikatos centrų švietimo darbas* [The Educational Work of the Health Centres], in: *Antrosios Lietuvos Motinoms* (see note 45), pp. 60 f.; *Motina ir vaikas* (see note 69), p. 246.

85 Antanas Garmus: *Šiaurės Lietuvos motinoms ir vaikams globoti organizacijų sąjungos sveikatos centrai* [The Health Centres of the League of the Organisations for the Protection of Mothers and Children in Northern Lithuania], in: *Motina ir vaikas* (1931), no. 10, pp. 6-11.

Zusammenfassung

Anhand der Säuglingsernährung lässt sich die fortlaufende wissenschaftliche Debatte widerspiegeln. Sowohl im Diskurs als auch in der Praxis kommen spezifische Sichtweisen von Mutterschaft zum Tragen, die das Sozialkonstrukt von Mutterschaft beeinflussen. Im Falle Litauens erwies sich der Diskurs über Säuglingsernährung zwischen dem späten 19. Jahrhundert und der Zeit der ersten sowjetischen Besetzung als fundamental wichtig für die Konstruktion der Mutterschaft als Ausdruck einer sich modernisierenden Gesellschaft. Zeitgleich mit den Bemühungen der nationalen Bewegung, ihre Basis in der Gesellschaft zu erweitern, trugen Diskurse über das Stillen dazu bei, Mütter als aktive Subjekte darzustellen, die das Projekt der Nations- und Gesellschaftsbildung beförderten. Nach der Entstehung des litauischen Nationalstaates lässt sich anhand der Diskurse eine Transformation des Mutterbildes nachweisen, in dem Mütter zu passiven Empfängerinnen externalisierter Disziplin wurden; Mutterschaft nunmehr als eine durch Gehorsam und Dienst inspirierte Pflicht gesehen wurde. Diese „modernen“, durch die Elite geförderten Praktiken wurden nicht widerspruchlos hingenommen. Im Gegenteil, traditionelle Ansichten über Säuglingsernährung blieben im untersuchten Zeitraum bestehen und können als ein Anspruch auf Selbstbestimmung und Subjektivität interpretiert werden.

In-between Frivolous Women and Prostitutes: Legal Framework and Reality of Prostitution in Soviet Latvia in the Context of Soviet Family Politics, 1950s–1980s¹

by Ineta Lipša

On 29 January 1956, Kaspars Aleksandrs Irbe, who at the time was working as a bailiff at the People's Court of Riga City Kirova (Central) District, reflected in his diary on what he had seen in the city centre. He saw a woman, whom he had noticed before, and commented that she “lived [i.e., cohabited; I. L.] with men”.

The bailiff describes the everyday aspect of prostitution on Dzirnavu Street, which in the 1950s was the most popular location in the city, in which to find prostitutes. Irbe writes:

“29.01.1956. Austra also lives with men. How else can you survive on a tiny salary? Prostitution and crime have spread enormously, mainly due to the small salaries and difficult living conditions. One day I walked down Dzirnavu Street and handed out notices to those who had failed to pay alimony. The street sweepers told me how the prostitutes behave [with their clients; I. L.] on the staircases and in the basements, and how the criminals undress and rob and even kill people. It is quite horrific to see in the court how crime has spread. The day before a prostitute was brought to court for hooliganism. In fact, official prostitution does not exist and the sick indecent women on Dzirnavu Street are not restricted by anyone.”²

By writing that prostitution does not exist officially and that there is therefore no regulation of prostitutes – i.e., no records in the militsiia filing system and medical control, which was functioning in pre-war Latvia, thus enabling prostitutes who suffered from STI (sexually transmitted infections) but received no treatment and continued to pursue prostitution, to spread the infections –, Irbe implicitly criticises the claim that the social causes of prostitution in the Soviet Union have been eliminated, and that prostitution therefore does not exist. By noting repeatedly in his diary scenes of unofficial prostitution that he observed in the centre of Riga, both in the 1940s and 1950s, as well as the 1960s and 1970s, Irbe contradicts the claims made by the Communist ideologues.

The moralising language, so characteristic of Irbe (“the indecent women”), shows that he approved the fighting policy against prostitution implemented in independent Latvia before the Second World War.³ The official policy of fighting prostitution, which ignored the idea

1 The author's work on this article constitutes a part of the University of Latvia project No. ZD2015/AZ85.

2 Kaspars Aleksandrs Irbe. Dienasgrāmata [Diaries of Kaspars Irbe], 29.01.1956. Latviešu folkloras krātuves digitālais arhīvs, Autobiogrāfiju krājums, nr. 47 [Digital Archives of Latvian Folklore, Autobiography Collection, No. 47], <http://folklore.lv/en/collection/1197727/Diaries-of-Kaspars-Irbe> [accessed 01.09.2020].

3 Cf. Ineta Lipša: Seksualitāte un sociālā kontrole Latvijā, 1914–1939 [Sexuality and Social Control in Latvia, 1914–1939], Rīga 2014, pp. 441–455; idem: Prostitution in Riga City, in: Jean-Michel

of gender equality and punished only the sellers, not the buyers, of sex, corresponded to the pre-war dominant view of Latvian citizens, where female prostitutes were seen as a social group and prostitution as a phenomenon that threatened family values. In contrast, the official policy of the Soviet regime in the context of prostitution can be defined as one of gender equality, since it did not anticipate the repression of female prostitutes, thus seemingly establishing an equal attitude towards both, female and male genders.

The Soviet regime regarded work as the main duty – and thus, the main value – of each citizen. In order to impose it on every citizen, the Presidium of the Supreme Soviet of the USSR issued a secret law on 23 July 1951 on fighting “antisocial, parasitic elements”, which was directed against beggars and vagabonds, giving the People’s Courts the right to penalise such persons who lived on nonlabour income with five years’ exile with compulsory labour at the place of settlement. Historian Sheila Fitzpatrick points out that, in practice, the law may have been extended to other marginal categories of population, such as prostitutes not working in official workplaces, but it is difficult to clarify the application of the law due to the secret status of the decree.⁴

Thus, female prostitutes were an ideological threat to the regime, as they manifested that under socialism, despite the claims of its ideologues, certain phenomena (for example, prostitution) had not been eradicated, thus contradicting the ideologues, who claimed that such phenomena were characteristic of capitalism and that their absence demonstrated the superiority of socialism over capitalism, along with the argument that these phenomena had been eradicated due to the change of regime and the provision of employment for everyone who was able to work. In the opinion of the general public, female prostitutes were still regarded as a threat in the context of other – private – family values.

The 1950s: Encounters between Soviet Female Citizens and Foreigners

Attention was drawn to the problem of prostitution on the agenda of Soviet officials by the opening of the Soviet Union to the rest of the world after Stalin’s death. More and more foreigners came to Soviet Latvia and could see with their own eyes whether the achievements postulated in the propaganda of the socialist system corresponded to the reality of life. The Soviet authorities wanted to make a good impression on foreigners. The secret correspondence between the Central Committee (hereinafter CC) of CPL and the Riga City Committee of CPL from November 1955 shows the aim of ensuring that the Riga City Committee would take care of providing public order in the places of accommodation for foreign sailors. In March 1956, the city’s militia authorities implemented a series of operational measures, resulting in the elimination of several brothels (*prytomy*). Some of the individuals detained in the brothels were held criminally liable. In order to secure public

Chaumont, Magaly Rodríguez García et al. (eds.): *Trafficking in Women. The Paul Kinsie Reports for the League of Nations*. Vol. II. United Nations Publications. Historical Series N. 2, Geneva 2017, pp. 191-196.

4 Cf. Sheila Fitzpatrick: *Social Parasites: How Tramps, Idle Youth, and Busy Entrepreneurs Impeded the Soviet March to Communism*, in: *Cahiers du monde russe* 47 (2006), no. 1-2, pp. 377-408, here p. 381.

order and to fight profiteering (*spekuliatsiia*), additional militia forces were allocated in the Riga Port district for the spring, summer and fall periods in 1956, when the ship traffic was intense.⁵

In the summer of 1956, when foreigners were visiting Riga, the Ministry of Justice did not allow the bailiffs of the Riga People's Courts to comply with the court verdicts regarding eviction of residents from apartments in the city centre.⁶ During that time sausages and sugar suddenly appeared in the shops, which some residents explained by the fact that foreigners' tours were taking place in Riga. The Party and the State Security Committee authorities regarded uncontrolled communication between foreign sailors and Soviet citizens as undesirable. In 1956–1957 the Head of the KGB administration, who was responsible for the territory of the Riga Port, in his reports to the First Secretary of the Riga City Committee Eduards Berklavs and the Minister of the Internal Affairs reported about the situation at the port from 4 p.m. to 8 p.m., when foreign sailors were heading to the city.

“In the territory, which is adjacent to the Riga Port Export [street] District, including the Viesturs Park, every day a significant number of men and frivolous women hang out. When the foreigners leave the ships, the women impudently establish contact with them and immediately implement smuggling transactions there. In a number of cases these persons take the sailors to restaurants or apartments, where they implement smuggling transactions or other deals disreputable for Soviet citizens. There are cases, when certain sailors express their outrage over the behaviour of such individuals and ask to be protected from the harassment of the latter.”⁷

The wording “deals disreputable for Soviet citizens” in the context of “frivolous women” (*zhenshchiny legkogo povedeniia*) was interpreted by the Head of the KGB administration as profiteering, stealing, prostitution, which he described in the following way: they “look for the sailors in taxis and private cars, and, after establishing contact with them, effortlessly trying to get the goods, make them drunk in the respective apartments or restaurants, often steal from them and engage in prostitution, etc.” He also considered it was important to mention that part of the women involved had STI.

The Head of the KGB administration also reported on the reaction of the foreign sailors. For example, on 8 May 1957 a sailor from an Icelandic steamer said that as he walked from the Port of Riga to the tram stop on Export street, a young man aged 17-19 approached him from a crowd of teenagers and started to beg for things and “other speculative goods”. Literally at the same moment, a 17-to-18-year-old girl also came up and asked directly in English: “Do you need a girl?” In a conversation with the person, from whose report the wording of the sailor reached the Head of the KGB administration, the sailor started to explain the aforementioned facts as being typical of the “vices of the Soviet system”, etc. Other sailors

5 Cf. Letter of the Committee of Riga City of the CPL to the CC of the CPL, 12 March 1956, State Archive of Latvia at the National Archives of Latvia [Latvijas Nacionālais arhīvs Latvijas Valsts arhīvs, LNA LVA], PA-102-14-13, 69. lp.

6 Cf. Irbe, Dienasgrāmata (see note 2), 16.08.1956.

7 Report of V. Allaberts, Head of the Latvian Railway and Latvian Sea Basin Administration of the KGB at the LSSR Council of Ministers, to E. Berklavs, the First Secretary of the Committee of Riga City of the CPL, 12 June 1957, LNA LVA, PA-102-15-9, 4.-6. lp.

tried to connect similar facts with the idea that “in comparison to the capitalist system, the Soviet societal system has been more affected by immoral actions and that the police are taking care of this and it works, but in our country they don’t see these things”, etc.⁸

The Head of the KGB administration argued that as a result of such communication the foreign sailors have “a wrong impression of the life of Soviet people, of our morals and of our system in general”. The First Secretary of the Riga City Committee asked to question the chiefs of the militsiia departments in order to find out, what was “preventing militsiia from fighting against this human refuse”. If there is no hope of eradicating this phenomenon, then the letter of the Head of the KGB administration must be supplemented with information regarding the causes of infringement and to inform the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union in Moscow.

The Soviet authorities wanted to prevent sexual encounters between Soviet female citizens and foreigners in order to ensure that the foreigners had an ideologically correct image of the Soviet state. The militsiia tried to monitor the communication between Soviet citizens and sailors. On 4 August 1956, sailors from a Swedish warship stayed in Riga. Irbe observed them on Dzirnavu Street, which was a popular place of prostitution. At one of the tables in a basement bar, a prostitute, whom he had known before the Second World War, sat and started to talk to one of the sailors in fluent Swedish. Irbe writes that one of the bar’s clients immediately called the militsiia. “One of the spies who were there immediately called the militsiia, who took the woman away. They must be worried that such an expert of languages could tell undesirable things.”⁹ Yet the “spy” could easily have been an informant of the militsiia. Legal historian Louise Shelley finds that “the militia regularly arrested, punished and converted prostitutes into informants” and “closely monitored the activities of numerous prostitutes who operated in the streets and out of apartments and hotels”.¹⁰ However, the militsiia failed to prevent communication between foreigners and Soviet citizens, which included also sex.

Efforts to restrict contact between female Soviet citizens and foreign sailors were motivated by both ideological reasons and the economic role the women performed as black marketeers. The women called “frivolous” were among the social groups who engaged in illegal dealings with foreign goods and currency: criminal acts, according to Soviet law. Due to the official Soviet claim that prostitution did not exist in the USSR, prostitution was neither illegal or legal. There is a shortage of sources that could help to establish the motivation of women who engaged in intimate friendships with foreigners other than an alleged wish to earn money. Nevertheless, testimonies from the criminal cases of persons questioned in the course of the investigation of currency offences suggest that the motivation could have been a wish to spend time with males who were interesting precisely because they were foreigners, and might even have involved the dream of marrying a foreigner. That motivation can also be described by the words “she spoke foreign languages and wanted to use them”.¹¹

8 Ibidem.

9 Irbe, *Dienasgrāmata* (see note 2), 06.08.1956.

10 Louise Shelley: *Policing Soviet Society. The Evolution of State Control*, London et al. 1996, p. 145.

11 Ineta Lipša: *Vieglā uzvedība padomju Latvijā [Frivolous Behaviour in Soviet Latvia]*, in: *Rīgas Laiks* (January 2008), pp. 48-57, here p. 51.

In the USSR in the 1920s–1930s the political as well as civil police developed registration systems that kept information about individuals under suspicion or observation on file cards in card catalogs (*kartoteki*). In the 1950s there was a register (*uchet*) of prostitutes in the militsiia. The Head of the Latvian Railway and Latvian Sea Basin Administration of the KGB at the Council of Ministers of the LSSR, Vladimirs Allaberts, mentions this in an informative letter of 12 June 1957 to Eduards Berklavs, the First Secretary the Riga City Committee of the CPL. He explains that a considerable number of “the women of this category” were in the register of the militsiia authorities; some of them have been repeatedly detained or called to the militsiia for negotiations, “yet, there was no result in the operation of the militsiia authorities, and the situation did not improve”.¹² In order to prevent a similar communication between Soviet female citizens and foreign sailors, the Militsiia Department of the Central (Kirova) District of Riga City was delegated to find persons, who avoided socially useful work, and to initiate criminal prosecution against them.¹³

When describing prostitutes and citizens who engaged in profiteering (*spekuliatsiia*) as “human refuse”, Berklavs spoke the politicised language that officials used in crime reporting in the USSR from the late 1930s. At that time the so-called “professionalized approach to policing as a non-politicized fight against statutory violations of law” was changed to a politicised approach to policing as a politicised fight against a specific set of crimes that received special attention for ideological or strategic reasons of state security.¹⁴ Historian David R. Shearer finds that “one of the most serious crimes in the view of Soviet leaders and police officials was that of being socially harmful.”¹⁵ Although the category of “socially harmful element” had existed since at least the 1920s, there was no specific criminal statute that covered this category until 1935. Shearer states that “throughout much of the 1930s, leaders enacted laws and engaged in numerous policing campaigns against social harmfuls, as being among the most threatening to the regime and the construction of socialist order”.¹⁶ This meant that social marginals “could be marked and repressed more easily under one nonjudicial law covering ‘dangerous elements’” than under numerous statutes of the Criminal Code.¹⁷

The key words of the politicised language changed: from the early 1950s, the phrase “socially harmful elements” was replaced by “antisocial, parasitic elements”. The 1951 Secret Law of the Presidium of the Supreme Soviet (hereinafter the PSS) of the USSR on measures to fight antisocial, parasitic elements was such a nonjudicial law. As the number of foreigners visiting Riga increased, the political and civilian police were unable to control encounters between foreigners and Soviet citizens. The *organs* informed the supreme authorities that control was not possible with the existing means.

Thus, a Draft Law on strengthening the fight against antisocial, parasitic elements by the PSS of the LSSR was initiated. The 1957 Draft Law transferred the right to punish-

12 LNA LVA, PA-102-15-9, 4.-6. lp. (see note 7).

13 Cf. Minutes of the Meeting of the Committee of Kirov district of Riga City of the CPL, 30 May 1957, LNA LVA, PA-106-26-9, 51.-71. lp., here 65-67. lp.

14 David R. Shearer: Policing Stalin’s Socialism. Repression and Social Order in the Soviet Union, 1924–1953, New Haven, CT et al. 2009, p. 26.

15 Ibidem, p. 57.

16 Ibidem.

17 Ibidem, p. 58.

ment from the people's courts to several assemblies of citizens, such as commissions on promoting the public-order of apartment housing managements, streets' committees or the Councils of People's Deputies in the countryside. Meetings of citizens living in their territories could issue a warning if the offender repented and promised to reform, or could use the right to come up with initiatives to re-educate such individuals using so-called means of societal influence such as within the Republic for the duration of two to five years with obligatory labour at the place to which they were sent. In general, after Stalin's death in 1953, a new model of social control was gradually introduced, namely, the mobilisation of "societal opinion" (*obshchestvennoe mnenie*) through the action of collective organisations, such as comrades' courts, volunteer militia (*druzhinniki*), the party, the Komsomol maintaining mutual surveillance. Historian Edward D. Cohn, analysing how the party policed comrades' behaviour and punished married communists for marital infidelity and family troubles, finds that by the 1950s "party committees were encouraged to put education and persuasion ahead of exclusion and punishment in their formal misconduct proceedings".¹⁸ During the Khrushchev era the intention of high-level officials was to profoundly consolidate social control by "dramatically curtailing personal privacy via a complex system of mutual surveillance".¹⁹ The 1957 draft embodies the new model of social control.

From Anti-Social Elements to Anti-Social Way of Life: the 1957 and 1961 Laws

The Draft Law was discussed in the spring of 1957 by the Central Committee of the CPL.²⁰ On the basis of the necessity of the project, it was stated that in accordance with the Constitution of the USSR, work is the duty of every citizen, who is capable of working, and that Soviet citizens should work ("with enthusiasm") in various workplaces "or perform socially useful work in the family".²¹ The document postulated that a parasitic way of life was incompatible with the principles of socialism. A few weeks later, the CC of the CPL supported the publication of the Draft Law with the aim of passing it for "public discussion". The project fuelled family rhetoric – Soviet citizens were defined as a Soviet family, whose key characteristic trait is the love of work. The project highlighted a particular social group as being outside of this "Soviet family".

"Yet, there are other people in the work-loving Soviet family who lead an antisocial, parasitic way of life. Such people either pretend that they are working, but in fact live from out-of-work income and become rich at the expense of workers, or, being capable to work, they do not perform any useful work either in society or in the

18 Edward D. Cohn: Sex and the Married Communist: Family Troubles, Marital Infidelity, and Party Discipline in the Postwar USSR, 1945–64, in: *The Russian Review* 68 (2009), no. 3, pp. 429-450, here p. 432.

19 *Ibidem*, p. 449.

20 Cf. Minutes of the Meeting of the Bureau of the CC of the CPL, 26 March 1957, LNA LVA, PA-101-20-23, 95.-105. lp., here 101. lp.

21 *Ibidem*, 116-118. lp. Annex to the Minutes of the Meeting of the Bureau of the the CC of the CPL, 26 March 1957.

family, they engage in vagabondage, begging and speculation and often commit other types of crime.”²²

In the autumn of 1957, the CC of the CPL allowed the Draft Law to be placed on the agenda of the PSS regular session.²³ On 12 October 1957, the PSS of the LSSR issued the respective law.²⁴ An important conclusion in this context is that obtaining unofficial out-of-work income constituted a basis for punishing people who gained income from selling sex. This was the rare occasion when the law was adopted at the republican level before it was passed in Moscow. Due to lawyers' objections, the Law by the PSS of the Russian Soviet Federative Socialist Republic (hereinafter RSFSR) was adopted only on 4 May 1961. For many lawyers, it was not acceptable that the Draft Law involved two completely different categories of defendants (beggars and vagabonds, on the one hand, and people living from out-of-work income, on the other). Caution was also excited by the use of internal exile as a form of punishment, perhaps because it was closely associated with Stalinism. Fitzpatrick has found that the period from 1957 to 1961 in the history of Soviet “anti-parasitic” laws is secret and it is not known why this Draft Law was issued.²⁵ The discussion and adoption of this law by the LSSR makes it possible to argue that the Draft Law could be initiated by the request of those republics, which could not cope with the problem of consorting with prostitutes, exacerbated at the time by the foreigners visiting the Soviet Union. The discussion of the national Draft Criminal Codes in the USSR in 1960 could facilitate the adoption of anti-parasite law in a different format in 1961 by the RSFSR and afterwards by the rest of the Soviet Republics.

In the LSSR lawyers twice tried to make prostitution into a statutory crime – in 1960 and 1977. When discussing the Draft National Criminal Code of the LSSR in 1960, the officials of the Ministry of the Internal Affairs of the LSSR wanted to include a legal norm that would imply a punishment for prostitution by adding prostitution in the article on vagabondage and begging, and by giving it a different name: “parasitic lifestyle”.²⁶ The Head of the Legal Commission Jānis Fridriksons explained that discussions on the issue of prostitution were being held in Moscow by the Legal Commission of the Council of Ministers of the USSR and that the issue would be resolved on the All-Union scale.²⁷ A second attempt, also unsuccessful, to introduce the concept of prostitution in criminal legislation took place in 1977, when the proposal to supplement the Criminal Code of the LSSR with liability for the involvement of minors in prostitution was rejected (such a legal norm existed in all republics of the Soviet Union until 1961, while the RSFSR Criminal

22 Minutes of the Meeting of the Bureau of the CC of the CPL, 9 April 1957, LNA LVA, PA-101-20-24, 96.-99. lp., here 85. lp.

23 Cf. Minutes of the Meeting of the Bureau of the CC of the CPL, 11 September 1957, *ibidem*, pp. 37-64. lp., here 51. lp.

24 Cf. Latvijas PSR likums Par sabiedrībai kaitīgu, parazītisku elementu pastiprinātu apkarošanu [The Law of the LSSR “On Strengthening the Fight against the Harmful, Parasitic Elements”], in: *Cīņa* 15.10.1957.

25 Fitzpatrick, *Social Parasites* (see note 4), pp. 383, 388.

26 Minutes of the Meeting on the Discussion of the Draft Criminal Code of the LSSR, 14 October 1960, LNA LVA, 938-6-64, 1.-72. lp., here 29.-30. lp.

27 Cf. *ibidem*, 70.-71. lp.

Code was in force²⁸). The Public Prosecutor's Office of the LSSR stated that there were only a few cases and that "we do not have individuals who are engaged in professional prostitution but we have individuals who lead a parasitic lifestyle for which liability under Article 211 of the Criminal Code of the LSSR has been established".²⁹

The law that was expected by the Head of the Legal Commission of the LSSR was the law of 4 May 1961 issued by the PSS of the RSFSR. Following this, on 18 August 1961 the PSS of the LSSR issued the law "On Strengthening the Fight with Persons Avoiding Socially-Useful Work and Leading an Antisocial, Parasitic Lifestyle".³⁰ From the early 1960s politicised language became more sophisticated replacing the phrase "antisocial, parasitic elements" with references to persons who lead an "antisocial, parasitical way of life".

Now the defendants could be punished both with verdicts of the People's Courts and a majority vote of the citizens' assemblies by expulsion within the Republic for a period of from two to five years. Thus the Latvian 1961 law significantly differed from the Russian 1961 law that adopted the rule that "the sentences were now to be imposed not by citizens' assemblies but by people's courts".³¹ (The duration of the sentence differed in the Soviet Republics; for example, in the Lithuanian SSR it was shorter: expulsion for a period of from one to three years.)³² The law enforcement authorities turned to five social groups, including the group that was defined in the covert statistics as "individuals who are engaged in prostitution".³³ For example, in the nine months between August 1961 and April 1962, sixteen prostitutes were exiled from Riga.

"14/11/1964. Yesterday night I saw at the [Riga railway; I. L.] station the low category prostitutes that I had seen at the court. The elderly Līziņa, who looked like a whore with black stockings, black scarf, and black mascara circles under her eyes, went down the street. As the 'Broadway' of the respective circles, girls used to dress themselves in an ultra-modern way. She was expelled from Riga, but she must have achieved a commutation of her sentence somehow. She was walking together with a very tall young woman and other prostitutes of higher status, whom I know from the respective court hearings."³⁴

Here Irbe has documented the method of "expulsion from Riga", which was applied by the militsiia as an administrative measure (nonjudicial expulsion) for offenders who did

28 Cf. Dalia Marcinkevičienė, Rima Praspaliauskienė: Prostitution in Post-war Lithuania, in: *Women's History Review* 12 (2003), no. 4, pp. 651-660, here p. 653.

29 Letter of V. Ščerbins, Acting Public Prosecutor of the LSSR, to Minister of Justice J. Dzenītis, September 1977, LNA LVA, 938-6-1572, 32. lp.

30 Latvijas PSR Augstākās Padomes Prezidija dekrēts "Par cīņas pastiprināšanu pret personām, kas izvairās no sabiedriski derīga darba un dzīvo sabiedrībai kaitīgu, parazitisku dzīvesveidu" ["On Strengthening the Fight with Persons Avoiding Socially Useful Work and Leading an Antisocial, Parasitic Lifestyle"], in: LPSR Augstākās Padomes un Valdības Ziņotājs (1961), no. 34, pp. 928 f.

31 Fitzpatrick, *Social Parasites* (see note 4), p. 388.

32 Cf. Marcinkevičienė, Praspaliauskienė, *Prostitution* (see note 28), p. 654.

33 Form for Statistical Data on Persons Convicted on the 18 August 1961 Decree of the PSS of LSSR "On Strengthening the Struggle with Persons Avoiding Socially Useful Work and Leading an Antisocial, Parasitical Way of Life", LNA LVA, 856-1a-36, 26. lp.

34 Irbe, *Dienasgrāmata* (see note 2), 14.11.1964.

not work, often drank and were not registered in Riga. Such people could be detained as violators of residency and passport laws and warned in writing that they had to leave Riga within 24 hours. Līziņa, mentioned by Irbe, had received such a punishment. By referring to his knowledge that he had obtained from the “respective court proceedings”, he refers to the criminal cases in which prostitutes had participated, for example, as witnesses in the prosecution of alleged brothel-keepers. As a bailiff working at the People’s Court, Irbe could observe the court proceedings. He used his privilege, by attending the court proceedings, where the charges were related to issues of sexuality.

In the mid-1960s the regulatory framework that was also used to fight prostitution was developed. In September 1965 the PSS of the USSR made amendments in the law on fighting the parasitic way of life. The formulation about living from out-of-work income was removed from the wording, the People’s Courts did not have the right to punish those “parasites” who were not found guilty of a criminal offence; internal exile as punishment was annulled (except exile from Moscow and Leningrad), but the right to decide in the workplace on the sanction of re-education was transferred to the Executive Committees of the Councils of People’s Deputies.³⁵ In April 1966 the lawyers of the Latvian SSR also discussed the rule of abolishing the exile of individuals, and to oblige them instead to undergo re-education measures at their place of work or residence.³⁶ The bailiff of the People’s Court, Irbe, noted in his diary in February 1966 how the rank and file employees of the Ministry of Justice learned about the upcoming changes. They were of the opinion that the abolition of exile was motivated by the Soviet Union’s resentment of the international reprimand that it still used such a penal measure. Actually, the International Labour Organisation (ILO), which the USSR re-joined in 1954, strongly condemned the Soviet Union for the use of forced labour.³⁷ The heated debates over the drafting of the ILO’s Convention on Forced Labour in 1956–1957 were retracted in the Soviet press. Irbe’s own experience also showed that citizens used this legal measure for the purposes of mutual retaliation:

“Yesterday at the meeting of the militsiia, Kosarskene [his boss, the senior bailiff of the Kirov District People’s Court of Riga City; I.L.] was accused of writing to the militsiia administration [at the Executive Committee of the People’s Deputy Council of Riga City; I.L.] and complaining that the militsiia did not help us to fight against scum, criminals, parasites. The law that stipulates that one can be exiled for parasitic lifestyle was nearly never applied, and now it will be abolished forever, because it is not in accordance with democracy. Besides, the foreign press also writes that exiles still exist. It was introduced by Khrushchev and therefore it must be abolished. To some extent, this is true. Especially in the beginning, the housing management authorities arbitrarily exiled individuals without any reason. There are always extremes. Our client Jofe last year [experienced such a situation; I.L.] in the court. Šaligina ordered the convoys to arrest her and exile her by force. The

35 Cf. Fitzpatrick, *Social Parasites* (see note 4), p. 407.

36 Cf. Letter of the Head of the Legal Commission A. Pāže to the LSSR Council of Ministers, 7 April 1966, LNA LVA, 938-6-430, 14. lp.

37 Cf. Harold Karan Jacobson: *The USSR and ILO*, in: *International Organization* 14 (1960), no. 3, pp. 402-428, here 421 f.

verdict was taken in absentia. Other people from Jofe's [communal; I. L.] apartment hated her, physically assaulted her and threw her out of the apartment, etc. They all complained that Jofe is a parasite-prostitute. Jofe managed to escape from the place of exile. She took a plane and went to Moscow to complain. On the basis of the order issued by Moscow, the case was reconsidered and the verdict was annulled, because Jofe was working all the time and the law could not be applied to her."³⁸

Fitzpatrick has concluded that in the anti-parasite legislation of the early 1960s addressing the problem of beggars, the problem of vagabonds and prostitution was regarded as of secondary importance. However, from the early 1960s the rhetoric against immoral and parasitic way of life had already been seized upon and employed by health care officials in internal documents aimed at fighting STI.

In the 1960s, the rhetoric about frivolous women was also placed in the context of sexual morality. The unacceptable way of life was no longer described as anti-social, but as immoral. The requirement to educate violators of the anti-parasite law in their workplaces (thus mobilising societal opinion through education and persuasion) meant bringing them up in a metaphorical "Soviet family".

From Anti-social to Immoral: Issue of the Ministries of Health Care and Internal Affairs

From the mid-1960s, the fight on STI in the LSSR focused on particular social groups accused of practising an immoral and parasitic way of life. The aspect of immorality was introduced in the politics of fighting STI by health care officials. In the reports on the state of affairs for the years 1961 and 1962 prepared by the Ministry of Health Care, women who practised an "immoral way of life in terms of sex life and who are malevolent sources of infection" were identified as a dangerous social group.³⁹ In the 1960s the Ministry defined this group as "women who lead a negligent sex life". They were forcibly transferred by militia employees seconded to the Ministry of the Internal Affairs to undergo a medical inspection.⁴⁰

The officials involved in the elaboration of the policy used numerous variations of the words "frivolous women" as a euphemism for prostitution. This is reflected in the wording of the instruction for the procedure by which the Ministries of Health Care and Internal Affairs implemented the decisions of the Council of Ministers concerning the fighting of STI. In the 1964 instruction, the keyword was "persons", without indication of gender.⁴¹

38 Irbe, Dienasgrāmata (see note 2), 09.02.1966.

39 The 1961 Comprehensive Plan of the Ministry of Health Care of the LSSR for Fighting Skin, Venereal Infections and Leprosy, LNA LVA, 1022-7-337, 3.-17. lp., here 6. lp.

40 Cf. Conjunction Review of the Operation of Skin Venereological Institutions of the LSSR in 1962, 23 May 1963, LNA LVA, 1022-7-366, 1.-70. lp., here 49. lp.; Conjunction Review of the Operation of Skin Venereological Institutions of the LSSR in 1965, 18 June 1966, LNA LVA, 1022-7-427, 2-96. lp., here 62. lp.

41 Cf. Instruction "On the Procedure for the Application of Decree no. 304 of the LSSR Council

In the 1971 instruction, on the other hand, women were demonised: “persons who lead a negligent sex life” was reformulated as “frivolous women leading a negligent sex life”.⁴² Also, the notion of “prostitution” was clarified by being formulated as “persons who enter into sexual relations for the purpose of material benefit”. Thus the policy was aimed only at sellers of sex, not buyers.

Moreover, the fight to correct the behaviour of individuals from these groups was institutionalised. The decision of the Council of Ministers of the LSSR taken on 26 May 1964, “On the Measures in Fighting STI”, authorised the Ministry of the Internal Affairs to cooperate with the authorities of Health Care regarding the identification and transfer for medical examination of those persons about whom it was justified to assume that they suffered from a STI.⁴³ In 1965, implementing the law of 26 May 1964, a two-member operative group in close cooperation with the Republican Skin and Venereal Disease Dispensary Riga, was set up at the Criminal Investigation Department of the Administration of Internal Affairs of the Riga Executive Committee.⁴⁴ One of this task force’s target groups was so-called frivolous women, mainly sex workers. Similarly tasked operational staff were also appointed elsewhere in Latvia. The monitoring of prostitutes was based on the practice of fighting STI by using two databases that registered prostitutes. They were created and maintained by the health care and internal affairs offices as an instrument of social control.

In the 1969 filing system of the Riga militsiia there were 1639 “women [registered; I. L.], who were engaged in prostitution”.⁴⁵ In 1973 the number rose to 2,300-2,400 persons in the LSSR, including about 800 women in Riga.⁴⁶ In the 1950s–1980s the Ministry of the Internal Affairs used individual conversations, individual and collective patronage, and discussion of the problem in collective meetings and in the comrades’ courts to educate women who engaged in prostitution.⁴⁷ The 1964 decision instructed the employees of the Ministries of the Internal Affairs and Health Care to reinforce the education of young people and to organise regular lectures and discussions about sexual relations, as well as to implement activities intended to eradicate the possibility of “immoral behaviour” in dormitories and boarding schools.⁴⁸

of Ministers, May 26, 1964. ‘On Measures to Fight Venereal Infections’”, 6 August 1964, LNA LVA, 938-6-430, 64.-65. lp.

42 Instruction “On the Procedure for the Application of Decree no. 304 of the LSSR Council of Ministers, May 26, 1964 ‘On Measures to Fight Venereal Infections’ and Decree no. 301-12, 16 June 1971 ‘On the Measures to Strengthen the Fight of Venereal Infections’”, LNA LVA, 938-6-971, 5.-6. lp.

43 Decree no. 304 of the LSSR Council of Ministers, 26 May 1964. “On Measures to Fight Venereal Infections”, LNA LVA, 270-3-2009, 109.-110. lp., here 109.

44 LNA LVA, 1022-7-427, 2-96. lp., here 62. lp. (see note 40).

45 Report of N. Pahomovs, the Prosecutor of the Riga City Procuracy, to the Prosecutor of the LSSR V. Laiviņš, 31 December 1969, LNA LVA, 1854-1a-5, 1.-11. lp., here 2.-3. lp.; Inquiry to the Report of N. Pahomovs, the Prosecutor of the Riga City Procuracy, to the Prosecutor of the LSSR V. Laiviņš, 31 December 1969, *ibidem*, 12.-17. lp., here 12.-13. lp.

46 Cf. The Minutes of the meeting of the Council at the Ministry of Health Care of the LSSR, 19 October 1973, LNA LVA, 1022-4-235, 416.-435. lp., here 435. lp.

47 Cf. Proposals of the Ministry of Public Order to the Draft Decree “On Measures to Fight Venereal Infections”, March 1964, LNA LVA, 270-3-2009, 122.-123. lp.

48 Decree no. 304 of the LSSR Council of Ministers, May 26, 1964. “On Measures to Fight Venereal Infections”, *ibidem*, 109.-110. lp., here 109.

Political Language and Unofficial Family Values

The fight against women's use of sexuality outside the marriage was promoted also by postwar reproductive politics. Postwar Soviet family values were maintained by the Supreme Soviet edict of 8 July 1944 on the family. Aiming to stop the increase in the number of illegitimate births, the law created single motherhood as a new legitimate site for reproduction as well as a new legal category of single mother who, with state aid, was responsible for parenting and had no right to claim paternity for her children. Her sexual partner had no legal responsibility or obligations. Historian Mie Nakachi finds that in this way, new, gendered roles were imposed by the pro-natalist government. Women were expected to be mothers. Men were expected not only to marry and form stable families but were "asked to fulfill a second task as well, impregnating unmarried women. By sanctioning adultery, a systemic requirement, implied but never stated in even Khrushchev's frankest moments, the Soviet government undermined its simultaneous desire for stable families."⁴⁹ Historian Lauren Kaminsky finds that the 1944 Family Law favoured a restoration of the nuclear family more in line with popular family values.⁵⁰ Only the 1968 All-Union Family and marital code gave to single mothers the right to claim paternity of their children.

Pushing (out-of-wedlock) male paternal responsibility aside was consistent with family values based on marriage. However, pursuing its pro-natalist aim, the state did not moralise about the status of single mother, thus making family values unofficial. By supporting single mothers and illegitimate children, the state symbolically took on the role of father. Sociologists Anna Temkina and Elena Zdravomyslova have characterised Soviet family politics as containing both traditional and emancipated aspects.⁵¹ Women used different strategies of adaptation in the Soviet system. Widespread was "the individual manipulation of gender-marked rights and privileges". In the 1930s "women began appealing to the authorities on a mass scale concerning family conflicts. This strategy rested on the traditionalist views which had been incorporated into Soviet ideology."⁵²

49 Mie Nakachi: N.S. Khrushchev and the 1944 Soviet Family Law: Politics, Reproduction, and Language, in: *East European Politics and Societies* 20 (2006), no. 1, pp. 40-68, here pp. 46 f.

50 Cf. Lauren Kaminsky: Utopian Visions of Family Life in the Stalin-Era Soviet Union, in: *Central European History* 44 (2011), no. 1, pp. 63-91, here p. 84.

51 Cf. Elena Zdravomyslova, Anna Temkina: Gendered Citizenship in Soviet and Post-Soviet Societies, in: Vera Tolz, Stephenie Booth (eds.): *Nation and Gender in Contemporary Europe*, Manchester 2005, pp. 96-115, here p. 104.

52 Ibidem, p. 105. See also: Ineta Lipša: Privātās dzīves uzraudzīšana un kontrole Latvijas PSR, izmantojot valsts represīvos mehānismus (1944–1953) [Surveillance and Control of Private Life in the LSSR using repressive mechanisms of the state (1944–1953)], in: Kristīne Jarinovska (ed.): *Totalitārisma sabiedrības kontrole un represijas. VDK zinātniskās izpētes komisijas raksti. 1. sējums* [Control and Repressions of the Totalitarian Society. Proceedings of the International conference "Control and repressions of the totalitarian society: research of the documents and its methodology". Symposium of the Government Commission for KGB Research. Volume 1.], Rīga 2015, pp. 443-474; Elena Zhidkova: Family, Divorce, and Comrades' Courts: Soviet Family and Public Organizations During the Thaw, in: Helene Carlbäck, Yulia Gradska et al. (eds.): *And They Lived Happily Ever After. Norms and Everyday Practices of Family and Parenthood in Russia and Central Europe*, Budapest et al. 2012, pp. 47-64; Sof'ia Chuikina: "Byt neotdelim ot politiki": ofitsial'nye i neofitsial'nye normy "polovoi" morali v sovetskom obshchestve 1930–1980-kh godov

Fitzpatrick gives an example of the incorporated traditionalist views found in a brochure, “On the Moral Profile of Soviet Man”, compiled in 1948 for the use of party propagandists and agitators. It “reminded Party members that ‘relations between the sexes are not only a personal affair’, that ‘so-called private life demands an understanding of one’s duty to the family,’ and that ‘in our society, dissolute behaviour calls forth general indignation and contempt’”.⁵³

The incorporated traditionalist views are evident in the official discourse of Communist morality during both the Stalinist and Khrushchev periods, a discourse that demanded that “married people who found themselves attracted to acquaintances [...] subdue their illicit desires by force of will”.⁵⁴ Individuals who willingly internalised prescriptions of Communist morality about personal conduct were viewed as citizens who “ensure social stability by establishing secure families and leading orderly personal lives, and by making sure that their coworkers and neighbors did the same”.⁵⁵

Thus, the state simultaneously accepted unofficial family values in official Soviet discourse but challenged them in the reality. The attitude towards prostitution was the opposite: the state challenged the official Soviet discourse with the notion that there was no prostitution, but in reality accepted the existence of prostitution and persecuted women in accordance with unofficial family values that questioned women’s sexual activity outside marriage. The laws on the fight against anti-social, parasitical elements and ways of life, and against STI, were used as tools for the surveillance of women.

The oppressive attitude towards female sexual agency manifested itself in the discourse about “frivolous women”, which, according to unofficial family values, was used also as a synonym for prostitution. An oppressive patriarchy hid behind disingenuous words about “frivolous women” and revealed itself in the censoring of any mention of prostitution in the public media. Thus, the thesis that the Soviet authorities were concerned not with the morality of prostitution (a woman selling her body), but with prostitution as a source of income⁵⁶ or as a source of a STI, has to be broadened to reveal that moralisation over the female use of sexuality was its hidden agenda. Therefore, an analysis of the language used to articulate female sexual behaviour out of marriage must put the notion of prostitution in the context of family values.

In the 1950s, distinct forms of language were used in high-level documents and internal communication documents of officials. In law the language was more euphemism-based, while in the documents of internal communication it was more direct. Nakachi has demonstrated these distinct forms of political language, which “legitimate the policies in different

[“Way of life is inseparable from politics”: Official and unofficial norms of sexual morality in the Soviet society of the 1930s–1980s], in: Elena Zdravomyslova, Anna Temkina (eds.): *V poiskakh seksual’nosti. Sbornik statei* [In Search of Sexuality. Collected Articles], Sankt-Peterburg 2002, pp. 99-127.

53 Sheila Fitzpatrick: *Tear Off the Masks! Identity and Imposture in Twentieth-Century Russia*, Princeton, NJ et al. 2005, pp. 243 f.

54 Deborah A. Field: *Irreconcilable Differences: Divorce and Conceptions of Private Life in the Khrushchev Era*, in: *The Russian Review* 57 (1998), no. 4, pp. 599-613, here p. 604.

55 *Ibidem*, pp. 601 f.

56 Marcinkeviciene, Praspaliauskiene, *Prostitution* (see note 28), p. 657.

ideological terms for different audiences”, by analysing the 1944 Soviet Family Law.⁵⁷ Similar language practices were implemented in Soviet Lithuania at two levels with regard to the documentation on prostitution.⁵⁸ When describing the situation in Soviet Latvia, which officials considered as prostitution, they used the wording of the regulatory enactments (“frivolous women”) and the nature of such behaviour was defined by the notion of prostitution.

In Soviet Latvia, the issue of prostitution was discussed mainly in internal correspondence, which was not intended for publication, by officials from the Ministries of the Health Care and Internal Affairs. Because prostitution did not officially exist, the officials in their vocabulary used the euphemism “frivolous women”, quite unlike the highly moralising, pre-war wording such as “indecent women” used by Irbe. The moralising vocabulary provides evidence of tension between official Soviet discourse and unofficial family values.

In the 1960s–1970s the concept of prostitution was occasionally used in the context of fighting STI in non-public documentation of the Ministries of the Internal Affairs and Health Care. In the press, the notion of prostitution in the Soviet context was not used, while several notions were implied in the phrase “frivolous women”: it was used both when talking about prostitution and when discussing casual sex relations without the purpose of profit. The publications of the officials only contributed to maintain the conviction of the population that both meanings were actually synonyms (and were thus consistent with unofficial family values). The Deputy Minister of Internal Affairs of the LSSR, Anrijs Kavalieris, published an article in the magazine *Veselība* (Health) in 1974. The article warned readers about the situations in which it was possible to contract STI. Kavalieris first claimed that prostitution was only characteristic of countries in the capitalist world. He discussed the situation using such wording as “women, who gave themselves without any feelings to the first person whom they met, receiving material reward”, “the women of the mentioned category”, “sexual debauchery”, “casual sexual intercourse”, and “lewd immoral lifestyle”.

“In our Soviet land the class roots of prostitution have long been eradicated. In the ideological field, too, much is being done to ensure that our youth grow up with healthy, socially acceptable views on family and mutual relations between the sexes. Not only in theory, but also in practical terms, we have eliminated a situation in which a woman would be forced to sell her body, to have sexual intercourse for reward, in order to earn livelihood. And there are no such cases in practice. In theory, we might think that, as a result, the STI should also gradually disappear, first, syphilis and gonorrhoea. Yet, it is not so.”⁵⁹

Further on, Kavalieris reminded the reader that one is held criminally liable for infecting another person with STI. He provided several examples in which women were shown as the only sources of STI. The examples included women who,

57 Nakachi, Khrushchev (see note 49), pp. 40-68.

58 Cf. Marcinkeviciene, Praspaliauskiene, Prostitution (see note 28), p. 658.

59 Anrijs Kavalieris: Slidenais ceļš, in: *Veselība* (1974), no. 2, pp. 26 f.

“being materially secure, want to have ‘fun’, drink at the expense of the stranger, receive various gifts of a material nature, and not only have sex with anyone who is willing to provide such a ‘benefit’ to them, but look for the opportunity to meet strangers by themselves. Because most of them are ‘materially secure’, it cannot be ‘considered that sexual intercourse for reward is their only or even their main source of livelihood’. It is therefore a matter of easy additional ‘profit’, [they are] ‘gold diggers’, if we may say so. They do not deny it in conversations. They do not regard such behaviour as shameful. Having listened to foreign radio stations and read the porn magazines obtained from tourists or foreign sailors, these young women often argue that sexual debauchery is ‘modern’, ‘appropriate to current times’.”⁶⁰

Thus the behaviour of Soviet male citizens was not problematised by the Soviet power structures and authorities at all. There were no special formulations in use, which by analogy with the stigmatisation of women’s behaviour could have served to define “frivolous men”.

Having read the article by Kavalieris, Irbe writes in conclusion in his diary: “A young alcoholic has brought to his flat a ‘frivolous woman’, as prostitutes are now called.”⁶¹ Later, in the 1980s, the structures of militsiia used the terms “frivolous women”, “prostitutes” and “prostitution”.⁶²

Since official Soviet communication avoided the use of the concept of prostitution, casual sexual intercourse came to be equated by the general population with prostitution. This is also illustrated by the entry in Irbe’s diary of 22 March 1975:

“Having eaten [my meal], I was reading a newspaper in bed. There was a big article about the hardship of the service personnel when dealing with alcoholics and debauchees, even in posh places of entertainment. All kinds of insults, whims, and cockiness must be faced. As can be seen, tipsy, scandalous young girls lead a lewd lifestyle, because every time they come in, it is with another man. It must be assumed that they lead a lifestyle that was formerly led by the officially-existing prostitutes. It is not a secret that such women also operate nowadays, although a legal framework for prostitutes does not exist.”⁶³

In the 1970s, the Director of the Riga International Club of Sailors, founded in 1958 for the surveillance of communication between foreign sailors and Soviet citizens, reported to

60 Ibidem.

61 Irbe, Dienasgrāmata (see note 2), 14.03.1974.

62 Proposals for the Prevention and Strengthening the Fight against Prostitution in the LSSR to the Report on the Results of the Inspection on the Organisation of the Fight against Prostitution and Violation of the Rules on Currency in the LSSR, 30 December 1986, LNA LVA, PA 101-59-200, 19.-20. lp.; Minutes of the Meeting of the Committee of Riga City of the CPL, 10 April 1987, LNA LVA, PA-102-54-3, 141.-151. lp., here 147. lp.; Comprehensive Plan of Measures for the Improvement of Educational Work, the Prevention of Offenses, and the Maintenance of Order and Organisation for 1986–1990 years, 10 April 1987, ibidem, 164.-166. lp., here 166. lp.; On Measures to Strengthen the Fight against Illegal Currency Operations, Prostitution and Related Illegal Activities, 10 April 1987, LNA LVA, PA-102-54-4, 151.-153. lp., here 152.-153. lp.

63 Irbe, Dienasgrāmata (see note 2), 22.03.1975.

the Party and KGB authorities on impressions about Riga; and he, too, used the wording “frivolous women”⁶⁴. When presenting the views of the sailors, he used both this wording⁶⁵ and its variations – “girls of questionable behaviour”⁶⁶ and “girls of the free professions”⁶⁷:

“The cleanliness of streets and parks, as well as the greenery catch the eye in your city; the appearance of people leaves a good impression. An unpleasant surprise was the girls of questionable behaviour near *Interklubs*, who made every effort to take the sailors with them.”⁶⁸ (Sailor from England, 26/07/1974.)

The notions of prostitutes⁶⁹ and prostitution⁷⁰ were also used in the report, but they were cited from the questionnaires of foreign sailors:

“I see a lot of girls of the free professions in the city. Does that mean that prostitution exists legally in the USSR?”⁷¹ (First Mate of Captain, Democratic Republic of Germany, 1979.)

“A foreigner cannot walk peacefully around the city. Everywhere – at the port, on the streets, even near the club – we are met by people who offer to change money or sell something. Besides, they are very obtrusive. The prostitutes also don’t leave us alone. One cannot sit peacefully in a café or a restaurant. They approach you everywhere – [the restaurants; I.L.] *Luna, Rostoka, Rīga, Astorija, Tūrists, Daugava*. They behave shamelessly, they sit at your table and it is hard to get rid of them. The most interesting thing is the fact that militsiia sees everything, but does not pay any attention. It seems that there is some agreement between them. It is very sad that the impression of your beautiful city is damaged by such elements, which according to the headlines of your newspapers, only exist in the West.”⁷² (Chief Mechanic, Federal Republic of Germany, 1979.)

Thus, in the context of Cold War ideology, the Director of the Riga International Sailors Club has interpreted morally the existence of prostitution as a phenomenon that damages the image of the Soviet regime in the eyes of people from Western countries. In Estonia, in contrast, the problem of encounters between female citizens and Finnish tourists was predominantly treated as a matter of black marketeers, interested in currency and Western consumer products. Historian Oliver Pagel has claimed that

64 Report on the Work of Riga International Sailors Club in 1979, LNA LVA, 1732-8-111, 3.-31. lp., here 6. lp.

65 Cf. *ibidem*, 24. lp.

66 Report on the Work of Riga International Sailors Club in 1974, LNA LVA, 1732-8-42, 23.-92. lp., here 36. lp.

67 LNA LVA, 1732-8-111, 23. lp. (see note 64).

68 LNA LVA, 1732 -8-42, 36. lp. (see note 66).

69 Cf. LNA LVA, 1732-8-111, 24. lp. (see note 64).

70 Cf. *ibidem*, 23. lp.

71 *Ibidem*.

72 *Ibidem*, 24. lp.

“only a few women interested in Finnish tourists were actual prostitutes sleeping with clients for money. Most prostitutes were thieves, using the ‘oldest profession’ as a cover to gain access to Finnish tourists at the hard currency bar in Tallinn’s Viru Hotel, get them drunk, and lure them back to their rooms (which were officially off-limits to Soviet citizens) to steal their money and personal belongings”.⁷³

Without going into the idea of prostitution as a cover for female thieves, it should be noted that in this case, too, the concept of prostitution was used by the officials of internal affairs as a moralising metaphor for the unacceptable use of female sexuality.

Perestroika: the Idea of Administrative Liability for Men Buying Sex

It is not clear why in May 1985 the Operational Group of the Internal Affairs Administration of the Riga Executive Committee to fight STI was shut down by order of the Minister of Internal Affairs of the USSR. In any case, the registration of prostitutes continued. In late 1986 there were approximately 3,500 women registered in the filing system of the militsiia of the LSSR, of whom 3,000 were registered in Riga and 500 in Ventspils.⁷⁴ In Riga, similarly to Moscow, a registration system for prostitutes had been maintained for years – at least since 1965, not just since 1987 as has been stated elsewhere.⁷⁵ In spring 1987 the fight against STI was once again institutionalised in the militsiia authorities. Now again, as in the period from 1965 to 1985, two employees with responsibility for fighting STI were included in the Operational Department of the Internal Affairs Administration of the Riga Executive Committee. The Department was in charge of ensuring the personal and property security of foreigners, as well as of fighting illegal currency operations (the Department was established in 1985). Similarly, as in 1956 before the law on fighting parasitic and immoral lifestyle was adopted, in 1986, too, the emphasis on preserving the image of the Soviet Union in the eyes of foreigners contributed to the adoption of a new legal instrument for fighting prostitution: the 1987 addition to the Code of Administrative Offenses of the LSSR. It was an article which stipulated a punishment for engaging in prostitution.

Gorbachev’s glasnost politics officially recognised the existence of prostitution in the USSR. Louise Shelley has stated that “perestroika contributed to the spread of prostitution in the USSR by lifting certain social controls, increasing the flow of foreign visitors to the country and creating a new class of affluent Soviet businessmen. For many high school and vocational students, prostitution unfortunately became a prestigious occupation.”⁷⁶

Prior to the formal recognition of prostitution, the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union delegated a group of employees of the USSR Prosecutor’s Office and the USSR Ministry of Internal Affairs to identify the work of the militsiia authorities

73 Oliver Pagel: Finnish Tourists in Soviet Estonia: Security Considerations, in: *Journal of Baltic Studies* 50 (2019), no. 3, pp. 375-391, here p. 384.

74 Cf. Report on the Results of the Inspection on the Organisation of the Fight against Prostitution and Violation of the Rules on Currency in the LSSR, 30 December 1986, LNA LVA, PA-101-59-200, 1.-14. lp., here 1. lp.

75 Cf. Shelley, *Policing Soviet Society* (see note 10), p. 145.

76 *Ibidem*, p. 146.

of the LSSR in the fight against prostitution and the violation of currency rules.⁷⁷ The group inspected the work of militsiia in the major port cities – Riga and Ventspils. Because prostitution in the Soviet Union did not exist officially, the authors of the report specifically stated that the wording “women, who earn with prostitution” was used in the report because such wording was used by the citizens of the LSSR. Foreigners were placed at the centre of the document. Its authors claimed that “the most common [sexual relations; I. L.], where the payment is in foreign currency and foreign goods are involved, are [instances of] sexual intercourse between frivolous women and foreign citizens”.⁷⁸ All groups of foreigners which annually visited the LSSR were mentioned: foreign ships in the Riga Sea Port (around 500 ships with 23-25 thousand crews’ members) and Ventspils Sea Port (around 800 ships); foreign students at educational establishments in the LSSR (around two thousand); an increasing number of foreign specialists who worked full-time at Riga enterprises in accordance with interstate contracts; ethnic tourists (around 6,000) and foreign tourists (50,000). The total number of foreigners who visited the LSSR in 1986 was around 81-83 thousand. The number of foreign tourists visiting Soviet Latvia had been steadily grown from the early 1960s (data do not include foreign sailors). In 1960, 2,649 foreign tourists visited Latvia (in comparison with 618 tourists who visited Tallinn in 1961⁷⁹). In the space of ten years, the number doubled to 13,210 by 1969. In the decade from 1970 to 1979, however, the number increased three-fold from 12,263 to 37,200 tourists. From 1979 to 1987 (in nine years), the number of foreign tourists increased 1.7 times from 37,200 to 64,300.⁸⁰

The 1986 Inspection report described the state of prostitution by dividing prostitutes in three categories. There were “higher category prostitutes or inter-teams”, who mostly operated in restaurants and hotels where foreigners stayed. There were also prostitutes who served *fartsovshchiks* and “other criminal elements” for Soviet money. Then there were “lower category” prostitutes who gathered in stations, markets and brothels, and who served alcoholics and vagabonds for reward. There were also “seasonal” (summer) prostitutes, who arrived in the port and resort towns from other regions of the country. The inspection group noted that women who engaged in prostitution with foreigners were fluent in foreign languages and rarely committed crimes. This was also attested by the fact that, out of 3,000 prostitutes registered in the operational filing system of the Internal Affairs Administration of the Riga Executive Committee, only 138 had sold sex to foreigners.⁸¹ However, the aim of the militsiia authorities was to punish the majority of prostitutes – those who sold sex to foreigners without violating the existing laws and regulations. The inspection group finished the description of the situation with proposals as to what should be done, and how to accomplish it.

77 Cf. LNA LVA, PA-101-59-200, 1.-14. lp., here 1. lp. (see note 74).

78 Ibidem, here 2. lp.

79 Cf. Pagel, Finnish Tourists (see note 73), p. 377.

80 Cf. Ineta Lipša: VDK ietekme un padomju Latvijas ārzemju tūrisma iestāžu vadošais personāls: Vissavienības akciju sabiedrības “Inturist” Rīgas nodaļa un tās operatīvā vadība (1957–1992) [KGB Interests at the Top Management Level of the Riga Office of GAO Intourist and Its Operative Management (1957–1992)], in: Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls 103 (2017), no. 2, pp. 80-128, here 87 f.

81 Cf. LNA LVA, PA-102-54-3, 141.-151. lp., here 147. lp. (see note 62).

The first recommendation was to supplement Article 208 of the Republican Criminal Code so as to include “sex for pay” among other activities to be punished (debauchery of thieves and users of alcohol, keeping of brothels, as well as setting up for debauchery). It was followed by a recommendation to abolish the 1985 order of the Ministry of Internal Affairs of the USSR, which had closed down the operational group for fighting STI in the Riga militsiia administration. It was recommended that specialised units for fighting prostitution in Riga, Ventspils and other major cities be established, and that prostitutes be held administratively liable. In case the administratively penalised persons continued to engage in prostitution, criminal liability should be stipulated. The harassment of foreign citizens by women in order to have sexual intercourse for remuneration should be qualified as petty hooliganism. However, the most radical recommendation was to stipulate administrative liability for men who paid to receive sexual services.⁸² The adoption of such a recommendation would be in line with the official Soviet discourse – one of the ideological corner stones of the Soviet Union – that claimed that the socialist system was based on gender equality. If the seller of sex was administratively sanctioned, the buyer of sex must also be punished. However, this recommendation was not adopted, which meant that, in the rivalry that always existed between official Soviet discourse and unofficial family values, the Soviet Union chose to include in its official discourse the values that did not correspond to its former official discourse.

In its evaluation of the proposals of the Moscow group in June 1987, the Ministry of Justice of the LSSR stated that in foreign socialist countries (Poland, Bulgaria, Democratic Republic of Germany, Rumania, but not the Mongolian Autonomous SSR) prostitution was not a crime.⁸³ The authors of the report recommended defining prostitution as a woman’s systematic engagement in debauchery for selfish purposes, for which administrative liability in the form of a fine of up to 100 roubles should be imposed. If there was a repeated case of prostitution (within a year after the application of social sanctions or administrative penalties), criminal liability should be imposed by punishing the respective person with imprisonment for up to two years; by penal labour for the same period of time; or by a pecuniary penalty of up to 200 roubles.

In order to fulfill these recommendations, Article 174 of the Code of Administrative Offenses of the LSSR was supplemented with Article 174¹ on the engagement in prostitution. In 1988, 240 women were held administratively liable for engaging in prostitution. That was 3.6 times more than in 1987.⁸⁴ In 1987, prostitution was officially recognised in the USSR. In consequence, militsiia tactics changed and militiamen dealt with the problem more directly. The leadership of militsiia had agreements with the managements of hotels where foreign citizens were accommodated, which stipulated that “frivolous women” would not be given passes for access to hotels, nor would travel documents be issued for going to *Intourist* hotels in other cities of the Soviet Union.⁸⁵ The administration of militsiia submit-

82 Cf. LNA LVA, PA-101-59-200, 19.-20. lp. (see note 74).

83 Cf. Reference to the Decree of the Presidium of Supreme Soviet of LSSR “On Amendments and Additions to the LSSR Code on Administrative Offences”, 12 June 1987, LNA LVA, 938-6-3000, 1.-3. lp., here 1. lp.

84 Cf. Report of Minister of Internal Affairs B. Šteinbriks, 28 January 1989, LNA LVA, PA-101-63-99, 26.-29. lp.

85 Cf. LNA LVA, PA-102-54-4, 151.-153. lp. (see note 62).

ted the lists of the “*farcovshchiks*, *valutchiks* and frivolous women” residing in Riga. The Riga City Committee asked the administration of the city militia to engage various Soviet “volunteer groups” (voluntary people’s *druzhina*, Komsomol operative *druzhina*, comrades’ courts and street committees) in the fight against prostitution.

Thus, the lawyers of the LSSR chose to apply administrative liability for prostitution only on the female gender. Consequently, the principle of gender equality was eliminated from official Soviet discourse, and the unofficial family values, which existed in the real lives of citizens of the Soviet Union, were reinforced.

Conclusion

The analysis of documents produced by the authorities, as well as the examination of autobiographical documents, provide evidence of the fact that the euphemisation of prostitution in Soviet Latvia maintained and reinforced a repressive, judgmental attitude towards women who were not prostitutes, but merely wanted to realise their sexuality without marriage ties. The behaviour of the buyers of prostitution – Soviet male citizens – was not problematised by the Soviet power structures and authorities at all. There were no special formulations in use which, by analogy with the stigmatisation of women’s behaviour, could have served to define the behaviour of “frivolous men”. As a result of the euphemisation of prostitution, the women who were suspected of using or who actually used sexuality without the aim of getting married, were stigmatised. Consequently, prostitution was gendered as merely a problem of Soviet female citizens, contributing to the idealisation of the family as an institution and to the emphasis on women’s moral responsibilities.

Zusammenfassung

Der Schwerpunkt dieses Artikels liegt auf der Untersuchung des rechtlichen Rahmens der Prostitution im sowjetischen Lettland (Lettische Sowjetische Sozialistische Republik oder LSSR). Im Fokus stehen Aufzeichnungen der Komitees der Kommunistischen Partei der LSSR (CPL) auf der Landes-, Stadt- und Bezirksebene sowie Dokumente staatlicher Behörden wie Polizei, Staatssicherheit, Justiz und allgemein des Gesundheitssystems. Die Analyse von Archivadokumenten wird durch Zeugnisse aus dem Tagebuch von Kaspars Aleksandrs Irbe (1906–1996) ergänzt, das aus 77 Bänden besteht und über 55 Jahre von 1940 bis 1996 durchgehend geschrieben wurde. Darüber hinaus werden die Untersuchungen, die die offizielle Gewerkschaftseinrichtung⁸⁶ – die Riga Internationale Seeleutevereinigung (der sogenannte Interclub) – durchgeführt hat, herangezogen. Dabei werden drei Phasen im Umgang mit der Prostitution herausgearbeitet; auch die Auswirkungen, die das Aufeinandertreffen von Sowjetbürgern und Ausländern auf die Ausformung der Anti-Prostitutions-Politik hatte, sind Bestandteil der Untersuchung.

In den 1950er Jahren änderte sich die Gesetzgebung zur Bekämpfung der Prostitution, indem sie nicht mehr auf „antisoziale, parasitäre Elemente“ abzielte, sondern Prostitution

86 Inoffiziell mit dem Staatssicherheitskomitee verbunden.

als eine Lebensweise betrachtete. Von den 1960er Jahren bis 1986 richtete sich die Politik überwiegend gegen sexuell übertragbare Infektionen (sexually transmitted infections, STI); Personen „mit unmoralischer Lebensweise“ standen hier im Visier der Behörden. Die dritte Phase begann 1987 mit der offiziellen Einstufung der Prostitution als Ordnungswidrigkeit, wobei ausschließlich Sexarbeiterinnen erfasst wurden und damit die Ungleichheit der Geschlechter in den offiziellen sowjetischen Diskurs eingeführt wurde. Während der zweiten Phase, beginnend mit den frühen 1960er Jahren, setzte die Vorstellung ein, dass „Frauen mit einem unmoralischen Lebenswandel“ als gefährliche soziale Gruppierung anzusehen seien. 1965 wurde die Überwachung von Prostituierten durch die Aufstellung einer sofort einsatzbereiten Einheit in der Verwaltung der Stadtpolizei Riga und den Aufbau eines Registratursystems über Prostituierte (*kartoteka*) eingeführt. Dieser Politik folgte eine auf Moral basierende Diskussion über das weibliche Geschlecht. Durch die Schuldzuweisung an das weibliche Geschlecht tat sich eine Kluft auf zwischen dem offiziellen sowjetischen Diskurs über Geschlechtergleichheit und den inoffiziellen Familienwerten, die dem Konservatismus der sowjetischen Nachkriegsgesellschaft in Geschlechterfragen entsprachen.

PROJEKTVORSTELLUNGEN

Namensbildungen als Strategien der Identitätsbildung: Das Beispiel der Familie Frydag / Freytag(h) von Loringhoven / v. Freytag gen. Löringhoff Freytag(h) genannt Löringhoff / Loringhoven

von Rüdiger Ritter

Viele deutschbaltische Adelsfamilien tragen Namen, die aus heutiger Sicht barock-verschlungen, pittoresk und kurios erscheinen, in jedem Fall aber für den Alltagsgebrauch schlicht ungeeignet sind – das zeigt sich immer wieder beim einfachen Versuch, einen solchen, oft mehr als dreigliedrigen Nachnamen in eines der heutzutage in den unzähligen Lebenssituationen üblichen Eingabemasken elektronischer Formulare unterzubringen. Dass hinter solchen Namensungetümen Geschichte steckt, ist in einem mehr oder weniger reflektierten Sinne einer breiten Öffentlichkeit geläufig. Kaum bekannt ist aber, worin der Sinn dieser Namensgebung bestand, und dass es sich hier um weit mehr und um etwas qualitativ anderes handelt als einfach um bloße Überbleibsel einer langen Familiengeschichte. Daher ist es ein für die Struktur der deutschbaltischen Adelschicht höchst aufschlussreiches Untersuchungsfeld, die Funktion von Namensgebung als Mittel der Identitätsbildung und -sicherung, als Mittel der Abgrenzung und als Mittel der Demonstration des eigenen Geltungs- oder Herrschaftsanspruchs zu erforschen.¹

Die Familie Freytag(h) von Loringhoven / v. Freytag gen. Löringhoff

Eine deutschbaltische Adelsfamilie, an deren Geschichte sich die Praktiken der Namensgebung und die dahinterstehenden Strategien zum Zwecke ihrer Selbstbehauptung und Herrschaftssicherung exemplarisch darstellen lassen, ist die Familie Freytag(h) von Loringhoven / v. Freytag gen. Löringhoff. Allein die Unmöglichkeit, eine einzige Form des Familiennamens anzugeben, die alle Mitglieder gleichermaßen einschließt, ist ein erster Hinweis auf die Bedeutung des Namens für diese Strategien.²

Die ersten Vertreter dieser heute noch bestehenden Familie sind im 12. Jahrhundert nachweisbar. Die frühesten urkundlichen Erwähnungen von Familienmitgliedern datieren aus dem Jahr 1198, und zwar in einer Urkunde des Grafen Gottfried v. Arnsberg. Der hier

- 1 In diesem Beitrag stelle ich einige Ausgangsthesen einer von mir geplanten Untersuchung zum Verhältnis von Herrschaftssicherung und Identitätsbildung am Beispiel deutschbaltischer Adelsfamilien vor.
- 2 Grundlegende Informationen zur Familiengeschichte bei Bernd Freytag von Loringhoven: Frydag und Freytag(h). Kurzgefaßte Familiengeschichte, München 1987; zu den Anfängen des baltischen Zweigs vgl. Udo Freytag Löringhoff: Zur Frühgeschichte der v. Freytag gen. Löringhoff, Greifswald 1934, Ndr. Lüneburg 1956.

genannte Wecelo Vriedach war Angehöriger eines Geschlechts, das in Westfalen seit jeher ansässig war und immer wieder mit verschiedenen Linien in Erscheinung trat, ohne dass sich die Verwandtschaftsverhältnisse heute noch in jedem Fall genau rekonstruieren lassen. Bis zur Auswanderung einiger Mitglieder ins Baltikum war die Familie in verschiedenen Linien im westfälischen Raum zwischen Dortmund und Herne ansässig. In der Neuzeit erst gelang Teilen der nach der Auswanderung ins Baltikum im Reichsgebiet verbliebenen Familie der Aufstieg in den mittleren Adel in Form der Erhebung einiger Mitglieder in den Grafenstand, was jedoch Episode blieb – die betreffenden Zweige starben bald darauf aus. Vertretern des baltischen Familienzweigs wurde schließlich noch im 19. Jahrhundert der Baronstitel zuerkannt.

Wenngleich die Familie es weder im westfälischen noch im baltischen Gebiet vermochte, durch umfassende Arrondierungen und Ballung von Besitztümern und Ämtern ihren Einfluss wesentlich zu steigern und überregionale Bedeutung zu erlangen, war sie doch über Jahrhunderte hinweg für beide Landschaften ein bestimmender politischer und kultureller Faktor.

Einer der frühesten Auswanderer der Familie ins Baltikum, nämlich der livländische Ordensmeister Johann Freytag von dem Loringhofe, war zugleich der vielleicht bedeutendste Spross der Familie. Im Baltikum bildete die Familie neben den „offiziellen“, in den Adelsmatrikeln verzeichneten Zweigen, in Livland, Estland und Kurland eine Reihe von schwedischen, russischen und polnischen Nebenlinien aus, deren Existenz erst jüngst bekannt wurde – sozusagen die „Verlierer“ einer deutschbaltischen Identitätspolitik, wie in diesem Beitrag noch zu zeigen sein wird. Die Westmigration der baltischen Familienzweige im 20. Jahrhundert führte zum bis heute bestehenden Nebeneinander der sog. reichsdeutschen und baltischen Familienzweige. Ihr Gefühl der Zusammengehörigkeit war über die Jahrhunderte hinweg nicht erloschen. Das schlug sich auch in den neuen Formen der Identitätssuche seit dem Ende des Ersten Weltkriegs nieder.³

In den drei Phasen ihrer Geschichte, die man die „westfälische“, die „baltische“ und die „postbaltische“ nennen könnte, standen die Familienmitglieder vor jeweils ganz unterschiedlichen Aufgaben, wenn Identitätsbildung bzw. die Definition von Zugehörigkeit und Ausgrenzung verhandelt wurden. Dabei ging es zum einen um das Verhältnis zwischen der eigenen Familie und anderen, im selben Gebiet ebenfalls ansässigen Familien, zum anderen aber auch um Zugehörigkeitszuschreibungen innerhalb der eigenen Familie.

Wie die kurze Übersicht über die Entwicklung der Familiengeschichte gezeigt hat, lässt sich kein „Stammvater“ des gesamten Geschlechts nachweisen. Bereits bei ihrem ersten Auftreten erscheint vielmehr ein Familiengeflecht in Form einer Reihe von miteinander verbundenen, aber doch eigenständigen Linien. Seit der Migration ins Baltikum war die Familienstruktur zusätzlich durch die Existenz eines verbliebenen „reichsdeutschen“ und eines neu dazugekommenen „baltischen“ Zweigs gekennzeichnet. Prozesse der Identitätsbildung hatten vor diesem Hintergrund eine doppelte Stoßrichtung: Zum einen ging es darum, die gesamte Familie, das Geschlecht als solches in seiner Stellung zu behaupten, zum anderen

3 Zur Fundierung des Konzepts von Herrschaftssicherung und Legitimierung durch Identitätsbildung vgl. Grischa Vercamer, Ewa Wólkiewicz (Hrsg.): *Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich. Identitätsbildung im Spiegel schriftlicher Quellen (12.–15. Jahrhundert)*, Wiesbaden 2016, hier bes. Grischa Vercamer: Einleitung, S. 9-18.

ging es im Familiengefüge selbst darum, das Verhältnis von Gesamtfamilie, Zweig und Linie jeweils auszuhandeln.⁴

In der „westfälischen“ Phase, d.h. der Phase bis zur Migration einiger Familienmitglieder ins Baltikum, rivalisierte eine Vielzahl von Linien miteinander, die trotz eines Gefühls der Verwandtschaft auch ein Konkurrenzbewusstsein hatte. In der „baltischen“ Phase spielte diese Konkurrenz der einzelnen Familienlinien untereinander kaum noch eine Rolle, sondern es ging hier anfangs darum, dass die Familie sich als solche, im sich ausbildenden Herrschaftsgefüge der deutschbaltischen Oberschicht einen Platz verschaffen konnte. Später führte die Notwendigkeit, sich diesen erworbenen Platz zu erhalten, auch zu Ausgrenzungserscheinungen, die den Zweck hatten, die eigene, direkte Familie zu konsolidieren. In der Phase der Remigration, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg einsetzte und spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg abgeschlossen war, erzwang die vollkommene Veränderung der politischen Verhältnisse eine grundsätzliche Neuorientierung und bewirkte einen Prozess der Redefinition, der auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Alle diese Prozesse waren mit bestimmten Praktiken der Namensgebung verbunden.

Methoden der Kennzeichnung von Zugehörigkeit: Wappen, Name, Besitz

Bereits in westfälischer Zeit führten frühe Generationen der Familie ein Familienwappen mit hohem Erkennungswert, das in seiner Grundform drei silberne Ringe auf blauem Grund zeigte.

Für die von Anfang an vorhandenen unterschiedlichen Linien fungierte dieses Wappen als Klammer: Waren die Verwandtschaftsverhältnisse unklar oder unbekannt, so galt ein Namensträger dann als verwandt, wenn er die Berechtigung zur Führung des Wappens vorweisen konnte.⁵ Das Wappen fungierte hier also als Symbol für eine über den einzelnen Familienzellen stehende Abstammungsgemeinschaft, fast so wie eine Art Wappenverband.⁶ Welch hohe Beweiskraft dem Wappen zugeschrieben wurde, zeigt der Fall der Frydags von Estorf, einer weiteren, sehr alten Familienlinie (erste Erwähnung 1263, erloschen 1915). Hier war es allein die Tatsache, dass diese Linie das Ringwappen führte, die den Verwandtschaftsanspruch legitimierte, obwohl die Linie auf dem vom westfälischen

4 Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, dass Begriffe wie Familie, Zweig und Linie genauer definiert werden müssen bzw. dass es notwendig ist, den Begriff Familie in Beziehung zu anderen Begriffen wie Sippe, Rasse oder Geschlecht zu setzen. Aus Platzgründen kann das hier nicht geleistet werden. Als pragmatische Lösung wird in diesem Beitrag unter Familie die Gesamtheit aller Personen verstanden, die das Bewusstsein einer Verwandtschaft miteinander haben. Zur Problematik vgl. einführend Stephanie B. Klein (Hrsg.): *Familienvorstellungen im Wandel. Biblische Vielfalt, geschichtliche Entwicklungen, gegenwärtige Herausforderungen*, Zürich 2018.

5 Zu dieser Funktion eines Wappens vgl. Werner Paravicini: *Gruppe und Person. Repräsentation durch Wappen im späten Mittelalter*, in: Otto G. Oexle, Andrea von Hülsen-Esch (Hrsg.): *Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte*, Göttingen 1998, S. 327-389.

6 Die Wappenverbände des polnischen und ungarischen Adels vereinigten unterschiedliche, nicht verwandte Adelsfamilien unter einem Namen, was in diesen Ländern zur Angabe des Wappens auch im Familiennamen führte (etwa Pruszków herbu Krzywda). Das Wappen der Familie Frydag / Freytag hingegen vereinigte zwar ebenfalls unterschiedliche Linien, deren Verwandtschaft nicht immer nachweisbar war, seine Führung wurde jedoch als Nachweis für Verwandtschaft angesehen.

Siedlungsbereich recht weit entfernten Estorf (bei Nienburg a.d. Weser) ansässig war. Auf diese Weise ermöglichte das Ringwappen die Stabilisierung einer starken Gemeinschaft, die eine erheblich größere Reichweite hatte als lediglich die einzelnen Linien der Namensträger für sich. Das Wappen machte die Verwandtschaft der einzelnen Linien bildlich sichtbar und demonstrierbar.⁷ Verwandtschaft wurde also weniger als absolute, durch Geburtsbeziehungen festgelegte Kategorie denn als soziale, herrschaftspolitisch motivierte Konstruktion aufgefasst. Das Wappen hatte somit von Anfang an eine herrschaftspolitische Bedeutung, da es sichtbares Zeichen der Organisation von Gentilverbänden war. Es behielt diese Funktion auch bei, als der baltische Zweig der Familie sich konsolidierte, und fungierte in den Adelsverzeichnissen der baltischen Ritterschaften als visuelles Identifikationsmerkmal.⁸



Abb. 1: Familienwappen aus dem Jahr 1882

Quelle: Carl Arvid von Klingspor: Baltisches Wappenbuch. Wappen sämtlicher, den Ritterschaften von Livland, Estland, Kurland und Oesel zugehöriger Adelsgeschlechter, <https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:FreytagvonLoringhovenWappen.jpg> [letzter Zugriff: 16.8.2017]

Der Name war in seiner einfachen Form, nämlich der bloßen Bezeichnung des Wochentags, kein eindeutiges Identifizierungsmerkmal des Geschlechts, sondern fungierte als Übername.⁹ Die bloße Führung des Namens Freytag in einer der zahlreichen Schreibvarianten (in der gesamten westfälischen Periode begegnet man einer Vielzahl unterschiedlicher Schreibformen wie etwa Vriedach, Vritach, Freytag) musste also nicht unbedingt ein Beweis für

7 Auf diese Funktion des Wappens in der Frühen Neuzeit verweist Kilian Heck: *Genealogie als Monument und Argument. Der Beitrag dynastischer Wappen zur politischen Raumbildung der Neuzeit*, München u.a. 2002, S. 18.

8 Zur Funktion des Wappens als wichtiges Organisationsmerkmal des spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Staats vgl. die Ergebnisse der Konferenz *Heraldry in Medieval and Early Modern State-Rooms: Towards a Typology of Heraldic Programmes in Spaces of Self-Representation*, Münster, 16.–18.3.2016, <http://heraldica.hypotheses.org/category/events/munster2016> [letzter Zugriff: 16.8.2017].

9 Vgl. Adina-Lucia Nisto: (Sprach-)Geschichte und Namengeografie am Beispiel des Familiennamens Pfaff, in: *Germanistische Beiträge* 30 (2012), S. 188-200; Konrad Kunze: *Perspektiven neuer Familiennamen-Geographie*, in: *Sprachreport* 20 (2004), H. 4, S. 21-27.

Verwandtschaft sein. Es gab ebenfalls nicht verwandte Namensträger, die oft nicht dem Adel angehörten – nicht nur in der westfälischen Zeit, sondern auch in der baltischen Periode der Familiengeschichte. Das war auch den Zeitgenossen bereits bewusst, und nicht zuletzt deshalb wurde dem Wappen gerade bei diesem Geschlecht eine so wichtige Stellung beigemessen.

Neben der Führung des Wappens griffen die Vertreter der einzelnen Familienlinien jedoch sehr früh zu einer weiteren Identifizierungsmethode, indem sie sich und ihre Nachkommen zusätzlich nach dem Sitz ihrer Linie benannten. Die Trias aus Führung des Wappens, Name und Namenszusatz hatte somit eine doppelte Funktion: Zum einen kennzeichnete sie den Namensträger als Mitglied der Großgruppe Familie, zum andern leistete sie aber auch eine Identifizierung auf einer untergeordneten Ebene, indem sie eine besondere Linienidentität innerhalb der Gesamtfamilie lieferte.

Auf diese Weise entstanden in der westfälischen Phase u.a. die folgenden Familienlinien:

- die Linie der Frydag zu Grevel, erste Erwähnung 1313, erloschen 1546,
- die Linie der Frydag zu Buddenburg, erste Erwähnung 1330, erloschen 1908,
- die Linie der Frydag zu Husen, erste Erwähnung 1372, erloschen 1655,
- die Linie der Frydag zu Löringhof, erste Erwähnung 1434, erloschen 1655 (hieraus ging der baltische, heute noch blühende Zweig der Familie hervor),
- die Linie der Frydag zu Sandfort, erste Erwähnung 1611, erloschen 1717,
- die Linie der Frydag zu Goedens, erste Erwähnung 1555, erloschen 1746,
- die Linie der Frydag zu Daren, erste Erwähnung 1624, blüht noch.

Die Linie der Frydag zu Löringhof, aus der der baltische Zweig der Familie hervorging, war im westfälischen Gefüge also nur eine unter vielen Linien, und keineswegs die älteste oder bedeutendste.



Abb. 2: Haus Löringhof, Zustand vor dem Ersten Weltkrieg
Quelle: Familienbesitz

Haus Löringhof war nur eine relativ kurze Zeit im Besitz der Familie. Es war kein Eigenbau, sondern befand sich ursprünglich im Besitz der Familie v. Loderinghove, die hier spätestens seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar ist. Im Besitz der Frydags war es lediglich etwas mehr als 200 Jahre, was angesichts der acht Jahrhunderte umfassenden Familiengeschichte der

Frydags nicht allzu viel ist, nämlich von seinem Erwerb durch Diederich Vrydach van den Husen im Jahr 1421 bis zum Jahr 1652, als die letzte Erbin aus der Familie, Friederike Wessela, Hermann Quadt v. Landskron heiratete und das Haus Löringhof in die Ehe mit einbrachte.¹⁰ Die Benennung sämtlicher Linien des baltischen Zweigs nach gerade diesem Besitz hängt zum einen mit der Migrationsgeschichte der Familie ins Baltikum zusammen und war zum andern Ergebnis einer weiteren Strategie der Identitätsbildung.

Migration ins Baltikum als Herausforderung an die Familienidentität

Seit dem 14. Jahrhundert finden sich Belege für die Auswanderung einzelner Mitglieder der Familie aus unterschiedlichen Linien ins Baltikum.¹¹ Urkundlich belegt sind u.a. folgende Personen:

- 1365 ist ein Diederich Freytag als Hauskomtur in Riga nachweisbar,
- 1442 erscheint Rotger Frydag v. Drenhusen als Kämmerer zu Karkus,
- 1495–1518 war Evard Freytag Ordensvogt auf Schloss Sonneburg auf Oesel,
- 1501–1505 war Hinrik Vridach Hauskomtur zu Reval,
- 1556 wurde Franz Freytag v. der Buddenburg mit Garrosen in Kurland belehnt.

Unter all diesen Personen ragt jedoch der mit Abstand bedeutendste Auswanderer heraus: der spätere Ordensmeister Johann Frydach von dem Loringhoffe. Er übte sein Amt von 1485 bis 1494 aus.¹²

Als einziger baltischer Abkömmling seiner Familie konnte Johann Frydach von dem Loringhoffe sofort eine bedeutende Machtstellung einnehmen. Er war es auch, der einem seiner Verwandten, nämlich Arnd Freytag, dadurch eine Zukunft verschaffte, dass er ihn 1493 mit Besitzungen im Osten Kurlands ausstattete. Eine solche Belehnung mit Landbesitz war eine wesentliche Voraussetzung zur Weiterführung einer Familienlinie. Neben Arnd wurde etwas später, 1556, auch Franz Freytag v. der Buddenburg mit einem Besitz belehnt. Im Gegensatz zu Arnd bekam letzterer keine Kinder, so dass Arnd der einzige Emigrant der Familie war, der seine Linie fortführen konnte.

Während beim Ordensmeister die Geburt auf Haus Löringhof zweifelsfrei belegt ist, fehlt ein solcher Nachweis für Arnd, auch wenn er in der Familientradition als Bruder Bertolds I. Frydag zu Löringhof gesehen wird. Bemerkenswert ist zudem, dass Arnd selbst den Zusatz Löringhof noch nicht führte, sondern dieser erst fünf Generationen später bei seinen Nachkommen erscheint¹³ – dann allerdings nicht in der aus der westfälischen Periode

10 Zu Haus Löringhof vgl. Franz Petri, Georg Droege u.a.: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 3: Nordrhein-Westfalen, Stuttgart 1970; W. Neureuther: Episode aus der Geschichte von Haus Löringhoff, in: Vestischer Kalender (1966), S. 48.

11 Lutz Fenske, Klaus Militzer (Hrsg.): Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, Köln u.a. 1993.

12 Über ihn vgl. Wilhelm Lenz: Johann Freytag von Loringhoven, in: Wilhelm Steffens, Karl Zuhorn (Hrsg.): Westfälische Lebensbilder, Münster 1962, S. 1-17.

13 Astaf v. Transehe-Roseneck: Freytag genannt Löringhoff, in: Verband des kurländischen Stammadels (Hrsg.): Genealogisches Handbuch der kurländischen Ritterschaft, Bd. 1, Görlitz 1939, S. 254-278, hier S. 260, <http://daten.digital-sammlungen.de/-db/bsb00000602/images/index.html?id=00000602&nativeno=260> [letzter Zugriff: 16.8.2017].

bekannten Form mit „zu“ oder „von“, sondern mit der für die kurländische Linie bis heute kennzeichnenden Fassung v. Freytag genannt Löringhoff.

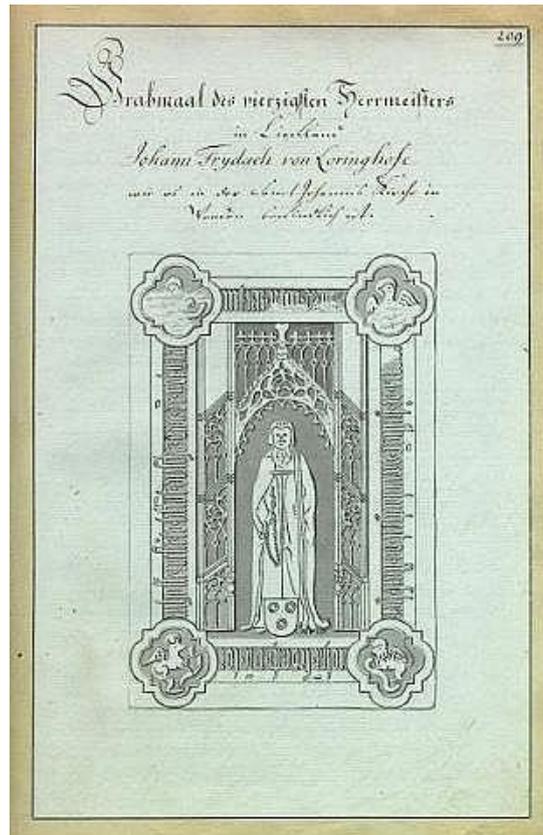


Abb. 3: Grabplatte des Ordensmeisters des Livländischen Ordens Johann Frydach von dem Loringhoffe

Quelle: Johann Christoph Brotze: Sammlung verschiedener Liefländischer Monumente. Grabmaal des vierzigsten Herrmeisters in Liefland Johann Frydach von Loringhoffe wie es in der Sanct Johannis Kirche in Wenden befindlich ist, <http://www3.acadlib.lv/broce/> [letzter Zugriff: 16.8.2017]

Die Praxis, den eigenen Nachnamen durch einen Zusatz zu ergänzen, lässt sich auch bei einigen anderen deutschbaltischen Adelsfamilien beobachten, so etwa bei der Familie Ungern-Sternberg, bei der eine Verwandtschaft mit der entsprechenden Familie angedeutet werden sollte. Auch die Gestaltung des Namenszusatzes in der Form „genannt Löringhoff“, wie sie bei Arnds Nachkommen zu beobachten ist, lässt sich in anderen Familien beobachten – ein bedeutendes Beispiel ist die Familie Manteuffel gen. Szoege.¹⁴

14 Ebenda, S. 265.

Ganz offensichtlich ging es beim Zusatz Löringhoff nun weniger darum, die Kontinuität einer bestimmten Familienlinie anzuzeigen, als die eigene Linie aufzuwerten, indem sie in die Nähe einer bedeutenden Figur gerückt wurde. Aufgrund der Bekanntheit des Ordensmeisters versprach die Führung seines Namens einen ganz wesentlichen Prestigeerfolg. Damit konnte zum einen die eigene Linie vor den anderen Linien der Familie ausgezeichnet und zum anderen die Familie im Gefüge der deutschbaltischen adligen Herrscherschicht in ein besseres Licht gerückt werden. Der Zusatz hatte also, in der Form, in der er im 17. Jahrhundert im Baltikum aufkam, mit einer Herkunftsangabe kaum mehr zu tun, sondern sollte Herrschernähe und damit politische Wichtigkeit demonstrieren. Der Namenszusatz wurde zu einem festen, von seiner Funktion als Besitzangabe entkleideten Bestandteil des Namens.

Damit war ein Bruch in der Praxis der Namensgebung eingetreten. Arnds Nachkommen nannten sich nicht etwa nach ihrem baltischen Sitz Freytag zu Demmen, sondern nach einem Sitz, zu dem sie keinerlei persönliche Verbindungen hatten und der der Familie auch gar nicht mehr gehörte. Dessen ungeachtet galt Löringhof ab nun als Stammsitz des baltischen Zweigs der Familie. Zusätzlich bildete sich nun eine Familienlegende über die Bedeutung des Namens Löringhof aus, die unversehens das Haus Löringhof zu einem integralen Teil der Familiengeschichte machte. Dabei sah man geflissentlich über die Tatsache hinweg, dass der Name Löringhof und die damit verbundene Legende einem ganz anderen, nicht verwandten, Adelsgeschlecht entstammte, nämlich der Familie der Erbauer von Haus Löringhof.

Die Namensgebung hatte noch ein weiteres Ziel: Sie diente auch zur Abgrenzung gegenüber den anderen Namensträgern des Namens Freytag, die sich im Baltikum befanden bzw. immer wieder dorthin einwanderten. Diese führten zwar ebenfalls das Familienwappen (drei silberne Ringe auf blauem Grund), aber nur der Namenszusatz Löringhof bezeugt die direkte Verwandtschaft mit dem Ordensmeister bzw. mit seiner Familienlinie.

Etwa hundert Jahre nach der Belehnung Arnds durch den Ordensmeister erschienen in Livland und auf Oesel weitere Namensträger, die das Ringwappen führten und auch den Namenszusatz benutzten, jedoch nicht nach Art der kurländischen Familienvertreter, sondern in etwas anderen Formen, die die Zugehörigkeit aber dennoch erkennen ließen. Sie konnten sich ebenfalls festsetzen und begründeten weitere baltische Linien der Familie. Zwar lässt die Familientradition sie zu direkten Verwandten der Nachkommen Arnds werden, allerdings machten Genealogen darauf aufmerksam, dass ein genealogisch detaillierter Nachweis für die Verwandtschaft der livländischen und oeselschen Namensträger mit den kurländischen Familienmitgliedern bislang nicht existiert.¹⁵ Dessen ungeachtet gilt die Verwandtschaft nicht nur im Narrativ der Familiengeschichte, sondern auch nach Ansicht der genealogischen Forscher als eindeutig. Einmal mehr zeigt sich, dass es die Führung des Namens und des Wappens war, die die Identität und die Zugehörigkeit unter Beweis stellte, auch wenn der Aufweis der Abstammungslinien nicht geführt werden konnte.

Am Beispiel der oeselschen und livländischen Linien der Familie ist erkennbar, wie sich in den folgenden Jahrhunderten über die Namensgebung Zugehörigkeitskonstrukte und Identitätsbildungen in differenzierter Form ausbildeten: Jede baltische Linie suchte durch

15 Verband des livländischen Stammadels (Hrsg.): Genealogisches Handbuch der livländischen Ritterschaft, Görlitz 1929, S. 416-442, hier S. 431, <http://daten.digital-sammlungen.de/-db/bsb00000558/images/index.html?id=00000558&nativo=431> [letzter Zugriff: 16.8.2017].

eine individuell eigene Schreibung von Namen und Namenszusatz ein individuelles Unterscheidungsmerkmal einzuführen, dabei zugleich aber Namen und Namenszusatz in einer Form zu belassen, die dennoch auf den ersten Blick die Zugehörigkeit zur Familie erkennbar lassen sollte. Als sich die livländische Familienlinie gegen Ende des 18. Jahrhunderts in drei weitere, bis heute bestehende Linien aufspaltete, ergaben sich folgende Namensformen:

- die livländische Linie v. Freytag-Loringhoven, die im Baltikum keinen Besitz hatte (sog. Linie A),
- die oeselsche Linie (sog. Linie B), die sich nochmals unterteilte in das Haus Pajomois (v. Freytag-Loringhoven) und das Haus Ficht (v. Freytag-Loringhoven oder Freytag von Loringhoven),
- die livländische Linie v. Freytag-Loringhoven oder Freytag von Loringhoven mit dem Besitz Owerlack (sog. Linie C).

Damit war im baltischen Zweig der Familie über die Gestaltung von Namen und Namenszusatz eine maximale Ausdifferenzierung von Zugehörigkeiten in verschiedenen Abstufungen erfolgt. Was als Prozess begonnen hatte, die Nähe zur politischen Macht zu demonstrieren, endete im Bestreben, über die Namensgebung eine je eigene Linienidentität sichtbar zu machen. Der Zusammenhalt der Gesamtfamilie, d.h. des baltischen und westfälischen Zweigs, rückte dabei tendenziell in den Hintergrund.

Die Namensvarianten wurden offiziell kodifiziert. Herrschaftspolitisch bedeutsam war der Eintrag des Familiennamens in die Adelsmatrikeln der Ritterschaften.¹⁶ Die kurländische Adelsmatrikel wurde im Jahr 1634 fertiggestellt. Eingetragen waren hier die Namen Freytag von Loringhoven und Freytag genannt Löringhoff. Die livländische Adelsmatrikel wurde im Jahre 1747 fertiggestellt, hier war der Name Freytag von Loringhoven eingetragen, in der oeselschen Adelsmatrikel aus dem Jahre 1742 fand sich der Name in der Schreibweise Freytag-Loringhoven.¹⁷ In der Adelsmatrikel erschien nicht nur das Wappen der Familie, sondern auch der volle Name samt Sitzbezeichnung. Die Kodifizierung des Familiennamens in seinen Varianten und mit dem Familienwappen bildete fortan für den baltischen Zweig den jederzeit präsentierbaren, innerhalb der Gruppe der baltischen Adligen anerkannten, Nachweis der Zugehörigkeit zu dieser herrschaftsberechtigten Schicht. Wenn es bei Herrscherwechseln darum ging, diese Gruppe zu definieren, war ein Eintrag in den Adelsmatrikeln der entscheidende Nachweis.¹⁸

Ausgrenzungen

Die bisherigen Betrachtungen haben sich auf dem Terrain des von Genealogen und von der Familie selbst favorisierten Hauptnarrativs der eigenen Familiengeschichte bezogen. Dieses Narrativ fokussiert auf die Prozesse der Ansiedlung und Konsolidierung der Familie im

16 Für eine detaillierte Beschreibung vgl. Carl Arvid Klingspor, Adolf Matthias Hildebrandt: Baltisches Wappenbuch, Wappen sämtlicher, den Ritterschaften von Livland, Estland, Kurland und Oesel zugehörigen Adelsgeschlechter, Stockholm 1882, Vorwort.

17 Livländische Ritterschaft, Oeselsche Ritterschaft (Hrsg.): Zur Geschichte der Ritterschaften von Livland und Oesel, Pfaffenhofen a.d. Ilm 1974.

18 Zur Funktionsweise des frühneuzeitlichen Staats vgl. Ralph Tuchtenhagen: Zentralstaat und Provinz im frühneuzeitlichen Nordosteuropa, Wiesbaden 2008.

Baltikum als Teil der deutschbaltischen, adligen herrschenden Schicht und des Erhalts der erworbenen Positionen durch die Jahrhunderte hindurch. Dabei wird vorrangig der Teil der Gesamtfamilie betrachtet, der an dieser Konsolidierung Anteil hatte, d.h. vor allem diejenigen Linien, deren Rechte und Positionen alsbald in den offiziellen Adelsmatrikeln kodifiziert wurden.

Daneben existierten und existieren aber auch Familienlinien, die an diesen Mechanismen der Positionssicherung keinen Anteil hatten, aber dennoch der Familie zuzuordnen sind. Immer wieder heirateten Töchter und auch Söhne der Familie in schwedische, polnische und russische Familien ein, ohne dabei ihres adligen Status verlustig zu gehen. Wenigstens die männlichen Nachkommen gehören auch und gerade nach dem Hausrecht der Familie ebenso ihr an wie die in den Adelsmatrikeln eingeschriebenen Linien der Familie. Bereits an ihrer stiefmütterlichen Behandlung durch Genealogen und Historiker zeigt sich jedoch, dass das Interesse sowohl der Familie als auch ihrer Erforscher vor allem darin bestand, das Narrativ einer deutschbaltischen Familie und ihrer Herrschaftssicherung aufrechtzuerhalten und nicht eine vollständige Geschichte der Familie zu schreiben. Die erfolgreiche Aufrechterhaltung der eigenen Identität, nämlich des propagierten Selbstbilds als deutschbaltische – und damit herrschaftsberechtigte – Familie, war nur durch die Konstruktion von Alterität möglich, d.h. durch die bewusste Vernachlässigung der Behandlung aller Familienlinien und -zweige, die dieses Selbstbild unscharf machen oder verwässern würden. Zwar betonten Vertreter der Familie stets ihren Kosmopolitismus und ihre Weltoffenheit, aber das Dunkel, das alle Familienzweige und Linien umgibt, die sich jenseits der Adelsmatrikel Alt-Livlands und später der Ostseeprovinzen bewegen, zeigt, welche Ausgrenzungen hier vorgenommen wurden.

Der deutschbaltische Charakter der Familie ist also zu großen Teilen eine machtvoll betriebene und über Generationen hinweg gestärkte Eigenkonstruktion, an der freilich alle in den Adelsmatrikeln verzeichneten Familien gleichermaßen mitwirkten. Diese Eigenkonstruktion ist nicht falsch, aber unvollständig. Tatsächlich war die Familie stets in die adligen Schichten ihrer Lebenswelt eingebunden und in vielfältiger Weise verwandtschaftlich verflochten, was im europäischen Kontext kaum anders zu erwarten gewesen wäre.

Wie machtvoll dieses deutschbaltische Konstrukt jedoch die Familiengeschichtsschreibung geprägt hat, zeigt sich beim Versuch, diese vernachlässigten Pfade der Familiengeschichte zu rekonstruieren. Während das deutschbaltische Hauptnarrativ zentraler Gegenstand jeder Familiengeschichte ist, wird die Existenz weiterer Familienzweige oftmals höchstens in einem knappen Nebensatz erwähnt. Genealogische Tafeln arbeiten an diesem Punkt mit Auslassungen und Verkürzungen, um Platz für die Vertreter des Hauptnarrativs zu schaffen. Die folgenden Ausführungen, die lediglich auf einer kritischen Betrachtung solcher vermeintlicher Leerstellen in genealogischen Tafeln beruhen, müssen also durch weitere Forschung ergänzt werden, liefern aber bereits in der jetzt vorliegenden Form einen Hinweis auf die Existenz derartiger Ausgrenzungsstrategien.

Als eine erste, durch weitere Forschungen noch zu erhärtende These kann die Behauptung aufgestellt werden, dass es in jeder neuen der mehrfach aufeinanderfolgenden Phasen der Herrschaftswchsel im Baltikum nicht nur Familienmitglieder gab, die das deutschbaltische Selbstbild fortführten, sondern auch Familienmitglieder, die mit schwedischen, russischen oder polnischen Adligen eheliche Verbindungen eingingen und dabei mindestens in Kauf nahmen, sich vom deutschbaltischen Selbstbild zu entfernen. Mit Sicherheit ist es kein Zufall, dass Belege für die Existenz schwedischer, polnischer und russischer Linien der

Familie vorzugsweise in Zeiten fallen, in der die betreffenden Linien unter schwedischer, polnischer und russischer Oberherrschaft standen. Das weist darauf hin, dass es sich beim deutschbaltischen Adel eben nicht um eine hermetisch abgeschlossene Kaste handelte, sondern dass er in die gesellschaftlichen Prozesse seines Umfelds vollumfänglich eingebunden war. Während jedoch die Existenz einer kodifizierten Überlieferung das deutschbaltische Narrativ fortschrieb, fehlten vergleichbare Kodifizierungen in den anderen Fällen entweder ganz oder weitgehend.

Am besten greifbar ist noch das Beispiel der schwedischen Linie, die im 17. Jahrhundert auf Ingermanland entstand, bald jedoch schon im Mannesstamme ausstarb. In der schwedischen Adelsmatrikel findet sich eine Verzeichnung dieser Linie. Bedeutsam ist, dass ihre Vertreter durch eine charakteristische Abwandlung des Ringwappens Eigenständigkeit demonstrierten: Die drei Ringe auf blauem Grund waren nun nicht mehr silbern, sondern golden. In der schwedischen Adelsmatrikel ist diese Familienlinie verzeichnet, und sie findet sich auch mit ihren Wappen im Stockholmer Riddarhuset als schwedisches Adelsgeschlecht.¹⁹



Abb. 4: Wappen der schwedischen Linie

Quelle: https://www.adelsvapen.com/genealogi/Freijtag_nr_1977 [letzter Zugriff: 16.8.2017]

19 Vgl. https://www.adelsvapen.com/genealogi/Freijtag_nr_1977 [letzter Zugriff: 16.8.2017]; Gustaf Elgenstierna: *Den introducerade svenska adelns ättartavlor* [Einführung in die Genealogie des schwedischen Adels], Stockholm 1925–1936; Christopher Toll: *Verbindungen zwischen schwedischem und baltischem Adel* (Vortrag, gehalten vor der Jugendgruppe der Baltischen Ritterschaften in Schweden im Dezember 1992), in: *Verband der Baltischen Ritterschaften* (Hrsg.): *Nachrichtenblatt der Baltischen Ritterschaften XXXVII* (März 1995), Nr. 145, S. 1–4.

Wenigstens eine polnische Linie ist Mitte des 18. Jahrhunderts nachweisbar, deren weitere Entwicklung allerdings bislang kaum nachzuverfolgen ist. Mit dem Verlassen des deutschbaltischen Matrikelsystems und dem Eintritt in das polnisch-litauische Adelssystem der *szlachta* war zumeist auch ein materieller und sozialer Abstieg verbunden, sodass von der stolzen Herkunft kaum mehr als ein im Alltagsleben nutzloser Titel übrig blieb. Das Überleben im Klientensystem der polnischen Adelsrepublik und der wenig später auferlegte Zwang zur Verifikation beim Übergang in das russische Adelssystem waren weitere Erschwernisse für die Aufrechterhaltung des adligen Status.²⁰ Zudem war das Interesse polnischer wie russischer Genealogen an verarmten Angehörigen eines deutschbaltischen Geschlechts ebenso gering, wie es im Falle eines im deutschbaltischen Matrikelsystem integrierten Vertreters der Familie groß war.²¹

Etwas besser stellte sich die Situation in den zu Beginn des 19. Jahrhunderts nachweisbaren russischen Linien der Familie dar. Da es sich hier um Offiziere in russischen Diensten handelte, verloren sie zwar ihren Sonderstatus als Vertreter der deutschbaltischen Oberschicht in den Ostseeprovinzen, behielten aber eine gesellschaftlich anerkannte Stellung als Offiziere im zaristischen Heer.²² Auch gab es Abkömmlinge des deutschbaltischen Adels, die in der zaristischen Verwaltung Karriere machten.²³ Auch sie jedoch spielten in der rein auf die Ostseeprovinz fokussierten deutschbaltischen Geschichtsschreibung so gut wie keine Rolle. Vollends aus dem Blick der Chronisten und Geschichtsschreiber gerieten sie, als sie nach der Oktoberrevolution ihre Adelsrechte einbüßten und sich als Sowjetbürger behaupten mussten. Erst in jüngster Zeit konnte eine dieser russischen Linien bis in die Jetztzeit hinein rekonstruiert und ihre Vertreter ausfindig gemacht werden.

Anders verhielt es sich im Falle von Angehörigen der im Baltikum verbliebenen Linien. Wenn sie in russische Dienste traten, wurde dies von der Geschichtsschreibung positiv gewertet: Es galt als Beleg für ihre persönlichen Qualitäten und als Nachweis der Eignung der Familienmitglieder und damit auch der Familie zur Übernahme von verantwortungsvollen Aufgaben in Militär und Politik. Eine solche Stellung im russischen Militär konnte sogar das Manko fehlenden Landbesitzes ausgleichen. So war es im Fall von Arcadius v. Freytag

20 Zu diesem Problem vgl. Elżbieta Sęczys: *Szlachta wylegitymowana w Królestwie Polskim* [Der delegitimierte Adel im Königreich Polen], Warszawa 2000.

21 In den Kompilationen polnischer Forscher zu den Eliten einzelner Gebiete der alten *Rzeczpospolita* bzw. der Nachfolgeregionen tauchen vereinzelt Personen mit dem Namen Freytag auf, ohne dass der Zusammenhang mit der hier in Rede stehenden Familie erwiesen ist. Vgl. Marek Jerzy Minakowski: *Elita poznańska senatorska z posłami ziemi wschowskiej. Województwo poznańskie: rodziny senatorów oraz rodziny posłów ziemi wschowskiej* [Die Posener Senatorenelite mit den Gesandten des Gebiets Wschowa. Die Posener Wojewodschaft: Die Familien der Senatoren und der Gesandten des Gebiets um Wschowa], Kraków 2012, S. 769; Marek Jerzy Minakowski: *Elita litewska. Elita Rzeczypospolitej, tom IX (rodziny senatorów-ministrów Wielkiego Księstwa Litewskiego)* [Die litauische Elite. Die Elite der Rzeczpospolita, Bd. 9 (Familien senatorischer Minister des Großfürstentums Litauen)], Kraków 2012, S. 59.

22 So beispielsweise Moshe Gammer: *A Forgotten Hero of the Caucasian War – General Freytag*, in: *Annual of the Society for the Study of Caucasia* 4-5 (1992–1993), S. 33–43.

23 Vgl. Łukasz Chimiak: *Kariery tzw. Bałtów w rosyjskiej administracji Królestwa Polskiego w drugiej połowie XIX w.* [Karrieren der sog. Balten in der russischen Verwaltung des Königreichs Polen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts], in: *Przegląd Historyczny* 88 (1997), H. 3–4, S. 441–458.

gen. Löringhoff (1802–1864), der im Jahr 1830 als Folge von Überschuldung das noch von Arnd ererbte Lehen des Ordensmeisters verkaufen musste. Diese persönliche Niederlage, die geeignet war, die kurländische Linie der Familie herabzustufen, konnte Arcadius durch die Übernahme einer Funktion als Kaiserlicher Generalmajor im russischen Heer wenigstens teilweise wieder wettmachen. Da Arcadius als Stammhalter der kurländischen Linie eine unverzichtbare Funktion für die Aufrechterhaltung dieser Linie hatte, blieb die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreibung auch nach diesem Verlust bei ihm.

Dass es vor allem darum ging, die Kontinuität der Familienlinie zu demonstrieren, zeigt das Beispiel der livländischen Linie der Familie. Karl Johann II. (1744–1810) heiratete die französische Adlige Olympia Poisset de Roussier und zog nach Frankreich. *De facto* wirkte er mehr in Frankreich als im Baltikum, allerdings war es ihm möglich, nach seiner Rückkehr ins Baltikum seinen Sitz an seinen Sohn zu vererben und damit nicht nur die Linie im Baltikum, sondern auch den Besitz fortzuführen. Wie stark der französische Einfluss jedoch den Habitus geprägt hatte, zeigt sich an der Existenz französischer Zweitvornamen noch einige Generationen später. An diesem Beispiel ist sichtbar, dass die dynastische Funktion der Einzelperson im Vordergrund stand, nicht ihr individuelles Handeln. Karl Johann II. gefährdete durch seine französischen Sympathien weder den Fortbestand noch die Identität seiner Linie. Sein Handeln konnte daher positiv als Beweis für den Kosmopolitismus des baltischen Adels aufgefasst werden, während die russischen, schwedischen oder polnischen Linien die Familienidentität gefährdeten und insofern nicht weiterverfolgt wurden.

Strategien am Vorabend des Ersten Weltkriegs

Diese zentrifugalen Tendenzen innerhalb des baltischen Zweigs der Familie wurden jedoch im 19. Jahrhundert nicht nur gestoppt, sondern es wurde im Gegenzug bald wieder die Konzentration auf die übergeordnete Identität der Gesamtfamilie stärker betont. Das war eine Folge des Wandels der gesellschaftlichen und sozialen Strukturen. Nicht mehr die Führung der Gesellschaft durch den Adel, sondern durch das wirtschaftlich und politisch aufstrebende Bürgertum wurde zum Vorbild der Gesellschaftsgestaltung. Diese Neuorientierung bewirkte, dass die traditionellen Legitimierungsstrategien der deutschbaltischen Adelsfamilien mehr und mehr in Frage gestellt wurden, mehr noch: Die gesellschaftliche Position des Adels überhaupt schien vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen grundsätzlich immer mehr in Frage zu stehen.²⁴ Auch innerhalb der deutschbaltischen Bevölkerungsgruppe wurde adliger Führungsanspruch angesichts der erstarkten wirtschaftlichen Position des Stadtbürgertums nicht mehr fraglos anerkannt.²⁵

Speziell in den baltischen Ostseeprovinzen kam ein Zweites hinzu: Mit dem Siegeszug des modernen, auf ethnischer Einheitlichkeit basierenden Nationendenkens wurde der Adel

24 Vgl. Dominic Lieven: Abschied von Macht und Würden. Der europäische Adel 1815–1914, München 1995; Heinz Reif: Adel im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999, um einen Nachtrag erweiterte Aufl. ²2012.

25 Vgl. Andrzej Topij: The Role of the Deutschbalten in the Cultural and Economic Development of Russia's Baltic Provinces in the 19th Century, in: Zapiski Historyczne. Poświęcone historii Pomorza i krajów bałtyckich 74 (2011), H. 4, S. 573-604.

der baltischen Ostseeprovinzen Russlands trotz seiner Russophilie und seiner Zusammenarbeit mit der zaristischen Verwaltung von Mitgliedern der russischen Administration wegen seines deutschen Ursprungs zunehmend als nationaler Fremdkörper dargestellt, sodass es zu Entfremdungsprozessen kam.²⁶ Ein berühmtes Beispiel für diesen Prozess ist die „livländische Antwort“ Carl Schirrens aus dem Jahr 1869 auf eine polemische Schrift des russischen Slavophilen und Panslavisten Jurij Samarin. Letzterer hatte vom deutschbaltischen Adel eine Unterordnung unter die politische und kulturelle Ordnung des Russischen Reichs gefordert, was ersterer als Angriff nicht nur auf die Rechte des deutschbaltischen Adels, sondern auch als dessen Deutschtum auffasste.

Vielfach führte das dazu, dass nun eine Rückmigration einsetzte. Im Falle der Familie Freytag ging ein Zweig, der in den baltischen Ostseeprovinzen ohne Besitz geblieben war, zurück ins Deutsche Reich, nicht zuletzt um dem Russifizierungsdruck zu entgehen. Vorerst gelang es hier aber noch, „oben zu bleiben“: Hugo Friedrich Wilhelm Johann v. Freytag-Loringhoven (1855–1924, livländische Linie A) gab seine Stellung im zaristischen Heer des Russischen Reichs auf, um nach seiner Ankunft in Preußen Kgl. Preußischer General zu werden – hier hatte also lediglich der übergeordnete Befehlshaber, nicht aber der Rang gewechselt.

In dieser Zeit suchten viele deutschbaltische Adelsfamilien Schutz im Aufbau von Vereinsstrukturen. Damit übernahm der Adel eine ihrem Wesen und ihrer Entstehung nach bürgerliche Organisationsform – ein Zeichen dafür, dass die althergebrachten adligen Legitimationsformen keine gesellschaftliche Kohäsionskraft mehr hatten. Im Jahr 1901 entstand in Berlin der *Freiherrlich Frydagsche Geschlechtsverband*, der das Ziel hatte, den neuen Herausforderungen durch einen verstärkten Zusammenschluss der verstreut lebenden Familienmitglieder zu begegnen. Die Wahl Berlins als Gründungsort weist bereits darauf hin, dass angesichts der sich zuspitzenden Nationalisierung die Orientierung an das Deutsche Reich zunehmend wichtiger wurde, während die deutschbaltischen Adelsfamilien über Jahrhunderte hindurch dieser Verbindung keine so zentrale Rolle zugeschrieben hatten. Nun suchte der baltische Zweig der Familie explizit den Schulterschluss mit dem reichsdeutschen Teil der Familie.

Folgerichtig entstammten die Gründungsmitglieder sowohl den reichsdeutschen Linien Buddenburg und Daren sowie den baltischen Linien Demmen, Owerlack, Adiamünde, Pajomois und Ficht. Jede dieser Linien entsandte einen Vertreter, es wurden strenge Aufnahmekriterien nach einem hauseigenen Erbrecht aufgestellt. Die polnischen, russischen und schwedischen Linien der Familie waren jedoch nicht vertreten, da ihre Existenz mangels entsprechender genealogischer Forschungen nicht bekannt war.

Worum es jetzt ging, wird am § 3 der Vereinssatzung deutlich:

„Der Freiherrlich Frydagsche Geschlechtsverband soll einerseits die Beziehungen zwischen den einzelnen Geschlechtsgliedern pflegen, das Familienbewußtsein kräftigen helfen und den Geschlechtsgenossen zugleich einen moralischen Halt gewähren, ihnen christliche Erziehung der Kinder gleichzeitig gerichtet auf Anständigkeit der Gesinnung, sowie Bethätigung derselben in jeder Beziehung und Arbeitsam-

26 Michael Haltzel: Der Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen Russlands 1855–1905, Marburg a.d. Lahn 1977.

keit zur Pflicht machend, andererseits aber auch ein Geschlechtsvermögen schaffen, aus welchem einst vielleicht hilfsbedürftigen Geschlechtsgenossen materielle Hilfe zugewandt werden könnte [...].²⁷

An diesen Zeilen ist die Absicht zu erkennen, den Herausforderungen durch Stärkung des Familienzusammenhalts zu begegnen. Das war zugleich, ohne dass es ausgesprochen wurde, ein Versuch, der vor allem in den letzten Jahrhunderten dominierend gewordenen Ausdifferenzierung der Familie in immer mehr Linien mit teilweise recht eigenständigen Unteridentitäten Einhalt zu gebieten. Nachdem die Angehörigen des deutschbaltischen Adels in den Jahren und Jahrzehnten zuvor eine starke Eigenidentität als „Balten“ entwickelt hatten, vollzog die Familie Freytag hier eine Umorientierung, mit der sie ihren Anteil am deutschen Adel wieder stark herausstrich.²⁸

Neben der Idee einer Kräftigung des übergeordneten Identitätsbewusstseins als Gesamtfamilie durch Zusammenführung der Zweige und Linien im Verband ging es also vor allem um die Bewahrung von Werten durch Erziehung und um die Einrichtung institutioneller Formen materieller Absicherung. Bereits vor der radikalen Änderung der Lebenswelt des deutschbaltischen Adels, die nach dem Ersten Weltkrieg eintreten sollte, war die Gründung des Geschlechtsverbands eine Reaktion auf die empfundene Bedrohung der bisherigen Lebensweise und der wirtschaftlichen Grundlage. Von Partizipation an politischer Herrschaft war hier schon nicht mehr die Rede. Angesichts des Drucks einer Umwelt, die den jahrhundertlang praktizierten Habitus einer deutschbaltischen Adelsfamilie nicht mehr ohne weiteres hinnahm, war nun das bisherige Identitätskonzept der Familie ernsthaft in Frage gestellt. Infolgedessen stand die Satzung des Familientags am Beginn einer Diskussion in der Familie über die eigenen Werte.

In den folgenden Jahrzehnten suchten die einzelnen Familienmitglieder ganz unterschiedliche Wege, mit dieser Spannung umzugehen²⁹ – die Bandbreite der realisierten Lösungen reicht von der Emigration in die USA bis hin zur traditionellen Suche nach Herrschernähe. Auch heute ist die Diskussion über den richtigen Weg, adliges Selbstbewusstsein in einer nunmehr demokratisch verfassten Gesellschaft zu leben, in der Familie nicht abgeschlossen, wie die immer noch alle zwei Jahre abgehaltenen Familientage zeigen.

Vor dem Hintergrund der Wahrung von Namen und Wappen vor allem im baltischen Zweig der Familie ist dabei der Umgang damit in der jüngeren Generation bemerkenswert. Die Rückwanderung der Familienmitglieder nach Deutschland bedeutet auch die Eingliederung in das Namensrecht der Weimarer Republik. Hier waren nicht nur sämtliche Adelsprä-

27 Bernd Freytag von Loringhoven, Frydag und Freytag(h) (wie Anm. 2), S. 40.

28 Als die Mitglieder des baltischen Zweigs ihre Besitztümer jedoch schon bald darauf, spätestens aber im Zweiten Weltkrieg verlassen mussten, wurde diese Idee des Zusammenhalts der Zweige auf eine harte Probe gestellt, da auch die Mitglieder der verbliebenen deutschen Zweige ihre Verwandten aus dem Osten nur unzureichend unterstützen konnten. So resümierte Bernd, dass es der Familie „bis heute“ nicht gelungen sei, diesen Passus der Verbandssatzung zu realisieren.

29 Zur Frage der Kontinuitäten und Diskontinuitäten des deutschbaltischen Adels nach der Remigration plant der Autor ein Forschungsprojekt. Allgemeine Hinweise geben u.a. Daniel Menning: *Standesgemäße Ordnung in der Moderne. Adlige Familienstrategien und Gesellschaftsentwürfe in Deutschland 1840–1945*, München 2014; Michael Seelig: *Alltagsadel. Der ehemalige ostelbische Adel in der Bundesrepublik Deutschland 1945/49–1975*, Köln 2015.

dikate abgeschafft und konnten fortan höchstens noch als Namensbestandteil ohne damit verbundene rechtliche Ansprüche geführt werden, sondern auch die Familiennamen wurden in der bestehenden Form fortgeschrieben. Das bürgerliche Namensrecht der Weimarer Republik schrieb also die komplex ausdifferenzierte Namenspluralität der Familienlinien fest und sorgte für eine Fortführung bis in die heutige Zeit. Namensänderungen unterliegen diesem bürgerlichen Recht und können daher nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten als Kennzeichnung einer stärkeren oder schwächeren Linienidentität benutzt werden. Paradoxerweise konserviert gerade das bürgerliche Namensrecht, das die Geltung des adligen Hausrechts der einzelnen Familien abschaffte, jedoch die zu Beginn des 20. Jahrhunderts existierende Vielfalt der Namensgebung der einzelnen Linien, sodass bis heute die einzelnen Linien der Familie unterschiedliche Nachnamen tragen, ihre gemeinsame Zugehörigkeit zu einem Familienverband jedoch lediglich auf der Basis eines Vereins geregelt ist.

Um die Bedeutung der Familie angesichts des geänderten gesellschaftlichen Umfelds darzustellen, wächst die Bereitschaft, die von früheren Genealogen vernachlässigten Linien der Familie ans Licht zu holen. Galt es in baltischer Zeit als eher kontraproduktiv, vernachlässigte Seitenlinien aufzuarbeiten, so ist es heutzutage durch die Aufarbeitung möglich, den europäischen, grenzübergreifenden Charakter der Familie zu demonstrieren und damit der eigenen Familiengeschichte einen modernen Anstrich zu geben. Es werden darüber hinaus eine Vielzahl anderer Fragen diskutiert, etwa nach dem Sinn der Aufrechterhaltung eines adligen Habitus in der modernen Gesellschaft überhaupt oder der Notwendigkeit der Neukonstituierung der Mitgliedschaft im Familienverein, die bislang auf „Namensträger“ beschränkt war. Hier zeigen sich ebenfalls Identitätsbildungsstrategien, deren Darstellung aber nicht mehr Aufgabe dieses Beitrags sein kann.

Summary

The Baltic German nobility stands out time and again among its European counterparts with regard to its exceptionally high degree of consolidation. Although the Baltic states were subject to multiple changes of rule, the resident noble families succeeded in retaining a large proportion not only of their lands but also of their political privileges. Taking an aristocratic family, the Freytags / Frydags, as an example, this article demonstrates the beliefs and concepts they embraced, the strategies they employed and the way the family handled these strategies in view of the totally altered situation which developed in the 20th and 21st centuries. The triad consisting of coat of arms, ancestry and family name forms the core of these considerations. These three categories were crucial for a noble family in ascertaining which individuals belonged to their particular house, and as membership brought social privileges with it, this task was accorded high priority. Name-giving was always a political project aimed at securing and substantiating claims to privileges. This involved an emphasis on the importance of the family as a whole both in relation to outsiders as well as in cases in which rivalries existed between individual family lines within the family group. The 20th century not only saw the end of the Baltic living environment and political privileges, but name-giving as a political project also lost its purpose. The result was a radical change process, which is still not complete today, in which membership of noble families was completely redefined and the significance of a name was seen from a new perspective. Not

until then did it become clear that this policy of identity had hitherto been based, among other things, on the exclusion of large numbers of family members from, for example, the so-called branches of the Swedish, Russian or Polish eras or on the way in which families dealt with the so-called bastards – not only in the past but also in very recent years.

Zum Potential von Dingen als Quelle der Geschichte Nordosteuropas. Ein Bericht zum universitär-musealen Kooperationsprojekt PriMus in Lüneburg

von Julian Windmüller

Im Zentrum dieses Beitrags stehen Löffel: silberne Teelöffel aus dem Münnich-Nolcken'schen Nachlass im Ostpreußischen Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung in Lüneburg. Ihr Beispiel soll das Potential von Dingen als Quelle der Geschichte Nordosteuropas aufzeigen und damit für einen neuen Forschungsansatz werben. Das Vorhaben kann im Rahmen des *material turn* in den Geisteswissenschaften verortet werden. Der vorliegende Bericht präsentiert Ergebnisse, die im Rahmen des universitär-musealen Kooperationsprojekts *PriMus – Promovieren im Museum* an der Leuphana Universität Lüneburg entstanden sind.¹

Dinge im Sinne materieller Gegenstände sind unbestreitbar aufschlussreiche Quellen für die Erforschung von Geschichte.² Als Forschungsgegenstand und Quelle haben sie in den Geschichtswissenschaften zwar schon immer eine Rolle gespielt, lange Zeit war diese jedoch randständig. Ein Grund hierfür ist, dass das Konzept von Geschichtlichkeit im engeren Sinne lange verknüpft war mit Schriftlichkeit, was eine allgemeine Fokussierung auf Schriftquellen und Skepsis gegenüber der Aussagekraft von Sachquellen bedingte.³ Des Weiteren wurden Fragen der Materialität, vor allem der von Quellen, lange Zeit fast ausschließlich in eigenen Arbeitsbereichen als „Grund-“ oder „Hilfswissenschaften“ formuliert.⁴ Gleichzei-

1 Der Verfasser hat im Rahmen des Programms sein Dissertationsvorhaben begonnen.

2 Der Begriff „Ding“ wird hier als übergeordnete Kategorie für sämtliche materielle Entitäten verstanden, seien sie natürlich oder menschengemacht, mobil oder immobil, groß oder klein. Vgl. hierzu auch die Ausführungen in: Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert u.a. (Hrsg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen – Konzepte – Disziplinen*, Stuttgart 2014, S. 1-3.

3 Weiterhin erkennbar an der Trennlinie zwischen „Alter Geschichte“ und „Ur- und Frühgeschichtlicher Archäologie“. Letztere ende dort, wo „die schriftliche Überlieferung qualitativ und quantitativ so gut ist, dass sie die Erforschung dieser Zeit nunmehr dominiert“. Auch die weiterhin gebräuchlichen Bezeichnungen „Vorgeschichte“ und „Prähistorische Archäologie“ verweisen darauf, dass die Geschichte vor Beginn der Schriftlichkeit auch vor der Geschichtlichkeit im engeren Sinne liege. Laut Barbara Scholkmann war die Skepsis gegenüber der Aussagekraft von Grabungsfunden einer der Gründe, warum die Anerkennung von Mittelalter- und Neuzeitarchäologie lange dauerte. Manfred K.H. Eggert, Stefanie Samida: *Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie*, Tübingen ³2013, S. 13-15, Zitat: S. 15; Barbara Scholkmann: *Das Mittelalter im Fokus der Archäologie*, Stuttgart 2009, S. 9-26, insbes. S. 9-11; vgl. auch Barbara Scholkmann, Hauke Kenzler u.a. (Hrsg.): *Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Grundwissen*, Darmstadt 2016, S. 9-12; Rosemarie Günther: *Einführung in das Studium der Alten Geschichte*, Paderborn u.a. ³2009, S. 12-21, insbes. S. 14 u. 16; Manfred K.H. Eggert: *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden*, Tübingen u.a. ⁴2012, S. 1-12; Colin Renfrew, Paul Bahn: *Basiswissen Archäologie. Theorien, Methoden, Praxis*, Darmstadt 2009, S. 10 f.

4 Doch selbst hier ist weiterhin eine Nachrangigkeit von nichtschriftlichen Quellen erkennbar. Die Streichung eines Drittels der Lehrstühle in diesem Feld bis 2011 hat vermutlich auch mit dazu beigetragen, die Sensibilität für materialbezogene Aspekte der Quellenkritik und Forschungstätigkeit zu reduzieren. Vgl. Christian Rohr: *Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung*, Wien u.a. 2015, insbes. S. 35 f.; Forum: Eva Schlottheuber, Frank Bösch: *Quellenkritik im digitalen Zeitalter*:

tig arbeiteten benachbarte historisch orientierte Disziplinen wie die Archäologien oder die Kunstgeschichtsschreibung stets selbstverständlich mit nichtschriftlichen Quellen, während die Geschichtswissenschaften mit der Zentralstellung der historisch-kritischen Methode ihre Kompetenz für Schriftquellen herausarbeiteten. Aus Sicht der Geschichtsforschung fungierten diese Disziplinen als Hilfswissenschaften, deren Ergebnisse rezipiert, aber deren Quellen nicht vornehmlich selbst untersucht wurden. Allenfalls einzelne Epochenwissenschaften und Teilbereiche, wie die Technik- und Alltagsgeschichte, berücksichtigen bereits seit Längerem Dinge bei ihrer Forschung stärker und reflektieren sie methodisch wie theoretisch.

Dinge als Forschungsgegenstand und Quelle werden seit geraumer Zeit im Zuge eines *material turn* wieder verstärkt ins Zentrum historischer Forschung gestellt.⁵ Dabei sind es vor allem Frühneuzeit- und Neuzeithistoriker⁶, die das Potential eines stärker objektbezogenen Ansatzes für die Geschichtswissenschaften betonen.⁷ Beispielhafte Fallstudien und Einblicke für die deutschsprachige Forschung bieten die Sammelbände von Cremer und Mulsow (2017) und das Themenheft von Füssel und Habermas (2015).⁸ Für Überblicke und Einstiegsliteratur sei auf die einschlägigen Handbücher und Einführungen verwiesen.⁹ Namentliche Erwähnung soll hier nur das jüngst veröffentlichte „Oxford Handbook of History and Material Culture“ finden.¹⁰

Werden Dinge als Quellen in Betracht gezogen, rücken auch Museen stärker in den Blick. Es gehört zu den Kernaufgaben des Museums zu sammeln, sodass jedes Haus über eine Sammlung verfügen sollte, die nicht nur als Grundlage seiner Ausstellungstätigkeit dient,

Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer, in: H-Soz-Kult, 16.11.2015, www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2866 [letzter Zugriff: 31.05.2020]. Für eine Definition des Arbeitsbereichs der Grund- oder Hilfswissenschaften siehe: AG Historische Grundwissenschaften/Netzwerk Historische Grundwissenschaften: Was sind Historische Grundwissenschaften?, <https://www.ahigw.de/was-sind-historische-grundwissenschaften/> [letzter Zugriff: 31.05.2020].

5 Einführungs- und Überblicksliteratur zum *material turn*, insbesondere in der Geschichtswissenschaft: Karen Harvey (Hrsg.): *History and Material Culture. A Student's Guide to Approaching Alternative Sources*, London 2017; Samida, Eggert u.a. (Hrsg.), *Handbuch Materielle Kultur* (wie Anm. 2); Anne Gerritsen, Giorgio Riello (Hrsg.): *Writing Material Culture History*, London u.a. 2014; Andreas Ludwig, *Materielle Kultur*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 30.05.2011, http://docupedia.de/zg/ludwig_materielle_kultur_v1_de_2011, DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.300.v1> [letzter Zugriff: 31.05.2020]; Dan Hicks, Mary C. Beaudry (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Material Culture Studies*, Oxford 2010; Chris Tilley, Webb Keane u.a. (Hrsg.): *Handbook of Material Culture*, London u.a. 2006.

6 Allgemeine Berufsbezeichnungen u.ä. erfolgen im generischen Maskulinum. Es umfasst stets alle weiblichen wie auch männlichen Individuen der genannten Bezugsgröße.

7 Für den deutschsprachigen Raum sind hier u.a. zu nennen: Anette Caroline Cremer, Marian Füssel, Rebekka Habermas, Andreas Ludwig und Martin Mulsow.

8 Anette Caroline Cremer, Martin Mulsow (Hrsg.): *Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung*, Köln u.a. 2017; Marian Füssel, Rebekka Habermas (Hrsg.): *Die Materialität der Geschichte*, Köln u.a. 2015. Des Weiteren sei hier auf die Beiträge im „*Journal of Material Culture*“ sowie die Reihe „*Ding, Materialität, Geschichte*“ bei Vandenhoeck & Ruprecht verwiesen.

9 Siehe Anm 5.

10 Ivan Gaskell, Sarah Anne Carter (Hrsg.): *The Oxford Handbook of History and Material Culture*, Oxford 2020. Die Veröffentlichung erfolgte im Mai 2020, weshalb es bei der Arbeit an diesem Beitrag noch nicht ausführlich herangezogen werden konnte.

sondern auch bewahrt, vermittelt und erforscht werden soll – die weiteren Kernaufgaben des Museums.¹¹ Ein Sammlungsauftrag, der die Geschichte Nordosteuropas betrifft, ist bei zahlreichen Museen und Institutionen des Ostseeraums, aber auch Deutschlands vorhanden, die aufgrund ihrer schieren Zahl hier nicht im Einzelnen vorgestellt werden können. Zu bedenken ist, dass nicht nur historische Museen infrage kommen, sondern auch kunst- und kulturhistorische sowie Technik- und eine Vielzahl kleinerer Geschichts- und Heimatmuseen.¹² Das Forschungsinteresse des Historikers kann hier im Einklang mit dem musealen Forschungsauftrag zu Synergieeffekten führen, indem sich neue Perspektiven gegenseitig bereichern. Das Einbeziehen musealer Sammlungen eröffnet der Geschichtswissenschaft bisher unberücksichtigte Quellenbestände und fördert die Einnahme neuer Perspektiven auf bekannte Sachverhalte.

Historische Forschung im Museum: PriMus und der Münnich-Nolcken'sche Nachlass

Eine solche gewinnbringende Konstellation konnte im Programm *PriMus – Promovieren im Museum* geschaffen werden, das 2017 an der Leuphana Universität Lüneburg angelaufen ist.¹³ Mehrere junge Wissenschaftlerinnen und ein Wissenschaftler arbeiten hier nicht nur in einem universitätsangehörigen Promotionskolleg, sondern in einem speziellen Volontariatsmodell, um die universitäre mit der musealen Ausbildung zu verschränken. Ziel ist es dabei, nicht nur ein besseres Ineinandergreifen von Theorie und Praxis zu erreichen, sondern auch den musealen Ausbildungsweg zu verkürzen und die Kluft zwischen Museen und Universitäten als separate Orte der Forschung zu verringern. Das Ostpreußische Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung Lüneburg ist einer der sechs musealen Kooperationspartner des Projekts.¹⁴ Im Rahmen des Programms konnte die wissenschaftliche Erforschung des

11 Vgl. Deutscher Museumsbund e.V. und ICOM-Deutschland (Hrsg.): Standards für Museen, Kassel u.a. 2006, S. 6, sowie ausführlicher in den Kapiteln 5-8, S. 15-21.

12 Für die drei baltischen Staaten sei hier exemplarisch verwiesen auf: die Informationen des Estnischen Museumsbundes (nur Estnisch: www.muuseum.ee/muuseumide-kaart/), die Museumsdatenbank des lettischen Kultusministeriums (auch auf Englisch: <https://kulturadati.lv/lv/muzeji>) und die Informationen des Litauischen Museumsbundes (auch auf Deutsch und Englisch: <https://www.muzejai.lt/Muziejai/Muziejai.de.asp>). In Deutschland verfolgt die Deutschbaltische Kulturstiftung eine Sammlungsstrategie, die auch auf die materielle Kultur der ehemaligen deutschen Bevölkerung des Baltikums ausgerichtet ist (www.db-kulturwerk.de/kulturstiftung-1) [letzter Zugriff: 31.05.2020].

13 Im Rahmen dieses Programms begann auch der Autor dieses Beitrags seine Dissertation und war im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg tätig. Vgl. u.a. die Internetseite des Programms: www.leuphana.de/kooperationen/gesellschaft-und-initiativen/primus-promovieren-im-museum.html, und die Presseberichterstattung, u.a.: Carmela Thiele: Leuphana Universität bildet Kuratoren in der Praxis aus, Deutschlandfunk, 22.01.2018, https://www.deutschlandfunk.de/promovieren-im-museum-leuphana-universitaet-bildet.680.de.html?dram:article_id=408921; dies.: Arbeiten und promovieren. Das Ausbildungsmodell PriMus verbindet Theorie und Praxis, RiffReporter, 08.05.2017, <https://www.riffreporter.de/debattemuseum/primus-promovieren-im-museum/> [letzter Zugriff: 31.05.2020].

14 Weitere Kooperationspartner: Buddenbrookhaus – Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrum (Lübeck), Deichtorhallen Hamburg, Hamburger Kunsthalle, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt (Hamburg).

Münnich-Nolcken'schen Nachlasses im Rahmen eines Dissertationsprojekts vertieft sowie mit seiner strukturierten Erfassung und Inventarisierung begonnen werden.

Der Münnich-Nolcken'sche Nachlass kam im Herbst 2014 als Schenkung ins Ostpreußische Landesmuseum.¹⁵ Nach einem Hinweis des Stadtarchivs Landsberg am Lech im Sommer desselben Jahres hatte das Museum Kontakt mit einer Erbgemeinschaft aufgenommen. Teil der Erbmasse war der Hausrat des Schlosses Pöring in der Nähe von Landsberg. Dieser bestand aus Dingen, die sich zum Großteil bereits seit Längerem, teilweise seit mehreren Generationen im Besitz der Erblasserin und ihrer Vorfahren befunden hatten. Zu diesen Vorfahren gehörten Angehörige der Familien der Freiherrn von Nolcken und Grafen von Münnich, deren diverse Familienzweige zum Teil über Jahrhunderte Mitglieder des deutschen Adels im Baltikum gewesen waren. Ihnen hatten u.a. die Güter Allatzkiwi (Alatskivi) und Lunia (Luunja) gehört, beide in der zarischen Ostseeprovinz Livland gelegen.¹⁶ Laut der Familienüberlieferung stammte ein Großteil der Dinge aus diesen beiden Gütern. Nun sollte das Schloss geräumt und der Hausrat zwangsversteigert werden. Es folgten mehrwöchige intensive Verhandlungen zwischen Museum und Erbgemeinschaft. Eine Woche vor Räumungsfrist wurde der Münnich-Nolcken'sche Nachlass schließlich dem Museum durch die Erbgemeinschaft geschenkt. Das Unternehmen, das bereits mit der Räumung des Schlosses beauftragt worden war, erhielt nun stattdessen den Auftrag, die Sachen nach Lüneburg zu transportieren. Die ortsansässige „Landeszeitung für die Lüneburger Heide“ titelte: „Sie haben ein Schloss geleert“.¹⁷

Während die materiellen Kulturgüter ins Museum verbracht wurden, kamen die im Nachlass befindlichen Fotografien und Schriftdokumente als Depositum in die Dokumentensammlung des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung nach Marburg. Hier werden sie seit 2014 als „Familienarchiv Münnich-Nolcken“ verzeichnet.¹⁸ Die Laufzeit reicht etwa von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis 2008. Es wird nach Abschluss der Verzeichnisarbeiten voraussichtlich etwa sechs laufende Regalmeter umfassen.¹⁹ Nach der Überführung des Nachlasses nach Lüneburg wurden erste organisatorische, logistische, konservatorische und restauratorische Maßnahmen ergriffen. Dinge daraus werden der Öffentlichkeit seit 2018 in der Deutschbaltischen Abteilung der Dauerausstellung sowie als Leihgaben im Schloss Allatzkiwi in Estland präsentiert.

15 Der Münnich-Nolcken'sche Nachlass stammt von Heinrich und Karin von Nolcken aus dem Gutshaus Lunia und dem Schloss Allatzkiwi in Estland und ist von Michael Edler von Braun, Malte Edler von Braun und Bernd Grube der Ostpreußischen Kulturstiftung geschenkt worden. Vgl. für das Folgende auch die Presseberichterstattung zur Schenkung: Tabea Tschöpe: Große Schenkung – große Freude in Lüneburg, NDR online, 07.10.2014; Hans Martin Koch: Sie haben ein Schloss geleert, LZonline, 8.10.2014, <https://www.landeszeitung.de/blog/kultur-lokales/193603-sie-haben-ein-schloss-geleert> [letzter Zugriff: 31.05.2020]; Eike Eckert: Sensationeller Sammlungszugang. Familienschätze für das Ostpreußische Landesmuseum, in: Baltische Briefe 67 (2014), Nr. 11, S. 10 f.

16 Ortsnamen werden in deutscher Schreibweise wiedergegeben. Bei Gutsnamen wird bei der ersten Nennung der estnische Name in Klammern angegeben.

17 Koch, Sie haben ein Schloss geleert (wie Anm. 15).

18 Bestand: DSHI 120 OL Münnich-Nolcken. Stand der Einreichung dieses Beitrags wird der Bestand weiterhin verzeichnet. Er steht der Forschung daher leider noch nicht zur Verfügung.

19 Einschätzung der Archivmitarbeiterin Dorothee Goeze am 06.04.2020.

Nach aktuellem Stand (Mai 2020) sind etwa 500 Einzeldinge inventarisiert, fotografiert und in der Museumsdatenbank erfasst. Größere Objektgruppen bilden Porzellan, Silber, Gemälde, Stiche sowie Möbel, Truhen und Koffer. Darüber hinaus gibt es eine sehr heterogene Masse weiterer Dinge größtenteils kleineren Formats, die von Spielen über Dekorartikel und Textilien bis hin zu einzelnen Waffen und Schmuck reichen. Zu den Gemälden zählen zahlreiche Verwandtschaftsporträts in Öl auf Leinwand, die vom 20. bis in das 17. Jahrhundert zurückreichen und bereits in Teilen restauriert werden konnten, darunter Arbeiten namhafter Künstler wie Anton Graff und Ernst Friedrich von Liphart.²⁰ Auch vier Supraporten finden sich im Bestand.²¹ Zum Silber gehören v.a. mehrere vierteilige Besteckgarnituren aus mindestens drei Jahrhunderten sowie Kerzenhalter und Tablett. Das Porzellan besteht vornehmlich aus Gebrauchsporzellan der Marke Meißen, aber auch anderer Hersteller, darunter größere Mengen mit dem bekannten „Zwiebelmuster“ sowie Chinoiserien. Bei den Möbeln handelt es sich größtenteils um Tische, Sitzmöbel und Sekretäre. Unter den Tischen befinden sich mehrere Klapp- und Schreibtische sowie ein Bureau Plat aus dem 18. Jahrhundert, das Burkhard Christoph Graf von Münnich zugeschrieben und seit 2018 in der Deutschbaltischen Abteilung der Dauerausstellung gezeigt wird.²² Die Sitzmöbel umfassen vor allem Lehn- und Armlehnstühle mehrerer Garnituren, aber auch Sitzbänke, die zum Teil über im Nachlass erhaltene Fotografien auf die Familiengüter in Livland zurückverfolgt werden können. Nach den erfolgten Erfassungsarbeiten erweist sich der Bestand als ungewöhnlich umfangreich angesichts der turbulenten Umbrüche in der Geschichte Nordosteuropas der letzten einhundert Jahre.

Forschungsansätze: Löffel als Quelle für die Geschichte Nordosteuropas

Unter dem Silber des Münnich-Nolcken'schen Nachlasses befinden sich drei Teelöffel aus dem 19. Jahrhundert.²³ Sie können auf verschiedene Weise für die Erforschung der Geschichte Nordosteuropas herangezogen werden. Neben kunsthistorischen und genealogischen Fragestellungen versprechen sie u.a. auch Erkenntnisse für die Technik- und Sozialgeschichte. Im Folgenden werden erste Ansätze skizziert, wie die Teelöffel für die Geschichte der Deutschen in den Ostseeprovinzen des Zarenreichs im 19. Jahrhundert fruchtbar gemacht werden können. Hierbei geht es weder um eine umfassende Analyse noch um abschließende Ergebnisse. Vielmehr soll das Bewusstsein für das Forschungspotential von Dingen für die Geschichtswissenschaften gestärkt werden. Als zentrales Referenzwerk hat sich hierbei die bis heute grundlegende Studie „Baltisches Silber“ der Kunsthistorikerin Annelore Leistikow von 1996 herausgestellt.²⁴

20 Z.B. OL 8033/16, Anton Graff: Porträt Hans Ludwig Freiherr von Tiesenhausens; OL 8030/16, Ernst Friedrich von Liphart: Porträt Ernst Friedrich Freiherr von Nolckens. Die hier und im Folgenden im Text aufgeführten Objekte sind im Eigentum des von der Ostpreußischen Kulturstiftung getragenen Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg; Lebensdaten der Künstler: Anton Graff (1736–1813), Ernst Friedrich von Liphart (1847–1932).

21 OL 8036/19, OL 8037/19, OL 8039/19, OL 8040/19.

22 OL 8074/17.

23 OL 8048/19a-c.

24 Annelore Leistikow: *Baltisches Silber*, Lüneburg 1996. Vgl. zum Themenkomplex „Silber aus

Ein Leitthema für die Ostseeprovinzen im 19. Jahrhundert stellt das Gegenüber von Vereinheitlichung/Modernisierung und Ausbau/Festhalten an lokalen Strukturen dar. In der Wahrnehmung vieler Akteure, vor allem des deutschen Adels der Region, stand das Jahrhundert unter dem Schlagwort der sogenannten Russifizierung. Gemeint waren hiermit vor allem Maßnahmen zur administrativen Gleichstellung der drei Provinzen mit dem Rest des Zarenreiches, sowie der gleichzeitige Abbau von Sonderformen und Privilegien, die vor allem vom deutschen Adel als Angriff auf Autonomie, „Eigenart“ und „Deutschtum“ aufgefasst wurden. In der Forschung standen dabei bisher vor allem vier Komplexe im Zentrum der Aufmerksamkeit: 1. die religionspolitischen Reformen, die damit verbundene Konversionsbewegung der 1840er Jahre und die folgenden Auseinandersetzungen um das Verbot des erneuten Bekenntniswechsels, 2. der Streit um die Stellung des Russischen als Sprache des Behörden- und Unterrichtswesens, 3. die Gesetzesangleichungen mit dem Rest des Reiches, v.a. in den Bereichen Städteordnung, Polizei und Justiz, sowie Schul- und Hochschulwesen, 4. die publizistische Auseinandersetzung zu diesen Entwicklungen, vor allem in Gestalt ihrer prominenten Vertreter Jurij Samarin und Carl Schirren.²⁵ Die Löffel lenken den Blick auf in der Geschichtswissenschaft bisher vernachlässigte Aspekte.

Die drei Teelöffel wurden im Jahr 2019 erfasst, fotografiert und mit Inventarnummern versehen.²⁶ Sie befinden sich im Museumsdepot. Es handelt sich um gleichartige Exemplare, weshalb sich die folgenden Ausführungen auf das Exemplar OL 8048/19a fokussieren (Abb. 1).

Nach heutigen Maßstäben wirkt der Teelöffel mit 14,6 cm in der Hand etwas länger als gewohnt. Er ist schlicht gearbeitet, ohne Ornament, das Stielende ist als eleganter Spaten geformt, ergänzt durch kleine Auswüchse am Stiel nahe der Laffe, dem Teil des Löffels, mit dem die Flüssigkeit geschöpft wird. Ganz im Sinne des Biedermeier wird auf Dekor verzichtet und so rückt das Material selbst in den Vordergrund: Silber.²⁷ Nur eine Aufschrift am Ende des Stiels fällt ins Auge: „A.v.B.“ (Abb. 2).

dem Baltikum“ darüber hinaus u.a.: Kaalu Kirme: Estnisches Silber. 800 Jahre Silber- und Goldschmiedekunst in Estland, Tallinn 2000; Anna Jursone: Rīgas zeltkaļu izstrādājumu kolekcija. Rīgas Vēstures un Kuģniecības Muzejā. 16. gs. – 19. gs. 1. Puse [Die Sammlung von Werken der Goldschmiedemeister Rigas im Rigaer Geschichts- und Schiffahrtsmuseum (16. Jh. – 1. Hälfte des 19. Jh.)], Rīga 1993; Carl Ehrnrooth (Hrsg.): Baltic Silver. Silver Treasures from Livonia, Estonia, and Courland, Espoo 1991; Eva Kjerström-Sjölin: Baltisk Silver i svensk ägo [Baltisches Silber in schwedischem Besitz], Lund 1986. Zum russischen Goldschmiedewesen: Alexander von Solodkoff: Russische Goldschmiedekunst. 17.–19. Jahrhundert, München 1981; Andrei Gilodo: Russian Silver. Mid 19th Century – Beginning Of the 20th Century, Moscow 1994.

25 Vgl. u.a.: Karsten Brüggemann: Licht und Luft des Imperiums. Legitimations- und Repräsentationsstrategien russischer Herrschaft in den Ostseeprovinzen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2018; Andreas Renner: Russischer Nationalismus und Öffentlichkeit im Zarenreich 1855–1875, Köln u.a. 2000; Heide Whelan: Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility, Köln u.a. 1999; Edward C. Thaden: Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1855–1914, Princeton, NJ 1981; Reinhard Wittram: Baltische Geschichte. Die Ostseelände Livland, Estland, Kurland 1180–1918, München 1954, S. 181–228.

26 Löffel, Agnes von Brevern (Konvolut), OL 8048/19a–c.

27 Auch die erwähnten Auswüchse am Stiel sind typisch für das Biedermeier.



Abb. 1: Ansicht des Teelöffels OL 8048/19a, © Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg



Abb. 2: Beschriftung am Stielende: „A.v.B.“ für Agnes von Brevern, OL 8048/19a, © Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg



Abb. 3: Zeichen auf der Rückseite des Löffels OL 8048/19a, © Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg

Sie ist schwungvoll ausgeführt, die Buchstaben sind schraffiert. Es handelt sich um die Initialen eines Namens: Agnes von Brevern (1830–1864).²⁸ Das Silberbesteck wurde wahrscheinlich anlässlich der Eheschließung Agnes von Breverns mit Paul Adam von Löwenstern

28 Vgl. zum genealogischen Hintergrund auch im Folgenden: Verband der Baltischen Ritterschaften (Hrsg.): Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften (Neue Folge) IV, Hannover 2014, S. 260; sowie: Verbände des livländischen, estländischen und kurländischen Stammadels (Hrsg.):

1855 in Auftrag gegeben. Solches Hochzeitssilber war ein gängiger Teil der Mitgift. Auf der Rückseite des Löffelstiels fallen vier Zeichen auf (Abb. 3).²⁹

Sie dienten zur Beglaubigung der Qualität der Arbeit. Reines Silber ist so, wie es in der Natur vorkommt („gediegen“), zu weich, um sinnvoll verwendet zu werden. Erst als Legierung, in der Regel mit Kupfer, erreicht es eine Härte, die es für einen Gebrauchsgegenstand wie Besteck verwendbar macht. Um seinen Zweck als Wertanlage und Prunkobjekt entfalten zu können, wurde jedoch stets ein hoher Silbergehalt angestrebt, der in Bestimmungen festgeschrieben wurde. Da eine Feststellung des Silberanteils in der Legierung am fertigen Gegenstand mit dem bloßen Auge nur begrenzt bei sehr niedrigem Silbergehalt möglich ist, wurde versucht, durch die Einführung solcher Zeichen Qualität und Feingehalt zu garantieren. Die Zeichen wurden nach Abschluss des Fertigungsprozesses mit Schlagstempeln, den Punzen, in das Stück eingeschlagen.

Das erste Zeichen trägt in einem liegenden Rechteck die drei Buchstaben IAG.³⁰ Die Konturen sind durch den regelmäßigen Gebrauch des Schlagstempels bereits abgeschwächt, lassen sich aber noch ausreichend erkennen. Es handelt sich um das Meisterzeichen, das die Initialen des Meisternamens wiedergibt: Johann Alexander Grünwald aus Wesenberg (tätig 1841–1858).³¹ Er kann hier exemplarisch das deutsch geprägte Goldschmiedehandwerk repräsentieren.³² Grünwald hatte das Zeichen direkt nach Abschluss des Fertigungsprozesses in die Löffel geschlagen und damit seine Urheberschaft beglaubigt.

Das zweite Zeichen zeigt in einem liegenden Rechteck oben die kyrillischen Buchstaben Я (Ja) und Н (N) und unter einem waagerechten Trennstrich die Zahl 1855. Hierbei handelt es sich um das Probemeisterzeichen. Die Buchstaben sind die Initialen des Probemeisters, der als Jakov Natarov identifiziert werden kann.³³ Die Zahl unter dem Trennstrich

Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften (GHdbR), Estland III, Görlitz 1930, S. 46. Der Zusammenhang wird dadurch bekräftigt, dass Besteck mit der Gravur „AvB“ im Nachlass als „Löwenhofsches Silber“ überliefert ist, dem Gut, auf dem das Paar lebte. Vgl. dazu: Liste aus der Nachlasssache Josephine Freifrau von Löwenstern, 16.09.1921, DSHI 120 OL Münnich-Nolcken 209, S. 162 f.

29 Vgl. zu den Zeichen auch im Folgenden: Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 14–40, 278–300, 343 f., insbes. S. 28–34. Die Literatur zur Ermittlung von Silberzeichen ist mittlerweile unüberschaubar. Vgl. neben Leistikow u.a.: Beata Waliczek, Marek Rasala: *Firmenstempel*, 3 Bde., Schirk 2007; Helmut Seling: *Europäische Stadtmarken, die Sie nicht verwechseln sollten*. Typologie alter Goldschmiedemarken, München 1984; Jan Diviš: *Silberstempel aus aller Welt*, Hanau 1976; Marc Rosenberg: *Der Goldschmiede Merkzeichen I–IV*, Frankfurt a.M. 1922–1928. Darüber hinaus findet sich im Internet eine Vielzahl von Seiten, auf denen Sammler und Enthusiasten Zeichen zum Vergleich einstellen.

30 Die Zählung der Zeichen erfolgt hier und im Folgendem in Leserichtung von links nach rechts.

31 Vgl. auch für das Folgende: Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 29–32, 343 f.

32 Der Begriff „Goldschmied“ ist nicht durch die Arbeit mit Gold definiert, sondern mit Edelmetallen, also auch mit Silber, wie in diesem Fall. Neben deutschen Goldschmiedemeistern fanden sich in den Ostseeprovinzen vor allem Russen, Schweden, Finnen und Dänen. Viele waren im 18. Jahrhundert eingewandert. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wanderten wiederum einige in den drei Provinzen ausgebildete Goldschmiede nach St. Petersburg ab. Vgl. ebenda, S. 20, 202.

33 *Russian Assay Masters' Marks 1795–1898*, Я–Н, in: *Online Encyclopedia of Silver Marks, Hallmarks & Makers' Marks*, https://www.925-1000.com/Frussia_assay_02.html [letzter Zugriff: 31.05.2020]. Bei Leistikow ist er als unbekannt vermerkt. Vgl. Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 280.

gibt das Jahr der Probe an. Es hilft, den Herstellungszeitraum genauer einzugrenzen und stützt die These, dass es sich um einen Teil der Mitgift Agnes von Breverns handelt. Die Probemeister waren Teil des zarischen Behördenwesens. Ihre Aufgabe bestand darin, die Schmiedearbeiten zu kontrollieren und ihre Qualität durch das Aufschlagen verschiedener Stempel zu beglaubigen. Sie waren die übergeordnete Instanz im Qualitätssicherungsverfahren. Vor ihrer Prüfung durften die fertigen Arbeiten nicht in den Verkauf gehen.

Nach erfolgreicher Prüfung war die Qualität der Teelöffel von Natarov mit drei Zeichen beglaubigt worden. Neben dem Probemeisterzeichen (Nr. 2) waren dies die Feingehaltsangabe (Nr. 3) und das Stadtzeichen (Nr. 4). Dieses System hatte sich in Russland ab 1700 mit der erstmaligen Einführung einer allgemeinen Stempelpflicht unter Peter I. allmählich herausgebildet und war bis spätestens 1741 in Gestalt dieser vier Zeichen üblich geworden.³⁴ Rund einhundert Jahre danach, 1840, wurde das russische Beschausystem reichsweit als modernes staatliches Behördenwesen organisiert und in diesem Zuge auch vollständig auf die drei Ostseeprovinzen ausgeweitet.³⁵

In der Zeit davor war dort die Qualitätsprüfung durch den Vorsteher (Ältermann) des lokalen Goldschmiedeamtes vorgenommen worden.³⁶ Das Stück hatte nach örtlich festgesetzten Bestimmungen (hier: Schragen) gefertigt werden müssen, die auch dort überprüft wurden. Es war der Ältermann, der die Punze mit dem Stadtzeichen besaß und aufschlug. Er verwaltete auch die Instrumente, mit denen geprüft wurde. Die Stelle wurde durch Wahl bestimmt: Die organisierten Goldschmiede einer Stadt wählten aus ihrer Mitte auf Zeit eine Person, die die Position des Ältermanns einnahm. Er leitete die Sitzungen, repräsentierte die Handwerkerschaft nach außen und hatte weitere verwaltende und organisatorische Aufgaben. Die Festlegung der Qualitätsbestimmungen, die Produktion, die Prüfung und der Verkauf hatten zu dieser Zeit also in der Regel in einem lokalen Umfeld stattgefunden, wenn sie auch vielfältige überregionale Bezüge aufwiesen und wiederholten Änderungen unterlagen. Als zentrale Unterscheidungskategorie im Goldschmiedehandwerk hatte sich daher vor allem die Stadt der Herstellung etabliert.³⁷ Dieser Prozess wurde ab 1840 jedoch unter staatliche Kontrolle gestellt, vereinheitlicht und zentralisiert. Die autonome Prüfung wurde abgeschafft und in die Hände zarischer Beamter wie Natarov gelegt, die nur in einer Handvoll Zentren tätig waren und nicht in jeder Stadt, in der Goldschmiede arbeiteten. Das Stadtzeichen, das nun aufgeschlagen wurde, war daher nicht mehr das des Produktionsortes, sondern das des Probehofstandortes, in diesem Fall Reval, erkennbar an den drei Löwen (Nr. 4).

Der Revaler Probehof, an dem Natarov arbeitete, war wie alle Probehöfe in ein hierarchisches System eingebunden. An der Spitze stand die St. Petersburger Münzstätte, darunter der Regionalprobehof in Riga, der seit 1842 existierte, und danach der zwei Jahre später

34 Vgl. Solodkoff, *Russische Goldschmiedekunst* (wie Anm. 24), S. 127-132.

35 Vgl. Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 27-33. Das Augenmerk der folgenden Analyse richtet sich aufgrund der untersuchten Dinge v.a. auf die Provinz Estland und den Revaler Probehof.

36 Vgl. ebenda, S. 25-27.

37 Für den deutschsprachigen Raum besaßen Augsburg und Nürnberg zeitweise einen besonders großen Einfluss. Vgl. u.a. Ralf Schürer: *Augsburg und Nürnberg*, in: Klaus Pechstein, Heiner Meininghaus u.a. (Hrsg.): *Schätze deutscher Goldschmiedekunst von 1500 bis 1920* aus dem Germanischen Nationalmuseum, Berlin 1992, S. 83-90.

eingerrichtete Revaler Probehof.³⁸ Die Punzen, mit denen Natarov die Löffel stempelte, durften allein von der Petersburger Münze ausgegeben werden, wurden auf Kosten des Reichs produziert und von St. Petersburg aus nach Reval versandt. Der Probemeisterstempel musste aufgrund der Jahresangabe jährlich erneuert werden, was vor 1840 nicht nötig gewesen war. Auch beim Wechsel des Probemeisters wurden neue Stempel fällig. Die jahrhundertlange Fokussierung auf einzelne autonom repräsentierte Städte und deren organisierte Handwerkerschaft wurde nun in der Praxis und der visuellen Markierung auf wenige hierarchisch eingebundene Zentren reduziert. Die Stadtzeichen orientierten sich fortan erkennbar auch nicht mehr am Kleinen Stadtwappen, sondern am Großen, das nur offiziellen Stellen vorbehalten war (vgl. Nr. 4). Somit wurde auch auf diese Weise visuell artikuliert, dass die Macht über den Produktionsprozess nicht mehr bei den lokalen Goldschmiedeämtern, sondern bei den staatlichen Kontrollorganen lag.

Da Grünwald in Wesenberg arbeitete, musste er also mit dem Brevernschen Hochzeitssilber die etwa 100 km mit dem Fuhrwerk nach Reval zurücklegen, um die Löffel von Natarov prüfen zu lassen und sie anschließend wieder nach Wesenberg bringen. Erst ab 1870 sollten die beiden Städte mit der Eisenbahn verbunden werden. Mit größter Wahrscheinlichkeit hat er die Reise nicht nur für diese Stücke unternommen, sondern sie mit weiteren Arbeiten gebündelt. Vielleicht musste er für die Löffel auch nur die Fahrt nach Reval durchführen. Die Eltern der Braut, Christoph Heinrich und Sophie Karoline von Brevern, lebten auf dem Gut Alt-Harm (Vana-Harmi), etwa 50 km südöstlich von Reval.³⁹ Es ist davon auszugehen, dass sie ein Stadthaus in der Provinzhauptstadt besaßen. Da es sich bei dem Hochzeitssilber um Auftragsarbeiten handelte, mussten diese nicht wie gewöhnliche Verkaufsstücke wieder zurück nach Wesenberg gebracht werden, um dort in den Handel zu gelangen. Stattdessen ist es möglich, dass Grünwald sie den Auftraggebern in Reval aushändigte, vielleicht gar direkt nach der Probe. Die wiederholten Fahrten zum Probehof bedeuteten für ihn jedoch prinzipiell einen erhöhten Aufwand. Darüber hinaus stellten sie auch zusätzliche Ausgaben dar, die einkalkuliert werden mussten. Weitere Kosten fielen am Probehof an: Bei jeder Prüfung wurde eine Stempelsteuer fällig, die sich nach dem Gewicht des verarbeiteten Metalls richtete.⁴⁰ Die neuen Bestimmungen hatten also unmittelbare Auswirkungen auf die Wirtschaftlichkeit der Produkte, v.a. für die nicht in Reval angesiedelten Handwerker wie Grünwald. Sie führten nicht nur zu einer administrativen Zentralisierung, sondern förderten langfristig in der Konsequenz auch eine Konzentration des regionalen Gewerbes an den Probehofstandorten wie hier in Reval. In Pernau sind beispielsweise nach 1859 keine Goldschmiede mehr belegt, was Leistikow auf dieses Phänomen zurückführt.⁴¹

Natarovs Initialen im Probemeisterzeichen sind in kyrillischen Buchstaben ausgeführt. Dies war bei allen Probemeistern der Fall, auch denen, die vermutlich keinen russischen Hintergrund hatten, wie er für Natarov angenommen werden kann. Hermann Georg Clemens, der erste Probemeister am Revaler Probehof (tätig 1843–1846) wurde als Г К (G K)

38 Auf derselben Ebene waren die Probehöfe in Mitau, Dorpat und Pleskau angesiedelt. Pernau, Goldingen und Libau hatten sich vergeblich um die Einrichtung eines Probehofs bemüht. Vgl. Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 27. Zum Libauer Fall speziell ebenda, S. 255.

39 Vgl. GHdbR, *Estland III*, 45.

40 Vgl. Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 31.

41 Vgl. ebenda, S. 275.

vermerkt, wobei das Γ wahrscheinlich nicht für den zweiten Vornamen steht, sondern die damals übliche Übertragung des im Russischen nicht vorhandenen H-Lauts ins Kyrillische darstellt und damit für „Hermann“ stünde.⁴² Die Verwendung der kyrillischen Schrift in der Punze ist damit für die Ostseeprovinzen ein frühes Beispiel für die Verbreitung des Russischen bzw. seines Alphabets in der Behördensprache.

An der Person Hermann Georg Clemens' lässt sich erahnen, dass das neue Amt in der zarischen Administration nicht besonders begehrt war. Erst mit 62 Jahren, nach 25 Jahren als Ältermann, machte Clemens die Ausbildung zum Probemeister für den Revaler Probefhof. Als Karriereschritt scheint dies unnötig gewesen zu sein. In Reval hatte es mit Sicherheit eine Reihe jüngerer Kandidaten gegeben, die das Amt im Anschluss auch länger als Clemens' drei Jahre hätten ausführen können. Eine Goldschmiedeausbildung, die Voraussetzung für die Ausbildung zum Probemeister, war prinzipiell bei allen Meistern im Amt vorhanden. Probemeistern war es jedoch untersagt, ihr Handwerk weiter zu betreiben und auch mit Gold- und Silberwaren zu handeln, was offenbar Interessenkonflikte verhindern und damit ihre Unabhängigkeit sichern sollte, aber auch weniger Einkommen bedeutete. Die Kandidatenfindung vor Ort stellte sich daher nicht selten als kompliziert heraus.⁴³ Vielleicht hat Clemens aus Mangel an Aspiranten die Ausbildung angetreten, um die Eröffnung eines Probefhofs in Reval nicht zu gefährden. Denn waren die Hindernisse für die Wahl eines Aspiranten zu groß, blieb nur die Möglichkeit einen auswärtigen Probemeister anzustellen, um den Erhalt des Probefhofs nicht zu gefährden. Dies bedeutete in der Regel offenbar die Anstellung eines russischen Kandidaten. Eine erste Einschätzung anhand der bei Leistikow verzeichneten Namen lässt vermuten, dass nahezu die Hälfte der namentlich bekannten Probemeister in den Ostseeprovinzen Russen waren, wie vermutlich auch Natarov.⁴⁴ Hier lässt sich erahnen, wie auch diese administrative Angleichung in den Ostseeprovinzen als kulturell konnotierter Angriff aufgefasst werden konnte: Während vor der Einführung der staatlichen Beschauadministration die deutsch geprägte städtische Handwerkerschaft die Kontrolle der Goldschmiedeerzeugnisse selbst durchführte, waren es nun nicht nur zarische Beamte, sondern zu einem wesentlichen Teil russische zarische Beamte.

Das dritte Zeichen auf den Löffeln zeigt in einem Rechteck die Zahl 84. Hierbei handelt es sich um die Angabe des Feingehalts: 84 Solotnik. Der Solotnik ist ein russisches Maß, das erst mit der Beschauadministration von 1840 im Goldschmiedehandwerk der Ostseeprovinzen allgemein verbindlich wurde. Zuvor war hier über Jahrhunderte das Maß in Lot üblich gewesen, wie es auch im Alten Reich und darüber hinaus bis zum „Gesetz über den Feingehalt der Gold- und Silberwaren“ von 1884 nach der Gründung des Kaiserreichs

42 Vgl. ebenda, S. 280, 283.

43 In Mitau beispielsweise hatten zunächst alle Meister dankend abgelehnt, worauf sich schließlich der Ältermann Johann Ernst Nelius bereit erklärt hatte, das Probemeisteramt anzutreten. Nach der Ausbildung am Rigaer Probefhof fiel er beim ersten Anlauf durch das Examen. Nach einem erfolgreichen zweiten Versuch stellten sich finanzielle Probleme ein, da aus der Amtskasse die Kosten für Räumlichkeiten, Inventar und Prüfinstrumente sowie seine Entlohnung nicht aufzubringen waren. Daher konnte der Probefhof erst 1845 eröffnet werden. Vgl. Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 260 f.

44 Vgl. ebenda, S. 235, 280, 306 f.

weiterhin üblich war.⁴⁵ Die meisten Bestimmungen hatten hier wie dort 13 Lot für Silberwaren vorgesehen. Dies wurde aber selten als Zeichen in die Stücke geschlagen, da das Stadtzeichen ja bereits den Feingehalt beglaubigte, dessen Höhe als Wissen vorausgesetzt wurde.⁴⁶ In Reval war bereits ab 1798 auf Grundlage eines Ukaz ein Feingehaltszeichen gefordert worden, sogar bereits in Solotnik. Nur drei Jahre später jedoch war dies in den Bestimmungen des Goldschmiedeamtes in Lot geändert worden, sodass fortan statt der Solotnikangabe eine 13 für 13 Lot als gefordertes Feingehaltszeichen eingeschlagen wurde.⁴⁷ Während 13 Lot umgerechnet einen Feingehalt von 812,5/1 000 Teilen ergab, entsprachen die seit 1840 geforderten 84 Solotnik einem Feingehalt von 875/1 000 Teilen.⁴⁸ Nicht nur war also das System nun endgültig auf das russische Maß vereinheitlicht, sondern auch der geforderte Feingehalt angehoben worden. In Russland war dieser Feingehalt bereits seit 1798 als Mindestgehalt vorgeschrieben.⁴⁹ Es handelte sich also auch um eine Hebung der materiellen Wertigkeit und damit indirekt auch um eine Erhöhung des Qualitätsstandards. Implizierte dies auch die Aussage seitens des Staates, dass das Goldschmiedehandwerk in Russland demjenigen in den Ostseeprovinzen überlegen sei? Die Verwendung einer zusätzlichen Marke zur Angabe des Feingehalts bedeutete im Kontext der Ostseeprovinzen in jedem Fall eine permanente visuelle Erinnerung daran, dass nicht mehr in traditionellen Lot, sondern in russischen Solotnik gemessen wurde. Die vereinheitlichenden Maßnahmen konnten wie hier im spezifischen Kontext der Ostseeprovinzen als zielgerichtet gegen die bestehende Ordnung wahrgenommen werden, obwohl sie in erster Linie eine einheitliche Struktur zum Ziel hatten, reichsweit galten und andernorts auch seit langer Zeit üblich waren.

Zur Prüfung des Feingehalts existierten verschiedene Methoden: Da sich kein Tremulierstrich auf den Löffeln befindet, kann mit Sicherheit gesagt werden, dass Natarov nicht die Kupellenprobe angewendet hat.⁵⁰ In den Ostseeprovinzen war die Strichprobe beliebter, die keine sichtbaren Spuren hinterließ.⁵¹ Aus diesem Grund kann nicht ermittelt werden, ob sie an den Löffeln durchgeführt wurde. Es handelte sich um einen reinen visuellen Farbvergleich, weshalb die Strichprobe zwar einfacher, aber auch ungenauer war. Der zu prüfende Gegenstand wurde über einen sogenannten Probiestein gestrichen, auf dem ein silberfarbener Strich zurückblieb. Die Farbe dieses Strichs wurde anschließend mit den Farben sogenannter Probiernadeln verglichen. Bei ihnen handelte es sich um kleine Silberstile,

45 Gesetz über den Feingehalt der Gold- und Silberwaren, in: Deutsches Reichsgesetzblatt (1884), Nr. 21, S. 120-122. Hierin wurde als Mindestgehalt für Silberwaren 800/1 000 Teilen bestimmt.

46 Die meiste Zeit wurde in den Städten der Ostseeprovinzen 13 Lot gefordert. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt in Kurland zeitweise nur zwölf Lot. In Riga wurden mitunter 14 Lot gefordert. Vgl. Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 31 f., 305.

47 Vgl. ebenda, S. 32 f., 280. Auf Seite 33 gibt Leistikow das Jahr mit 1789 statt 1798 an. Hier scheint es sich um einen Zahlendreher zu handeln.

48 Vgl. die Konkordanz bei Diviš, *Silberstempel* (wie Anm. 29), S. 39.

49 Solodkoff, *Russische Goldschmiedekunst* (wie Anm. 24), S. 135.

50 Für die Kupellenprobe musste mit einem Stichel etwas Material vom Stück abgetragen werden. Die Zickzackspur des Stichels zeigte sich im sogenannten Tremulierstrich, der auf der Arbeit zurückblieb. Vgl. zu den Methoden der Feingehaltprüfung z.B. die anschaulichen Erläuterungen bei Marc Rosenberg: *Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage* (Neudruck), Einführung, Osnabrück 1972 (Original: 1910-1925), S. 39-48.

51 Vgl. Leistikow, *Baltisches Silber* (wie Anm. 24), S. 26.

von denen jeder in genau einem bekannten Feingehalt hergestellt worden war, sodass mit einem vollständigen Probiernadelset das ganze Silberfarbspektrum und damit alle gängigen Feingehaltsgrade abgedeckt waren.

Ohne großen Aufwand und Schäden am Objekt kann auch heute noch eine Feingehaltsprobe an historischem Silber durchgeführt werden. Auf diese Weise könnte auch bei den vorliegenden Löffeln festgestellt werden, ob Grünwald sich an die Vorgaben gehalten hat. Je nach Fragestellung könnte eine Durchführung interessante Erkenntnisse bereithalten.

Die Ausführungen zeigen das Potential von Dingen, auf andere Aspekte hinzuweisen, die bei einer Betrachtung von vornehmlich Schriftquellen seltener oder gar nicht im Fokus stehen. Die Bürokratisierung und Zentralisierung des Reiches, die zunehmend auch die Ostseeprovinzen betraf, wirkte sich auch im Goldschmiedehandwerk aus. Hier rücken mit Handwerkern, Ältermännern, Probemeistern und Käufern neue Akteure in den Blick oder es treten neue Seiten bekannter Akteure zu Tage. Die betrachteten Teelöffel bieten dabei nur eine Momentaufnahme von der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Heranziehen weiterer Dinge aus den Jahren davor und danach kann den Blick für die hintergründigen Entwicklungen schärfen und vergleichende Perspektiven ermöglichen. Abseits der gewählten Fokussierung auf den Herstellungs- und Prüfprozess, der sich über die Betrachtung der rückseitigen Zeichen ergab, lassen sich auch gänzlich andere Stoßrichtungen denken, die sich beispielsweise dem Stil, Dekor, Aufschriften, Gebrauchsspuren oder mit den Dingen verbundenen Praktiken widmen.

Zu den Quellen: Der Gang ins Museum

Die dargelegten Ansätze zeigen, dass hierzu nicht immer genuines Materialwissen vonnöten ist, mit dem Historiker in ihrer Ausbildung üblicherweise nicht in Berührung kommen – auch wenn ein Erwerb für andere Fragestellungen und umfassendere Analysen in jedem Fall lohnenswert wäre. Stattdessen zeigen die gewählten Aspekte, dass bereits mit den im Fach verbreiteten Methoden der Text- und Bildanalyse auch Dinge auf unterschiedlichen Ebenen erschlossen werden können. Die Verknüpfung der Dinge mit Schrift- und Bildquellen bietet darüber hinaus weiteres Erkenntnispotential. Die wissenschaftliche Literatur benachbarter Disziplinen oder auch zusätzliches Material wie Restaurierungsberichte können ohnehin das für den Historiker selbst nicht oder schwer Erschließbare der Dinge für die eigene Forschung weiter öffnen. Den ersten Schritt stellt in jedem Fall die Bereitschaft zum Ändern bestehender Routinen dar. Der Gang zu den Dingen, zum Beispiel ins Museum, und der Blick auf sie ist das primär Notwendige. Bei eingehender Betrachtung eröffnen sich Pfade und Perspektiven nach eigener Erfahrung – wie auch bei Schriftquellen – meist von selbst.

Es ist daher zu hoffen, dass auch Historiker in der geschichtswissenschaftlichen Forschung zu Nordosteuropa immer öfter den Gang ins Museum wagen und den Blick nicht nur, aber auch auf Dinge richten, um sich von ihnen in ihren gewohnten Mustern irritieren und inspirieren zu lassen.

Quellen

Münnich-Nolcken'scher Nachlass, Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg, Familienarchiv Münnich-Nolcken, DSHI 120 OL Münnich-Nolcken, Herder-Institut für Historische Ostmitteleuropaforschung Marburg.

Summary

The focus of this article lies on a set of silver Biedermeier teaspoons from the mid-19th century, forged in the province of Estonia in the Russian Empire. They function as example to explore the potential of things as source for the history of northeastern Europe. In doing so, they promote a new research approach that aims at bringing things to a greater awareness in historical research. It is part of the larger ongoing material turn in the humanities. The report at hand presents results of „PriMus – Promovieren im Museum (PriMus – PhD in Museums)“, situated at Leuphana University Lüneburg, in collaboration with six museums of the Hamburg region. One of them is the East Prussian state museum with its Baltic German department in Lüneburg. The silver spoons are a part of the manifold Münnich-Nolcken collection, which the museum acquired in 2014 from descendants of the former Baltic German noble family Baron Nolcken.

Prof. Dr. Traugott Hahn (1875–1919) und seine Gedanken zu Ehe und Familie

von Thomas Ehlert

1. Biografische Notizen

Traugott Hahn (1875–1919) war der wohl bekannteste der „baltischen Märtyrer“. Er stammte aus einer baltischen Pfarrersfamilie.¹ Sein Vater Elieser Traugott Hahn (1848–1939) war Pastor und Volksmissionar. Sein Großvater Carl Hugo Hahn (1818–1895) war Missionar bei den Herero in Deutsch-Südwestafrika. Seine Mutter war Rosalie „Lalla“ Hahn, geborene Paling (1850–1906), die in der Gemeinde des Vaters ebenso als Seelsorgerin galt wie ihr Mann. Er war das älteste von insgesamt sechs überlebenden Kindern der Familie. Hahn studierte ab 1893 Evangelische Theologie an den Universitäten Dorpat und Göttingen, wurde am 28. Mai 1899 ordiniert, 1902 Universitätsprediger in Dorpat, promovierte dort mit einer kirchengeschichtlichen Arbeit über den altkirchlichen Bibelausleger Tyconius (4. Jahrhundert) wurde Privatdozent und 1909 Professor für Praktische Theologie. 1903 heiratete Hahn Anny von zur Mühlen (1878–1974). Der Ehe entstammten vier Kinder: Annemarie (1904), Elisabeth (1907), Wilhelm (1909) und Beate (1913). Das Universitatspastorat mit dem Pfarrhaus am Wallgraben 25 in Dorpat war nicht nur die Heimstätte der Familie Hahn, sondern auch Anlaufstelle für Gemeindeglieder und für viele Studenten. Arbeitsfelder wie Seelsorge, Gottesdienst, Kindergottesdienst, Bibelstunden, Konfirmandenunterricht, Mitarbeit in der Ausbildung von Pädagogen, volksmissionarisches Engagement, Synodalarbeit und Lehre an der Universität kamen in diesem Pfarramt zusammen.

Der 1919 von Bolschewisten in Dorpat ermordete Pfarrer wurde nach dem Ersten Weltkrieg gerade wegen seines Martyriums in Deutschland bekannt und hatte eine Wirkungsgeschichte.² Sie hatte ihren Ausgangspunkt darin, dass ein evangelischer Pfarrer von Aktivisten einer antichristlichen kommunistischen Ideologie ermordet wurde. Sein Schicksal, das der „baltischen Märtyrer“ und vieler anderer ermordeter Christinnen und Christen in der Sowjetunion war in den deutschen Pfarrhusern der Zwischenkriegszeit gegenwärtig, gehörte zum „kollektiven Gedächtnis“ der Kerngemeinde und diente dann in den späteren 1920er Jahren national-ideologischen Interessen als warnendes Beispiel gegen die drohende „Kommunismusgefahr“ in Deutschland. Kaum berücksichtigt wurde in der Erforschung der Wirkungsgeschichte allerdings die Tatsache, dass Hahn zu dem Kreis der spirituellen Impulsgeber gehörte, ohne den der pommersche Adelige, Jurist und engagierte Christ Reinold von Thadden-Trieglaff (1891–1976) das Unternehmen des Deutschen Evangelischen Kirchentages nicht in Angriff genommen hätte. Nicht nur das Martyrium dieses Mannes, sondern auch sein geistliches und theologisches Profil verdient also mehr Aufmerksamkeit.

- 1 Vgl. zum Überblick: Wilhelm Hahn: Der Ruf ist immer neu: Aus 200 Jahren der baltischen Theologenfamilie Hahn, Stuttgart 1993, S. 31-166.
- 2 Vgl. Thomas Ehlert: Traugott Hahn (1875–1919) – Leben, Wirken, Martyrium, Spiritualität und Theologie, Erlangen 2018, S. 3-6. Volltext über OPUS FAU: <http://opus4.kobv.de/opus4-fau/frontdoor/index/index/docId/9992> [letzter Zugriff: 1.04.2020].

2. Hahns theologisches und geistliches Profil³

Hahn war ein praktischer Theologe lutherischer Herkunft, ein Seelsorger, Prediger und geistlicher Lehrer, der seinen Gemeindegliedern und Studenten mit spiritueller Klarheit und Weitsicht tief durchdrungene Inhalte bot. Die enge Verbindung von persönlicher Frömmigkeit und theologischer Reflexion verlieh der Persönlichkeit Hahns viel Ausstrahlungskraft. Lutherische Erweckung in der Volkskirche war das zentrale Sachanliegen seiner Theologie und Frömmigkeit.

Verwurzelt war Hahn im Milieu der aus der „fränkischen Erweckung“ hervorgegangenen Erlanger Theologie, wie sie in Dorpat wirksam geworden war. Beziehungen zu den Grundentscheidungen und Gedanken der Theologen Franz Herrmann Reinhold von Frank, Johann Christian Konrad von Hofmann, Theodosius Harnack und Alexander von Oettingen sind nachweisbar. Auch die philosophisch-ideologischen geistigen Herausforderungen seiner Zeit hat er kulturhermeneutisch verarbeitet und nahm aufmerksam die Entchristlichung und Entkirchlichung weiter Teile der Bevölkerung im Baltikum wahr.

Pastoraltheologisch ging es Hahn mit seinem Interesse an der lutherischen Erweckung in der Volkskirche darum, positive Gestaltungsräume christlicher Kultur zu pflegen, die „noch Kirchlichen“, die aber zweifeln und Glaubensfreude verloren haben, sowie völlig „entkirchlichte“ Menschen zurückzugewinnen. Gemeindeaufbau in der Volkskirche durch die Erweckung Einzelner zu einem „bewussten“ Jüngersein Jesu und daraus folgend die Bejahung der Kirche erweisen sich als Kernpunkte seiner praktischen Theologie.

Mit seiner Seelsorge zielte Hahn nicht nur auf persönliche Heilsgewissheit, sondern nahm zugleich die Herausforderung an, den zum Massenwesen degradierten, vielen glaubenszerstörenden Geistesinflüssen, Ideologien und Stimmungen, den Versuchungen der Sünde ausgelieferten, in seiner Persönlichkeit zerfaserten und verunsicherten Christenmenschen zu seiner eigentlichen evangelischen Freiheit zurückzuleiten, indem sie ihn mit einer aus dem christlichen Glauben gespeisten Ideologiekritik aus dem Schlaf „aufweckt“, die Augen öffnet, ihm Klärungen bringt, ihn vor den Geistesinfluss Jesu führt, der ihm eine Distanz zum Weltgeschehen ermöglicht und seine innere Widerstandsfähigkeit stärkt. Es ging ihm insgesamt darum, einen Prozess christlicher Persönlichkeitswerdung in Gang zu setzen.

„Eindringlich, aber nicht zudringlich“ soll eine erweckliche Predigt⁴ im Sinne Hahns sein; sie soll die Persönlichkeit des Hörers achten, seine Fassungskraft nicht überfordern, ihm neue Perspektiven eröffnen, Trost und „heilige Unruhe“ bei ihm hervorrufen und darin existentiell treffend sein. Schließlich soll sie Lebenshilfe aus dem Glauben geben.

In Hahns Konfirmandenunterricht⁵ ist das Bemühen, eine christliche Persönlichkeitsreifung herbeizuführen, am deutlichsten zu greifen. Die Mitschriften der Konfirmanden-

3 Vgl. ebenda, S. 372-410.

4 Zur Homiletik Hahns vgl. ebenda, S. 275-349.

5 In den baltischen Stadtgebieten der ev. luth. Kirche im Russischen Reich wurde der Konfirmandenunterricht anders als im Deutschen Reich organisiert. „Es gab keinen bis zu zwei Jahren ausgedehnten wöchentlichen Unterricht, sondern einen auf vier bis sechs Wochen konzentrierten, ca. 40-45 Stunden umfassenden, täglich mit 60 oder 90 Minuten oder mehr stattfindenden Blockunterricht; vor dem vollendetem 15. Lebensjahr wurden Jugendliche nicht zur „Konfirmandenlehre“ zugelassen. Damit war klar, dass für Inhalt und Durchführung des Unterrichtes auch entwicklungspsychologisch andere Reifungs- und Reflexionsprozesse bei dieser Altersgruppe vor-

lehre⁶ lassen methodisch eine gepredigte Katechese erahnen. Inhaltlich gleicht seine Konfirmandenlehre einem „spirituellen Grundkurs evangelischen Christentums“, der den Stoff des Glaubens erschließt und die Konfirmanden in die Gestaltwerdung des christlichen Glaubens einführt. Am Glauben lernbar sind die spirituellen Denkweisen, Haltungen, Verhaltensweisen und Vollzüge. Die Konfirmandenlehre bietet in der Durchführung anwendungsbezogene, für das Glaubensleben und das ethische Urteilsvermögen heranwachsender Jugendlicher relevante Erkenntnisse und Impulse, um den Glauben als ein mögliches Lebens- und Deutungsmodell kennenzulernen und zu einer persönlichen Antwort zu gelangen.

3. Hahns Gedanken zu Ehe und Familie

Aus den Predigten Hahns und aus den Mitschriften seines Konfirmandenunterrichts lassen sich die Grundzüge seines Denkens zu diesem Thema ermitteln.

3.1. *Ehe und Familie als Schöpfungsordnung Gottes im Dienst der Liebe*

Ehe und Familie gehörten für Hahn zur gottgegebenen Naturordnung.⁷ Hahn entfaltete seine ersten Gedanken dazu im Rahmen einer thematischen Brücke zwischen den beiden Teilen

ausgesetzt werden konnten als im Deutschen Reich mit einem Konfirmationsalter von 13 oder 14 Jahren. In Dorpat wurden die meisten Gläubigen mit dem 16. oder 17. Lebensjahr konfirmiert, wobei das Alter von Hahns Konfirmanden auch höher liegen konnte. Seine Konfirmandengruppe setzte sich vorwiegend aus Jugendlichen mit höherer Schulbildung zusammen; da die Zahl der Teilnehmenden bei einer 1000 Seelengemeinde außer in den Jahren des Weltkriegs, als viele Flüchtlinge hinzukamen, klein war, erleichterte das ein persönliches Verhältnis des Pastors zu seinen Konfirmanden. Hahn legte den Konfirmandenzeit-Block in die Sommerferien, hielt vor- und nachmittags Unterrichtsstunden, bot jedem Konfirmanden im Anschluss an die Stunden im Arbeitszimmer die Gelegenheit zu einem seelsorgerlichen Gespräch unter vier Augen, bot abends in der Pastorei auch die Gelegenheit zu einem „gemütlichen Beisammensein“, nahm für die Zeit der konzentrierten Konfirmandenlehre auf Bitten der Eltern hin auch Jugendliche in sein Pfarrhaus auf“, Ehlert, Hahn (wie Anm. 2), S. 361 f.

6 Dank der Hilfe von Familie Grüneisen liegen Manuskripte von Mitschriften des Konfirmandenunterrichtes aus den Jahren 1913, 1915 und 1918 vor. Sie sind zusammenfassend dargestellt bei Ehlert, Hahn (wie Anm. 2), S. 350-352, 445-449. Anny Hahn hatte in ihrem „Lebensbild“ darauf hingewiesen, dass nicht nur Konfirmandinnen und Konfirmanden das Gehörte mitgeschrieben haben, sondern auch die Lehrerinnen, Studenten, Mütter und frühere Konfirmanden, die im Hintergrund saßen und zuhörten, vgl. Anny Hahn: D. Traugott Hahn. Ein Lebensbild aus der Leidenszeit der baltischen Kirche, hrsg. v. W. Ilgenstein, Heilbronn ⁴1929, S. 87. Bestätigung fand die Auskunft viele Jahre später durch Eduard Steinwand, der 1949 in der Einführung zu einer mit dem Titel „Der Heilsweg“ verfassten „Arbeitshilfe für die Darlegung der Heilsgeschichte in der christlichen Unterweisung“, die dem Andenken Hahns gewidmet war, bemerkte: „In meinem letzten Universitätssemester hatte ich die Möglichkeit, den Konfirmandenunterricht Traugott Hahns mit anzuhören. Er wurde immer, soweit Platz war, von einer Reihe von Studenten und anderen Erwachsenen besucht“, Eduard Steinwand: Der Heilsweg, Göttingen 1949, S. 5.

7 Vgl. Hahn, Konfirmandenunterrichtsstunden 1918, MS, S. 47. Das Manuskript befindet sich wie auch die anderen Mitschriften der Jahre 1913 und 1915 im Privatbesitz der Familie Grüneisen in Heidelberg. Annemarie Grüneisen ist die Tochter von Wilhelm Hahn und damit die Enkelin von Traugott Hahn.

des Dekalogs. Logische Klammer ist das Doppelgebot der Liebe. Im 1. bis 3. Gebot kommt die Liebe zu Gott zum Ausdruck, in den anderen Geboten (4. bis 10.) die Liebe zum Nächsten. „Nur wer liebt, kann voll und richtig leben“.⁸ Auf die Frage „Wen heißt Gott mich lieben, wer ist denn mein Nächster?“ verwies der Dorpater Theologe auf die natürlich naheliegenden Verhältnisse, und zwar in einer gewissen Rangfolge:

„Zum ersten gehört die Ehe. Das ist das allernächste Verhältnis zwischen zwei Menschen. [...] Das zweitwichtigste Verhältnis ist das der Kinder zu den Eltern. Das drittwichtigste der Geschwister zueinander. Das letzte soll nicht verdunkelt werden durch Freundschaft. Die Familie ist der engste Kreis, dann kommt die Verwandtschaft. [...] Du sollst alles dieses als gottgegeben ansehen. Das ist eine nahe Liebespflicht. Wir sollen nicht andere Liebespflichten pflanzen und die Verwandten vergessen.“⁹

Ehe und Familie stellten für den Dorpater Pastor das primäre Feld von Leben und Liebe dar. Sie sind seiner Auffassung nach natürlich und verdanken sich in ihrer Natürlichkeit einer göttlichen Stiftung in der Schöpfung. Dieser primäre Lebensraum des Füreinander-Daseins bringe fürs einzelne Familienmitglied auch in späteren Jahren „Liebespflichten“ mit sich. Das konkretisierte Hahn in seinen Ausführungen zum 4. Gebot noch einmal anhand des Verhältnisses von Kindern zu ihren Eltern: „Nie kann für uns die Zeit kommen, wo die Pflicht den Eltern gegenüber aufhört. Keiner bilde sich ein, ein Nachfolger Jesu zu sein, der das 4. Gebot nicht hält.“¹⁰

Dieses besondere Verhältnis von Kindern zu den Eltern wird nach Hahn für die Kinder über den tief empfundenen Dank fürs eigene Dasein und Gewordensein emotional einsichtig: „Es muss ein ganz eigenartiges Verhältnis sein zwischen mir und den Eltern sein, gegründet auf Dankbarkeit“.¹¹ Dieser Dank ist eigentlich eine Resonanz auf empfangene Liebe und Zuneigung und alles das, was man von den Eltern bekommen hat.

„Wie soll die Liebe zu den Eltern beschaffen sein? Zur Liebe müssen das Ehren und die Dankbarkeit dazukommen. Unsere Mutter hat mit eigener Lebensgefahr uns das Leben gegeben. Alles Tun der Eltern uns gegenüber ist Liebe, auch die Strafen. Die Eltern haben, was sie erwerben, in unsere Erziehung gesteckt. Ehret die Eltern. Sie sind die ersten Stellvertreter Gottes.“¹²

Auch bei Konfliktfällen gilt: „Die Gesinnung ihnen gegenüber muss immer gut bleiben.“¹³ Zur Selbstprüfung wird den Konfirmanden die Frage mitgegeben: „Bist du ganz frei von der Sünde der Verachtung deiner Eltern?“ Sogleich wurden auch Beispiele benannt: „die Eltern als uns gleichstehende Freunde betrachten und sie kritisieren, heißt, sie verachten;“ schließlich wird auch die Mahnung nicht vergessen: „Ungeratene Kinder sind der größte

8 Ebenda, MS, S. 51.

9 Hahn, Konfirmandenunterrichtsstunden 1918, MS, S. 47-48.

10 Traugott Hahn: Konfirmandenunterricht 1915, MS, S. 27.

11 Ebenda, MS, S. 26.

12 Ebenda, MS, S. 27.

13 Ebenda, MS, S. 28.

Kummer ihrer Eltern, ja manches Kind ist ein Nagel zum Sarge seiner Mutter.“¹⁴ Den Eltern hingegen wusste Hahn in einer Predigt einzuschärfen, dass Eheleute Gott zu danken haben für den Kindersegen als dem „höchsten Segen, der in sich die ‚größte Aufgabe auf Erden‘ trägt“, nämlich „Menschen das Leben zu geben, Menschen zu erziehen und ihnen so geistiges und geistliches Leben zu geben“.¹⁵ Im Familienleben als einer Form des christlichen Gemeinschaftslebens ereignet sich nach Hahn die Konkretion von Liebe in Form von gegenseitiger Hilfestellung, gegenseitigem Einfühlungsvermögen, Anteilnahme, Toleranz und Vergebungsbereitschaft.

„Einer nimmt sich des anderen an. Wie herrlich ist eine Arbeits- und Kampfesgemeinschaft [...] Bei wahrer Gemeinschaft handelt es sich gewiss besonders häufig, vielleicht überwiegend um Mitleiden in Gott, um gemeinsames Tragen von Lasten, besonders innerer Lasten [...] Welch wichtiges Stück echten Christentums haben die inne, die es verstehen, immer an andere und für andere zu denken, erfinderisch zu sein im Bereiten reiner Freuden! Zum anderen ist es die Fähigkeit, mit anderen selbstlos sich zu freuen, all des göttlich Schönen und des Guten, alles Glückes und aller Erfolge, die Gott ihnen schenkt. Vor allem aber ist es die Freude an dem andern selbst, an seinem Geistesleben, an seinen guten Handlungen, auch schon an seiner Besserung. Christi Ziel ist es nicht, alle seine Erlösten ganz gleichzumachen, sondern Gemeinschaft herzustellen zwischen den verschiedenartigsten Persönlichkeiten [...] Freilich zu rechter Gemeinschaft wird auf Erden gegenüber den Mitschwestern auch immer viel heilige Toleranz nötig sein und die Fähigkeit den anderen viel zu vergeben.“¹⁶

Die Familie war für Hahn ein Gestaltungsraum sozialen Lebens, der im Idealfall von den ethischen Einsichten des Christentums durchdrungen ist.

Der Dorpater Theologe beurteilte es als falsch und als Ausdruck von Sünde, wenn diese Gemeinschaftsform unter dem Verlust des Gottesbezuges und aller anderen Relationalitäten zur absoluten Größe wird: „Man sagt, wir Balten leiden unter Familienreligion. Die Familie ist das Höchste und wird vergöttert. Für den Mann ist die Frau, die Kinder die einzige Befriedigung, alles andere vergisst er. Nun ist die Familie sein Abgott. Das will Gott nicht haben.“¹⁷

Für Hahn war die Familie als soziale Größe eingeordnet in ein christliches Weltverständnis mit einer Daseins- und Handlungsorientierung. Infolge dieser Einordnung wird die Familie auch der Liebe zu Gott Raum geben und idealerweise eine gute Rolle spielen im christlichen Bildungsauftrag.

3.2. *Die Familie und der christliche Bildungsauftrag*

Die Orte der Bildungsarbeit „an der Jugend“ waren für den Dorpater Pfarrer das Elternhaus, die Familie, die Schule und die Kirche; berufen seien neben Pastoren vor allem „Eltern,

14 Ebenda.

15 Traugott Hahn, *Glaube an das Licht*, Gütersloh³ 1933, S. 279.

16 Ebenda, S. 32 ff.

17 Hahn, *Konfirmandenunterrichtsstunden* 1918, MS, S. 35.

Lehrer, Erzieher, oder auch ältere Geschwister und Freunde“.¹⁸ Diese Orte sind netzwerkartig aufeinander bezogen, und bauen – was die inhaltliche Arbeit angeht – aufeinander auf. Hahn war der Überzeugung, dass die Kinder von den Eltern einen „Eindruck“ empfangen. Wenn der Geist im Elternhaus nicht derselbe Geist ist wie in der Kirche, die Eltern keinen Wert auf sonntägliche „Gemeinschaft mit Gott und der Gemeinde“ legen, keine „religiösen und ethischen Neigungen“ gefördert werden, „werden die Gottesdienste den Kindern doch immer fremdartig bleiben“.¹⁹ Die prägende Vorbildwirkung liegt für Hahn in der spirituellen Praxis der Eltern. Die Söhne und Töchter „müssen aufwachsen unter der heiligen Lampe täglicher Andachten“, müssen Eindrücke empfangen von „echten, herzinnigen Gebeten der Eltern als von wirklichen Gesprächen mit Gott“, hineingetaucht in eine Atmosphäre von „Liebes- und Friedenslust“, die von den Eltern ausgehend das familiäre Zusammenleben umschließt.²⁰ Die enorme Leistung der frommen christlichen Mütter sah der Dorpater Theologe präfiguriert in der Rolle, die die Mutter Augustins für seine Biografie spielte.²¹ Hier taucht ein wichtiges Prinzip Hahns auf: Nur eine authentische, „echte“ Persönlichkeit kann mit ihrer Ausstrahlung zur Persönlichkeitsbildung der Kinder beitragen.

Insgesamt gilt nach Hahn für die Erziehung, dass „neben der Erziehung zum Gehorsam immer auch stehen muss die Erziehung zur Freiheit und Selbständigkeit, und zwar so, dass beides ineinandergreift“.²²

3.3. Die „Beheimatung“ der Familie und die Rolle der Frau

In den Ausführungen zum 9. Gebot kam Hahn auf die besondere Gabe des weiblichen Geschlechtes für die „Beheimatung“ der Familie zu sprechen:

„Das 9. und 10. Gebot hängen eng zusammen. Das 9. handelt vom Heim, das 10. von dem, was das Heim heimisch macht [...] Beim 9. Gebot ist das Heim sehr wichtig. Was haben wir an unserem Heim? Wir sollen dankbar dafür sein, wenn wir ein Heim haben, sei es im Elternhaus oder gar ein eigenes Heim. Manchen Menschen fehlt dies Glück [...] Wie tristlos ist solch ein Umherirren in der Welt ohne Heim! Man lernt es oft erst schätzen, wenn man es nicht mehr hat. Die Aufgabe der Frau ist es, das Haus heimisch zu machen. Das versteht kein Mann. Dabei müssen wir nicht nur an das eigene Heim denken, es kann auch das Heim der Brüder oder Schwestern sein, das eine Frau heimisch machen kann [...] Das ist ein großer Beruf, ein Heim zu schaffen und zu erhalten. Im 9. Gebot ist also wieder ein großes Gut berührt: Das Heim. Auch die Dienstboten sollen im Hause sich heimisch fühlen [...] Außerdem ist das für die Hausfrau sehr bequem. Die Dienstboten müssen einen sicheren Halt im Hause finden. Wenn die Frau solchen schönen hohen Beruf und solche große Bedeutung

18 Hahn, *Glaubet an das Licht* (wie Anm. 15), S. 62.

19 Vgl. ebenda, S. 280.

20 Vgl. ebenda.

21 Vgl. ebenda, S. 66.

22 Ebenda, S. 64.

in der Menschheit hat, dann soll sie da nicht suchen, es dem Manne gleich zu tun, denn sie hat andere Gaben als er [...] Wir sollen uns davor hüten, anderen Menschen ihr Heim zu nehmen. Wir müssen damit sehr streng sein, denn wenn man einem Menschen sein Heim nimmt, bringt man ihn in die Gefahr, sittlich zu verkommen [...] Auch beim Entlassen eines Dienstabten oder einer Haustochter, Hausknechts sollen wir vorsichtig sein. Da hat dieses Gebot auch für uns eine Bedeutung, denn wir nehmen ihm dadurch sein Heim. Das Gebot sagt uns: Schützt den anderen, denk an ihn, pass auf, dass er nicht zugrunde geht; denn ein würdiges Familienleben ist nur in einem Heim möglich.“²³

Dieser Passus ermöglicht einen Blick in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Dorpater Universitätsgemeinde. Hahn hatte Konfirmandinnen und Konfirmanden aus einer sozialen Schicht, die Dienstabten im Haushalt kannte. Bemerkenswert ist, dass hier der Sinn und Geschmack der Heranwachsenden für den Wert einer häuslichen Beheimatung geweckt wurde und die kommende Generation der Entscheidungsträger auch für die Übernahme von Verantwortung sensibilisiert wurde. Die klare Rollenzuschreibung an die Frau war im Baltikum um 1913, so zeigt das Zitat, nicht unumstritten. Sonst hätte Hahn auf den Hinweis „dann soll sie da nicht suchen, es dem Manne gleich zu tun, denn sie hat andere Gaben als er“, verzichten können.

3.4. *Das Wesen der Ehe und die richtige Partnerwahl*

Im Konfirmandenunterricht behandelte Hahn die Fragen zu Ehe und Partnerwahl im thematischen Rahmen des 6. Gebots. Sein Interesse an prophylaktischer Seelsorge wanderte so pädagogisch in den Bereich einer christlichen „Klugheitslehre“, die man modern als Bestandteil „christlicher Lebenskunst“ fassen könnte. Ein Stück praktische Ehevorbereitung bekam seinen Ort.

Das Wesen der Ehe beschrieb Hahn als „besondere Liebe zwischen Mann und Frau“, die eine „Lebenseinheit“ zu schaffen vermag. Sinn und Aufgabe der Ehe verdeutlichte Hahn in verschiedenen Dimensionen: einmal in geistlicher Hinsicht als „größtes Heiligungsmittel“ mit der Aufgabe der Eheleute, aneinander persönlichkeitsbildend zu wirken, in gesellschaftlicher Hinsicht als Mittel der Schaffung eines zur Beheimatung fähigen Hauses, als Mittel zur Vermehrung des Volkes und als Institut zur Kindererziehung.²⁴ Auch wenn nach seinem Verständnis die Ehe unauflöslich ist, nicht geschieden, sondern nur gebrochen werden kann, rechnete Hahn mit der Möglichkeit des Scheiterns und hielt es „unter Umständen“ für besser, eine Ehe zu brechen, wenn der ganze innere Zusammenhang schon gebrochen ist und wenn die Ehe somit „bereits abgestorben ist“, ein „unleidliches Verhältnis“ entstanden ist.²⁵

23 Hahn, Konfirmandenlehre 1913, MS, S. 2 f.

24 Traugott Hahn: Knabenlehre Mai/Juni 1913, angeheftet an: Konfirmandenlehre 1913, MS, S. 136 f. Das Manuskript befindet sich im Besitz der Familie Grüneisen.

25 Hahn, Konfirmandenunterricht 1915 (wie Anm. 10), MS, S. 36 f.

Damit das alles nicht geschieht, entwarf Hahn prophylaktisch einen Ratgeber für die richtige Partnerwahl; sie hat, folgt man der Quellenüberschrift „Das 6. Gebot aus Knabenlehre 1913, Mai/Juni von Pastor Traugott Hahn“, junge Männer als Adressaten.²⁶

Der Dorpater Pastor gab zunächst einmal Ehehindernisse zu bedenken, nämlich „z.B. ein zu großer Alters- oder Bildungsunterschied, zu große Verschiedenheit in den Charakteranlagen, in den Lebensanschauungen und manches andere“. Andererseits formulierte Hahn auch Wegweiser zum ehelichen Glück. Der erste besteht darin, nicht aus Geld- und Besitzinteresse zu heiraten, sondern die Persönlichkeit zu suchen und zu finden, die „meine Seele ergänzt“. Dabei könne zweitens nur „das eigene Herz“ und „nur die rechte Liebe“ diesen Partner finden.

Beim Punkt der „rechten Liebe“ sind dann die wesentlichen Selbstprüfungen anzusetzen. Die Leidenschaft geschlechtlicher Vereinigung darf nicht zum Maßstab der rechten Liebe werden, und man muss bei der Selbstprüfung eine gesunde Distanz zu ihr entwickeln können: „Die Leidenschaft muss fort, sonst bist du in Gefahr, dein Lebensglück und deine Persönlichkeit zu verlieren.“

Aus männlicher Perspektive – an Jungen gerichtet – machte Hahn „das unmittelbare Wohlgefallen an diesem Weibe“, den „starken Zug zu ihr“ sowie den Wunsch, mit ihr das Leben zu teilen und in geistiger Gemeinschaft zum ersten Kriterium der rechten Liebe.

Im Sinne von Luthers Katechismus-Erklärung zu „lieben und ehren“ ergänzte er das erste Kriterium um das Kriterium der „Hochachtung“ und formulierte als Grundregel: „Einen Menschen, den ich nicht ehren kann, darf ich nicht zur Mutter meiner Kinder machen.“ Daraus folgen die prüfenden Fragen: „Fühle ich auch wirklich Hochachtung vor ihr? Ist sie ein sittlicher Charakter, kann ich ihr volles Vertrauen schenken?“

Die letzte Prüfungsfrage ist die an die Intensität der eigenen, zum Opfer bereiten Liebesfähigkeit: „Werde ich dieser Frau auch die richtige Liebe schenken können, einen guten Einfluss auf sie ausüben und sie glücklich machen können? Rechte Liebe muss unendliche Selbstlosigkeit in sich bergen. Frage dich: Ist sie mir so wertvoll, dass ich, selbst wenn sie zum Krüppel wird, nicht von ihr lassen kann?“

3.5. Einordnung

Die Gedanken Hahns zu Ehe und Familie speisen sich aus der Tradition des lutherischen Katechismus. Sie repräsentieren ein christlich-konservatives Gesellschaftsmodell, das in der damaligen lutherischen Pfarrerschaft nicht unüblich war.²⁷ Greifbar ist Hahns Interesse daran, dass in der Persönlichkeitsentwicklung des einzelnen Menschen die Werte von Glaube, Liebe, Verantwortung und Freiheit in ein ausgewogenes Verhältnis kommen. Kontextuell hatte er bildungs- und großbürgerliche bzw. adelige Milieus vor Augen. Die weltgeschicht-

26 Vgl. Hahn, Konfirmandenlehre 1913 (wie Anm. 23), MS, S. 136-139; inhaltlich ähnlich ist Hahn Konfirmandenunterricht 1915 (wie Anm. 10), MS, S. 37-41.

27 Vgl. Gerhard von Zezschwitz, Die Christenlehre im Zusammenhang. Ein Hilfsbuch für Religionslehrer und für reifere Konfirmanden, Leipzig 1883, S. 64-70; Franz Herrmann Reinhold von Frank: System der christlichen Sittlichkeit, Erlangen 1884, S. 407-413. Hier sind ähnliche Gedankengänge zu finden, die im Luthertum des 19. Jahrhunderts wurzeln und in die Pfarrerschaft hineinwirkten.

lichen und gesellschaftspolitischen Umbrüche des Ersten Weltkrieges und insbesondere die Jahre danach haben für viele Menschen im Baltikum enormen äußeren Veränderungsdruck, ja ein Zerschneiden bisher üblicher Lebenswelten mit sich gebracht. In dieser Zeit boten Hahns Gedanken zu Ehe und Familie Orientierungspunkte für ein christliches Lebenskonzept.

Summary

Traugott Hahn (1875–1919) was probably the best known of the „Baltic martyrs“. He was a clergyman, university preacher and Professor of Practical Theology in Dorpat (today Tartu, Estonia). The Lutheran awakening in the People’s Church was the pivotal point of his theology and piety. It is possible to ascertain Hahn’s thoughts on marriage and the family from his published sermons and from the transcripts of his confirmation classes. His views were sourced from the tradition of Lutheran Catechism. For Hahn the family, with its orientation towards existence and action, was not an absolute unit but had its place in a Christian understanding of the world. For the clergyman from Dorpat, marriage and family represented the primary field of life and love: Their naturalness can be traced back to the divine institution of creation. This primary living space of existing-for-one-another involves, for each individual member of the family, „duties of love“ towards the others. Children’s duty towards their parents is derived emotionally from gratitude for their own existence and being. Family life is a form of Christian and societal community life. Hahn argued that ideally this is where love is reified as mutual support, mutual empathy, as sympathy, tolerance and forgiveness. The family plays an important role in the Christian educational process by giving space to the love of God and engaging the children quite naturally in their own practice of piety. Further, the family is a suitable space for the development of individual personality between freedom and responsibility. The role of women is ennobled, in Hahn’s view, not only by the fact that they give birth to the children but also by the fact that it is they who ensure that the home provides the qualities of a sense of security and well-being. In his confirmation classes he provided adolescent boys with advice on how to choose the right partner. At a time when the external life-worlds were in upheaval he was able to help people find some inner stability in the rich associations of natural relationships.

REZENSIONEN

Bernd Henningsen, Tobias Etzold, Krister Hanne (eds.): The Baltic Sea Region: A Comprehensive Guide / History, Politics, Culture and Economy of a European Role Model, Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2017, 364 pp., ISBN: 978-3-8305-1748-1.

The Baltic Sea Region (BSR) has been the focus of increasing political and academic interest in the last few decades. The collapse of the communist states in 1989 and 1991 and their new-found western orientation led to multiple new institutions being formed, projects being funded and a focus on “region-building” across the Baltic Sea. Politicians have held up the BSR as a model European region, largely because of the positive functional cooperation among the European Union (EU) member states over the past decade and a half. The multi-author volume under review is the final product of an Erasmus Mundus project – “BalticStudyNet” – that aimed to “globally promote the BSR as an area of top-quality, innovative higher-education” (p. 7). Interestingly, the authors of the book hardly touch on research and education in the BSR. Rather, this volume aims to spread knowledge about the region to a broad audience. While the dry, functional cover, binding and layout of the book, as well as its lack of illustrations (with the exception of a colourful fold-out map of the region) and academic style of writing mean that it is unlikely to reach a general audience, the book is still a welcome and valuable addition to the burgeoning multi-disciplinary body of literature on the region.

The editors assembled a team of distinguished authors to review different aspects of the BSR. The volume as a whole would have benefited from stronger editing, as there is some repetition among the chapters. The historical development of the Council of Baltic Sea States comes up a number of times, as well as potted histories of the Hanseatic League and theoretical concepts of regions and regionalism. However, this only becomes noticeable for those reading the book from cover to cover. Most readers are likely to dip into relevant chapters – politics, economics or culture, for example – and will not notice the replication.

Krister Hanne’s introduction outlines the development of the BSR as a “model region”. Some of the author’s assertions are rather controversial, to say the least. For example, on page 10 Hanne makes the much-repeated, but unproven, assertion that “generous support was given to Poland and the Baltic states to ease their transition from planned economy and communist rule to market economy and liberal democracy.” However, no concrete data or figures are provided to back up this claim. Also, what is meant by “generous”? Compared to the open-handedness of the US’s post-second world war Marshall plan or the EU’s continuing support to farmers all across western Europe, the almost grudging, largely project-based support that the Baltic states and Poland received from the EU, and bilaterally from western BSR states in the 1990s, and which was largely aimed at modernizing the bureaucracy and legal system rather than promoting economic development, hardly seems “generous”.

Jonathan L’Hommedieu has the unenviable task of telling the history of the BSR in just seventy pages. The author successfully fits his historical narrative into the allotted pages by, first, focusing on the eastern littoral – the three Baltic states and Finland – and largely ignoring Poland and the Nordic states. This is a pity, as a cohesive brief history of the

broader BSR region, tying in developments in Denmark, Sweden and Poland with those in the Baltic states and Finland, yet remains to be written. Recent concise histories of the Baltic States by Andres Kasekamp (2010), Andrejs Plakans (2011) and Aldis Purs (2012) focused exclusively on the three Baltic states. A broader perspective would have better suited this volume. Second, *L'Hommedieu* focuses on “great man” history, with an emphasis on wars, politicians and major events and little social history of peasants and the like. Indeed, the limitations of space and the author’s wish to balance the modern and older eras means that some important periods – such as the inter-war period – are lightly treated in just a few pages.

The historical chapter ends with the Cold War, leaving the authors of the following “politics” chapter to give a perfunctory history of events from the Cold War onwards before moving on to a comparative overview of political developments in the region. This overview takes in the eleven states that fit the broadest *political* definition of the BSR (including Norway and Iceland which do not actually border the Baltic Sea). The authors, Joakim Ekman and Mai-Brith Schartau, initially compare levels of democracy, press freedom, corruption, gender equality and socio-economic development in the region. This successfully describes existing differences between the post-communist states and the others. It is a pity, however, that the authors provide snapshots of the situation between 2014 and 2016 without addressing the long-term dynamics since 1991. We all know that considerable political differences exist between the old and new democracies. We also know that the gap between the two groups has narrowed over the last quarter of the century. But has the political convergence slowed down? How has the region been impacted by the global democratic recession that began around 2005? These questions remain unaddressed and thus also unanswered. The following section provides snapshots of governments and political parties in the BSR. Part four sketches in the impact of the EU on the region. The section on the post-communist states confusingly addresses national minority issues, which in truth have very little to do with the EU. This is a pity, because EU membership has had an enormous impact on the political systems of the post-communist states: parties and elites have Europeanized; bureaucracies have incorporated Brussels into domestic decision-making; and legislatures have assumed an ever-greater role in handling EU legislation. Surely, this is far more relevant than a discussion of majority-minority relations? This chapter concludes with a straightforward discussion of BSR cooperation. A tougher editorial team might have cut this part out, because the following chapter – “structures and modes of regional cooperation” – covers these same themes in rather more detail. This chapter also lacks regional balance, describing the Baltic Sea dimension of Nordic cooperation, but failing to ask how, for example, the Baltic states view BSR cooperation. After all, the Baltic states could also choose to enhance their cooperation with the Visegrad 4 or the Central European region more generally. The Baltic choice to focus on the BSR is not as obvious or straightforward as the authors appear to believe.

Alari Purju’s chapter on the economy focuses on macro-data such as trends in trade, foreign direct investment (FDI) and migration. The author lays bare the extent of the BSR’s economic integration, particularly among the EU member states, since the collapse of the Soviet Union and, in particular, the enlargement of the EU in 2004. However, there is little discussion of the effect of these trends. How has the free movement of labour impacted the competitiveness of the Baltic states and Poland, with young, educated people moving

to Germany, the Nordic countries and other EU member states, leaving Latvia, Lithuania and Poland with labour supply problems? And how has this mass-movement of economic migrants impacted the rise of national populist movements in these states? These and other “micro” issues remain unanswered.

Finally, Berndt Henningsen’s thoughtful chapter on “culture” explores the extent to which the aforementioned processes of political and economic integration, as well as multiple region-building institutions and projects, have promoted a common BSR regional identity or culture. At the outset he states that “a convincing political and even cultural concept for the region is missing” (p. 267) and then goes on to point out the cultural diversity of the region (curiously even referring to different “hygiene habits” [p. 273] without elaborating on what these might be). He does concede that the natural environment (the Baltic Sea and the shared climate) are a common cultural element, although the “longing for the countryside” element is rather over-stated, bearing in mind the rapid rural depopulation and urbanization processes that accelerate with every year. Henningsen then rushes through twelve other potential common sources of a Baltic culture before concluding that some of these could well contribute to a “we-feeling”, but that a common culture does not exist. This discussion would have benefited from survey data. How do the people in the BSR identify themselves? Is there a sense of belonging to a common region? In the Baltic states, one part of the population has long yearned to be seen as part of Europe’s “north” rather than its “east”. But do the populations of Germany and the Nordic states share these aspirations?

In conclusion, this volume is not quite the “comprehensive guide” that it purports to be. It is, however, a well-written introduction to the BSR that will be useful to students and others seeking core information about the region. The very fact that this volume brings together the various BSR states into a common humanitarian and social science analysis makes it an important contribution to the scholarly dimension of the region-building project that it seeks to analyse.

Daunis Auers, Rīga

Andreas Kappelmayer: Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken-Kleeburg (1589–1652). Standeswahrung und Fremdheitserfahrung im Schweden Gustavs II. Adolf und Christinas, Münster: Aschendorff 2017, 704 S., ISBN: 978-3-402-13234-0.

Mit seiner Studie zu Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken-Kleeburg, dem Begründer des schwedischen Königshauses Pfalz-Zweibrücken, hat Andreas Kappelmayer eine bereits von ihrem Umfang her beeindruckende Monografie vorgelegt. Die überarbeitete Fassung einer 2016 in Tübingen verteidigten Dissertation ist ein gewichtiges Werk von mehr als 700 Druckseiten, wobei allein das Quellen- und Literaturverzeichnis 80 Seiten ausmacht, ergänzt durch Karten, genealogische Tafeln, historisches Bildmaterial sowie ein detailliertes Orts- und Personenregister.

Als historische Biografie steht dieses *magnum opus* unter dem Generalverdacht, dem das Textgenre in den letzten Jahrzehnten kaum zu entkommen vermochte: Biografien historischer Persönlichkeiten seien ein Relikt einer überkommenen geschichtswissenschaftlichen Tradition, die anstatt einer kritischen und problemorientierten Arbeitsweise zu einer simplen Nacherzählung von Lebensschicksalen neigt. Allzu oft sei das Resultat wenig mehr als

eine heroisierende Verklärung des Protagonisten – oder aber, in einigen Fällen, ein schonungsloses Aburteilen eines negativ wahrgenommenen historischen Akteurs. Kappelmayers Untersuchung kann als Entgegnung gegen derartige Vorbehalte gelesen werden. Der Autor hat mit seiner – nach Ansicht des Rezensenten – vorbildlichen Arbeit bewiesen, dass eine historische Biografie auch für die moderne Geschichtswissenschaft relevant und bereichernd sein kann.

Als nicht-regierendem, apanagiertem Fürst kam Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken-Kleeburg keine herausragende Stellung unter der Elite des Alten Reiches zu. Seine historische Bedeutung, und damit auch die Eignung zur Hauptfigur der hier besprochenen Monografie, resultiert aus seinen Verbindungen nach Schweden: Johann Casimir war Schwiegersohn Karls IX., wurde zu einem engen Vertrauten Gustavs II. Adolfs, nachdem jener seiner Halbschwester und ihrem Ehemann während des Dreißigjährigen Krieges Zuflucht in Schweden gewährte, und schließlich sogar Stammvater einer neuen Königsdynastie, als sein Sohn 1654 als Karl X. Gustav den Thron bestieg.

Den tatsächlichen Lebenslauf dieser Schlüsselfigur der frühen Großmachtzeit handelt Kappelmayer in einem kurzen Kapitel ab (S. 41-49); diese Passage, die in dem umfangreichen Gesamtwerk beinahe wie eine Fußnote wirkt, ist der einzige Teil, der als herkömmliche Biografie angelegt ist. Der Autor betont nachdrücklich, dass er keine chronologische Schilderung des Lebens seines Protagonisten beabsichtigt. Stattdessen richtet er den Fokus seiner Untersuchung auf „Johann Casimirs Rolle als nicht-regierender Fürst in einem ihm fremden geographischen und sozialen Raum“ sowie auf die Wechselwirkungen zwischen jener Rolle und den unterschiedlichen Wirkungsfeldern des Pfalzgrafen (S. 4).

Die explizite Betonung von Johann Casimirs „Rolle“ – nicht etwa seiner Stellung oder seiner Position – kommt nicht von ungefähr. Kappelmayers Studie zeigt unübersehbare Einflüsse des sogenannten *performative turn* in den Geistes- und Sozialwissenschaften, der Akte der Selbstdarstellung und der (Re)Präsentation in den Mittelpunkt der analytischen Betrachtung rückt. Bei aller Skepsis gegenüber inflationär propagierten Paradigmenwechseln und diversen *turns* muss man Kappelmayer attestieren, dass er die methodischen Impulse des *performative turn* gekonnt aufgreift und in seiner Studie nutzbringend anwendet. Performanz und inszenierte Identität ziehen sich als roter Faden durch weite Strecken des Buches, und gerade diese Passagen zählen zu den stärksten und intellektuell stimulierendsten Teilen der Untersuchung: Die Rolle eines Pilgers bzw. eines Exilanten waren gesellschaftlich etablierte Identitätsmodelle, die Johann Casimir zur Verfügung standen und die er sich für seine Selbstdarstellung in Schweden zunutze machte. Auch sein Festhalten am Calvinismus muss, so Kappelmayer, im Kontext einer intentional betonten Alterität verstanden werden.

Bereits in der methodischen Einleitung charakterisiert der Autor seinen Protagonisten als „Grenzgänger“ und „Migranten“, der einen Prozess der „Integration“ in der Aufnahmegesellschaft durchläuft (S. 2 f.). Bei manchen Leserinnen und Lesern mag sich hier zunächst die Vermutung regen, Kappelmayer würde seine Studie durch in der Öffentlichkeit, aber auch in der wissenschaftlichen Forschung omniprésente Schlagwörter aufwerten wollen. Zumindest war dieser Verdacht die erste Reaktion des Rezensenten auf das Vokabular der Historischen Migrationsforschung. Allerdings beweist Kappelmayer auch hier begriffliche Präzision und vermeidet anachronistische Parallelen, indem er Johann Casimir als „transimperiale Figur“ charakterisiert, dessen Grenzgängertum sich grundlegend von dem transnationaler Migranten späterer Jahrhunderte unterscheidet.

Beide Aspekte, Performanz und Migration, berühren einander in der Frage der Fremdheit: Fremdheit ist einerseits Konsequenz der räumlichen Mobilität des Protagonisten, andererseits Resultat einer teilweise intentionalen Selbstdarstellung. Doch während Johann Casimir bereit war, das Grenzgängertum als Teil seiner Identität zu kultivieren, war er bestrebt, seinen sozialen Stand zu behaupten: Die Strategien, mit denen er im schwedischen Exil sein materielles und soziales Kapital zu bewahren oder womöglich zu mehren suchte, stellen ein weiteres, zentrales Thema der Untersuchung dar. Der Untertitel „Standeswahrung und Fremdheitserfahrung“ weist somit auf einen Gegensatz hin, der für das Leben des Pfalzgrafen charakteristisch war: die Akzeptanz räumlicher Mobilität und die Verweigerung gesellschaftlicher Mobilität, da letztere in Johann Casimirs Situation zwangsläufig sozialen Abstieg bedeuten würde.

Nach einer ausführlichen Schilderung der „Herkunftsgesellschaft“ Pfalz und der „Aufnahmegesellschaft“ Schweden – auch hier zeigt sich Kappelmayer unübersehbar der Terminologie der Historischen Migrationsforschung verpflichtet – arbeitet der Autor mehrere Betätigungsfelder des Pfalzgrafen heraus: Zunächst sind dies die finanziellen Forderungen an die schwedische Krone, die aus der Heirat mit Katharina Vasa resultierten, sowie die Frage des Landbesitzes, der Privilegien und der Rechte, die Johann Casimir in Schweden besaß und die seinen politischen und gesellschaftlichen Handlungsspielraum bestimmten. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem engen Verhältnis zu König Gustav Adolf, der Johann Casimir mit wichtigen Funktionen im Bereich der Diplomatie, der militärischen Organisation und der Finanzverwaltung betraute. Da Johann Casimirs Position nie institutionalisiert wurde, war er auf persönliche Beziehungen zum Monarchen angewiesen; nach dem Tod des Königs geriet er schnell in politische Bedeutungslosigkeit.

Ein Bereich, in dem der Pfalzgraf seine familiären Netzwerke und seine Vertrautheit mit dem Süden des Reiches besonders gut ausspielen konnte, war die Vermittlung von Söldnerführern und Kriegsunternehmern, die die Krone Schwedens während des Dreißigjährigen Krieges benötigte. Dieser Rolle als „Patronagemakler“ widmet der Autor ein eigenes Kapitel. Die abschließenden Sektionen setzen sich einerseits mit dem Verhältnis zur schwedischen Adelsgesellschaft auseinander, andererseits mit der materiellen Versorgung der Kinder, die aus der Ehe zwischen Johann Casimir und Katharina hervorgegangen sind. Die Anordnung dieser Ausführungen erscheint allerdings nicht immer schlüssig: Auch wenn es von der Chronologie her logisch ist, die Versorgungsstrategien für die Nachkommen ans Ende zu stellen, trennen mehr als 200 Textseiten jenes Kapitel von dem zu Johann Casimirs finanziellen Ressourcen – obwohl die beiden Aspekte zwangsläufig eng verknüpft sind.

Kappelmayers Studie ist kein leicht verdaulicher Lesestoff. Die schiere Materialfülle mag auf manche Leserinnen und Leser einschüchternd wirken, die bisweilen ausufernden Kapitel lassen an Stringenz vermissen, und der Aufbau des Werkes ist, wie erwähnt, nicht immer nachvollziehbar. Keine einfache, jedoch eine ungemein lohnende Lektüre: Statt eines Lebensbildes, wie man es von einer herkömmlichen Biografie erwarten würde, bietet der Autor eine anspruchsvolle Fallstudie zum Handlungsspielraum hochadeliger Akteure, die als Grenzgänger im Spannungsfeld zwischen frühneuzeitlichen Reichen agierten bzw. agieren mussten. Der Band verfügt damit über eine Relevanz, die über den unmittelbaren Kontext – Schweden und die Pfalz um die Mitte des 17. Jahrhunderts – hinausgeht. Auch Fachkolleginnen und -kollegen mit anderen regionalen Spezialisierungen können sich von Kappelmayers

Monografie nützliche Impulse für ihre Forschung erwarten. Die Lektüre des Bandes kann all jenen, die die notwendige Zeit und Geduld aufbringen, mit Nachdruck empfohlen werden; der Autor ist, nach Ansicht des Rezensenten, für seine beeindruckende Forschungsleistung zu beglückwünschen.

Stefan Donecker, Wien

Peter Hallama: Nationale Helden und jüdische Opfer. Tschechische Repräsentationen des Holocaust, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015, 368 Seiten, ISBN: 978-3-525-30073-2.

In seinen Erinnerungen beschreibt der Holocaustforscher Saul Friedländer, der von den Deutschen mit seiner Familie als Kind aus Tschechien exiliert wurde, eine Wiederbegegnung während des Prager Frühlings mit seinem ehemaligen Kindermädchen Vlasta. „Doch was hatte sie in jenen dunklen Jahren gemacht?“ fragte er sich. „Hatte man sie nicht behelligt, weil sie sieben Jahre lang für eine jüdische Familie gearbeitet hatte? Nein, da sie eine ausgebildete Erzieherin war, hatte sie sogar wieder Arbeit gefunden. Doch bei wem denn? Das ist nicht wichtig“ antwortete sie ihm ausweichend. Doch Vlasta „verhaspelte sich: Sie hatte in der Familie eines deutschen Generals gearbeitet.“¹ Eine ähnliche Situation könnte auch aus Peter Hallamas Studie über Repräsentationen des Holocaust in Tschechien entstammen. In ihr wird anhand eines sehr breiten Quellenkorpus gezeigt, welche Kontinuitäten und Brüche im Sprechen über und im Darstellen des Holocaust in der Zeit nach 1945 bestanden.

Die Untersuchung beginnt unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, der Schwerpunkt liegt auf den Jahren bis zur Epochenäsur des Prager Frühlings 1968. Die späteren Jahre der sogenannten Normalisierung in der sozialistischen Tschechoslowakei werden weniger intensiv behandelt, wobei das postsozialistische Tschechien nach 1990 nur noch am Ende gestreift wird. Anhand einer Fülle von Dokumenten, die von offiziellen Reden einzelner Parteimitglieder bis zu Samizdat-Publikationen reichen, wird herausgearbeitet, wie Nationalismus, Heldentum und Antisemitismus die Repräsentation von jüdischem Leid marginalisiert haben. Dem Verfasser ist wichtig, mit der Vorstellung eines Tabus über den Holocaust zu brechen, indem er die kontinuierlichen Verzerrungen des Themas durch die einzelnen politischen Systeme hinweg betont.

Hallama beginnt sein Buch damit, den Rahmen abzustecken, indem „mehrheitsgesellschaftliche Phänomene in den Blick“ (S. 10) genommen werden sollen, anstatt einzelne Werk der Erinnerungslandschaft zu analysieren. Es erfolgt eine kurze Einführung in den *memorial turn* mit seinen zentralen Begriffen von Gedächtnis und Erinnerung, wobei sich der Autor am *passive turn* orientiert, welcher Opfergruppen und ausgegrenzte Narrative erforscht. So ist dann die Methode zur Interpretation des Quellenmaterials die historische Diskursanalyse nach Achim Landwehr, Michel Foucault und Philipp Sarasin die gewählte Verfahrensweise. Um ein „Gesamtbild der Erinnerungen an die Shoah“ (S. 27) zu zeigen, werden sehr disparate Medien wie Spielfilme, Memoiren, Zeitungsartikel, Reden, Denkmäler, Romane und Museumsausstellungen untersucht (S. 26-31).

1 Saul Friedländer: Wenn die Erinnerung kommt. München 1998, S. 37.

Die Untersuchung ist in drei Kapitel gegliedert, wobei die ersten beiden Abschnitte die Zeit von 1945 bis ca. 1970 thematisieren, der Zusammenbruch der Sozialismus inklusive seiner Folgen im letzten Kapitel behandelt wird. In Kapitel 1.1 wird eine philologische Arbeit am Wortfeld Holocaust angefangen, wobei es weniger um das historische Ereignis als vielmehr um seine sprachlich-geistige Repräsentation geht. Die Verwendung der tschechischen Begriffe „Katastrophe“, „Schrecken der Hitler-Zeit“, „Untergang“ und „Barbarismus“, die einerseits für den gezielten Mord an den Juden, aber andererseits auch für die Zeit der Besatzung allgemein benutzt wurden, weist auf die Tendenz, das jüdische Leid zu subsumieren (S. 36 f.). Dabei wird in diesem Abschnitt bereits die zentrale These entfaltet, wobei jene Universalisierung, Bagatellisierung und Banalisierung „zu einer Negation jedweder Spezifität und Partikularität des Holocaust“ (S. 48) geführt haben. Entscheidend für die tschechische Erinnerungskultur ist – so Hallama – das antagonistische Denken, welches die historischen Erfahrungen in den Widersprüchen zwischen Deutschen und Tschechen, Besatzern und Besetzten, Bourgeoisie und Proletariat glättete. Der Verfasser zeigt, wie in diesem Verhältnis der Antisemitismus externalisiert und in das Gefüge des Kalten Krieges integriert wird, in dem Menschen aus Israel, aus der Bundesrepublik Deutschland oder den USA zu den neuen Nazis stilisiert wurden – einer klassischen Täter-Opfer-Umkehr folgend.

Der zweite Teil des ersten Kapitels (1.2) ist dann den konkurrierenden Diskursen um den *lieu de mémoire* Theresienstadt (Terezín) als Durchgangsghetto, Konzentrationslager oder Gestapo-Gefängnis gewidmet, der eine zentrale Bedeutung für das antifaschistische Bewusstsein der Nation besaß. Hier tritt besonders die jüdische Gemeinde als Akteur im Kampf der Semantiken hervor, die durch die offizielle Anerkennung des Ortes als „Konzentrationslager“ eine Gleichstellung im Wettkampf der Erinnerung anstrebte. Denn von offizieller Seite sollte in Theresienstadt nur an die ermordeten nationalen Helden des Festungsgefängnisses erinnert werden. Dabei stoßen diese Versuche der Anerkennung und Musealisierung des Ghettos auf den Widerstand der örtlichen Bevölkerung und einer national ausgerichteten Politik. Dies kam einer „Verbannung des Holocaust aus dem Leben der Stadt“ (S. 85) gleich. Folglich war das Andenken an die und das Gedenken der jüdischen Opfer nur an abgelegenen Orten möglich. Hallama konstatiert eine Kontinuität zwischen „Dritter Republik“ und nachfolgender „Tschechoslowakischer Republik“, wobei sich eine langsame Liberalisierung und Professionalisierung der Erinnerungsversuche durch die Umgestaltung des Friedhofs und der Errichtung von Gedenktafeln in der Innenstadt erst später einstellten.

Das darauffolgende Unterkapitel 2.1 widmet sich dann verschiedenen Darstellungen über die Zeit von Krieg und Genozid entlang der Begriffe Heroismus und Nationalismus, Märtyrer, Opfer und Patriot. In dieser Konstellation blieb den als Juden Verfolgten eine gesellschaftliche Anerkennung ihres Leides, aufgrund ihrer vermeintlichen Passivität während des Massenmords, verwehrt. Die Gruppen, welche als tatsächliche Widerstandskämpfer galten, waren Soldaten, Partisanen, Regimegegner und Untergrundkämpfer – also ausschließlich der gewaltanwendende Widerstand. Die „meisten Juden dagegen blieben Antifaschistischen zweiter Klasse“ (S. 153). Im Kontext dieser Feststellung wäre eine kritische Reflektion über die Frage von Widerständigkeit hilfreich gewesen, insofern doch alles, was den Nazis entgegengebracht wurde, als widerständig bezeichnet werden kann.

Die Darstellung des tschechisch-deutschen Antagonismus, durch welchen Juden historisch immer wieder fehlende Loyalität vorgeworfen wurde, wird im Unterkapitel 2.2 abgehandelt. Speziell in den ersten Jahren nach dem Krieg wurden demnach die verbliebe-

nen und zurückgekehrten Juden von Staat und Bevölkerung als „Germanisatoren“ (S. 218) stigmatisiert. Durch diesen öffentlichen Druck ergab sich die Forderung nach Anpassung an die tschechische Kultur und die komplette Selbstverleugnung der Akkulturation an das Deutsche, die auch für Juden noch nach dem Zerfall des Habsburger Imperiums so charakteristisch gewesen war.

Das letzte und dritte Kapitel behandelt dann den Zeitraum der „Normalisierung“ bis in die späten 1990er Jahre. Hier wird besonders auf Fragen der offiziellen und inoffiziellen Geschichtsschreibung eingegangen. Während Texte von Hannah Arendt und George Steiner zirkulierten und auch Selbstkritik am öffentlichen Erinnern geübt wurde, blieb trotzdem der spezifische Vernichtungsantisemitismus des Nationalsozialismus nur ein Randthema in Samizdat-Veröffentlichungen. Trotz eines gesteigerten Interesses und Verantwortungsgefühls für jüdische Geschichte, bestand bei den meisten genannten Autoren weiter die Auffassung, dass der Mord an den Juden nur den Auftakt für einen geplanten Genozid an den Tschechen darstellte. Auch eine neue Dynamik, die sich durch die Pluralisierung der Erinnerungskultur nach der „Samtenen Revolution“ entfaltete, hat nicht dazu geführt den „Konsens zwischen Staat und Gesellschaft“ (S. 322) über die Marginalisierung der Judenverfolgung aufzuheben.

Hallama leistet einen wertvollen Beitrag im Forschungsfeld der europäischen Erinnerungskultur, indem er einen fehlenden Stein dem stetig größer werdenden Mosaik an Studien hinzufügt. Der interessierte Leser, der mit der Geschichtspolitik anderer sozialistischer Staaten in Osteuropa ein wenig vertraut ist, kann viele Parallelen erkennen. Da gibt es zum Beispiel das Motiv des Heldentums, die Amalgamierung von Klassenkampfrhetorik mit nationalistischen Bestandteilen, die Mobilisierung von Geschichte gegen „Kosmopoliten“ und „Zionisten“ oder die *Double Genocide*-Theorie, nach der es einen tatsächlichen oder geplanten Völkermord auch an Nicht-Juden (Roma und Sinti sind hiervon ausgenommen) gegeben hat. Auch ist es faszinierend, zwischen den Zeilen über die Nationalisierung des kommunistischen Apparats zu lesen, die ausgelöst durch den Krieg und die deutsche Besatzung stattgefunden hatte. Während in der Sowjetunion über „friedliche sowjetische Bürger“, die in Babij Jar ermordet wurden, gesprochen wurde, waren es hier die „tschechoslowakischen Bürger“ (S. 42) ohne jegliche Nennung ihrer jüdischen Herkunft. Aus einer komparatistischen Sicht ist es erkenntnisfördernd festzustellen, wie die Methoden zur Universalisierung, Marginalisierung und partiellen Tabuisierung sich trotz unterschiedlicher nationaler Verhältnisse in den sozialistischen Staaten doch ähnelten.

Der Autor bringt das Prozesshafte, Umstrittene und Dynamische der Erinnerung durch die umfassende Quellenanalyse überzeugend zum Tragen. Allerdings gehen durch die Methode der Diskursanalyse die einzelnen Akteure und Institutionen verloren und es ist dem Leser nicht immer bewusst, welche Aussagen oder Personen repräsentativ sind. So kann moniert werden, dass einerseits die Lesefreundlichkeit und Nachvollziehbarkeit abnimmt und andererseits, dass es mitunter scheint, als ob der Diskurs nur aus Sprechakten ohne Subjektbezüge auskommt. Gerne würde man bei der Lektüre mehr über die Biografien von Arnošt Lustig, Rudolf Iltis oder Štěpán Engel erfahren.

Trotz der einleuchtenden Betonung von der Kontinuität des Erinnerungsdiskurses tritt die Periodisierung der tschechischen Nachkriegsgeschichte, obwohl in der Einleitung angestrebt, nicht genug hervor (S. 14). Dies führt zu einem Verschwimmen der Unterschiede zwischen den politischen Systemen. Damit zusammenhängend sind auch bestimmte Themen und Fragen zu randläufig vertreten, wie u.a. die öffentlich unbesprochene Kollaboration

der örtlichen Bevölkerung, der Prozess gegen Rudolf Slánský und seine Auswirkung auf ein jüdisches Selbstverständnis oder die tschechisch-slowakisch Doppelnationalität und ihre Implikation für die politische Teilhabe von Juden.

Abgesehen davon stellt die veröffentlichte Dissertation eine Pionierarbeit dar. Sie bietet wichtige Anknüpfungspunkte für einen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs über regionale Eigenheiten und transkulturelle Gemeinsamkeiten des Ereignisses Holocaust und seiner Darstellungsgeschichte. Die Identifikation der Juden mit den Deutschen in der Nachkriegszeit kann nach Einschätzung des Rezensenten als eine regionale Besonderheit gesehen werden, welche im Kontext einer Holocaustgeschichte nahezu zynisch anmutet, aber aus dem Blickwinkel einer imperialen Geschichtsschreibung Ost- und Südosteuropa nachvollziehbar wird. Dazu würde aber auch gehören, die Praxis der Erinnerungskultur im westlichen Europa kritisch zu hinterfragen und die einmalige politische und kulturelle Situation jenseits des „Eisernen Vorhangs“ in Betracht zu ziehen. Hier fällt der Autor teilweise (im dritten Kapitel) leider hinter seine eigenen Erkenntnisse zurück, indem die Bewältigungsversuche der Dissidenten, mit der Singularität des Themas umzugehen als defizitär gegenüber den westeuropäischen dargestellt werden.

Peter Hallama leistet mit seiner Publikation einen wertvollen Beitrag in einer gesamteuropäischen Debatte, der es leider immer noch an einer gemeinsamen Sprache über die partikulare und universelle, die regionale und transkulturelle Ausprägung des Holocaust mangelt.

Norman Salusa, Berlin

Martin Dinges: Bettine von Arnim und die Gesundheit. Medizin, Krankheit und Familie im 19. Jahrhundert, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2018, 474 S., ISBN: 978-3-515-11945-0.

Geht man von der Annahme aus, das Leben von Bettine von Arnim sei weitgehend vielschichtig von der Forschung beachtet worden, so lehrt uns das Buch von Martin Dinges Besseres. Anders als die Mehrzahl der biografischen Begegnungen mit dieser gelehrten Frau ist Dinges' Herangehensweise komplexer, indem medizinhistorische Fragestellungen auf von Arnims Familien- und Biografiegeschichte angelegt werden.

Dinges, apl. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Mannheim und zugleich wissenschaftlicher Mitarbeiter sowie stellvertretender Leiter am Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, verfügt durch seine zahlreichen Arbeiten gerade unter dem Aspekt der geschlechtsspezifischen Körper- und Gesundheitserfahrung im Bereich der Gesundheitsgeschichte über eine große Expertise. Seine theoretischen Überlegungen zu Gesundheit und Krankheit, die er gleichwertig auf eine Analyseebene stellt, läuten die vorliegende etwas andere biografische Untersuchung zu von Arnim ein.

Mit Bettine von Arnim hat sich Dinges einer Frau genähert, deren zeitgenössische Bekanntheit und Einfluss auf die deutsche Literatur unumstritten sind. Für viele BiografInnen bot und bietet ihre Biografie aufgrund einer ausgesprochen großen Bandbreite an autobiografischem Material und Hinterlassenschaften Dritter differierende Zugänge.

Der Aufbau des Buches entspricht einer chronologischen Folge. Dinges gliedert das Leben seiner Protagonistin in Lebenspassagen ein: Kindheit und Jugend und somit die Jahre zwischen 1785 und 1811, die ersten Ehejahre zwischen 1811 bis 1824, die letzten Ehejahre

zwischen 1824 und 1831, die frühen Witwenjahre von 1831 bis 1847 sowie die letzten zehn Lebensjahre von Arnims. Im letzten Kapitel werden abschließend die Ergebnisse gebündelt und mit einem Ausblick versehen präsentiert. Anmerkungen, Quellen und Literatur sowie Orts- und Personennamenregister runden den Band ab.

Wiewohl das chronologische Vorgehen auf den ersten Blick etwas standardisiert wirkt, erweist es sich auf den zweiten Blick als überaus sinnvolle Herangehensweise. Denn es lässt eben nicht nur eine Genese oder Entwicklung von Arnims Verhältnis zu Gesundheit, Krankheit und Medizin zu, es werden auf diese Weise überdies verschiedene Aspekte von Arnims biografischen Erfahrungen mit den genannten Kategorien aufgedeckt. So sind es in Kapitel zwei (frühe Ehejahre) Gesundheit, Krankheit und Tod, in Kapitel drei (späte Ehejahre) Krankheitsbewältigung und Kritik an der Medizin. In Kapitel vier (frühe Witwenjahre) stehen Therapien im Fokus, während in Kapitel fünf (späte Witwenjahre) und sechs (letztes Lebensjahrzehnt) die Homöopathie im öffentlichen Wirken von Arnims und als Familienerbe herausgearbeitet wird.

Die Fragen, die der Verfasser in den jeweiligen Lebensabschnitten aufwirft, bleiben dabei stets im Kontext von Arnims Gesundheitserfahrung verhaftet, sind jedoch jeweils angepasst an den Erfahrungsraum der Frau. So wirft Dinges im ersten Untersuchungskapitel die erstaunliche Frage auf, ob gesund zu sein, ein grundsätzliches Ziel in von Arnims Leben war oder auch wie sie auf Krankheiten im Allgemeinen oder den Tod reagierte. Hatte sie Erfahrungen in der Krankenpflege und woher nahm sie ihre Kenntnisse bzw. welche Möglichkeiten standen ihr als Frau überhaupt zur Verfügung, um an medizinisches Wissen zu gelangen, sind weitere Anknüpfungspunkte an die Biografie von Arnims.

Die Adaption an die jeweilige Lebensphase zeigt sich u.a. im Untersuchungsabschnitt zu von Arnims Ehejahren, wenn es darum geht, wie von Arnim die Gesundheitsversorgung ihrer Kinder praktizierte. Woher nahm sie ihre Kenntnisse, woher stammten die Arzneimittel und wie sah ihre Einstellung gegenüber den Vertretern der medizinischen Berufe aus? Welchen Stellenwert die Homöopathie als Therapieform in von Arnims Erfahrungs- und Handlungsraum einnahm, wird in der Untersuchung der Witwenjahre deutlich. Neben von Arnims öffentlichen Wirken außerhalb des familiären Rahmens, im weitesten Sinne also um eine Hinterfragung einer Patientengeschichte, geht es Dinges in diesen Untersuchungskapiteln ebenfalls darum aufzuzeigen, wie Behandlungserfahrungen tradiert werden können und so zu einem festen Bestandteil intergenerationeller Familien- und Geschlechterpolitik generieren können.

Die – wenn man so will – gesundheitliche Erziehung der 1785 in der Frankfurter Bankiers- und Kaufmannsfamilie von Brentano geborenen von Arnim findet ihren Niederschlag in ihrem Verhältnis zu ihrem späteren Mann Achim von Arnim. In dem gemeinsamen Briefwechsel findet Dinges Gesundheit und die Sorge um dieselbe als Grundkonstante ihrer Paarbeziehung; Krankenpflege tritt hier sichtbar als Sujet, „als Mittel der Annäherung“, als das zu bewahrende Gut in einer Paarbeziehung zutage (S. 30). Indem Dinges die biografische Brille in den zeitgenössischen Kontext einarbeitet, werden Spezifika von von Arnims Verständnis und ihrer Praxis von Gesundheit deutlich. Gleichsam wird die bzw. der Lesende *en passant* in medizingeschichtliche Entwicklungen eingeführt. Denn das wenigste ist an von Arnims Denkstil neu oder gar revolutionär. So folgte sie beispielweise mit ihrem Konzept von Bewegung und Ruhe dem „klassischen“ Vorgehen einem, in ihrer Generation weit verbreiteten Glauben an Diätetik (S. 54).

In den ersten Ehejahren standen neben der Sorge um den Partner Schwangerschaften im Vordergrund des Austausches mit Achim um gesundheitliche Fragen. Stillzeiten, die Heranziehung von Ammen, die Befolgung von Ratgeberliteratur im Spiegel von Bettines eigenen Praktiken werden diskutiert. Dabei kann Dinges herausarbeiten, wie reflektiert und selbstbewusst Bettine mit unterschiedlichen medizinischen Techniken und Verfahrensmodellen umzugehen weiß. Ein Leitsatz in Bettines gesundheitlicher Aufsicht gegenüber ihren Kindern beispielsweise stellt das starke Vertrauen auf die Selbstheilungskräfte dar. Dieses Konzept des Vitalismus wurde weit vor medikamentöser Behandlung favorisiert (S. 69).

Bettines Skepsis gegenüber der zeitgenössischen Medizin kommt hier mit ihrer Kritik an Apothekern und Apotheken zum Tragen, deren Preispolitik eine Behandlung für viele gar nicht möglich machte. Selbsthilfe und die Kenntnis von Hausmitteln standen daher im Vordergrund der familiären medikalen Kur, die insbesondere auf dem Landgut des Ehegatten, in Wiepersdorf, praktiziert wurde.

Bei sechs gemeinsamen Kindern war es unabdingbar, dass die Gesundheit der Kinder zunehmend in den Vordergrund der Kommunikation zwischen den Eltern rückte. Dabei wurde von Beiden Prophylaxe als die gesundheitsstabilisierende Therapie angesehen. Faktoren wie Luft, Raumklima, Wärme, Hygiene, um nur einige zu nennen, aber auch die Skepsis gegen zeitgenössische Impfpraktiken wurden zwischen Bettine und ihrem Mann Achim ausgetauscht. Deutlich wird, dass Gesundheit ein Bereich ist, auf dem sich Beide als kompetent und gleichwertig in ihrem Erfahrungs- und Wissensaustausch verstanden.

Die „Gesundheitsbiografie“ des Ehepaares von Arnims in den letzten Ehejahren wurde – so Dinges – verstärkt von der Therapieform Homöopathie gekennzeichnet, die sich in der Nähe zu den Heilmethoden Samuel Hahnemanns niederschlug. In diesem Kapitel wird aber auch zentral der plötzliche Tod Achims verhandelt.

Die Jahre als alleinstehende Frau betitelt Dinges denn auch als das „öffentliche Wirken für die Homöopathie“ (S. 225). Bettines Auftreten für homöopathische Heilmethoden wurde jetzt auch im Kontext der Choleraausbreitung zunehmend lauter und politischer. Darüber hinaus betraf die Propagierung dieser Heilpraxis nunmehr nicht mehr vorrangig den Familien- und Angestelltenrahmen, sondern weitete sich auf Menschen im Bekanntenkreis aus. Auch aus Bettines Verlagstätigkeit scheint die Werbung für die Homöopathie deutlich hervor. Weiterhin bestehen blieb aber auch die Sorge um die Gesundheit ihrer inzwischen selbst für sich vorkehrenden Kinder.

Gemäß Dinges habe Bettine in der praktischen Heilanwendung auch in dieser, ihrer letzten Lebensphase in dem ihr als Frau vorgegebenen Handlungsrahmen agiert: Über Laiendiagnosen gingen ihre Empfehlungen und Behandlungen nicht hinaus, alle weiteren Schritte überließ sie homöopathisch behandelnden Ärzten. So kommt der Verfasser zum Ergebnis, „Bettine bildete einen spezifisch weiblichen Gesundheitshabitus aus“ (S. 388).

Dennoch: Bettines Wirken als Laiin war außergewöhnlich engagiert und – hier trat sie aus dem gesellschaftlich vorgegebenen Wirkungsradius als Frau heraus – ihre Propagierung der Homöopathie und ihr öffentliches Eintreten für Gesundheitsbelange war weit mehr als das stille Wirken einer Frau im Rahmen ihrer erweiterten Familie.

Die „Entwicklung eines bestimmten medikalen familiären Erbes“ (S. 11) lässt sich dennoch lediglich bei einem Sohn verfolgen; die Töchter praktizierten die von ihrer Mutter vorgelebte öffentliche Einnischung in Gesundheitspolitiken und -praktiken nicht.

Mit dem überaus empfehlenswerten Buch über die Gesundheitsbiografie Bettine von Arnims ist Martin Dinges mehr als nur eine ungewöhnliche biografische Perspektive gelungen. Dinges zeigt medizinisches Wissen und Handlungsmöglichkeiten einer Frau aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Dabei weitet die Einbettung seiner Analysefragen zu gesundheitlichen Fragen und Praktiken in Bettines Lebenszusammenhänge den Blick auf eine Gesundheitsbiografie der gesamten Familie. Die Familiengeschichte um Bettine von Arnim ist darüber hinaus implementiert in zeitgenössische Diskurse der Medizingeschichte, die – wie hier im Fall von Arnims – auf spannende Weise in einem Plädoyer für Homöopathie mündeten.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Henriette Piper: Der letzte Pfarrer von Königsberg. Hugo Linck zwischen Ostpreußen und Hamburg. Mit einem Nachwort von Christopher Spatz, Berlin: be.bra verlag 2019, 352 S., ISBN 978-3-89809-171-8.

Ein dreiviertel Jahrhundert nach Kriegsende legt Henriette Piper ein Buch über ihren Großvater Hugo Linck (1890–1976) vor: „Der letzte Pfarrer von Königsberg“. Durch seine langjährige Tätigkeit in Ostpreußen und später in Hamburg sowie seine eigenen Publikationen¹ ist Linck vielen Ostpreußen und Historikern ein Begriff. Den Anstoß für Pipers Buch gab ein Pappkarton mit Hunderten von Briefen aus über 80 Jahren, der geradezu herausforderte, auf der Grundlage dieses neuen Materials das ganze Leben des aus einer wohlhabenden Königsberger Familie stammenden Pfarrers unter Berücksichtigung der Zeitgeschichte darzustellen. Das Hauptstück der Korrespondenzen mit der Holsteiner Verwandtschaft und „ostpreußischen Weggefährten“ bilden Briefe aus den 1940er und 1950er Jahren. Linck war nach der Eroberung durch die Rote Armee 1945 nicht geflohen, sondern, getreu der Beauftragung bei der Ordination 1918, mit seiner Frau bis zur Ausreise 1948 bei der Restgemeinde im unzerstörten Liep geblieben, einer Filialgemeinde seiner, der Löbenichtschen, Kirche in Königsberg.

In ihrem Buch führt Piper Tradiertes aus dem Familiengedächtnis, Schilderungen aus dem Konvolut der Briefe, Passagen aus Lincks Publikationen und eigene Archivrecherchen zu einer bemerkenswerten und bewegenden „biographischen Erzählung“ zusammen, die auch heutige Bewohner des Kaliningrader Gebiets interessieren könnte. Diese haben – wenngleich mit Verzögerung gegenüber dem heute polnischen Teil Ostpreußens – öffentlich Anschluss an die deutsche Vorkriegsgeschichte gesucht, als Anfang der 1990er Jahre parteipolitische Vorgaben und nationale Denkmuster aufgehoben, Archive zugänglich und Befragungen möglich waren.² Lincks abgelegene erste Pfarrstelle in einer Landgemeinde zwischen den masurischen Seen und Wäldern schien 1919 seiner holsteinischen Ehefrau

1 Hugo Linck: Königsberg 1945–1948, Leer 1951; ders.: Im Feuer geprüft, Leer 1973 (beide nachgedruckt, hrsg. von Hans Rothe, Frankfurt a.M. 2011); ders.: Der Kirchenkampf in Ostpreußen 1933–1945, München 1968.

2 Vgl. Eckhard Matthes: Verbotene Erinnerung. Die Wiederentdeckung der ostpreußischen Geschichte und regionales Bewusstsein der russischen Bevölkerung im Gebiet Kaliningrad 1945–2001, Bietigheim-Bissingen 2002. Auch im Westen war der Umgang mit Ostpreußen nicht einfach. Nach 1945 hat zunächst die unter Revanchismus-Verdacht stehende Auseinandersetzung mit dem

Maria und ihren Verwandten an Sibirien zu grenzen, wo sie wahrscheinlich auch heutige Leser verorten würden. Verständlich auch, dass bis zur Klärung durch die Volksabstimmung 1920 die deutsch-polnischen Nationalitätenprobleme in Masuren die junge Familie beunruhigten. Es ist jeweils die Innensicht der Personen, die zu Wort kommt und Empfindungen, Ereignisse und Entscheidungen vergegenwärtigt.

Nirgends wird das so deutlich wie in dem Kapitel „Bekenntniszeit“, das zugleich auf Desiderate in der Forschung verweist. Als Mitglied der Bekennenden Kirche steht Linck in Opposition zu den gleichgeschalteten Deutschen Christen und sieht sich unverhofft gerufen, kirchenpolitisch aktiv zu werden. Da nicht alle Bekenntnis-Brüder Kompromisse mit der Reichskirche ablehnen, kommt es zur Spaltung innerhalb der Bruderschaft. Den Gründen für den ostpreußischen Sonderweg der Bekennenden Kirche, den Hoffnungen, die die ostpreußischen Notbundpfarrer in den NSDAP-Gauleiter Erich Koch setzten, sowie dem gespannten Verhältnis zwischen dem ostpreußischen und dem preußischen Bruderrat in Berlin spürt Piper ebenso nach wie den Auseinandersetzungen von 1938 über Römer 13 und den Treueid auf den „Führer“, den Linck und weitere 80 ostpreußische Pfarrer nicht leisten. Die wiederholten Hausdurchsuchungen, Verhöre und Verhaftungen Lincks in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre belasten die Familie, besonders die herangewachsenen Kinder, erheblich.

Zu ganz anderen Kirchenkämpfen fordern dann der Kriegsausbruch, insbesondere der Krieg mit der Sowjetunion, heraus. Verkündigung bedeutet mehr und mehr Zuspruch von Trost und Zuversicht, erst recht nach dem Bombardement durch die Alliierten 1944 und der Eroberung durch die Rote Armee ein Jahr später – für Linck der endgültige „Verlust von Vaterstadt und Heimat“. Die Versorgungslage in der zerstörten Stadt ist katastrophal,³ die Wohnungsnot nimmt wegen der Umsiedlungen aus der UdSSR zu, die Kriminalität ebenso. Dass die Deutschen sich in einer rechtlosen Lage befinden, stellt sie vor ein weiteres Problem. Aber Linck setzt sich weiter für die Evangelische Kirche in Ostpreußen ein, jetzt unter dem atheistischen Sowjetregime. Er wird Ansprechpartner für die vorgesetzten sowjetischen Stellen, unternimmt unter Aufbietung aller Kräfte Vermittlungsgänge, meist zu Fuß und durch Ruinen, erträgt Schikane. Die ihm zuwachsenden Aufgaben bringen ihn in Berührung mit vielen Menschen, sodass seine Beobachtungen als Quelle für allgemeine Aussagen über das Leben der deutschen Bevölkerung in den ersten Nachkriegsjahren gelten.⁴

Es fällt auf, dass die aus anderen Aufzeichnungen bekannten Greuelthaten der sowjetischen Eroberer selten zur Sprache kommen, aber nicht nur aus Zensurgründen. Empathie,

Problem des „Rechts auf Heimat“ zum Schweigen geführt. Die dennoch kräftig gediehene belletristische Vertreibungsliteratur bewirkte, dass sich die literaturwissenschaftliche Forschung des Verlustsyndroms annahm. Siehe Louis Ferdinand Helbig: *Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*, Wiesbaden 1988; Elke Mehnert: *Landschaften der Erinnerung. Flucht und Vertreibung aus deutscher, polnischer und tschechischer Sicht*, Frankfurt a.M. 2001.

3 Dass die sowjetischen Neusiedler gleichfalls von den elenden Verhältnissen betroffen waren, haben sie erzählt, als sie sprechen durften: Vgl. Eckhard Matthes (Hrsg.): *Als Russe in Ostpreußen. Sowjetische Umsiedler über ihren Neubeginn in Königsberg / Kaliningrad nach 1945*,² Stuttgart 2002.

4 Vgl. Gerhild Luschnat: *Die Lage der Deutschen im Königsberger Gebiet 1945–1948*, Frankfurt a.M. 1996, S. 17. Die Öffnung des Kaliningrader Gebiets 1991 nutzte Luschnat, um im Vergleich deutscher mit russischen bzw. sowjetischen Erinnerungsbänden Material in Kaliningrader Archiven auszuwerten und zu allgemeinen Aussagen zu führen.

wie sie Linck in seinen Geschichten über menschliche Begegnungen gerade mit Russen aufscheinen lässt, bildet ein Gegengewicht, es sind „Sternstunden“, Überschreitungen der Feind-Freund-Grenzen, die Menschen zu Brüdern machen. In den „russischen Jahren“, in denen den Deutschen die Heimat zunehmend fremd wird, ist die Kirche eine äußerlich ordnende und innerlich rettende Instanz. Dabei treten die konfessionellen Unterschiede zurück und tut sich ein Fenster zur Ökumene auf. Linck sorgt dafür, dass in den Atempausen zwischen den häufigen, oft monatelangen Postsperren Briefe ihre Adressaten erreichen, sofern diese noch leben. Seine Totenlisten (3 500 Sterbefälle) hätten bei der späteren Suche nach Vermissten helfen können, aber sie wurden ihm im Zuge der Ausreise abgenommen. Unter der sowjetischen Verwaltung müssen auch die Lincks für Brotkarten arbeiten – gemäß der Stalin-Verfassung von 1936: „Kto ne rabotaet, tot ne est.“ („Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“)⁵ Hugo wird Leiter eines Beerdigungskommandos, Maria Sanitäterin. Mehrfach wird in den Briefen thematisiert, wie schutzlos preisgegeben und vergessen die vom „Reich“ abgeschnittenen Deutschen sich vorkommen. Später verdrängen die verheerenden Folgen der Luftangriffe auf Dresden die Wahrnehmung anderer Zerstörungen, und durch die Erklärung Königsbergs zum militärischen Sperrgebiet verschwindet die Stadt vollends von der geistigen Landkarte.

Über die „Geschichte des ostpreußischen Kirchenkampfes“ existieren merkwürdigerweise zwei Bücher, eines von Linck und ein zweites von Manfred Koschorke.⁶ Die Gründe dafür hat Piper erst beim Studium von Archivmaterial eruiert. Statt zur Zusammenarbeit kam es zum Bruch zwischen den einstigen Weggefährten, begründet durch Lincks Weigerung, beim Konvent der ostpreußischen Pfarrer in Beienrode 1962 seine Zustimmung zur „Beienroder Erklärung“ zu geben, die auf die Anerkennung der Ost-Denkschrift der Evangelischen Kirche hinauslief. So illusionär eine Rückkehr sein mochte – den aus Ostpreußen stammenden Menschen, in der Mehrzahl Bauern, wollte der Seelsorger Linck die Hoffnung nicht nehmen. Diese Auseinandersetzungen um die Deutungshoheit der „Geschichte“ der ostpreußischen Kirche fallen in die späten Hamburger Jahre. Sein Buch „Im Feuer geprüft“ mit den Ausführungen über das Weiterleben der ostpreußischen Kirche nach 1945 im einstigen Königsberg und nunmehrigen Kaliningrad hatte Linck als letztes Kapitel der „Geschichte“ konzipiert. 1948, nach seiner Entlassung aus der Quarantäne in Meiningen, ermöglichte ihm eine Stelle als Pastor an St. Johannis in Hamburg-Harvestehude ein „zweites Leben“. Trotz dieses Dienstverhältnisses war es ihm ein Anliegen, auch noch seelsorgerlich für die „zerstreuten Gemeinden“ einzutreten und Vertriebenengottesdienste zu halten, die nach der vertrauten Liturgie der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union (in der Evangelische und Reformierte vereint waren) gefeiert wurden. Wohl gaben diese Gottesdienste den Geflüchteten aus dem Osten eine Heimat im Westen; aber sie provozierten auch heftige Kontroversen.⁷

5 A.A. Lipatov, N.T. Savinkov (Hrsg.): *Istorija sovetskoj konstitucii (v dokumentax) 1917/1956* [Geschichte der russischen Verfassung (in Dokumenten) 1917/1956], Moskva 1957, S. 142-144.

6 Vgl. Hugo Linck: *Der Kirchenkampf in Ostpreußen 1933–1945*, München 1968; Manfred Koschorke: *Geschichte der Bekennenden Kirche in Ostpreußen 1933–1945*, Göttingen 1976.

7 Ausführlich dazu Stephan Linck: *Neue Anfänge? Der Umgang der Evangelischen Kirche mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum. Die Landeskirchen in Nordelbien*. Bd. 1, Kiel 2013, S. 265-272.

Den Christen Hugo Linck haben Glaubensfestigkeit und das Bewusstsein der Verantwortung durch Anfechtung und größte Not getragen. Er gehörte zu denen, die in den schlimmsten Zeiten mit ihrer ganzen Existenz für das eintraten, was sie für das Rechte hielten (ein Schwachwerden nicht ausgeschlossen, wie Linck selbst bekennt) – den Kriegserben ein Vorbild. „Der letzte Pfarrer von Königsberg“ zeugt von den durch Krieg, Flucht und Vertreibung verstärkten familiären und geistigen Verwandtschaften, die generationenübergreifend Kontinuitäten geschaffen haben. Piper verleiht diesem Kirchenmann aus einer untergegangenen Kulturlandschaft dichte Präsenz, ihr Buch ist den letzten noch lebenden Ostpreußen eine Erinnerung, ihren Nachkommen ein Vermächtnis, Kaliningradern sowie jenen, die bisher gar nichts wussten, ein Erlebnis, (Kirchen-)Historikern eine Anregung. Als versierte Drehbuchautorin schreibt sie lebendig und treffend, gliedert das Material übersichtlich und bringt die jeweiligen Kapitel auf den Punkt. Ein umfangreicher, sorgfältig zusammengestellter Anhang mit annotiertem Personenverzeichnis hebt den Facettenreichtum des Buches hervor.

Annelore Engel-Braunschmidt, Kiel

Georg Jäschke: Wegbereiter der deutsch-polnisch-tschechischen Versöhnung? Die katholische Vertriebenenjugend 1946–1990 in der Bundesrepublik Deutschland, Münster: Aschendorff 2018, 393 S., ISBN: 978-3-402-13276-0.

Unter den über 1 500 Vertriebenen Denkmälern in Deutschland gibt es lediglich ein einziges, das in seiner Inschrift nicht nur an das Ende des Zweiten Weltkrieges, sondern auch an seinen Beginn erinnert: Das Hochkreuz auf dem Wohldenberger Feld bei Hildesheim wurde 1979 vom Adalbertus-Werk der aus Danzig stammenden deutschen Katholiken ausdrücklich als ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung errichtet.¹ Dies wirft die Frage auf, ob konfessionell geprägte Vertriebenenverbände aufgrund ihres christlichen Selbstverständnisses dafür prädestiniert waren, als Brückenbauer in Richtung der Länder zu agieren, in denen die Herkunftsgebiete ihrer Mitglieder nach 1945 lagen, und inwieweit sie sich innerhalb des Vertriebenenmilieus und der bundesdeutschen Gesellschaft insgesamt in besonderer Weise für die Versöhnung mit den östlichen Nachbarstaaten eingesetzt haben. Diesen Fragen widmet sich Georg Jäschke in seiner 2017 an der Universität Vechta als Dissertation angenommenen Arbeit speziell mit Blick auf die Jugendorganisationen der katholischen Vertriebenenverbände.

Jäschke untersucht dabei die Geschichte von fünf landsmannschaftlich organisierten katholischen Jugendverbänden für die Zeit bis 1990: Neben der „Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend“ (seit 1969 „Adalbertus-Jugend“) sind dies die „Junge Aktion“ der sudetendeutschen Ackermann-Gemeinde, die ostpreußische „Gemeinschaft Junges Ermland“, die „Aktion Junges Schlesien“ und die „Junge Grafschaft“ der Schlesier aus der zur Erzdiözese Prag gehörenden Grafschaft Glatz sowie die „Katholische Ostdeutsche Jugend“, die einen regional übergreifenden Bezug aufwies, aber nur in den Diözesen Paderborn und Osnabrück existierte. Als Dachverband dieser Organisationen und als Vertretung im

1 Vgl. Stephan Scholz: Vertriebenen Denkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft, Paderborn 2015, S. 274 f.

Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) fungierte die 1951 gegründete „Aktion heimatvertriebener katholischer Jugend“ (seit 1973 „Aktion West-Ost“ [AWO]).

Jäschke räumt ein, dass diese Jugendverbände eine „insgesamt recht überschaubare Mitgliedergröße“ besaßen (S. 14), die in ihrer Hochzeit Ende der 1950er Jahre zusammen genommen bei maximal 10 000 lag. Das schließt aber nicht aus, dass sie innerhalb des Verbandsspektrums der Vertriebenen eine versöhnungspolitische Vorreiterrolle spielten. Der Verfasser lässt an keiner Stelle einen Zweifel daran aufkommen, dass er selbst dieser Auffassung ist, für die er durchaus auch Belege anführen kann. Auf der Basis eines christlichen und speziell katholischen Selbstverständnisses, das prinzipiell ein verbindendes Potential zu den neuen Bewohnerinnen und Bewohnern der Herkunftsgebiete vor allem in Polen besaß, betonten die katholischen Jugendverbände demnach schon früh die Notwendigkeit friedlicher Lösungen und propagierten einen völkerverbindenden Geist der Versöhnung.

Ausdrücklich distanzierten sich die katholischen Jugendverbände daher in den 1950er Jahren etwa von der „Deutschen Jugend des Ostens“ (DJO), dem Jugendverband des Bundes der Vertriebenen, bzw. seiner Vorläufer. Sie attestierten ihnen in Symbolik, Habitus und Programmatik eine zu starke Nähe zu den Jugendverbänden des Nationalsozialismus und empfanden sie als so wenig christlich fundiert, dass ein eventueller Anschluss an die DJO aus ihrer Sicht „einem Verrat am Glauben gleich“ käme, wie 1956 aus dem Führungskreis der „Jungen Grafschaft“ verlautete (S. 107). In Abgrenzung zur teilweise aggressiven Rhetorik der säkularen Vertriebenenverbände hieß es bereits 1950 programmatisch im „Rundbrief Junges Ermland“: „Wir wollen nicht den Weg in die Heimat durch ein neues Meer von Blut und Leid, in dem die Jugend der Heimat und die Jugend aller Völker ertrinken würde“ (S. 96).

Gleichwohl blieb die allgemein auf Versöhnung zielende Haltung die meiste Zeit über merkwürdig unkonkret. Bis weit in die 1960er Jahre hinein gab es z.B. unterschiedliche Aussagen darüber, was bei einer Rückkehr in die alte Heimat, an deren Berechtigung prinzipiell festgehalten wurde, mit den dort neu angesiedelten polnischen Bewohnerinnen und Bewohnern geschehen sollte. Die Anregung von Rupert Neudeck, einen freiwilligen Gebietsverzicht zu erwägen, stieß 1963 auch bei den Danziger Katholiken kaum auf Resonanz. Stattdessen hieß es noch 1965 in der Jugendbeilage des „Heimatbriefs der Danziger Katholiken“ in den „10 Geboten der Heimatvertriebenen“: „Du mußt alles tun, in der Jugend das Unrecht der Vertreibung und den Anspruch auf die angestammte Heimat wachzuhalten“ (S. 173).

Seit Mitte der 1960er Jahre begaben sich auch die katholischen Jugendverbände trotz ihrer stetigen Mahnung zu friedlichem Ausgleich und Versöhnung, die Jäschke immer wieder hervorhebt, zunehmend in eine gesellschaftliche Außenseiterposition. Dies wird nicht zuletzt an ihrer Positionierung innerhalb des BDKJ deutlich. Während dieser die Neue Ostpolitik der sozialliberalen Koalition begrüßte und aktiv die neuen Möglichkeiten für den Aufbau von Kontakten zu Jugendorganisationen im Ostblock nutzte, protestierten die katholischen und streng antikommunistisch ausgerichteten Vertriebenenverbände dagegen ebenso heftig wie erfolglos. Jäschke übernimmt dabei unkritisch deren Perspektive, wenn er pauschal erklärt, die Neue Ostpolitik sei gegen die „Anliegen der Vertriebenen“ gerichtet gewesen und habe ihr harmonisches Zusammenleben mit den Einheimischen bedroht (S. 204). Immerhin waren 1970 ebenso wie die Einheimischen auch die Vertrie-

benen in Westdeutschland in ihrer Mehrheit für einen Verzicht der Ostgebiete ohne Gegenleistung.²

Generell merkt man dem Autor die Nähe zu den untersuchten Verbänden immer wieder an, die sich auch daran zeigt, dass er selbst von 1976 bis 1981 Bundessprecher der „Jungen Grafenschaft“ und Mitarbeiter in der Leitung des Dachverbandes AWO war. Davon zeugt etwa seine Einschätzung, dass es dem BDKJ, der die Neue Ostpolitik unterstützte, nur um „vordergründige Kontakte auf staatlich verordneter Grundlage“ gegangen sei, den Jugendverbänden der Vertriebenen dagegen um „die Praxis der Versöhnungsarbeit“ (S. 224). Er übersieht dabei, dass die dafür notwendigen Reisen in die Herkunftsgebiete, über die in den 1970er Jahren in fast jeder Ausgabe der Mitgliederzeitschriften zu lesen gewesen sei, erst durch die Neue Ostpolitik möglich geworden waren.

Insgesamt bleibt aber gerade die immer wieder beschworene praktische Versöhnungsarbeit seltsam verschwommen. Man bekommt den Eindruck, dass sie vornehmlich auf der programmatischen Ebene, in Leitsätzen und Grundsatzprogrammen eingefordert wurde, während ihre praktische Umsetzung weitgehend ausgeblendet bleibt oder aber kaum stattgefunden hat. Praktische Aktivitäten scheinen sich auch in den späteren Jahren vor 1990 vor allem an Spätaussiedler, katholische Jugendliche in der DDR und Angehörige der deutschen Minderheit in Polen und der Tschechoslowakei gerichtet zu haben.

Die Ursachen für den Niedergang von Verbänden wie der „Aktion Schlesien“ oder der „Katholischen Ostdeutschen Jugend“ vermag Jäschke mit dem Verweis auf einen etwaigen „Mangel von Führungskräften mit charismatischer Ausstrahlung“ (S. 307) ebenso wenig plausibel zu erklären wie den Fortbestand der übrigen Jugendverbände, deren Mitgliederzahlen seit den 1960er Jahren zwar stark zurückgingen, sich aber auf niedrigem Niveau offenbar stabilisieren konnten. Auch noch Mitte der 1980er Jahre gab es keine Einigkeit in deutschlandpolitischen Fragen. Während der Dachverband AWO 1985 etwa das „dumpfe Pochen auf politisch nicht mehr realisierbare Rechtsansprüche“ kritisierte (S. 316), bekannte sich der „Führungsrat“ der „Gemeinschaft Junges Ermland“ im selben Jahr ausdrücklich zur Gültigkeit der Grenzen von 1937.

Angesichts dessen erscheint die vom Verfasser immer wieder hervorgehobene Bedeutung der katholischen Jugendverbände für die Versöhnung mit den osteuropäischen Nachbarn zumindest für die von ihm untersuchte Zeit vor 1990 nicht gänzlich überzeugend. Das liegt nicht zuletzt daran, dass er den für seine Untersuchung so zentralen Begriff der „Versöhnung“ nicht näher definiert und dieser daher analytisch unscharf bleibt.

Das ist leider nur eines von mehreren Defiziten dieser Arbeit. So erweist sich die strikt durchgezogene Gliederung nach Jahrzehnten eher als hinderlich. Immer wieder wird deutlich, dass eine sinnvolle zeitliche Periodisierung anderen Kriterien folgen müsste als einer Abfolge in Dezennien. Die in jedem Kapitel erfolgende Untergliederung nach den einzelnen untersuchten Verbänden wiederum führt zu zahlreichen Redundanzen, schadet der Übersichtlichkeit und ist auf Dauer für den Lesefluss ermüdend. Eine Gliederung nach systematischen Kriterien wäre hier wesentlich zielführender gewesen.

2 Nach einer Allensbach-Umfrage waren dies 57% der Vertriebenen und 58% der Bundesbürgerinnen und -bürger insgesamt. Vgl. Silke Jansen: Meinungsbilder zur deutschen Frage. Eine Längsschnittanalyse von Repräsentativerhebungen in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a.M. 1990, S. 151.

Völlig unterbelichtet bleibt die Außenwirkung der Jugendverbände. Die angeführten Grußtelegramme politischer und kirchlicher Prominenz zu bestimmten Veranstaltungen sind alles andere als ein Beleg für eine breite Ausstrahlung und Wirksamkeit nach außen. Auch die Wahrnehmung und Bedeutung innerhalb des Vertriebenenverbandesmilieus werden zu wenig ausgeleuchtet. Archivalische Bestände des Bundes der Vertriebenen oder des Bundesvertriebenenministeriums, die darüber hätten Auskunft geben können, wurden nicht herangezogen. Jäschkes Untersuchung verbleibt mit ihrem Schwerpunkt auf innerverbandliche Programmdiskussionen und Selbstverständigungsdebatten leider weitgehend in der Binnenperspektive.

Stephan Scholz, Oldenburg

Astri Schönfelder: Deutsche Bürger „contra homines novi“. Die städtischen Wahlkämpfe in Estland 1877–1914, Hamburg: Kovač 2016, 192 S., 6 Tab., ISBN: 978-3-8300-8556-0.

Die Frage, worin der Wandel der städtischen Eliten in den Ostseeprovinzen im ausgehenden Zarenreich eigentlich bestand, ist nicht so einfach zu beantworten, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Haben wir es in erster Linie mit sozialen Aufsteigern zu tun, die ihren Platz in der Führung der Städte forderten und die alten städtischen Eliten unter Druck setzten? Oder muss dieser Prozess vielmehr als nationaler Kampf der Esten begriffen werden, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die noch deutsch dominierten Städte zogen, um dort schließlich die Bevölkerungsmehrheit zu stellen? Schon unter den Zeitgenossen herrschten unterschiedliche Meinungen darüber, welche Interpretation angemessen war. Und ein wesentliches Instrument, diese Diskurse zu bestimmen, war die Presse.

Astri Schönfelders vorzügliche Untersuchung der Wahlkämpfe im estnischen Siedlungsgebiet von 1877 bis 1914 behandelt diese Vorgänge sowohl aus estnischer als auch aus deutschbaltischer Perspektive, wobei sie sich auf die jeweils wichtigsten Zeitungen stützt. Um den regionalen Unterschieden gerecht zu werden, stehen mehrere Fallstudien im Zentrum: jene der immer stärker industrialisierten Hafenstadt Tallinn/Reval sowie jene der intellektuellen und vom nationalen Geist stark geprägten Universitätsstadt Tartu/Dorpat. Ergänzt werden sie durch Exkurse zur estnisch-lettischen Stadt Valga/Walk sowie knapperen Berichten über eine Reihe anderer Städte.

Als 1877 das russische Stadtrecht von 1870 auch in den baltischen Republiken eingeführt wurde, bedeutete dies, dass unter den nun wahlberechtigten fünf Prozent der Stadtbewohner auch Esten waren – freilich nur in der dritten, unbedeutendsten Kurie. In den Ratskreisen sorgte das Auftreten der „neuen Bürger“ allemal für Befremden. Gleichzeitig war auch vielen Deutschbalten die Reformbedürftigkeit der städtischen Verwaltungen klar, und zu den „Meinungskämpfen“ um Agrar- und Verfassungsfragen gesellten sich Diskussionen um die Städteverfassung. Außerdem entstanden unterschiedliche Formen der Kooperation mit den neuen Kandidaten. In Tallinn kam es zu einer Zusammenarbeit liberaler Deutschbalten und Esten der dritten Wahlkurie, die sich hauptsächlich in der Ablehnung der alten städtischen Eliten einig waren. Dagegen gelang es dem Rat in Tartu, wo die Stadtwahlen 1878 durchgeführt wurden, wichtige Teile der dritten Wählerklasse für sich zu gewinnen, indem er sich die Unterstützung prominenter Esten sicherte.

Solche Beziehungen änderten sich, als die Regierung in St. Petersburg begann, eine administrative und kulturelle Angleichung der Randgebiete des Imperiums an das russische Zentrum zu forcieren und die Administration zu modernisieren. Nach der Städteordnung von 1892 hatte die Zentralmacht bei den kommunalen Angelegenheiten erheblich mitzureden. Sie bemühte sich auch, die estnischen und russischen Abgeordneten gegen den deutschbaltischen Widerstand in Stellung zu bringen. Gegen diese Politik der „Russifizierung“ rückten die deutschen Bürger über politische Grenzen hinweg enger zusammen, während der Zusammenhalt liberaler Deutscher, Esten und Russen schwand. Gleichzeitig stieg die Bedeutung estnischer Kandidaten durch die neue Städteordnung langfristig an. Zwar sorgte die Aufgabe des 3-Klassen-Wahlrechts zugunsten eines Immobilienzensus für eine Halbierung der Wahlberechtigten. Doch galt nun jede Stimme gleich viel. In dem Maße, in dem Esten und Esten in die Städte zogen und zunehmend an Bildung und ökonomischen Wohlstand teilhatten, spielten ihnen die neuen Bestimmungen in die Hände. In Valga setzte sich bereits 1901 ein estnisch-lettisches Bündnis bei den kommunalen Wahlen durch, Tallinn wurde seit 1904 von einem estnischen Bürgermeister regiert, und nur Tartu blieb bis 1917 in der Hand der alten Eliten.

Die Ausweitung der Wählergruppen, um deren Gunst die Kandidaten werben mussten, hatten auch Einfluss auf die Formen des Wahlkampfes, der moderner, aber auch populistischer und skrupelloser wurde. Zu den neuen Methoden gehörte der Einsatz von Agenten, um auf Wahlversammlungen aktiv zu werden und Informationen zu beschaffen. Die öffentliche Stimmabgabe ermöglichte eine unmittelbare Beeinflussung der Wähler an den Wahlurnen, die von allen Seiten genutzt wurde. Und die deutschbaltische Seite versuchte zudem, die Zusammensetzung der Wählerschaft zu manipulieren, indem sie Immobilienbesitz aufteilte, umso mehr Wahlberechtigte zu produzieren, oder die Stadtgrenzen verschob, um estnische Immobilienbesitzer auszuschließen.

Außerdem war der soziale Wandel von Veränderungen im Selbstbild der Esten begleitet. Die kommunale Selbstverwaltung erwies sich als wichtige Plattform bei der Formierung eines ethnischen Selbstbewusstseins und brachte nicht zufällig eine ganze Reihe von Politikern hervor, die in der Estnischen Republik wichtige Posten einnehmen sollten. Gleichzeitig betont Schönfelder, dass die konkrete Arbeit der *homines novi* in einer national vollständig indifferenten Weise geschah – etwa bei lokalen Verbesserungen in der Infrastruktur, der Schaffung einer modernen Kanalisation etc. Wenn also konstatiert werden muss, dass sich sowohl bei den Wahlversammlungen als auch bei der Stimmabgabe zunehmend das Prinzip nationaler Solidarität durchsetzte, so konnte sich dahinter durchaus ein neuer Bürgersinn der Esten verbergen. Nur dass sich dieser eben bequem in ethnischen Termini ausdrücken ließ: als Programm der fortschrittsorientierten estnischen Bevölkerungsmehrheit, die sich dabei gegen die „rückständige“ deutsche Minderheit und „altmuffige Baltenstimmung“ (Konrad Päts) durchsetzen musste.

Auch für die Argumentationsweise der deutschen Seite kommt Schönfelder zu einem durchaus ambivalenten Schluss. Mit von Pistohlkors stimmt sie darin überein, dass für die Deutschbalten erst nach 1905 von einer nationalen Argumentation die Rede sein kann, als die Furcht vor „Russifizierung“ und Revolution neue Strategien der Selbstbehauptung geboten erschienen ließen. Doch auch dann blieb die Frage, ob eine nationale Selbstverortung die richtige Strategie im politischen Kampf war, sehr umstritten. Ein Wahlbüro bediente sich in Tartu im Jahr 1906 nationaler deutscher Wahlkampfparolen und schreckte auch vor

Aufrufen zu einem wirtschaftlichen Boykott gegnerischer estnischer Kaufleute und Gewerbetreibender nicht zurück. Andere sahen darin eine gefährliche Annäherung an eben jene Argumentationsweise, die sie den Esten vorwarfen, und warnten davor, die eigenen Machtansprüche in der kommunalen Führung mit nationalen Kategorien zu begründen. Letztlich formulierte auch die deutschbaltische Publizistik ihre Einwände gegen die „neuen Menschen“ und ihren Wählern im Wesentlichen in sozialen Begriffen, indem sie die Unreife und mangelnde Erfahrung der breiten Bevölkerung behauptete und diese als irregeleitetes Opfer nationalistischer Parolen darstellte.

So zeichnet Schönfelders Studie das Bild einer multiethnischen Gesellschaft, in der durchaus Grundlagen für gemeinsames Handeln bestanden. Die alltäglichen Aufgaben der Stadtverwaltung führten Esten und Deutschbalten im ausgehenden 19. Jahrhundert enger zueinander, als dies vorher je möglich gewesen war. Dass sowohl die alten Eliten als auch die neuen Abgeordneten meinten, die Interessen der ganzen Stadtbevölkerung zu repräsentieren, lässt sich als integrativer Faktor werten. Gleichwohl erwies es sich als schwierig, Kompromisse zwischen den sehr verschiedenartigen Herleitungen ihrer jeweiligen Machtansprüche zu finden: Letztlich unterschied sich die auf demokratischen Gleichheitsidealen basierende Argumentation der Esten eben doch grundsätzlich von der historisch hergeleiteten Legitimation, mit der die deutschbaltischen städtischen Eliten ihre Vormachtstellung begründeten. Zutreffend betont Schönfelder, dass darin auch ein emotionales Moment lag: Für viele Deutschbalten war es eine Erniedrigung, sich Wahlprozeduren zu unterwerfen, in denen die Stimmen nach der Verordnung von 1892 „nicht gewogen sondern gezählt“ wurden. Umgekehrt müssen aber auch die estnischen Forderungen vor dem Hintergrund historischer Erfahrungen gesehen werden, die in der kollektiven Erinnerung ihre Spuren hinterlassen hatten. Dass die Revolution von 1905 für beide Seiten als besondere Scheidelinie diene, wird im Buch mehrfach betont. Dennoch – während Faktoren wie der demografische und soziale Wandel oder die Politik der „Russifizierung“ ausführlich und umsichtig behandelt werden, bleiben die Ereignisse von 1905/06 vage und werden fast nur im Vorbeigehen gestreift.

Dies ist jedoch nur einer der wenigen kleinen Mängel der Darstellung. Zu ihnen gehört auch eine gewisse Überstrukturierung: Bei gleich drei Gliederungsebenen geht der Argumentationsfluss mitunter etwas verloren. Vielleicht sind dies noch Spuren der Hamburger Magisterarbeit aus der das Buch hervorgegangen ist. Dem Wert dieser Arbeit für die Forschung tut dies keinen Abbruch. Schönfelder ist ein kluges, präzise geschriebenes Buch gelungen, das durch seinen multiperspektivischen Ansatz ganz neue Einblicke in die Interaktion der unterschiedlichen ethnischen und sozialen Gruppen gibt.

David Feest, Lüneburg/Hamburg

Žanna V. Jakovleva: „Marš otsjuda... Cerkov' zakryta. Verujuščie teper' ne verujuščie!“ Antireligioznaja kampanija v Saratovskom Povolž'e (konec 1920-ch – načalo 1940-ch gg.) [„Schert euch hier weg... Die Kirche ist zu! Die Gläubigen sind keine Gläubigen mehr!“: Die antireligiöse Kampagne im Saratover Wolgagebiet (Ende der 1920er – Anfang der 1940er Jahre)], Saratov: Verlag „Technodekor“ 2020, 252 S., ISBN: 978-5-907175-42-6.

Die Zeit des sogenannten Sozialistischen Aufbaus, die in der UdSSR Ende der 1920er Jahre im Zuge der Stalinschen „Revolution von Oben“ einsetzte, stellte einen Zeitabschnitt dar, in dem die Religion mit beispielloser Härte verfolgt wurde. Mindestens zweimal unternahm das Stalinsche Regime in diesen Jahren den Versuch, die religiöse Frage in der UdSSR „endgültig zu lösen“ – zunächst im Zuge der flächendeckenden Kollektivierung und später zur Zeit des Großen Terrors.¹ Ausnahmslos alle religiösen Vereinigungen wurden zu ideologischen und politischen Feinden der Sowjetordnung erklärt. Die Losung, dass Sozialismus und Religion prinzipiell nicht vereinbar seien, wurde in jenen Jahren mit besonderer Schärfe vertreten. Die Methoden, mit denen der Sowjetstaat in den 1930er Jahren seine religionsfeindliche Politik umsetzte, reichten von der umfassenden Schließung aller Gotteshäuser über die zielgerichtete Repressierung der Geistlichen und besonders aktiven Gläubigen bis hin zu deren physischer Vernichtung.

In ihrer hier vorzustellenden Monografie zeichnet die aus Saratov stammende russische Historikerin Žanna Jakovleva diesen Zeitabschnitt der sowjetischen antireligiösen Politik am Beispiel des Saratover Wolgagebiets minutiös nach. Anhand ihrer Studie lassen sich sowohl die allgemeinen Züge als auch die lokalen Besonderheiten der antireligiösen Politik in der Region nachzeichnen. Ihre Studie bezieht alle größeren, in der UdSSR vertretenen Konfessionen und Religionsgemeinschaften mit ein – die Orthodoxe Kirche, Protestantismus, Katholizismus und Islam.

In der Untersuchungszeit zeichnete sich das Saratover Wolgagebiet durch eine, über lange Jahre gewachsene multikulturelle Gesellschaft aus, die sich aus zahlreichen nationalen und konfessionellen Gruppen zusammensetzte. Die zahlenmäßig größte Volksgruppe stellten mit einem Bevölkerungsanteil von etwa 75% die Russen dar, die in konfessioneller Hinsicht der Russisch-Orthodoxen Kirche oder den Altgläubigen angehörten. Die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe waren mit einem Anteil von etwa 14% die Wolgadeutschen, die sich hier bereits in den 1760er Jahren niedergelassen hatten und in den Jahren 1918–1941 mit Gründung der ASSR der Wolgadeutschen über ein eigenes autonomes Gebiet verfügten.² Entsprechend zahlreich waren Protestanten unterschiedlicher Konfession (Lutheraner, Reformierte, Mennoniten, Baptisten usw.) und Katholiken in der Region vertreten. Eine weitere

1 A.I. Savin: Sovetskoje gosudarstvo i religioznye organizacii: ot politiki „razdeljaj i vlastvuj“ k politike „ob'edinjaj i vlastvuj“ // Konfessional'naja politika sovetskogo gosudarstva v 1920–1950-e gody: Materialy XI Meždunarodnoj naučnoj konferencii. Velikij Novgorod, 11–13 oktjabrja 2018 g. [Der Sowjetstaat und die religiösen Organisationen: von einer Politik des „Teile und Herrsche“ zu einer Politik des „Vereine und Herrsche“, in: Die Konfessionspolitik des Sowjetstaats in den 1920er–1950er Jahren: Materialien der XI. Internationalen Wissenschaftskonferenz. Velikij Novgorod, 11. – 13. Oktober 2018], Moskau 2019, S. 31-38.

2 Vgl. German, A.A.: Nemeckaja avtonomija na Volge. 1918–1941 [Die deutsche Autonomie an der Wolga. 1918–1941], Moskau 2007.

zahlenmäßig große Gruppe stellten die schon vor der europäischen Besiedlung in der Region ansässigen Muslime dar (Tataren, Kasachen, Baschkiren usw.). Darüber hinaus lebten hier auch Juden, Buddhisten und Lamaisten.

Die Autorin stützt sich auf ein breites Spektrum verschiedener Quellen, unter denen neben noch nicht wissenschaftlich erschlossenen Dokumenten auch Materialien der periodischen Presse, Memoirliteratur und Quellen persönlicher Provenienz herangezogen wurden. Bei ihrer Untersuchung der religiösen Verfolgung durch die Staatsmacht geht Jakovleva auch auf das Schicksal zahlreicher konkreter Personen ein („gewöhnliche“ Gläubige, religiöse Aktivisten, Vertreter der Geistlichkeit, lokale Partei- und Sowjetfunktionäre) und beschreibt deren Gedankenwelt und Handlungsmotivation unter unterschiedlichen Rahmenbedingungen.

Zu den wichtigsten Passagen der Monografie gehört die Analyse der Verfolgten, ihre Reaktionen, die in verschiedenen Formen der Verteidigung und des Widerstands Ausdruck fanden. So kommt Jakovleva zu dem Schluss, dass orthodoxe Gläubige und Anhänger des Islam vor allem auf gewaltfreie Formen des Widerstands setzten und an die höchsten Machtorgane der UdSSR, an Stalin persönlich oder an andere hochrangige Vertreter des Sowjetstaates gerichtete Schreiben bzw. Beschwerden verfassten, in denen sie das Fehlverhalten lokaler Beamter anprangerten, die Gotteshäuser und Kirchenbesitz schlossen bzw. zerstörten, Gewalt gegen Gläubige ausübten oder Geistliche verhafteten. In der Regel war diese Verteidigungsstrategie wenig effektiv, da die von den lokalen Vertretern der Staatsmacht verübten Willkürakte durch Direktiven der Obersten Führung der UdSSR angeheizt waren.

Auf originelle Verteidigungsstrategien griffen laut Jakovleva Baptisten, Molokane und einige weitere freikirchliche Denominationen zurück, die Gegenpropaganda bzw. Gegenagitation betrieben und alternative Organisationen gründeten, um in Konkurrenz zu Komsomol und Pionieren zu treten.

Die Lutheraner verliehen ihrem Protest in der Regel durch öffentliche Versammlungen und Zusammenkünfte Ausdruck, an denen sich zahlreiche Menschen beteiligten. Großen Raum widmet die Autorin dem sogenannten Fall Kampenhaus, in dessen Mittelpunkt der in Marxstadt tätige gleichnamige Parteifunktionär stand, der systematisch gegen Bürger gerichtete Gewaltakte ausübte: Er hatte den Pater und den Kirchenrat der katholischen Kirche in Marxstadt mit vorgehaltener Waffe gezwungen, eine die Übergabe des Gotteshauses für „kulturelle Zwecke“ betreffende Erklärung zu unterschreiben, und er hatte die Schließung der größten lutherischen Kirche im Wolgagebiet initiiert. Als Reaktion gingen am 5. Juni 1930 in Marxstadt tausende Gläubige auf die Straße, um ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen. Die Protestierenden stürmten die zu einem Kulturhaus umfunktionierte lutherische Kirche und rissen die Porträts der bolschewistischen Führer von den Wänden.

Den aktivsten Widerstand gegen die atheistischen Angriffe auf die Religion leisteten in den Jahren der Kollektivierung allerdings die Katholiken. In Dutzenden von Dörfern vertrieben die katholischen Bewohner die Vertreter der Staatsmacht, befreiten Geistliche und öffneten eigenmächtig die Kirchen. Im Dorf Marienfeld erwuchs aus einem solchen Widerstand ein bewaffneter Aufstand, in dessen Verlauf die Dorfbewohner einen ganzen Monat lang mehrfach bewaffnete Einheiten der Miliz und der OGPU zurückschlugen, die das Dorf wieder unter die Kontrolle der Staatsmacht zu bringen versuchten.

Auf den aktiven Widerstand der Lutheraner und Katholiken folgten harte Repressionsmaßnahmen der Behörden. Während die im Saratover Wolgagebiet gelegenen lutherischen

und katholischen Kirchen Mitte der 1930er Jahre praktisch alle geschlossen wurden, konnten einzelne Gotteshäuser der Russisch-Orthodoxen Kirche noch bis zum Ende des Vorkriegsjahrzehnts weiterbestehen.

Jakovleva kommt zu dem Schluss, dass die vom Sowjetstaat in den 1930er Jahren betriebene repressive Antikirchenpolitik allen im Saratover Wolgagebiet vertretenen religiösen Konfessionen einen gewaltigen Schlag versetzte. Insgesamt wurden etwa 1 200 christliche Kirchen, Moscheen, Synagogen und Bethäuser geschlossen, von denen viele zerstört oder zu Getreidespeichern, Lagerhallen oder Viehställen umfunktioniert wurden. Nichtsdestotrotz ließ sich das Gemeindeleben nicht vollständig unterdrücken und bestand in halblegalen oder illegalen Formen weiter fort. Gleichzeitig gewann jedoch der staatlich verordnete Atheismus durch das Bildungssystem und eine unverhohlene Propaganda an Stärke und vor allem unter der Jugend an Einfluss.

Wünschenswert wäre eine deutsche Übersetzung des Buches, damit dessen Thesen auch Eingang in die deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Diskurse fänden.

Victor Dönninghaus, Lüneburg

Leontij V. Lannik: Posle Rossijskoj imperii. Germanskaja okkupacija 1918 g. [Nach dem Russischen Reich. Die deutsche Besatzung 1918], St. Petersburg: Verlag „Evrazija“ 2020, 522 S., Karten, ISBN 978-5-8071-0458-8.

Das neue Buch des russischen Historikers Leontij Lannik beschäftigt sich mit der Endphase des Ersten Weltkriegs in den Räumen des zerfallenden Russischen Reiches und einiger seiner Nachbarstaaten wie Rumänien und Persien. Der Zeitrahmen der Forschungsarbeit ist eng gesteckt und reicht von der Offensive der Zentralmächte an der Ostfront (März – Mai 1918) bis zum Beginn der Demontage des deutschen Besatzungsregimes (Ende Oktober – Anfang November 1918). So kann der Autor sich ganz auf den Brester Frieden, dessen Folgen und konkrete Umsetzung in den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten konzentrieren. Zu diesem Zweck führt Lannik neue Begrifflichkeiten wie „Erste deutsche Besatzung“ oder „Brester System der internationalen Beziehungen“ in den Diskurs ein.

Das Buch ist in zehn Kapitel gegliedert, die um eine Einführung, ein Schlusswort sowie einen wissenschaftlichen Apparat ergänzt sind. In den ersten beiden Kapiteln liefert der Autor einen allgemeinen Überblick über das Brester System und beschreibt die Struktur und die Entwicklung der während der Kampagne von 1918 im Osten agierenden deutschen Streitkräfte, auf die das Deutsche Reich seine Hegemonie stützte. Angesichts der schlechten Forschungslage und fehlender Archivquellen stellte die Bestimmung sowohl der zahlenmäßigen Größe der im Osten eingesetzten kaiserlichen Truppen als auch ihrer Kampffähigkeit eine alles andere als einfache Forschungsaufgabe dar, die der Autor im Großen und Ganzen erfolgreich löst. Es folgen acht, nach geografischen Kriterien geordnete Kapitel, die den einzelnen Regionen Finnland, Baltikum, Weißrussland, Polen, Bessarabien und Rumänien, Ukraine, Krim sowie Nordkaukasus und Transkaukasien gewidmet sind. Bei der Formulierung der Besonderheiten und Schwierigkeiten des Untersuchungsthemas zeigt Lannik anschaulich dessen Aktualität auf, die nicht zuletzt auch der stürmischen Entwicklung der in heutiger Zeit zu verzeichnenden nationalen Mythenbildungen in den beschriebenen Ländern geschuldet ist. Der Autor steht auf dem Standpunkt, dass es falsch sei, die bereits über

ein Jahrhundert zurückliegenden Ereignisse anhand des heutigen politischen *Status Quo* (einschließlich der Grenzen) zu analysieren.

Die Forschungsarbeit baut auf einer soliden Quellenbasis auf. Neben hunderten, größtenteils russisch- und deutschsprachigen, Forschungsarbeiten nutzt Lannik eine große Zahl unveröffentlichter Archivquellen und erschließt unter anderem gezielt die Dokumente der deutschen Militärinstanzen sowie die in den 1920er bis 1930er Jahren veröffentlichten Darstellungen der Geschichte einzelner Regimenter. Ungeachtet der nur lückenhaft erhaltenen Bestände des früheren Reichsarchivs konnte der Autor die heute im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg verwahrten Dokumente einzelner Divisionen, Korps und Armeen ausfindig machen und nutzte darüber hinaus die persönlichen Aktenbestände von Offizieren und Generälen. In seiner Darstellung der konkreten Umsetzung der Ostpolitik zieht Lannik neben Vertretern aus Diplomatie und Politik auch Vertreter aus dem Militär in die Betrachtung mit ein. Dabei stellt er sich dem lange Zeit vorherrschenden Stereotyp entgegen, die Militärs hätten in einem scharfen Gegensatz zu den Diplomaten gestanden und ein vor allem auf Annexionen ausgerichtetes Vorgehen angestrebt. Eine seiner zentralen Aufgaben sieht Lannik darin, die Bedeutung der deutschen Ostfront auch noch nach der Unterzeichnung des Brester Friedens für die Kriegshandlungen des Jahres 1918 hervorzuheben. Folgt man Lannik, wird bis heute die Konzentration der kaiserlichen Armee und ihrer Verbündeten auf dem besetzten Territorium des früheren Russischen Reiches als entscheidender Faktor für den Zusammenbruch der Mittelmächte und das Scheitern der deutschen Offensive an der Westfront von März bis Juli 1918 unterschätzt.

Die in den Kapiteln drei bis zehn betrachteten Regionen hatten innerhalb des sich herausbildenden Brester Systems einen unterschiedlichen Status. Der Autor benennt eine Reihe allgemeiner Züge und Entwicklungstendenzen des Besatzungsregimes und untersucht im Weiteren, wie sich die Perspektiven der Entstehung neuer „unabhängiger“ Staaten bzw. Satelliten Deutschlands in Abhängigkeit von Kaiserreich und Sowjetrussland veränderten. Am regionalen Beispiel zeigt Lannik die jeweilige Rolle der deutschen Akteure der Ostpolitik auf und arbeitet die zahlreichen nicht nur zwischen den Besatzungsmächten und den lokalen Eliten, sondern auch zwischen einzelnen Ämtern und Personen bestehenden Gegensätze heraus. Besonderes Augenmerk richtet der Verfasser auf die Koalitionsstrategie der Mittelmächte im Osten, was ihm erlaubt, eine Reihe von Schlüsselmomenten der Geschichte der neu entstandenen Staaten Osteuropas auf neue Weise zu interpretieren. Dies gilt etwa für den Verlauf des Hetman-Putsches in der Ukraine (S. 277-294), die Transformation der polnischen Streitkräfte (S. 243-252), das Scheitern des Aufbaus der ukrainischen Armee (S. 333-354), den Versuch, die Lage auf dem Balkan nach dem Zusammenbruch der Saloniki-Front zu stabilisieren (S. 268-273), die Logik der deutsch-osmanischen Zusammenstöße in Transkaukasien (S. 398-418) oder den Versuch Deutschlands, das Potential der in verschiedenen Regionen ansässigen deutschen Kolonisten zu nutzen. Ausgehend von der Logik des fortdauernden Ersten Weltkriegs schließt der Autor auch die Ereignisse in Rumänien in den allgemeinen Kontext mit ein, das in den Jahren 1916/17 in völliger Abhängigkeit von Russland stand. Interessant ist des Weiteren die Ausweitung der Perspektive, nämlich die Ausdehnung des Brester Systems auf andere Regionen wie Persien, Turkestan oder Afghanistan (S. 424-435). Die in dem Buch enthaltenen Karten machen es möglich, sich die Neustrukturierung des Raumes im Kriegsverlauf und die vielschichtigen auf dem Territorium ausgetragenen Konflikte des ehemaligen Reiches besser vorzustellen.

Zudem werden zahlreiche Protagonisten auf seltenen Fotografien aus dem Jahr 1918 vorgestellt.

Auch wenn das Bestreben des Autors deutlich zu erkennen ist, dem Leser ein ebenso komprimiertes wie umfassendes Bild der Ereignisse und Entwicklungen im gesamten Raum des Brester Systems zu vermitteln, lässt sich nicht verbergen, dass es dem Buch an klar formulierten verallgemeinernden Schlussfolgerungen fehlt. Die Gesamtkonzeption geht zuweilen in der Masse der zusammengetragenen Fakten unter. So macht das Buch an manchen Stellen den Eindruck einer Sammlung von regionalen Skizzen. Nur zwei der insgesamt zehn Kapitel beschäftigen sich mit allgemeinen Aspekten des untersuchten Fragenkomplexes. Viele der in dem Buch erwähnten Episoden bleiben ohne detailliertes Vorwissen und Kenntnis der Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk, der Vorbereitung und Durchführung der entscheidenden Kampagne an der Westfront oder der Entwicklung der Sowjetmacht in den ersten Jahren ihres Bestehens, unverständlich. Ein Gesamtbild der Endphase der Ersten Besetzung lässt sich kaum zeichnen, ohne auch den Abzug der deutschen Truppen zu betrachten. Eine kurze Beschreibung der Vor- und Nachgeschichte im einführenden Kapitel oder im Schlusswort wäre hilfreich gewesen. Tatsächlich beschränkt sich Lannik in seiner Einführung und seinem Schluss darauf, die Untersuchungsproblematik zu umreißen, gibt flüchtige Einschätzungen der umfangreichen Historiografie und widmet sich ansonsten vor allem der Frage nach den Auswirkungen der Ersten Besetzung auf das Besatzungsregime von 1941–1944. So wichtig dieser Aspekt mit Blick auf die Frage der Kontinuität im Gesamtkontext der Epoche der Weltkriege auch sein mag, kann dies eine umfassende Schlussbetrachtung nicht ersetzen.

Die unausweichliche Verflechtung der sich, in den unterschiedlichen Regionen vollziehenden Ereignisse und die daraus resultierenden zahlreichen Querverweise machen es für den Leser ausgesprochen schwierig, ohne die in Publikationen dieser Art gängigen Hilfsapparate auszukommen. Angesichts der Faktenmenge, zahlreicher nur wenig bekannter Ereignisse und der oft unbekannteren Protagonisten fehlt dem Buch ein Orts- und Personenregister. Auffällig ist auch der Schreibstil des Autors, seine Neigung zu überfrachteten und detailreichen Sätzen sowie ausgreifenden Kommentaren.

Das rezensierte Buch stellt den interessanten Versuch dar, die Geschichte der Ereignisse von 1918 durch das Prisma der deutschen Hegemonie in Osteuropa darzustellen. Es handelt sich zweifelsohne um eine für Spezialisten einer ganzen Reihe angrenzender Themen sehr nützliche Arbeit, die aber auch aufgrund ihres neuen Ansatzes zur Analyse der Endphase des Ersten Weltkriegs in den postimperialen Räumen sowie der gewaltigen Menge an Quellen und Literatur von großem Interesse ist. Darüber hinaus haben die vom Autor aufgestellten Annahmen hinsichtlich einer Kontinuität zwischen den beiden, von den Deutschen in Osteuropa etablierten Besatzungsregimen das Potential, einen neuen Impuls innerhalb der kontrovers geführten wissenschaftlichen Diskussion zur Geschichte des 20. Jahrhunderts zu geben.

Victor Dönninghaus, Lüneburg

Frank Hadler, Matthias Middell (Hrsg.): Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas, Bd. 1.: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017, 685 S., ISBN: 978-3-523-30173-9.

Der vorliegende Band versteht sich als eine mögliche Antwort auf die allerorten im östlichen Europa zu beobachtende „Renationalisierung der Geschichtsbilder“ (S. 9). Diesem Prozess sollen Analysen zu grenzüberschreitenden Verflechtungsprozessen mit Blick auf die Themenfelder „Territorialisierung“ (Steffi Marung / Matthias Middell / Uwe Müller), „Migration“ (Michael G. Esch), „Kultur“ (Beata Hock), „Wirtschaft“ (Uwe Müller) und „Internationalisierung“ (Katja Naumann) entgegengestellt werden. Ein im Prinzip begrüßenswertes Anliegen, zumal die Herausgeber zu Recht hervorheben, dass Ostmitteleuropa in der Transnationalisierungsforschung „bislang kaum Berücksichtigung gefunden hat“ (S. 13).

Dabei ist dieses „Ostmitteleuropa“ hier noch keine fest umrissene historische oder territoriale Einheit, in der Menschen schon immer danach strebten, einen wie auch immer gearteten nationalen Entwurf zu leben und zu verwirklichen, sondern erst einmal die Konstruktion eines geografischen „Containers“, der sich im weiteren Sinne vom Baltikum bis zur Adria und vom Schwarzen Meer bis zum Balkan erstreckt, im engeren Sinne jedoch die polnischen Teilungsgebiete, Böhmen / Mähren sowie das Königreich Ungarn umfasst. Die genannten Beiträge beziehen sich auf den zuletzt umrissenen Raum, wobei jedoch jeder einzelne ein eigenes – im gewählten Zeitraum (Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs) in den Sog diverser Nationalismen geratendes – Kerngebiet in den Focus nimmt. Das sind für Auswanderung und Arbeitsmigration vor allem die Ost- und Westgebiete des geteilten Polen (Galizien / Provinz Posen) sowie Oberungarn (Slowakei). Kulturelle Austauschprozesse werden prominent am Beispiel der Popularisierung polnischer und ungarischer Kunst bzw. (Volks-)Kultur in Westeuropa in den Blick genommen und die Darstellung der internationalen Verflechtungen hat die Formierung von Organisationen des Roten Kreuzes in Polen, Böhmen / Mähren und den ungarischen Gebieten zum Schwerpunkt. Bei den Betrachtungen zur transnationalen Ausrichtung von Wirtschaftsaktivitäten geht es wesentlich um das russische Polen (Łódź), das preußisch-deutsche Schlesien und Ungarn als Reichsteil der Habsburger Monarchie.

Insofern die beschriebenen Entwicklungen als offen in dem Sinne aufgefasst werden, als die entstehenden Nationalbewegungen zwar am Ende zu Nationalstaaten führten, jederzeit aber auch andere historische Verläufe denkbar gewesen wären (weshalb die handelnden Akteure niemals nur die Belange ihrer eigenen „Nation“ im Auge hatten), ist es folgerichtig zunächst das Verhältnis von *nation building* zu transnationalen Aktivitäten methodologisch zu klären. Frank Hadler und Matthias Middell widmen sich daher einleitend den Problemen, die entstehen, wenn man nicht die transnationale Geschichte von Staaten, sondern die von Regionen schreiben will, die als „imperiale Ergänzungsräume“ dreier sowohl kooperierender als auch in Konkurrenz zueinanderstehender Imperien (Habsburger und Russisches Reich sowie Preußen bzw. Deutsches Reich) aufgefasst und mit Zwängen eines sich herausbildenden Weltmarktes konfrontiert werden. In dem verfolgten Ansatz steht nicht die politische Geschichte im Zentrum; die wachsende globale Vernetzung wird vielmehr aus der Perspektive handelnder Eliten betrachtet und schließt Bemühungen bestimmter sozialer Gruppen wie die von Individuen ein, ihre „Lebensentwürfe dieser Dynamik anzupassen“ (S. 35). Es liegt auf der Hand, dass daraus die Notwendigkeit „problemzentrierte(r) Dar-

stellungen“ (S. 33) folgt, womit die Eigenart der folgenden Beiträge gut charakterisiert ist. Allerdings erwartet man nun einen präzisen Problemaufriss und Informationen zu den wichtigsten Akteuren in Form eines – wie der Titel nahelegt – praktikablen Handbuchs, eine Erwartung, die so nicht eingelöst wird.

Am ehesten entsprechen die vorliegenden Einzeldarstellungen einem solchen Anliegen. Zunächst wird von Steffi Marung, Middell und Uwe Müller herausgearbeitet, wie nationale Formierung und Territorialisierung (administrative und infrastrukturelle Durchdringung bzw. Erschließung der jeweiligen imperialen Ergänzungsräume) einander bedingen, indem sie zunächst transregionale Entwicklungen anstoßen, die dann Schritt für Schritt einen transnationalen Charakter annehmen. Neue Grenzregimes ziehen in sprachlich, kulturell und historisch miteinander verbundenen Regionen grenzüberschreitenden Handel und Personenverkehr nach sich; dem dienen der Ausbau von Eisenbahn- und Straßenverbindungen, neue Kommunikationsmittel wie das Telegrafennetz oder das Zeitungswesen, die ihrerseits wiederum Technologietransfer und den Austausch von Arbeitskräften notwendig machen und die Möglichkeiten kultureller Verflechtung befördern. Aufgrund der zunehmend vielgestaltigen Realität solcher Grenzräume ist dann die Internationalisierung von Ansätzen staatlicher Regulierung der einzig gangbare Weg, weltumspannende wirtschaftliche Aktivitäten zum eigenen Vorteil zu kanalisieren, womit das Verhältnis von Trans- und Internationalität einsichtig beschrieben ist. In den Text eingefügte Informationen mit biografischen Angaben zu einzelnen Persönlichkeiten beispielsweise nationaler Bewegungen wie Myhajlo P. Drahomanov (S. 79), können zwar die Problematik einzelner Aspekte – hier Staatsbürgerrecht mit Blick auf die in unterschiedlichen Reichsverbänden lebenden Ukrainer – erhellen, bleiben insgesamt aber nur illustrativ und entbehrlich, wenn es darum geht „Territorialisierungsprojekte“ richtigerweise als Reaktion auf die *global condition* zu verstehen und klar zu machen, warum selbst nach dem Ersten Weltkrieg „Alternativen zu einer nationalstaatlichen Ordnung erst im Zuge harter Auseinandersetzungen *ad acta* gelegt“ wurden (S. 129).

Michael G. Esch geht in seiner Darstellung transnationaler Praktiken von Migranten vor allem der Schaffung eines „sich über Grenzen hinweg erstreckenden sozialen Raum(es) mit komplexen politischen, sozialen und ökonomischen Netzwerken“ (S. 131) zwischen der Diaspora und den jeweiligen Herkunftsgebieten nach. Gemeint ist die ganze Bandbreite von politischer Emigration über die Arbeits- bis hin zu der bisher wenig beachteten Heiratsmigration. Auf diesem Wege bilde sich ein „informeller“ transnationaler Arbeitsmarkt, dessen Untersuchung Einsichten in die „Neuentstehung komplexer Zentrum-Peripherie-Beziehungen“ (S. 138) auf dem Gebiet der Herausbildung von Kommunikationswegen sowie Verkehrsmitteln und darin eingeschlossen des Kultur- und Technologietransfers bringen kann. Beispiele einzelner, in verschiedenen Ländern sich vollziehender Lebensläufe, wenig einsichtig „Transnationale Existenzen“ (S. 140) genannt und um die „kartographische Darstellung“ immigrantischer Siedlungsräume in Chicago (1950) ergänzt, dienen auch hier nur der Illustration und sind ohne eigenen Erklärungswert. Gezeigt wird allerdings, wie die in der Emigration von einer Minderheit entwickelten nationalen Programme auf Desinteresse bei der Mehrheit der Migranten stießen, deren „ambivalent-hybride“ Bewusstseinskonstruktion Esch „transnational“ (S. 175) nennt. Hingewiesen wird auf die Geschlechterverhältnisse, die allerdings wegen der noch beschränkten Forschungslage nur kurz angerissen werden.

Politische Emigration und Arbeitsmigration, die Rückübersiedlungen, die eine Verbreitung programmatischer Ansichten zum Schicksal der eigenen wie fremder Nationen usw.

einschließen, sind unbestreitbar Quellen kultureller Verflechtung und mannigfacher Transfers. Obwohl das Problem, „warum eine bestimmte Region verspätet zur nationalstaatlichen Eigenständigkeit gelangt ist“, entgegen dem sonst verfolgten offenen Konzept von Geschichte doch ein westeuropäisches Modell zum Vorbild nimmt, ist die daraus von Beata Höck abgeleitete Fragestellung, wie nämlich „die Gesellschaft(en) in dieser Region die Anregungen aus den globalen Flüssen aufgriffen und wie sie versucht haben, den darin vermuteten Gefahren für ihre Souveränität auszuweichen“ (S. 196), durchaus produktiv. Bestimmt wird die Rolle der entstehenden „kulturelle(n) Apparate“ (S. 198) als Austragungsort nationaler Divergenzen. Zwar sei es „den Nationalitäten“ mit Blick auf Weltausstellungen oder den Sport (Olympiaden) nur in den seltensten Fällen gelungen „aus dem Repräsentationsregime“ (S. 205) der ihnen übergeordneten Reichseinheiten auszubrechen, dennoch formierten sich gerade hier international beachtete nationale Eigenheiten wie der polnische „Zakopane-Stil“ (S. 208) oder die folkloristischen Elemente auf ungarischen Landesausstellungen. Transnationale Einflüsse werden am Beispiel der universitären Lehre, von Übersetzungstätigkeiten, der Vorbildrolle des tschechischen Sportvereins *Sokol* (inklusive des Widerstands der *Sokol*-Frauen gegen eine Militarisierung der Sportvereine) für vergleichbare Gründungen in anderen Regionen und anhand der Sprachenpolitik vorgeführt. Hier kann gezeigt werden, wie entgegen der ursprünglichen Intentionen die Anerkennung der „landesüblichen Sprachen“ in der Verfassung des österreichischen Reichsteils der Habsburger Monarchie „die Grundlagen für einen *Nationalitätenstaat*“ (S. 221) schuf. Den individuellen Akteuren und „ihren Formen der Grenzüberschreitung“ (S. 243) wird hier ein eigener Abschnitt gewidmet, was die Übersichtlichkeit von Verweisen auf einzelne Personen und Schicksale und mithin deren Erklärungswert mit Blick auf die gewählte Problemstellung dennoch nicht erhöht.

Obwohl, wie Uwe Müller gleich zu Anfang seines Beitrages über die „Verflechtungen der Wirtschaft während der ‚ersten Globalisierung‘“ hervorhebt, das wirtschaftliche Handeln „noch weniger als Politik oder Kultur national determiniert“ (S. 258) sei, folgt die Darstellung den Vorgaben der vorausgegangenen Beiträge und damit dem Transnationalisierungsparadigma. Das ist einsichtig, insofern Müllers Augenmerk der „Neuen Institutionenökonomie“ gilt, da die „Effizienz des Einsatzes von Produktionsfaktoren [...] entscheidend von der Qualität der Institutionen“ (S. 259) abhängt. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht das Wechselspiel von privater risikobehafteter Initiative und staatlichen Förder- oder Rettungsmaßnahmen in kapitalintensiven Bereichen wie dem Eisenbahn- und Straßenbau, der Schifffahrt, dem Kanalbau usw. Er kommt zu dem Schluss, dass der moderne „Interventionsstaat“ (S. 290) als Antwort auf globale Herausforderungen des späten 19. Jahrhunderts zuerst in Ostmitteleuropa entwickelt wurde. Fragen des Außenhandels, protektionistischer oder liberaler Wirtschaftsstrategien der jeweiligen Reichszentren lassen sich allerdings schwer als „transnational“ beschreiben, weshalb der Fokus auf Geldtransfers bzw. Investitionsentscheidungen innerhalb der jeweiligen Reichsteile (Österreich und Ungarn, Russland und Polen) sowie auf grenzüberschreitende Aktivitäten in der Provinz Posen und Schlesien gerichtet wird. Dabei kommt es unausweichlich zu Überschneidungen mit den Themenfeldern „Migration“ sowie „Verflechtung durch Internationalisierung“ im Sinne der Herausbildung internationaler Organisationen. Insofern jedoch deren Entwicklung und interne Probleme nicht weiter behandelt werden, sind die Hinweise geeignet auf den Zusammenhang der vorausgegangenen mit den folgenden Fragestellungen hinzuweisen und machen so die Logik des Darstellungsteils insgesamt einsichtig.

Katja Naumann kann darauf aufbauen, indem sie den jenseits der großen Politik entstehenden Regelungsbedarf „einer Vielzahl von Einzelfragen [...], seien es Ressourcenmanagement, Bildung, Gesundheit, Menschenrechte, humanitäre Hilfe und Entwicklung“ (S. 325) in den Blick nimmt und demonstriert, wie die global sich verdichtenden Kommunikationsnetze und Wirtschaftsbeziehungen die Entstehung von internationalen Organisationen erfordert, die nationalstaatliche Regelungen ergänzen und beeinflussen (Weltpostverein, Völkerrecht usw.). Verbindungen zu politischen und kulturellen Prozessen werden anhand von Beispielen aufgezeigt, die von der Internationalen Arbeiterassoziation über den YMCA bis hin zum „International Institute of Bibliography (IIB mit Sitz in Brüssel)“ (S. 357) reichen. Während hier viele Fragen nur angerissen werden, ist die Entstehung der Rot-Kreuz-Bewegung in Ostmitteleuropa facettenreich und in ihrem steten Wechselspiel von nationaler Ausprägung wie transnationaler Orientierung gut erfasst. Die auch hier eingeschobenen biografischen Notizen illustrieren das, ohne dass sie notwendig wären. Im Ersten Weltkrieg bewährte sich trotz der nationalen Ausrichtung der einzelnen staatlich vereinnahmten Rot-Kreuz-Organisationen die Zusammenarbeit im Internationalen Roten Kreuz (IRK). Ähnlich ausführlich und überzeugend gelingt Naumann die Darstellung der Herausbildung internationaler Frauenorganisationen, wobei sie den Ersten Weltkrieg nicht als Endpunkt dieser Entwicklung, sondern vielmehr als „Katalysator“ begreift. „Hinter den sich scheinbar auflösenden Netzwerken der Zivilgesellschaft steckt bei genauerem Hinsehen ein Wandel der Konnektivität: Transnationale Kooperation wird nach dem Krieg über den Völkerbund kanalisiert und folgt dessen Organisationsprinzip, welches das Internationale als Multiplikator des Nationalen begreift“ (S. 393).

Damit ist eine neue Qualität des Transnationalen bezeichnet, die begründet, warum der Darstellungsteil mit dem Ersten Weltkrieg abschließt. Beendet ist auch der Teil, den man mit einigem guten Willen als „Handbuch“ bezeichnen kann. Die daran anschließenden, von denselben Autoren zu ihren Spezialgebieten verfassten Erläuterungen zum Forschungsstand sind sicher verdienstvoll und verschaffen dem fachwissenschaftlich Interessierten einen ausführlichen (Literaturverzeichnis) und gut kommentierten Überblick mit wichtigen Hinweisen auf Desiderata bisheriger Bemühungen, sind für ein eher allgemein an den aufgeworfenen Fragestellungen interessiertes Handbuch-Lesepublikum jedoch irrelevant. Insgesamt ist daher der Aufbau der vorliegenden Publikation als nicht besonders gelungen zu kritisieren. Wer sich jedoch die Mühe macht, beide Teile durchzuarbeiten, der wird auch im zweiten Teil interessante Fragen finden, die das aufgeworfene Problem vertiefen und zu weiteren Überlegungen Anlass geben. In der Tat verstellt das „konzeptionell auf das Erreichen nationalstaatlicher Eigenständigkeit ausgerichtete Design der bisherigen Gesamterzählungen [...] den Blick auf die transnationale Qualität der als wichtiges Charakteristikum der Region postulierten Multiethnizität“ (S. 423) und es ließe sich provozierend fragen, inwiefern das „Staatsversagen“ (S. 439) der Imperien für die Herausbildung selbstständiger Staaten wichtiger war als nationale Bewegungen. Dabei ist die stärkere Beachtung von Handlungsmotiven einzelner Persönlichkeiten, wie sie hier versucht wurde, für eine transnationale Geschichtsschreibung wichtig, weil nachzufragen wäre, „ob Transnationalität von Subjekten tatsächlich postnational oder nicht in mancher Hinsicht pränational ist“ (S. 461). Jedenfalls stimmt, dass „Transnationalismus als Ideologie den Bestrebungen von Privatleuten und nicht-staatlichen Akteuren in verschiedenen Ländern zugrunde [liegt], Brücken zu bauen und sich für gemeinschaftliche Aktivitäten zu engagieren“ (S. 576).

Aufgrund der anregenden und eine geografische Leerstelle ausfüllenden Einsichten und der Anknüpfungspunkte für künftige Studien sei der vorliegende Band trotz fehlender Handlichkeit allen Ostmitteleuropa-Interessierten empfohlen.

Frank Steffen, Suceava

Benedikt Tondera: Reisen auf Sowjetisch. Auslandstourismus unter Chruschtschow und Breschnew 1953–1982, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2019, 340 S., 8 Abb., 3 Tab., ISBN 978-3-447-11108-9.

Mit seiner Forschungsarbeit über die Problematik des sowjetischen Auslandstourismus lädt Benedikt Tondera seine Leserschaft zu einer mentalen Reise ins sozialistische und kapitalistische Ausland ein. Diese gestaltet sich hürdenreich, wenig komfortabel, angespannt und hochpolitisiert und findet in ständiger Begleitung des Sowjetischen Staates, seiner verschachtelten Strukturen, moralischen Grundsätze, seiner designierten Vertreterinnen und Vertreter statt. Detailreich und sorgfältig recherchiert bezieht sich die Arbeit, die 2017 als Dissertation an der Leibniz Universität Hannover eingereicht wurde, zum Großteil auf Quellenbestände aus dem Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF) sowie dem Russischen Staatsarchiv für soziopolitische Geschichte (RGASPI). Außerhalb Russlands forschte Tondera zum Empfang sowjetischer Reisegruppen in staatlichen Archiven Polens (AAN, IPN) sowie im Bundesarchiv (BArch). Andere Quellen aus Presse, Literatur, Film sowie Geheimdienstberichten und Memoiren wurden hauptsächlich als Korrektive berücksichtigt. Damit befragt der Autor vor allem den offiziellen, staatlich vermittelten und normativen Diskurs über Auslandsreisen und porträtiert Dissonanzen und Wandel dieses Reisediskurses, der letztendlich vom Überwachungsstaat eingefordert und durch seine Kontrollmechanismen generiert wurde. Dass dadurch die Möglichkeit der Rezeption staatsferner Diskurse marginal bleibt, ist angesichts der Themensetzung verständlich und eine bewusste Entscheidung des Autors.

Für die Tourismusforschung ist „Reisen auf Sowjetisch“ als wichtiger Beitrag zu werten, der ein in der Forschung weiterhin vorherrschendes west-zentrisches Verständnis von touristischen Auslandsreisen um den historischen Alternativentwurf des sowjetischen Modells bereichert und somit der Tourismus-Debatte zu mehr Pluralität verhilft. Besonders ergiebige Themen in der Tourismusforschung sind außerdem die Rolle des Staates und seine Wertevorstellungen für die Organisation von Tourismus, sowie das dadurch entstehende Verhaltensnormativ der Reisenden und die historisch-empirische Semiotik des Labels „Tourist“. Für Forschende der Epoche des Kalten Krieges stellt die Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Frage der Kulturdiplomatie in Zeiten weltpolitischer und ideologischer Polarisierung dar. Osteuropaforschende wiederum können mit der Publikation ihr alltags- und strukturge-schichtliches Wissen über einen bisher unerforschten Bereich der post-stalinistischen Sowjetunion vertiefen und zu einem fundierten Verständnis darüber gelangen, wie diese Phase im größeren historischen Kontext einzuordnen ist. Für Einsteiger in die Materie ist das Buch zwar keine leichte Kost, bringt dafür aber umfassende, systematische Einblicke in die Materie: Die Ambition des Autors, die strukturellen Voraussetzungen für sowjetischen Auslandstourismus mit konkreten Reiseerfahrungen und -diskursen zu verbinden, verlangt von Lesenden Informationen über Kapitel hinweg zu verknüpfen und sich in einem detailreichen Text mit zahlreichen Unterkapiteln zurechtzufinden. Der Forschungszeitraum des Buches

reicht vom Tod Stalins (1953) und Chruschtschows Tauwetter bis zum Ende der Ära Brežnev im Jahr 1982. In vier Schritten nähert sich die Arbeit dem Thema der Auslandsreisen. Sie beginnt damit, die Vorgeschichte der Auslandsreisen im 19. und bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu beleuchten und Narrative aufzuzeigen, die auch im spätstalinistischen Tourismus wieder zum Tragen kamen. Im nächsten Schritt widmet sich die Monografie intensiv der Struktur und Organisation des sowjetischen Auslandstourismus ab 1955. Der Autor porträtiert die Hauptreiseorganisationen „Intourist“ und „Sputnik“, und erörtert die Rolle der Gewerkschaften, Freundschaftsgesellschaften und des Komsomol für die Organisation und Gestaltung von Auslandsreisen. Dabei wird klar, dass es nicht einen, sondern mehrere Ausprägungen des Auslandstourismus der UdSSR gab, die jeweils unterschiedliches Reiseklientel bedienten, verschiedene Reise-Schwerpunkte setzten und andere Werte in den Vordergrund rückten. Thema ist in diesem Teil des Buches auch die Darstellung der leitenden Akteurinnen und Akteure des Auslandstourismus: So verfügte jedes organisierte Reisegespann über eine geschulte Reiseleiterin bzw. einen geschulten Reiseleiter, eine Gruppenälteste bzw. einen Gruppenältesten, sowie meist auch eine Vertreterin bzw. einen Vertreter des KGB. Diese trugen dazu bei, die Reiseerlebnisse zu vermitteln, Konfliktsituationen zu identifizieren, die „Linientreue“ der Reisenden aufrechtzuerhalten, und das adäquate Bild ihrer Reisegruppe im Ausland zu vermitteln. Die Beobachtungen und schriftlichen Berichte von Reiseleiterinnen bzw. Reiseleitern und Gruppenältesten stellen zentrale Quellen für die spätere Analyse des gesellschaftlichen Reisediskurses und dessen historischer Entwicklung dar. Der Frage nachgehend, wie Sowjetbürgerinnen und Sowjetbürger an Auslandsreisegutscheine, *putevkis*, kamen, zeichnet der Autor schließlich die komplizierten Auswahlprozesse von Auslandsreisenden nach. Dabei wird die Lücke zwischen gesellschaftspolitischer Theorie und Praxis deutlich sichtbar. Zwar sollte in der Theorie jedem loyalen Bürger, jeder Bürgerin eine faire Chance auf Zugang zu einem Reise-Auswahlverfahren gewährleistet werden, doch gab es für die beauftragten Komitees und Organisationen keinen ausreichenden Anreiz, das komplexe Prozedere der Auswahl nach Plan durchzuführen. Als Ergebnis dominierten administrative Überforderung und soziale Reproduktion von Ungleichheit. Bezeichnend ist hierbei die Erkenntnis, dass durch das hochbürokratisierte Regelwerk des Auswahlverfahrens verhindert wurde, die ohnehin schon verhältnismäßig geringe Zahl an verfügbaren Auslands-Reisegutscheinen auszuschöpfen. Teile des devisa-freien Reisekontingents, das sich mittels Austausch von Auslandsreisenden in die Sowjetunion generierte, verfielen somit einfach, weil die verantwortlichen Stellen mit dem bürokratischen Aufwand der Rekrutierung und der Überprüfung von Reisekandidatinnen und Reisekandidaten schlichtweg überfordert waren. Diejenigen, die schließlich für die Reise zugelassen wurden, insbesondere für Reisen ins kapitalistische Ausland, waren zum Großteil gut situierte Parteimitglieder. Doch selbst für diese verlief das touristische Abenteuer nicht immer nach Plan: Nahtlose Reiselogistik und gute transnationale Kooperation mit Partnern, den ausländischen Reiseveranstaltern, waren keine Selbstverständlichkeit. Insbesondere dort, wo die zwischenstaatlichen politischen Beziehungen bröckelten, kam es des Öfteren zu Unannehmlichkeiten mit Transportmitteln und fehlendem Komfort in der Unterbringung.

Nach der ausführlichen Darstellung der Spielregeln sowjetischer Auslandsreisen und den Problemen, mit denen das System zu kämpfen hatte, wendet sich Tondera der konkreten Aushandlung unter den Reisegruppen sowie mit den bereisten Gesellschaften zu. Die Auslandsreisen stammten ganz klar aus der Feder eines Überwachungsstaates, der seine Herr-

schaft nach innen und nach außen zu festigen suchte: Das Auftreten der Reisenden sowie die Begegnungen mit ihren Gastgebern wurde durch Verhaltensnormen, Gesprächsleitfäden und Rituale des Miteinanders so von den Organisatoren orchestriert, dass Grauzonen von affektiver spontaner Begegnung oder der Vereinnahmung durch nicht-ideologiekonforme Realitätsentwürfe möglichst vermieden werden sollten. In anderen Worten: Stadtbummel mit der Urlaubsflamme, spontane Partyabende mit Urlaubsbekanntschaften oder einfach mal abschalten und die Seele baumeln lassen – waren unmöglich und wurden als Gefahr für das sowjetische Projekt wahrgenommen. Andererseits lautete das letzte Wort des Staates bei Grenzüberschreitungen der Verhaltensnormen nach 1953 nicht mehr physische Gewalt oder gar die Todesstrafe, wie noch wenig zuvor unter Stalins Terrorherrschaft. Mit den touristischen Auslandsreisen sollte zudem ein gutes Leben im Hier und Jetzt verwirklicht werden und nicht erst in einer unbestimmten Zukunft. Überschritten Touristen während der Reise die eng abgesteckten normativen Verhaltensgrenzen oder stellten einen alternativen Lebensentwurf zur Debatte, zum Beispiel durch Urlaubsflirts, Trunkenheit, Konsumbegeisterung oder Desinteresse an kulturellen Programmpunkten, wendete die Reiseleitung oder Mitglieder des Reisekollektivs allerdings verschiedene Methoden der moralischen Ächtung und Disziplinierungsmaßnahmen an. Diese Formen der Bestrafung konnten sich auf das Berufsleben, den gesellschaftlichen Status und die Reisefreiheit der Angeklagten auswirken.

Tondera protokolliert schließlich auch, wie sich mit den Jahren die Selbstwahrnehmung der sowjetischen Reisegruppen angesichts der Auslandsrealitäten veränderte und zeigt, wie sowjetische Touristen von ihren Gastgebern wahrgenommen wurden. So wandelte sich das Selbstbild sowjetischer Reisender im offiziellen Diskurs von „Zeitreisenden“, die zum „Aufholen und Überholen“ der kapitalistischen Moderne im Ausland unterwegs sind, zu Vertretern einer alternativen, menschlicheren Moderne, die sich nicht an den technischen Errungenschaften des materialistischen Westens misst. Im sozialistischen Ausland waren vor allem die Jahre des Prager Frühlings (1968) und der Solidarność-Bewegung (1980/81) einschneidend für die erlebte Realität der touristischen Begegnungen in der ČSSR und in der VRP sowie in den anderen „Bruderstaaten“. In vielen Fällen wurde das imperiale pro-sowjetische touristische Narrativ durch andere historische Narrative ersetzt und auch bei den Begegnungsritualen lief oft nicht alles nach Wunsch der sowjetischen Reiseleitung – aufgestaute Antipathien der Gastgeber gegen die Politik der UdSSR konkretisierten sich. Als Kernaussage dieses letzten Teils stellt Tondera touristisches Reisen als kulturdiplomatisches Unterfangen heraus, in dem Touristen zu idealen Botschaftern ihres Herkunftslandes stilisiert wurden. Der Erfolg dieses Unterfangens hing dabei zunächst einmal von der Professionalität der touristischen „Darstellerinnen und Darsteller“ ab. Schließlich wurden Auslandsreisenden nicht mehr nur nach ihrer Arbeitsleistung und Loyalität, sondern verstärkt auch nach musischen Begabungen ausgewählt. „Je überzeugender ein Sowjetbürger ‚seine‘ Kultur performativ umzusetzen wusste, desto besser“ (S. 283) erklärt der Autor. Mitglieder von Musik-Ensembles, die im Ausland auf Tournee waren und Facharbeiter, die im Ausland berufliche Fortbildungen besuchten, wurden wie selbstverständlich als Touristen bezeichnet. Was aus westlicher Sicht ungewöhnlich erscheint, lässt sich mit Tonderas kulturdiplomatischer Tourismus-These erklären: In diesem sowjetischen Verständnis waren ideale Touristen keine individuellen Weltenbummler oder gesichtslose Konsumenten, sondern wertvolle Kulturträger der sowjetischen Gesellschaft und lebende Beweise für den zivilisatorischen Erfolg der kommunistischen Idee. Gleichzeitig existierte für die Reisenden selbst aber durchaus ein

Unterschied zwischen ihrer repräsentativen Rolle als Touristen und der Aufgabe, sich qualifiziert weltpolitisch aus sowjetischer Sicht zu äußern. Eine Illustration dafür ist das Beispiel einer jungen sowjetischen Touristengruppe, die in Stuttgart 1968 unerwartet zur Teilnahme an einer öffentlichen Podiumsdiskussion mit politischen Vertretern und 400 Zuhörerinnen und Zuhörern eingeladen worden waren. Ihre Diskussionsbeiträge blieben verhalten und defensiv, sie seien schließlich „nur“ Touristen (S. 156). Neben vermehrten Ausbildungsangeboten für das touristische Leitungspersonal und die Reisenden selbst wurde Abhilfe für solche Situation ab 1978 auch durch ein staatlich redigiertes Informationsheft „UdSSR. 100 Fragen und Antworten“ geschaffen, das Auslandsreisenden für den Zweifelsfall opportune Antworten liefern sollte (S. 261).

Mit seiner Themenwahl beschreitet Tondera ein fast unerforschtes Gebiet, das dem Verfasser erlaubt, einige landläufige Thesen zur sowjetischen Herrschaft und deren Zerfall infrage zu stellen, insbesondere die These, der Auslandstourismus habe das System auf längere Sicht zum Bröckeln gebracht. Dieses Argument wird vielschichtig adressiert und letztendlich mit der Gegenthese beantwortet, die Wirkung sowjetischer Auslandsreisen sei eher als systemfestigend einzuschätzen und im Vergleich zu Inlandsreisen als weit weniger subversiv zu bewerten. Auslandstourismus erscheint zunächst als Testplattform der eigenen Fortschrittsbemühungen, später als sprichwörtliche Bühne (es werden immerhin professionelle Darstellende dafür eingesetzt) für die Selbstdarstellung der alternativen Moderne des sowjetischen Modells, dem Gegenentwurf zum kapitalistischen Modell. Wenn es Einbußen im Selbstbild und eine Schwächung des Glaubens an die Sowjetunion gab, dann vornehmlich durch die Begegnungen in den sozialistischen Bruderstaaten nach dem Prager Frühling von 1968 und während der *Solidarność*-Zeit in den frühen 1980er Jahren. Entgegen geläufiger Lesarten des sowjetischen Tourismus als wichtigem Ort der zunehmenden Systemkritik stellt die vorliegende Monografie die zunächst scheinbar offensichtliche Kausalität historischer Ereignisse infrage. Auch wenn die staatlichen Wunschvorstellungen letztendlich die Kapazitäten des Systems überschritten, die auf dem Reißbrett erschaffenen gesellschaftliche Entwürfe nur zum Bruchteil im Sinne des Staates verwirklicht wurden, und der Auslandstourismus letztendlich ein „gut gehütetes Geheimnis“ und ob der Verteilung und der Preise ein „Luxusgut“ (S. 201) blieb, gelang es dem sowjetischen Staat, seine Bürgerinnen und Bürger auch ohne kapitalistische Treitmühle im gesellschaftlichen Korsett festzuhalten und Ausbrüchen aus der sozialistischen Realität vorzubeugen. Die staatlichen Bemühungen, einen strukturellen, wirtschaftlichen und diskursiven Rahmen zu schaffen, in dem Staatsbürger das Versprechen des „guten Lebens“ im Kommunismus verwirklicht erfahren, während sie gleichzeitig als disziplinierte, höfliche und heitere Touristen der westlichen „Pornographie“ (S. 188) des Materialismus und der Dekadenz die Stirn bieten, oder alternativ die überlegenfreundlichen Beziehungen in die Bruderländer stärken, führten schrittweise durch normative Zwänge, autoritäre Kontrolle, ideologische Engmaschigkeit, und legislatorische und reisepädagogische Neuausrichtung in eine sowjetische Realität des Auslandstourismus, die für hunderttausende Reisende und die von ihnen bereisten Gesellschaften zur prägenden Lebenserfahrung wurde. Die Nachwirkungen dieser Erlebnisse auf das Palimpsest touristischer sowie auch staatsbürgerlicher Wertevorstellungen von Einzelpersonen, Familienverbänden und gesellschaftlichen Gruppen wäre eine interessante Anschlussfragestellung an diese erkenntnisreiche und lesenswerte Forschungsarbeit.

Hannah Wadle, Poznań

Bianca Hoenig, Hannah Wadle (Hrsg.): Eden für jeden? Touristische Sehnsuchtsorte in Mittel- und Osteuropa von 1945 bis zur Gegenwart, Göttingen: V & R unipress 2019, 379 S., 46 Abb., ISBN: ISBN: 978-3-8471-0984-6 oder als Online-Ausgabe ISBN: ISBN: 978-3-7370-0984-3.

In der Osteuropaforschung spielt der touristische Raum- und Erfahrungskonsum eine zunehmend größere Rolle. Wobei einerseits die konsumistisch-systemstabilisierende Rolle des Binnentourismus der sozialistischen Länder, andererseits die Antriebe und Images des Incoming-Tourismus im Fokus stehen. Dieser Band beginnt mit Letzterem, und zwar mit dem legendären Reiseführer zu „Molwanien“. Das fiktive „Land des schadhaften Lächelns“ steht für so ziemlich alles, was „Westler“ am postkommunistischen Südosteuropa schrecklich finden. In diesem Reiseführer wird das Gutmenschentum der wenigen Touristen, die dort Attraktives vorzufinden meinen, ins Lächerliche gezogen: Ist der touristische Raum eine Chronotopie, so wird Osteuropa hier zur Chronodystopie. Das mag inzwischen politisch unkorrekt sein, doch der Erfolg dieser Satire spricht Bände.

Der negative Blick auf Osteuropa hat eine lange Tradition und unter den touristischen Destinationen rangiert es heute „weit abgeschlagen“, wie die Herausgeberinnen konstatieren. Das schließt nicht aus, dass viele hier durchaus ihre „Sehnsuchtsorte“ suchten und fanden. Der Band will „mit interdisziplinären Methoden ein Panorama solcher Orte erarbeiten“, sowohl für die staatssozialistische Periode als auch für die Zeit nach 1989.

Nach einem ausführlichen, informativen Panorama des Forschungsfelds folgen 13 Beiträge, unterteilt in vier Abteilungen. Zuerst geht es modisch um „Raumnarrative“: Frauke Wetzel untersucht die Wahrnehmung des heute tschechischen Usti nad Labem (Außig) durch Ost- und Westdeutsche, wobei das Wort „Sehnsuchtsort“ bei dieser Industriestadt lediglich die Gefühle der Heimatvertriebenen trifft. Ein teils analoges Thema behandelt Ralf Meindl, nämlich die „Konfrontation der deutschen ‚Heimwehtouristen‘ mit ihren Sehnsuchtsorten“: Die Erinnerung und die vorgefundene Realität bilden zwei als schmerzlich unterschiedlich empfundene „Heimaten“. Tanja Hoffmann gibt sodann einen Einblick in Texte über die Krim. Der Künstler Soliman Lawrence präsentiert 16 Fotos zum jüdischen Leben in Polen; die 16 Bildtexte lauten stets überraschungsfrei: „Soliman Lawrence“ (so stört es wenigstens nicht, dass sie nicht übersetzt wurden).

In der zweiten Abteilung geht es um das titelgebende „Eden“ im Sozialismus, wobei die DDR der Osteuropaforschung zugeschlagen wird (ein leidiges Zuordnungsproblem, das gewissen Sprengstoff birgt): Axel Zutz gibt eine ausführlich-präzise Darstellung der Entwicklung des „Erholungsgebiets Senftenberger See“, eine „Kulturlandschaft als Gemeingut“, die – wie schon in der NS-Zeit geplant – aus einem rekultivierten Tagebau gestaltet wurde. Bianca Hoenig liefert einen kurzen, schwungvollen Beitrag über den Nachkriegstourismus in der Tatra.

Die folgende Abteilung widmet sich „Tourismusbegegnungen zwischen Ost und West“: Benedikt Tondera analysiert dies eingehend am Beispiel von Sowjet-Bürgern in kapitalistischen und sozialistischen Ländern; Tobias Wunschik betrachtet subtil die West-Sehnsucht am Beispiel der Motorradrennen auf dem Sachsenring; Sune Bechmann-Pedersen analysiert das „Selling (of) Eastern Escapes to Scandinavians“.

In der letzten Abteilung geht es um das „Erbe“ des Sozialismus: Michael Zinganel thematisiert – reich bebildert – eine noch ungewöhnliche Form des *Dark Tourism*, näm-

lich „Ruinensafaris“ zu den Relikten der Tourismusarchitektur im ehemaligen Jugoslawien, die heute wirken „wie von einem anderen Stern“ (mir fiel bei den Bildern Goethe ein: „gestürzte Mauern, klassisch dumpfe Stellen“). Sabine Stach untersucht die „städtetouristische Vermarktung des kommunistischen Erbes“: Ausgehend von Berlin nach dem Mauerfall hat diese Form der „Zeitreise mit Rückfahrchein“ (Hasso Spode) inzwischen ihren festen Platz im Tourismusmarketing vieler osteuropäischer Hauptstädte. Agata Bachórz behandelt Nostalgie-Reisen von „Polish Tourists in Russia“. Und Hannah Wadles ethnografische Feldforschung analysiert detailliert und anschaulich den Funktions- und Bedeutungswandel einer Seglerkneipe in Masuren.

Den Abschluss bildet löblicherweise ein Register. Der (auch buchtechnisch) solide gemachte, meist gut geschriebene und in der Tat interdisziplinäre Sammelband betritt teils Neuland, teils schreibt er Bestehendes meist überzeugend fort. Ihm ist eine weitere Verbreitung zu wünschen. Schade, dass drei Beiträge nicht übersetzt wurden; das begrenzt den Leserkreis *per se* auf das enge Fachpublikum.

Hasso Spode, Berlin/Hannover

Die Autorinnen und Autoren der Abhandlungen

Gregor Babelotzky, e-mail: babelotzky@tss-hd.de

Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Theodor Springmann Stiftung Heidelberg; Dissertation: J.M.R. Lenz als Prediger der weltlichen Theologie und des Naturalismus. Wechselwirkungen zwischen Prediger und Dichter in Biographie und poetischem Schaffen, Göttingen 2019. Forschungsschwerpunkte: Forschungen zum Sturm und Drang, 20. Jahrhundert, Edition und Computerphilologie. Publikationen u.a.: als Herausgeber: Ludwig Philipp Hahn: Sämtliche Dramen. Mit Rezeptionszeugnissen und einem Nachwort herausgegeben von Gregor Babelotzky, Saarbrücken 2019; gemeinsam mit Annja Neumann, Judith Beniston, Kaltërina Latifi u.a.: Arthur Schnitzler, Marionetten, in: Wolfgang Lukas, Michael Scheffel, Andrew Webber, Judith Beniston (Hrsg.): Arthur Schnitzler digital (Werke 1905 bis 1931), Cambridge 2018; Leonard Keidel, Janina Reibold (Hrsg.): Johann Georg Hamann: Kommentierte Briefausgabe. Hrsg. auf Grundlage der Vorarbeiten Arthur Henkels, unter Mitarbeit von Gregor Babelotzky, Konrad Bucher, Christian Großmann u.a., Heidelberg 2020 ff.

Thomas Ehlert

Dr. theol., seit 1997 ev. Pfarrer in Berne (Wesermarsch); Dissertation: Traugott Hahn (1875–1919) – Leben, Wirken, Martyrium, Spiritualität und Theologie, Erlangen 2018 (FAU Studien aus der Philosophischen Fakultät. 10). Publikationen: zahlreiche literarisch-theologische Veröffentlichungen u.a. in „Homiletische Monatshefte“ sowie kulturwissenschaftliche Veröffentlichungen u.a. Das Motiv der Wanderschaft – einige Gehversuche zwischen Kulturhermeneutik, Philosophie und Theologie, in: Reinhard Rakow (Hrsg.): Winterreise. Anthologie zu den Dritten Berner Bücherwochen, Vechta-Langförden 2011, S. 341-371; Eine Entdeckungsreise in das Land der Lebensveränderungen-Momentaufnahmen und Gedankenminiaturen, in: Dörte Spiekermann, Reinhard Rakow (Hrsg.): Wenden. Ein Lesebuch für die Wesermarsch, Vechta-Langförden 2012, S. 434-454; Die Herausforderung, eine eigenständige Persönlichkeit zu werden – von Trotz, Selbstwerdung, Freiheit und Verantwortung, in: Reinhard Rakow (Hrsg.): Trotz alledem. Anthologie zu den Vierten Berner Bücherwochen, Vechta-Langförden 2013, S. 162-179; Von der Köstlichkeit des Alltags oder von der Suche danach, in: Reinhard Rakow, Dörte Spiekermann (Hrsg.): Alltag, Alltag, jeder Tag. Das Lesebuch der Wesermarsch für alle Tage, 6. Berner Bücherwochen, Vechta-Langförden 2017, S. 269-295.

Andrea Griffante, Department of 20th Century History, Lithuanian Institute of History, Kražių g. 5, LT-01108, Vilnius, Lithuania, e-mail: griphusrex@yahoo.it

Senior Research Fellow am Litauischen Historischen Institut für Geschichte, Vilnius; Studium und Diplom an der Universität Trieste (2004), PhD im Fach Geschichte an der Universität in Klaipėda (2011). Forschungsschwerpunkte: die humanitäre Krise in Ober Ost während des Ersten Weltkriegs; Sozialgeschichte und Geschichte der Kindheit; aktuelles Forschungsprojekt zur internationalen humanitären Intervention im Baltikum, frühe 1920er Jahre. Jüngste Publikationen u.a.: Children, Poverty and Nationalism in Lithuania, 1900–1940, London 2019; Oriente baltico. Un secolo di sguardi italiani su Lituania, Lettonia ed Estonia, Roma 2018; Lazy or diseased? Changing conceptions of beggars and vagrants in

the Lithuanian discourse from the end of the nineteenth century to 1940, in: *Journal of Baltic Studies* 51 (2020), Nr. 1, S. 1-15; *Making the Nation: Refugees, Indigent People, and Lithuanian Relief, 1914–1920*, in: Tomas Balkelis, Violeta Davoliūtė (Hrsg.): *Population Displacement in Lithuania in the Twentieth Century: Experiences, Identities and Legacies*, Brill, Leiden-Boston 2016, S. 21-41.

Martyn Housden, School of Social Science, Faculty of Management, Law and Social Sciences, University of Bradford, Bradford West Yorkshire BD7 1DP, United Kingdom, e-mail: v.m.housden@bradford.ac.uk

Reader in Modern History in the Division of Sociology and Criminology, Faculty of Management, Law and Social Sciences, University of Bradford, UK. He has written extensively about German History 1918–1945, with a particular focus on the relationship between Germany and the lands towards the East. His earlier books include: *Helmut Nicolai and Nazi Ideology*, London 1992; *Resistance and Conformity in the Third Reich*, London 1997; *Hitler. Study of a Revolutionary?*, London 2000; and *Hans Frank. Lebensraum and the Holocaust*, Basingstoke 2003. More recently, he has examined Baltic Germans and the quest cultural autonomy in Europe during the inter-war period (*On their own Behalf. Ewald Ammende, Europe's National Minorities and the Campaign for Cultural Autonomy 1920–1936*, Amsterdam 2014). Currently he is researching and beginning to write about the Baltic German community in Germany after 1945.

Kristina Jõekalda, Institute of Art History and Visual Culture, Estonian Academy of Arts, Põhja pst 7, 10412 Tallinn, Estonia, e-mail: kristina.joekalda@artun.ee

Junior Research Fellow at the Institute of Art History and Visual Culture, Estonian Academy of Arts. She has published on various aspects of the history of Baltic German and Estonian art history and heritage preservation in connection with identity-making, including the dissertation „German Monuments in the Baltic Heimat? A Historiography of Heritage in the ‚Long Nineteenth Century““, Tallinn 2020, forthcoming. She has also published the edited volumes „Debating German Heritage: Art History and Nationalism during the Long Nineteenth Century“ (with Krista Kodres, special issue of *Kunstiteaduslikke Uurimusi / Studies on Art and Architecture* [2014]); and with Krista Kodres, Michaela Marek: *A Socialist Realist History? Writing Art History in the Post-War Decades*, Köln 2019.

Ineta Lipša, Institute of Latvian History, University of Latvia, Basteja bulvaris 4, 1050 Rīga, Latvia, e-mail: ineta.lipsa@lu.lv

Dr. hist., senior researcher at the Department of 20th Century Research, ILH, LU. Her research is based in gender, sexuality and Soviet studies. She has written on the history of gender, family, sexuality and private life. Her academic interests are focused on the inter-war period in the history of the 20th century. Publications: *Seksualitāte un sociālā kontrole Latvijā, 1914–1939* [Sexuality and Social Control in Latvia, 1914–1939], Rīga 2014; *Nation Building and Gender Issues in Interwar Latvia: Representations and Reality*, in: Lazar Fleisman, Amir Weiner (eds.): *War, Revolution, and Governance: The Baltic Countries in the Twentieth Century*, Boston 2018, pp. 30-55; *Categorized Soviet Citizens in the Context of the Policy of Fighting Venereal Disease in the Soviet Latvia from Khrushchev to Gorbachev (1955–1985)*, in: *Acta medico-historica Rigensia XII* (2019), pp. 92-122, doi:10.25143/amhr.2019.XII.04; with Plakans Andrejs: *Stigmatized cohabitation in the*

Latvian region of the eastern Baltic littoral: nineteenth and twentieth centuries, in: Dalia Leinarte, Jan Kok (eds.): *Cohabitation in Europe: A Revenge of History?*, London 2018, pp. 42-58.

Merili Metsvahi, Universität Tartu, Ülikooli 18, 50090 Tartu, Estland, e-mail: merili.metsvahi@ut.ee

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für estnische und vergleichende Folkloristik am Institut für Kulturforschung an der Universität Tartu; Dissertation an der Universität Tartu, Fachbereich Folkloristik: *Indiviid, mälu ja loovus. Ksenia Mürsepa mõttemaailm folkloristi pilgu läbi* [Individuum, Erinnerung und Kreativität. Ksenia Mürseps Gedankenwelt aus dem Blickwinkel einer Folkloristin], Tartu 2007. Forschungsschwerpunkte: der estnische Volksglaube, insbes. die Werwolf-Überlieferung, die Ostsee-finnischen Märchen, die Frau in der estnischen Folklore und in der vormodernen Gesellschaft. Publikationen: als Herausgeberin: *Folkloristlikud välitööd* [Folkloristische Feldarbeiten], Tallinn 2017; *Sõsara sõrmeluud. Naised eesti muinasjuttudes* [Die Fingerknochen der Schwester. Frauen in estnischen Märchen], Tallinn 2018; gemeinsam mit Ülo Valk: *Regivärsist netinaljadeni. Sisesejuhatuse rahvaluulesse* [Vom Runenvers zu Internetwitzen. Einführung in das Volkslied], Tartu 2005.

Rüdiger Ritter, e-mail: RRitter@gmx.de

Dr. phil., Osteuropahistoriker, Musikwissenschaftler, Ausstellungskurator; langjähriger Lehrbeauftragter an der Universität Bremen, außerdem an der Freien Universität Berlin und an der Jacobs University Bremen; Gastdozenturen in Olomouc, Poznań, Toulouse; Dissertation über „Stanisław Moniuszko in der polnischen Nationalbewegung“, Universität Köln 2004; Habilitand über „Jazz als Waffe? Willis Conover und seine Radiosendungen im ehemaligen Ostblock“, Technische Universität Chemnitz; stellv. Leitung des Museums der 50er Jahre Bremerhaven; Organist und Chorleiter an St. Dionys, Bremerhaven. Derzeit Mitarbeit am Aufbau eines Dokumentationszentrums über das polnische DP-Lager Maczków in Haren (Ems). Forschung u.a. in den Projekten „Das Deutschlandbild der Russen und das Russlandbild der Deutschen“, Universität Wuppertal, „Kollektive Identitäten und Geschichte in postsozialistischen Diskursen: Belarus, Litauen, Polen, Ukraine“, Universität Bremen, „Amerikaner in Bremerhaven“, Museum der 50er Jahre Bremerhaven, „Europadiskurse im polnischen Zweiten Umlauf“, Forschungsstelle Osteuropa Bremen, „Solidarität mit Hindernissen. Die schwierige Verständigung von Solidarność-Mitgliedern in Westdeutschland zu Beginn der 1980er Jahre“, Technische Universität Chemnitz, „Commemorative Culture: Jacobs University Campus History“, Jacobs University Bremen.

Maris Saagpakk, Universität Tallinn, Narva mnt. 25, 10120 Tallinn, Estland, e-mail: saagpakk@tlu.ee

Assoziierte Professorin für deutsche Kulturgeschichte und Literatur an der Universität Tallinn; Promotion über die deutschbaltische Autobiografik 2007. Forschungsschwerpunkte: deutschbaltische Literatur und Kultur, Mehrsprachigkeit in der Literatur und Didaktik, postkoloniale Ansätze in der Literaturwissenschaft, Linguistic Landscape und ihre didaktische Anwendung. Publikationen: gemeinsam mit Frank Thomas Grub (Hrsg.): *Brückenschläge Nord: Landeskunde an der Schnittstelle von Schule und Universität. Nordeuropäische Arbeiten zur Literatur, Sprache und Kultur*, Frankfurt a.M. 2020; *Der fremde Blick. Einige*

Überlegungen zur Autorposition in den Berichten von Johannes Gutsclaff und Reiner Brockmann über die estnischen Bauern, in: Raivis Bičevskis, Jost Eickmeyer, Andris Levans u.a. (Hrsg.): Baltisch-deutsche Kulturbeziehungen vom 16. bis 19. Jahrhundert. Medien – Institutionen – Akteure, Heidelberg 2017, S. 215-236; Zur Rezeption von Dramen August von Kotzebues in Estland, in: Alexander Košenina, Kristsel Pappel, Harry Liivrand: August von Kotzebue: Ein streitbarer und umstrittener Autor, Hannover, S. 137-154.

Valentina Talerko, Universität Daugavpils, Vienibas 13-210, Daugavpils, Lettland, e-mail: vtalerko@inbox.lv

Dr. phil., seit 2000 Dozentin für deutsche Philologie an der Universität Daugavpils; Publikationen: zahlreiche literaturwissenschaftliche, linguistische und historische Veröffentlichungen über das Werk Theodor Storms sowie über das literarische Erbe der deutschen Minderheit im Baltikum; 2014 Dissertation mit dem Titel „Pasaules ainās pamatmodeļi T. Štorma prozā (1847–1865) [Grundmodelle des Weltbildes in den Werken Th. Storms (1847–1865)], Daugavpils 2014; Das Deutschlandbild in Werken deutschbaltischer Autoren der Zwischenkriegszeit, in: Atmiņa Identitāte Kultūra 2 (2018), S. 153-167; Das Leben in der Nachbarschaft. Am Beispiel einiger deutschbaltischer Texte, in: Valoda 26 (2016), S. 369-375; Der russisch-deutsche Schriftsteller Andreas von Sadonsky, in: Dirk Baldes, Inta Vingre (Hrsg.): Deutsch-baltischer Kulturtransfer. Beiträge einer Tagung zur Perspektivierung der nordosteuropäischen Literatur- und Kulturbeziehung vom 3.-4. September 2012 in Daugavpils, Daugavpils 2013, S. 51-58.

Baiba Vanaga, Schlossmuseum Rundāle, Pilsrundāle, Rundāles novads, 3921 Rundāle, Lettland, e-mail: baiba.vanaga@rundale.net

Dr. art., Kunsthistorikerin, Leiterin der Abteilung für Kunstforschung am Schlossmuseum Rundāle; Dissertation: Künstlerinnen in Lettland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1915, Lettische Kunstakademie 2015. Forschungsschwerpunkte: Kunstleben in Lettland vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, Künstlerinnen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Historische Sammlungen. Publikationen u.a.: Women Artists and their Work as a Subject of Exhibition Reviews in Latvia: The 1840s–1915, in: Kristiāna Ābele (Hrsg.): Representing Art History in the Baltic Countries: Experiences and Prospects (Special Issue of Kunstiteaduslikke Urumusi, Bd. 27/1-3), Tallinn 2018, S. 76-106; The Exhibition of Former Students of the Elise von Jung-Stilling Drawing School in Riga in 1904, in: Artl@s Bulletin, 8 (2019), H. 1: Women Collective Exhibitions, 1876–1976, S. 38-52.

Denise von Weymarn-Goldschmidt, Staatsarchiv Luzern, Schützenstr. 9, 6003 Luzern, Schweiz, e-mail: dvw@sunrise.ch

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Staatsarchiv Luzern; Forschungsschwerpunkte: Familiengeschichte, Geschlechtergeschichte, Historische Anthropologie. Publikationen: *De mortuis nil nisi bene* oder was uns die Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ über die deutschsprachige Gesellschaft der Ostseeprovinzen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verraten, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 14 (2019), S. 114-135; Von Konkurrenten und Lieblingen – Geschwisterbeziehungen im deutschbaltischen Adel des 18. und 19. Jahrhunderts, unveröffentl. Diss. an der Universität Basel 2017.

Anja Wilhelmi, Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa (Nordost-Institut) e.V. an der Universität Hamburg, Lindenstr. 31, 21335 Lüneburg, e-mail: a.wilhelmi@ikgn.de

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e. V. (IKGN e. V.) in Lüneburg. Forschungsschwerpunkte: Sozial- und Mentalitätsgeschichte, Gender Studies insbesondere Baltikum. Publikationen u.a.: (De-) Tours of an Artist – Education Opportunities for German Women in the First Half of the 19th Century, in: Tartu Art Museum (Hrsg.): Julie Hagen-Schwarz. The First Estonian Female Artist, Tartu 2018, S. 123-133; To Italy! Elise Jung-Stilings travel journal, in: Eesti Kunstmuseum (Hrsg.): Creating the Self. Emancipating Women in Estonian and Finnish Art, Tallinn 2019, S. 45-56.

Julian Windmöller, Doktorand an der Leuphana Universität Lüneburg, e-mail: julian.windmoeller@stud.leuphana.de

Doktorand an der Leuphana Universität Lüneburg; Arbeitstitel der Dissertation: „Selbstverortung in bewegten Zeiten – Das Herrenhaus Allatzkiwwi und seine Bewohner Ende des 19. Jahrhunderts“; 2017–2019 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Programm „PriMus – Promovieren im Museum“ an der Leuphana Universität Lüneburg. Forschungsschwerpunkte: Materielle Kultur, Nation/Kultur/Identität-Paradigmen in der Neuzeit, Umwelt- und Technikgeschichte; seit 2014 Erfahrung mit Ausstellungsprojekten v.a. im kultur-/historischen Bereich. Publikationen: Perspektiven auf die Budapester Kettenbrücke. Sinngebung zwischen National- und Transnationalität, in: Anna Ananieva (Hrsg.): Zirkulation von Nachrichten und Waren. Stadtleben, Medien und Konsum im 19. Jahrhundert, Tübingen 2016, S. 251-255.